This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Moſes Mendelsſohn.

Sein Leben und ſeine Werke.

Moſes Mendelsſohn.

Sein Leben und ſeine Werke.

Von

Dr. M. Kayſerling.

Nebſt einem Anhange
ungedruckter Briefe von und an Moſes Mendelsſohn.

Leipzig,
Hermann Mendelsſohn.
1862.

210. c. 324.
~~200. k. 43~~.

Das Recht der Ueberſetzung bleibt vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch. Jugend.

		Seite
1. Kapitel.	Das Vaterhaus	1
2. „	Der Talmudjünger	8
3. „	Doctor Gumperz	17
4. „	Der Hauslehrer	24

Zweites Buch. Der junge Philosoph.

5. Kapitel.	Lessing	35
6. „	Erster schriftstellerischer Versuch	42
7. „	Die Akademie und die Akademiker	48
8. „	Rousseau	56

Drittes Buch. Mathematische und musikal. Studien.

9. Kapitel.	Nicolai	65
10. „	Das gelehrte Kaffeehaus und Mendelssohn's mathematische Studien	70
11. „	Der Künstler und Dichter	75

Viertes Buch. Der Aesthetiker.

12. Kapitel.	Die Briefe über die Empfindungen	81
13. „	Der Aesthetische Briefwechsel	91
14. „	Hauptgrundsätze der schönen Künste u. Wissenschaften	95
15. „	Mendelssohn's übrige ästhetische Abhandlungen	99

Fünftes Buch. Die Periode der beginnenden Reife.

16. Kapitel.	Der Buchhalter	106
17. „	Der Journalist und Kritiker	111
18. „	Mendelssohn und Friedrich der Große	119
19. „	Heirath	127
20. „	Die Preisaufgabe	138
21. „	Mendelssohn und die Juden	142

Seite

Sechstes Buch. Phädon.

22. Kapitel. Entstehung des Phädon 148
23. „ Sokrates 152
24. „ Mendelssohn über den Selbstmord 155
25. „ Beweis für die Unsterblichkeit 160
26. „ Wirkungen 165

Siebentes Buch. Deutsche Klassiker.

27. Kapitel. Mendelssohn und Hamann 170
28. „ Mendelssohn und Herder 175
29. „ Gleim, Jacobi, Knebel, Weisse, Wieland, Leisewitz, Alxinger 178

Achtes Buch. Jabater.

30. Kapitel. Erste Bekanntschaft und Bekehrungsversuch . . 184
31. „ Mendelssohn's Erwiderung 190
32. „ Bonnet 198
33. „ Kölbele und Consorten 201
34. „ Die Vertheidiger 210

Neuntes Buch. Mendelssohn's Reise nach Braunschweig.

35. Kapitel. Mendelssohn und der Erbprinz von Braunschweig 217
36. „ Mendelssohn und Lessing 223
37. „ Mendelssohn und die Akademie 229

Zehntes Buch. Sieben Ruhejahre.

38. Kapitel. Mendelssohn's Krankheit 234
39. „ Pyrmont, Mendelssohn und Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe 240
40. „ Mendelssohn in Baruth und Dresden. August von Hennings 248
41. „ Ein Reiseabenteuer 254
42. „ Mendelssohn in Königsberg 256
43. „ Mendelssohn's und Lessing's letztes Zusammentreffen 259

Seite

Elftes Buch. Mendelssohn als Vertreter seiner Glaubensgenossen.

44. Kapitel. Die politische Lage der Juden 266
45. „ Mendelssohn's Verwendungen für die Juden in der Schweiz und in Sachsen 271
46. „ Die Begräbnißfrage 276
47. „ Die Ritualgesetze der Juden und der Judeneid 280

Zwölftes Buch. Die Bibelübersetzung.

48. Kapitel. Anlaß und Zweck 284
49. „ Allgemeine Theilnahme und Fortgang 288
50. „ Fortgang der Uebersetzung 297
51. „ Naphtali Hartwig Wessely 301
52. „ Herz Homberg 310
53. „ Die Psalmen 315
54. „ Wirkungen 321

Dreizehntes Buch. Lessing.

55. Kapitel. Nathan der Weise 327
56. „ Lessing's letzte Jahre 337
57. „ Lessing's Tod 341
58. „ Herder's Annäherung 345
59. „ Lessing's Charakter 348

Vierzehntes Buch. Religion und Judenthum.

60. Kapitel. Emancipation 352
61. „ Staat und Kirche 355
62. „ Die Macht der Kirche 359
63. „ Judenthum 364
64. „ Ceremonialgesetz 369
65. „ Toleranz, nicht Glaubensvereinigung 374
66. „ Urtheile über „Jerusalem" 378
67. „ Rabbinismus 385

Fünfzehntes Buch. Philosophie.

68. Kapitel. Die Wolfianer 391
69. „ Der Popularphilosoph 394
70. „ Der moderne Sokrates 401
71. „ Der gesunde Menschenverstand 405

Seite

Sechszehntes Buch. Jacobi.

72. Kapitel. Eliſe Reimarus und Jacobi 411
73. „ Leſſing Spinoziſt 414
74. „ Widerlegung Jacobi's 418
75. „ Joſeph Mendelsſohn 422
76. „ Die beiden Humboldts 426
77. „ Entſtehung der Morgenſtunden 428

Siebenzehntes Buch. Morgenstunden.

78. Kapitel. Erkenntnißtheorie 431
79. „ Gott 437
80. „ Kosmologie 440
81. „ Mendelsſohn und Spinoza 444
82. „ Mendelsſohn und Kant 448
83. „ Jacobi und Mendelsſohn 454
84. „ An die Freunde Leſſing's 461
85. „ Mendelsſohn's Tod 465
86. „ Allgemeine Theilnahme 469
87. „ Der hundertjährige Geburtstag 474
88. „ Der Menſch unter Menſchen 477

Anhang. Briefe von und an Moſes Mendelsſohn . . . 485

Erſtes Buch.

Jugend.

Erſtes Kapitel.

Das Vaterhaus.

Deſſau, die kleine Hauptſtadt im Anhalt'ſchen, ſtrahlt in der Reihe derjenigen Plätze Deutſchland's, welche auf die Cultur der Juden und auf die Umgeſtaltung ihrer politiſchen und religiöſen Verhältniſſe ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen weſentlichen Einfluß übten. Einzig und allein den Männern, welche aus ihm hervorgegangen, und den von dieſen gegebenen Anregungen und erſtrebten Zielen verdankt Deſſau ſeinen Ruhm; es zählt nicht zu den jüdiſchen Gemeinden, deren Alter ſich in graue Vorzeit verliert, denn erſt ſeit wenigen Jahrzehenden hatten ſich Juden hier angeſiedelt, als derjenige geboren ward, deſſen Name eine ſo weitreichende Bedeutung für die Juden, ihre Geſchichte und ihre Entwicklung erlangt hat. [1])

[1]) Erſt gegen 1680 wurden die Juden in Deſſau aufgenommen; ſpäter vermehrten ſie ſich, erhielten freie Religionsübung und erbaueten eine Synagoge. Die den Juden in Deſſau damals eingeräumten Privilegien waren bei weitem größer, als in den benachbarten Ländern. Beckmann, Hiſtoria des Fürſtenthums Anhalt (Zerbſt 1710), 376; Lindner, Geſchichte des Landes Anhalt (Deſſau 1833), 233.

Noch ist in der Spitalstraße zu Dessau die armselige Hütte vorhanden, in welcher „Moses Dessau“, wie die Alten ihn nannten, am 6. September 1729 (12. Elul 5489) das Licht der Welt erblickte. Wahrlich ein gesegnetes Jahr, das mit drei freien Geistern, Lessing, Reimarus und Moses Mendelssohn, Deutschland beschenkte, drei Männer, die, geistig verwandt, zu gemeinsamer Thätigkeit sich die Hände reichten.

Von der Kindheit und den Jugendjahren unseres Moses erfahren wir nur wenig; ihm selbst schienen seine Lebensumstände so bedeutungslos, daß er auch nicht das Mindeste davon aufgezeichnet hat,[1]) und Niemand hielt es der Mühe werth, die kleine unansehnliche Pflanze zu berücksichtigen und bis zur Zeit ihrer Blüthe zu beachten; Niemand kümmerte sich um die Entwicklung dieses Kindes, das mit vielen darin gleiches Schicksal theilte, armer aber ehrlicher Leute Kind zu sein. Die bedeutendsten Männer aller Zeiten sind ja selten aus den hauptstädtischen Kreisen hochgesteigerter Cultur oder aus den reichen Familien hervorgegangen, sie entsprossen meistens der anspruchslosen Unmittelbarkeit des bürgerlichen Lebens.

Von Moses Mutter — sie wird, wo es sich um Einfluß auf das Kind handelt, billig zuerst genannt — ist kaum mehr als der Name auf uns gekommen. Wir denken uns Suschen, so hieß die Glückliche, als eine jener tief und edel empfindenden, still thätigen und still duldenden jüdischen Frauen, denen man nicht selten in den jüdischen Familien jener Zeit begegnet, und könnte überhaupt von einem höhern Einfluß, welchen sie auf den Knaben übte, die Rede sein, wie ihn z. B. Schiller und Göthe, Herder und Kant der Mutter verdankten, so dürfte die zarte und fast weibliche Weichheit seines Gemüths, die scheue Keuschheit seines Empfindens als Erbtheil mütterlicher Tugend

[1]) Moses Mendelssohn's ges. Schriften (Leipzig 1843—45). V, 526.

betrachtet werden. Sie ſah den Liebling ihres Herzens nicht zum Manne reifen, indem ſie früh von ihm getrennt wurde; wenigſtens thut Moſes der Mutter nirgends Erwähnung.

Wohl aber hatte der Vater, Mendel, die beſeligende Freude, die Früchte ſeiner Erziehung reifen und im Greiſenalter den Sohn als Mann hochgeachtet und in der Welt geehrt zu ſehen; er konnte darin reichlichen Erſatz für die Sorgen und Mühen finden, welche er in früheren Jahren um ſeines Kindes willen ertragen hatte.

Mendel war, wie bereits erwähnt, arm und lebte ſpärlich von dem, was er als Schreiber von Thorarollen und als Elementarlehrer ſich verdiente. Vermöge ſeines Berufes, ſeiner heiligen, mühſeligen und ſchlecht lohnenden Beſchäftigung, ſtand er auf einer höhern Stufe der Bildung, als die große Maſſe ſeiner Glaubensgenoſſen; mit der Bibel und ihren Commentaren war er wohl vertraut und auch im Talmud nicht gänzlich unbewandert. Von dieſem Vater empfing Moſes den Hang zum Lernen und Studiren gleichſam erblich überliefert. An Aufmunterung und Aneiferung, wenn es noch deren bedurfte, ließ er es nicht fehlen, ja er war von einem faſt erſchreckenden Eifer erfüllt, ſein Kind zum frühzeitigen und anſtrengenden Lernen anzuhalten. Kaum über fünf Jahre alt, hatte ſich Moſes bereits die Kenntniß des Hebräiſchen und das Verſtändniß der alltäglichen Gebete angeeignet, das ihn der Vater ſelbſt zu lehren vermochte. Sobald er ihn ſeinem Unterrichte entwachſen glaubte, übergab er ihn der höhern Lehranſtalt, wie das Beth-Hamidraſch füglich genannt werden kann, wo anfangs ein gewiſſer R. Hirſch ſein Lehrer war. [1]) Nicht ohne Rührung vernimmt man, wie er den ſchwachen Knaben im harten Winter noch vor Tagesan-

[1]) Anhang, Nr. 3.

bruch, in einen alten abgeschabten Mantel gehüllt, in das Lehrhaus trug, um ihm den Unterricht angedeihen zu lassen, welchen ein berühmter Mann in Israel dort ertheilte.

Es war ein Glück für Moses und entscheidend für die ganze Richtung seines Geistes, der Schüler eines Mannes zu werden, der in jener Zeit, in welcher jedes profane Wissen bei den Juden verpönt war, auch außer dem Talmud und den Casuisten viel gelesen und studirt und mit der an Geisteserzeugnissen so reichen mittelalterlichen Literatur sich vertraut gemacht hatte. Dieser Lehrer war R. David Hirschel Fränkel, der damalige Oberrabbiner der Dessauer Gemeinde. Er beschäftigte seinen lernbegierigen, begabten Schüler nicht nur mit dem Talmud, und der Bibel, sondern machte ihn frühzeitig mit den philosophischen Anschauungsweisen der Commentatoren derselben bekannt und leitete seinen jugendlichen, aber im Denken geübten Sinn auf das religions-philosophische Werk „More Nebuchim" des Spaniers Maimuni, welches von entschiedenem Einfluß auf seine spätere Denkweise und von außerordentlicher Bedeutung für sein ganzes Leben wurde.

Kein Wunder, daß sich der Knabe mit brennendem Eifer auf ein Werk stürzte, das, im herrlichsten Stile geschrieben, sich als „Führer der Irrenden und Schwankenden" ankündigt und die Harmonie zwischen Glauben und Wissen, zwischen Gefühl und Erkenntniß, in überzeugender Weise herstellt. „Meine Hochachtung gegen diesen großen Lehrer", äußert einmal der Lithauer Jude, der in der neuern Philosophie wohlbekannte Salomon Maimon, „ging so weit, daß ich ihn für das Ideal eines vollkommenen Menschen hielt, und seine Lehren so ansah, als wären sie von der göttlichen Weisheit selbst diktirt worden." Dieses ging so weit, daß, da sich seine Begierden und Leidenschaften zu entwickeln anfingen, und er zuweilen befürchten mußte, sie möchten sich seiner bemächtigen und ihn zu Handlungen

verleiten, die dieſer Lehre zuwider waren, er alsdann als ein probates Gegenmittel ſich des Schwures zu bedienen pflegte: „Ich ſchwöre bei der ſchuldigen Ehrerbietung gegen meinen großen Lehrer Rabbi Moſes Ben Maimun, dieſe oder jene Handlung nicht zu begehen.“ Und dieſer Schwur war, ſoweit er ſich erinnern konnte, immer mächtig genug, ihn zurückzuhalten. [1])

Zu einer ſolchen Vergötterung ſtieg nun allerdings die Hochachtung nicht, welche Moſes gegen das Prototyp des freien Denkens hegte, aber die Beſchäftigung mit dem „More“ gab ſeinem Geiſte eine neue Richtung, und die in der Jugend eingeſogenen Lehren und Grundſätze kamen noch im ſpätern Alter wieder zur Geltung, wie er denn ſeines großen „Führers und Leiters“ gern und in inniger Verehrung gedachte. „Dieſem Maimuni“, ſagte er oft ſcherzend, „habe ich es zuzuſchreiben, daß ich einen ſo verwachſenen Körper bekommen; er allein iſt die Urſache davon; aber deswegen liebe ich ihn doch, denn der Mann hat mir manche trübe Stunde meines Lebens verſüßt, und ſo auf der einen Seite mich zehnfach für das entſchädigt, um was er mich in Betracht meines Körpers gebracht hat.“

Mittlerweile hatte Moſes das dreizehnte Jahr und ſomit das Alter erreicht, in welchem damals und in manchen Gegenden noch jetzt, die jüdiſchen Knaben und vornehmlich die unbemittelter Eltern dem Unterricht entzogen und angehalten werden, ſich ihren Unterhalt ſelbſt zu erſchwingen. Die Wahl eines Berufes verſetzte Moſes ebenſowohl wie die Eltern in nicht geringe Verlegenheit. An Studiren oder ein fortzuſetzendes „Lernen“ war trotz der Kenntniſſe, welche er ſich bereits angeeignet hatte, nicht zu denken, und mochte auch der fromme Mendel zuweilen den ſchönen Traum gehegt haben, ſeinen von der Natur

[1]) Salomon Maimon's Lebensgeſchichte (Berlin 1792), II, 3.

durch treffliche Anlagen begünstigten Sohn auf der von ihm eingeschlagenen Bahn zu lassen, um in ihm einst einen Rabbiner, die höchste Stufe, welche der Jude in jener Zeit erreichen konnte, zu erblicken, so machte ihm doch die eigene Armuth und die Kränklichkeit des Kindes die süße Hoffnung bald zu nichte. Wie hätte sich die zärtliche Mutter auch von ihrem Lieblinge auf mehrere Jahre trennen können? Und doch war ohne Trennung vom elterlichen Hause ein ferneres „Lernen“ nicht möglich, denn der würdige Lehrer, R. David Fränkel, weilte nicht mehr in Dessau. Es blieb den armen Leuten also nichts anderes übrig, als Moses für Handel und Schacher zu bestimmen: Moses Mendelssohn sollte wie die meisten seiner Alters- und Glaubensgenossen den schwerbeladenen Pack auf den schwächlichen Rücken nehmen und handeln.

Jedermann kennt das Erniedrigende dieses immerhin ehrlichen Erwerbszweiges, auf den die Juden Jahrhunderte hindurch angewiesen waren, und Moses hatte es sicherlich schon früh erfahren, mit welchem Spott und Schimpf diesen hausirenden Juden auf dem platten Lande wie in den Städten begegnet wurde. Hören wir, was Lazarus Bendavid, der geschmackvolle Aesthetiker, aus seinen Erlebnissen erzählt.

„Eines Morgens gehe ich, ein zwölfjähriger kleiner Knabe, mit meinem großen Packen unter dem Arm und der Elle in der Hand durch die alte Leipziger Straße in Berlin. Einem dort wohnenden Bäcker mußte dieses Ensemble aufgefallen sein und er rief mich hinein. Er fragte nach Manchester, und da ich wirklich sehr guten hatte, wollte er wissen, wie lange ein Paar Beinkleider von diesem Zeuge wohl halten könnten. Ich erwiederte, daß dieses von dem Umstand abhinge, ob er fleißig ritte oder nicht; im letzten Falle würden sie wohl vier Jahre halten. „Was?“

rief er; „nur vier Jahre! Ein mancheſternes Beinkleid muß ewig halten.“ Das empörte mich, den angehenden Metaphyſiker, und ich demonſtrirte ihm, daß Alles, was einen Anfang hat, auch ein Ende haben müſſe, und nichts in der Welt ewig ſei. Mein Bäcker hörte das mit dem größten Phlegma an, packte mit eben dieſem Phlegma die vier Zipfel meines Tuches, worin meine Waaren lagen, zuſammen, ſchob mich mit dem Ausdruck „Poſſen!“ zur Thür hinaus, und warf mir meine Waaren in der größten Unordnung nach. Ich vermag es nicht, den Eindruck zu beſchreiben, den dieſe Beſchimpfung auf mich gemacht hat. Schluchzend packte ich Alles zuſammen, ſchluchzend durchlief ich die Straßen, und ſchluchzend kam ich zu meinem Lehrer und ſchwor bei Allem, was heilig iſt, daß ich mich nie wieder einer ſolchen Beſchimpfung ausſetzen, nie wieder hauſiren gehen würde.“ [1])

Sei es, daß Moſes ähnliche Erfahrungen in ſeiner Jugend gemacht, und daß ſich ſein weiches Gemüth gegen das Schimpfliche dieſes Erwerbszweiges empörte, ſei es, daß das Verlangen nach weiterer Ausbildung ſich zu mächtig in ihm regte: er machte den Eltern ernſte Vorſtellungen über die Wahl des Berufes und bat ſie dringend um die Erlaubniß, wenigſtens noch einige Jahre dem „Lernen“ obliegen zu dürfen. Daß Mangel und Entbehrung nicht ausbleiben würden, ſah er voraus, wurde aber keineswegs dadurch von ſeinem Vorhaben abgeſchreckt; was ſollte er auch fürchten? Dürftigkeit hatte er im elterlichen Hauſe ſtets vor Augen, an Entbehrung war er ſomit von Kindheit an gewöhnt, und auch er mag wie ſein ſpäterer Freund Leſſing gedacht haben, daß es ſich „luſtiger und erbaulicher

[1]) Lazarus Bendavid's Selbſtbiographie in Lowe's Bildniſſen jetztlebender Gelehrten (Berlin 1806), 24 f.

in der großen Stadt als in der kleinen muß hungern lassen."

Nur mit Mühe konnten die Eltern zu dem Entschlusse gebracht werden, ihr Kind zu entlassen; mit bekümmertem Herzen willigten sie endlich ein. Sein fester Wille und der sehnliche Wunsch, Etwas zu werden, beschwichtigten seinen Schmerz, mit dem er aus dem Vaterhause, von den geliebten Eltern, von Bruder und Schwester [1]) schied.

So sehen wir Moses nach Preußen's Hauptstadt wandern.

Zweites Kapitel.

Der Talmudjünger.

Es war 1743, im dritten Regierungsjahre des großen Friedrich, als an dem Rosenthaler Thore, dem einzigen, wo zur Zeit noch fremde Juden in Berlin einpassiren durften, der kleine, blaß und schwächlich aussehende, vierzehnjährige Moses um Einlaß in die preußische Hauptstadt bat. Als der jüdische Thorschreiber, der als legitimer Beamte der jüdischen Gemeinde die Kontrolle über diese Einwanderer führte, ihn nach dem Zwecke seines Aufenthalts in Berlin fragte, antwortete er: „Lernen!" Als aber der ernste Beamte auch über seine Existenzmittel Auskunft haben wollte, sah ihn der schwache Knabe scheu und verlegen an und wußte nichts zu erwiedern, als: „Rabbi David Fränkel." [2])

So trat Moses in Berlin ein, ohne Geld, ohne Empfehlungen, ohne den Muth, sich Fremden zu nähern, ohne

---

[1]) Von seinem Bruder Saul wird noch die Rede sein; seine Schwester, deren Name uns nicht genannt ist, starb unverheirathet in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts.

[2]) Stern, Geschichte des Judenthums, 58.

Freunde und Bekannte, bis auf den einzigen Rabbi Fränkel, seinen Lehrer, dem sein Commentar über den Jerusalemischen Talmud großen Ruhm und auch wenige Monate [1]) vor Moses Ankunft die Berufung als Oberrabbiner der damals gegen dreihundert Mitglieder zählenden Berliner Gemeinde verschafft hatte. Die Liebe und Anhänglichkeit des Knaben zu diesem würdigen Manne war außerordentlich. Schon vor dessen Abreise aus Dessau soll er ihn gebeten haben, ihn mitzunehmen, was jener nur deshalb abgelehnt, weil Moses kränklich und verwachsen gewesen. Am Tage der Abreise selbst aber sei er ein Paar Meilen voraus gegangen, habe den Lehrer am Wege erwartet und seine Bitten so kläglich und eindringlich wiederholt, daß dieser endlich zusagen mußte, ihn später unter seine Talmudjünger aufzunehmen.[2]) Ob diese Erzählung auf Wahrheit oder Dichtung beruht, müssen wir dahinge-

---

[1]) Nicht 1742, sondern erst 1743 kam Fränkel nach Berlin, wie aus Mendelssohn's eigenen Worten hervorgeht: „Im Jahre 1743 ward F. nach Berlin berufen, wohin ich ihm noch in demselben Jahre folgte." (V. 526.) Er starb am Schlagflusse am 4. April 1762 im 55. Jahre seines Alters; Berliner priv. Zeitung von Dienstag, den 6. April 1762. Ueber den Commentar R. Fränkel's äußert sich Mendelssohn im 122. Brief, die neueste Literatur betreffend, den 14. August 1760, (IV, 2, 136) bei Gelegenheit einer Besprechung der Rabe'schen Uebersetzung der Mischna: „Unter den verschiedenen Ausgaben des hierosolymitanischen Talmuds hätte das berühmte Werk unseres hiesigen Rabbi Fränkel vorzüglich erwähnt werden sollen. Es ist bekannt, daß dieser Rabbi den ganzen hieros. Talmud mit seinem eigenen Commentario und weitläuftigen Noten auf eigene Kosten drucken läßt. Weil das erste Seder bereits 1740 zu Amsterdam mit Noten herausgekommen, so hat er mit dem zweiten Seder den Anfang gemacht, welcher 1743 zu Dessau herausgekommen ist. Das dritte ist 1757 zu Berlin gedruckt worden und das vierte wird nächstens die Presse verlassen. Das ganze Werk führt den Titel Korban Hasdah."

[2]) Göckingk, Friedrich Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß, 146.

ſtellt ſein laſſen; genug, Fränkel nahm ſich des neuen Ankömmlings mit aller Liebe und nach Kräften an. In der Probſtgaſſe wohnte damals ein Heimann Bamberger. Bei dieſem Manne, der ein Gönner und Förderer der ſtrebſamen Jugend geweſen zu ſein ſcheint, verſchaffte ihm der Rabbi einige Freitiſche und in einer Dachkammer freie Wohnung, er ſelbſt zog ihn an Sabbath- und Feſttagen an ſeinen Tiſch, und da Moſes eine ſchöne Hand ſchrieb, ſo übertrug er ihm die Abſchrift ſeines von ihm zum Druck ausgearbeiteten hebräiſchen Werkes und bezahlte ihm für dieſe Arbeit den geringen Wochenlohn von wenigen Groſchen.

Dieſes waren die Mittel einer kümmerlichen Exiſtenz, die ſich Moſes in den erſten Jahren ſeines Berliner Aufenthaltes darboten. Reichten ſie auch häufig nicht einmal aus, die mäßigſten Forderungen des Hungers zu befriedigen, ſo konnte er doch das Herz nicht faſſen, die Mildthätigkeit Anderer in Anſpruch zu nehmen. Das Bewußtſein ſeiner Mittelloſigkeit drückte ihn nieder und ſchüchterte ihn in einem ſolchen Grade ein, daß er es ſogar nicht über ſich gewinnen konnte, Jemand ſeine Noth zu entdecken. Mit welchem Rechte, ſagte er ſich oft ſelbſt, dürfte ich den Menſchen zur Laſt fallen? Wie ſo viele Jünglinge meines Alters müßte auch ich mich ernähren; ſind doch die Leute wegen meines Hanges zum Lernen nicht verpflichtet, mich zu unterſtützen! Und ſo legte er ſich manche Nacht nieder, ohne ſeinen Hunger geſtillt zu haben. Auf dem Brote, das ihm zur Mahlzeit diente, bezeichnete er mit ſorgſam abgemeſſenen Strichen den Theil, den er an dem einen Tage eſſen durfte, um den andern Tag nicht vollends darben zu müſſen.

Dieſe Noth, welche eine ſolche Höhe erreicht hatte, daß es ihm zuweilen ſogar an reiner Wäſche mangelte, und er ſich den Leuten aus Scham nicht zeigen wollte, beugte keineswegs den Muth ſeiner Seele nieder; ſie verlieh ihm vielmehr neue

Schwingen, Höheres zu wollen und zu erreichen. Er widmete sich nicht nur mit ungeschwächtem Eifer dem Studium, zu dem der Unterricht R. Fränkel's Gelegenheit bot, sondern fing auch alsbald an, sich im Geheimen die noch streng verpönte Kenntniß des Deutsch-Lesens anzueignen.

Berlin war damals noch nicht das Berlin von heute, aber es steuerte schon in jener Zeit, namentlich seit dem Regierungsantritte Friedrich II., darauf hin, sich zur Metropole der Intelligenz zu erheben, und in der That galt es nächst Leipzig für eine der gebildetsten Städte Deutschland's. Wie aber überall, wo neue Ideen in Schwung kommen, Juden kraft ihrer leichteren Erregbarkeit gern mit thätig sind, so zeigte sich unter einzelnen Vermögenden der preußischen Hauptstadt schon damals ein geheimes Streben nach deutscher Bildung und weckte in ihrer Seele den Keim eines neuen frischen Lebens. Sie fingen an, leise zu ahnden, daß die frühere Erziehungsweise sie in zu tiefer Unwissenheit gelassen habe, daß deutsche Bildung das erste Erforderniß sei, um die Schranken zu durchbrechen, welche sie in Abgeschlossenheit von ihren christlichen Mitbürgern hielten.

Die wenigen besser Gebildeten unter seinen Glaubensgenossen nahm sich Moses zum Muster und Vorbild. Wie aber konnte der junge Talmudjünger zu dem ihm unzugänglichen Wissensborn gelangen? Durfte er ja kaum seinen Wunsch laut werden lassen, sich eine allgemeine weltliche Bildung, selbst das Verständniß der deutschen Sprache anzueignen. Deutsches Wissen und Ketzerei war den damaligen Juden gleichbedeutend. Die Religion der Wahrheit und Klarheit sollte, wie man es bis auf unsere Tage unzählige Male versucht, von der Unwissenheit beschützt werden. Die polnischen Rabbiner, die jedem Schritte zur Humanität und zu humaner Ausbildung hemmend in den Weg traten, predigten gegen die Neuerer, wie man sie nannte, welche statt des üblichen Kauderwelschs die deutsche

Sprache zu ihrer Mutter- und Umgangssprache machen und sich eines reinen deutschen Ausdrucks bedienen wollten. Sie weissagten in ihrem zelotischen Eifer den Untergang der Religion, wenn diesem Unwesen nicht gesteuert würde. Mit gleicher Strenge verfuhren die von gleichem Geiste beseelten Gemeinde-Aeltesten besonders gegen die Fremden, welche in polizeilicher Hinsicht ganz unter ihrer Botmäßigkeit standen. Wehe dem, der sich mit einem deutsch gedruckten Buche ertappen ließ! So erzählte der Großvater eines geachteten Berliner Banquiers: „Ich kam im Jahre 1746 als armer vierzehnjähriger Knabe nach Berlin und fand Moses Mendelssohn in der jüdischen Lehranstalt. Dieser gewann mich lieb, unterrichtete mich im Lesen und Schreiben und theilte oft mit mir sein kümmerliches Brot. Aus Dankbarkeit zeigte ich mich ihm durch kleine Dienstleistungen erkenntlich, und so schickte er mich unter andern irgend wohin, um ein deutsches Buch zu holen. Mit diesem Buche in der Hand begegnete mir ein jüdischer Armenvorsteher, der mich mit den Worten anfuhr: „Was hast du da? Wohl gar ein deutsches Buch!“ Sogleich riß er es mir aus der Hand und schleppte mich zum Vogt, dem er den Befehl ertheilte, mich aus der Stadt zu weisen. Mendelssohn, der Kenntniß von meinem Schicksal erhielt, gab sich alle Mühe, meine Rückkehr zu bewirken, allein vergeblich.“ [1])

Trotz dieses Damoklesschwertes, das drohender als selbst der Mangel über seinem Haupte hing, verfolgte Moses die einmal betretene Laufbahn der deutschen, oder besser gesagt, der nichthebräischen Wissenschaft mit immer glühenderem Eifer und immer sichtbarerem Erfolge. Das Wort des römischen Dichters:

„Schwer nur ringt sich empor das Talent,
Dem schon in der Jugend Elend sperret den Weg!“

[1]) Schr. I, 9 f.

konnte im vollen Maße auf ihn Anwendung finden. Aber er rang sich tapfer empor. Er scheute keine Mühe, keine Anstrengung; noch in später Nacht beim matten Lampenschimmer las er die deutschen Bücher, die er sich heimlich zu verschaffen suchte; was er an deutschen Druckschriften nur immer auftreiben konnte, wurde in unersättlicher Gier von ihm verschlungen. Es läßt sich leicht denken, daß er in seiner Lectüre gerade nicht sehr wählerisch war. Bei einem seiner Glaubensgenossen fand er Reinbeck's „Betrachtungen der Augsburgischen Confession"; es war vielleicht eins der ersten deuschen Bücher, die er überhaupt gelesen hat.[1]) Mit unaufhaltsamer Gewalt zog ihn der philosophische Theil der Betrachtungen an: er handelte von den Beweisen für das Dasein Gottes, demselben Thema, über welches er noch gegen Ende seines Lebens sich vernehmen ließ.

Die Kenntniß der deutschen Sprache, so wie eine deutsche Handschrift, die uns selbst heute noch als schön erscheint, hatte sich Moses zu eigen gemacht. Er fand nun auch alsbald Gelegenheit, seinem Wissensdurste neue Befriedigung zu verschaffen.

Durch Zufall machte er die Bekanntschaft eines jüdischen Schulmeisters aus Stary-Samosz, einem Städtchen in Polen, der wegen seiner freimüthigen Denkungsart und seiner wissenschaftlichen Bestrebungen die Feindschaft der heimathlichen Talmudisten sich zugezogen hatte. Die härtesten Verfolgungen trieben diesen Mann, Israel Ben Moses Levi, gewöhnlich Israel Samosz genannt, nach Berlin, wo er eine Zeit lang in Armuth und Zurückgezogenheit ein den Wissenschaften geweihtes Leben führte, bis der reiche und angesehene Daniel Itzig sich seiner annahm und für seinen Unterhalt sorgte. Leidende ketten sich so gern an einander:

---

[1]) Schr. V, 206.

Moses schloß sich dem armen verfolgten Polen an und empfing von ihm den ersten Unterricht in der Mathematik. Israel Samosz, ein trefflicher Kopf und großer Mathematiker, durch seine Commentare zu „Ruach Chen", zum Talmud und zum „Kusari" rühmlichst bekannt,[1]) weckte bei seinem jungen Freunde den Trieb zu dieser Wissenschaft. Er empfahl ihm die Untersuchungen der Wahrheit als das höchste Gut und das wahrhafte Glück des Menschen, bestärkte ihn in dem Grundsatze, daß das Denken die vorzüglichste Fähigkeit sei und daß der Mensch durch mathematische Studien seine Denkkraft übe und schärfe.

Moses studirte nun unter Anleitung seines polnischen Lehrers den Euklid aus einer hebräischen Uebersetzung, weil dieser keine andere Sprache verstand, und wir werden später sehen, zu welcher Vollkommenheit er es auf diesem Gebiete, für das er während seines ganzen Lebens die größte Empfänglichkeit bewahrte, durch ununterbrochenen Fleiß und Eifer gebracht hat.

Der Umgang mit diesem tiefen Denker blieb überhaupt auf die geistige Entwickelung unseres Moses nicht ohne bedeutenden Einfluß. Mit den religions-philosophischen Werken Maimuni's, Albo's u. A. war der gelehrte Commentator des „Kusari" innig vertraut, und sie bildeten bald ein neues Band der Vertraulichkeit zwischen Lehrer und Schüler. Sie lernten sich gegenseitig allmählich schätzen und lieben und wurden so aneinander gekettet, daß kaum ein Tag verstrich, an welchem nicht Moses zu seinem Freunde eilte, um ihm die Früchte seines Fleißes, die Resultate ernsten Nachdenkens darzulegen oder über schwierige Probleme Aufschluß bei ihm zu erholen.

---

1) Dav. Cassel, Kusari, XXXIII; Israel starb den 17 Nissan 1772 in Brody.

Die neu aufgenommene und liebgewonnene Beschäftigung mit der Mathematik und den jüdischen Philosophen des Mittelalters machte bald den Wunsch in ihm rege, auch die classischen Sprachen zu treiben. Wollte er bei dem Studium der hebräischen Werke über Mathematik und Philosophie nicht stehen bleiben, so mußte er nothwendig vor Allem Lateinisch lernen, denn die deutsche Sprache war noch nicht allgemein zum Organe der Wissenschaften erhoben; wer gelehrte Werke lesen und auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machen wollte, durfte auch der lateinischen Sprache nicht unkundig sein. Nun war es dem bescheidenen, anspruchslosen Jünglinge allerdings nicht darum zu thun, den hochtönenden Namen „Gelehrter" zu führen, wohl aber hegte er den sehnlichen Wunsch, die Sprache der Römer kennen zu lernen, um durch sie seinen Gesichtskreis in den Wissenschaften zu erweitern.

Mangel an Geld, sich die nothwendigsten Bücher zu kaufen und sich einen Lehrer zu halten, gab ihm anfangs wenig Hoffnung, seinen neuen Studienplan in Ausführung bringen zu können. Zur Herbeischaffung der Bücher fing er nun zu sparen an. Sobald er einige Groschen, für Moses damals ein Capital, zusammengebracht hatte, wanderte er heimlich zum Antiquar und erstand eine alte lateinische Grammatik und ein altes Lexikon. Auch für einen Lehrer war bald gesorgt. Ein junger jüdischer Arzt aus Prag, Namens Kisch,[1]) der sich im Jesuiten-Collegium seiner Vaterstadt eine gute Kenntniß der alten Sprachen erworben hatte, erbot sich, ihm bei diesem Studium behilflich zu sein. Moses genoß wirklich ungefähr ein halbes Jahr lang täglich eine viertel Stunde Unterricht bei ihm, mehr aber

[1]) Dieser Kisch lebte später als angesehener Arzt in Prag, wo er für die Verbreitung der Bildung unter seinen Glaubensgenossen thätig war.

als dieser förderte ihn sein unsäglicher Fleiß in kurzer Zeit so weit, daß er den kühnen Gedanken wagte, einige Schriften des Cicero, welche ihm in einem alten Bande zufällig in die Hände fielen, zu lesen. Seine Neigung zu philosophischen Materien mag jedoch in den Reden des römischen Consuls keine Befriedigung gefunden haben; groß war daher seine Freude, als er bei einem Verkäufer alter Bücher eine alte lateinische Uebersetzung von Locke's „Versuch über den menschlichen Verstand" erwischte. Dieses Werk, welches uns in der Folge noch beschäftigen wird, suchte er nun, wie Nicolai aus seinen Jugenderinnerungen mittheilt, mit unbeschreiblicher Mühe zu entziffern, er schlug jedes Wort, das er nicht verstand, und das waren die meisten, im Lexikon nach und schrieb es auf, bis ein Paar Perioden zusammen waren. Alsdann dachte er über den Inhalt nach. Durch Nachdenken suchte er das Verständniß zu errathen, und wenn er es gefunden zu haben glaubte, verglich er es wieder, so weit seine Kenntniß der Sprache reichte, mit dem Wortverstande.[1]) Wer möchte da nicht mit dem alten Hesiod ausrufen:

„Vor die Thüre der Weisheit stellten die Götter den Schweiß hin."

Für Moses gab es keine Schwierigkeiten, die er nicht durch seinen bewunderungswürdigen Fleiß überwunden hätte. So viel Anstrengung die Erlernung des Lateinischen ihn auch anfangs kostete, so kam er dem Verständniß desselben doch alsbald nahe und er konnte in verhältnißmäßig kurzer Zeit den Ideenreichthum eines Plato und Aristoteles aus lateinischen Uebersetzungen in sich aufnehmen.

Der Autodidakt bleibt nie auf halbem Wege. Moses faßte, sobald er einsah, daß das Lateinische die Basis der neueren Sprachen sei, den Entschluß, auch Französisch und

---

[1]) Schr. V, 206; vergl. Göckingk, a. a. O. 147.

Engliſch zu lernen. Wieder ließ ſich ein junger Studioſus herbei, ihm hierin einige Anleitung zu geben, und dieſer junge Mann war kein anderer als der Doctor Gumperz.

Drittes Kapitel.

Doctor Gumperz.

Als nach dem Dresdener Frieden der junge Preußenkönig in den letzten Tagen des Jahres 1745 ſeinen Triumphzug in ſeiner Hauptſtadt hielt, gaben auch die Juden, wie gewöhnlich bei ſolchen Anläſſen, in mannigfacher Weiſe ihre Freude kund. Sie erleuchteten ihre Synagoge aufs Prächtigſte und veranſtalteten einen feierlichen Gottesdienſt. Bei dieſer Gelegenheit hielt Oberrabbiner Fränkel die Feſtrede und ein von dieſem eigens zu dieſer Feier verfertigtes hebräiſches Siegeslied wurde unter Muſikbegleitung vorgetragen. Die Juden wünſchten, dieſes Gedicht ins Deutſche überſetzen zu laſſen, damit auch ihren chriſtlichen Mitbürgern die Kundgebung ihrer Loyalität zu Geſichte käme, und betrauten einen zwanzigjährigen „der Philoſophie und Mathematik befliſſenen" jungen Mann mit der Ueberſetzung.[1]) Dieſer junge Mann war der ſpätere Doctor Aron Salomon Gumperz, auch Aron Emmerich genannt, ein geborener Berliner, der ſehr verdiente Lehrer unſeres Moſes.

Gumperz iſt heute faſt verſchollen, weil ihn das Schickſal am Schluſſe einer alten unerfreulichen Zeit erſcheinen ließ, und wäre „ganz klanglos zum Orkus" hinabgefahren, hätte er ſich nicht noch zur rechten Stunde an die Männer der Neuzeit geklammert, hätte er nicht das Glück gehabt,

---

[1]) König, Annalen der Juden in der Mark Brandenburg, 276; Steinſchneider, Jewish Litterature, 247.

der Lehrer des Mannes zu werden, welcher den Umschwung in der Stellung und den geistigen Verhältnissen der Juden bewirkt hat. Dem Meister wollen wir an der Seite des Jüngers ein Denkmal errichten und so durch eine kurze Betrachtung auch ihn der Vergessenheit entziehen.

Der glaubwürdigste Berichterstatter über seine Lebensverhältnisse und seinen in jenen Zeiten nicht ohne Schwierigkeiten zurückgelegten Bildungsgang ist kein anderer als der junge Gumperz selbst. In dem Alter von zwanzig Jahren schloß er sich dem gewaltigen Führer der damaligen Gelehrten-Republik, dem Leipziger Gottsched an und bat ihn um seine hohe Protection, wie er denn auch so lange mit ihm in Correspondenz blieb, bis sein späterer Freund Lessing dieses „gefürchtete Schulhaupt des verdorbenen Geschmacks" mit schneidender Schärfe und durchtriebenem Humor angriff und glücklich aus dem Felde schlug.

„Ich bin", heißt es in der rührenden Supplik [1]) des jüdischen Studenten vom 8. März 1745, „seit zwanzig Jahren ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Den allergrößten Theil dieser Zeit habe ich auf die Studien gewandt, die bei meinen Glaubensgenossen in Gebrauch eingeführt sind. Die Nebenstunden ungerechnet, die zuweilen zu der französischen Sprache, der Rechenkunst und einer Uebung im Schreiben, wiewohl ohne Jemandes Anführung, sondern, wie mir es der natürliche Eifer eingab, herhalten mußten. Wie weit ich es nun hierin getrieben, überlasse ich andern jedoch unparteiischen Richtern zu beurtheilen; genug, es kann mir nicht vorgerückt werden, es hätten meine Lehrmeister ihre Mühe unnütz verschwendet. Die Neubegierde, welche aber in solcher Absicht vor eine

---

[1]) Bei Danzel, Gottsched und seine Zeit, 333 ff. Der Artikel „Dr. Aron Gumperz" von Letteris im Wiener Jahrbuch für Israeliten 5617, S. 131 ff. ist dem trefflichen eben citirten Werke entnommen.

Tugend erkenne, zündete von meiner zarteſten Jugend in meinem Herzen eine Flamme an, die nur allein durch Erfahrung neuer Kenntniſſe genährt wird. Dieſer angeborene Zug zu den Wiſſenſchaften und freien Künſten bekam allerſt vor drei Jahren ein Licht und fand den Steg, der zu ſeinem Endzweck leitet.

Man kann leicht ermeſſen, daß ich weder Fleiß noch Mühe geſparet, ſo wenig die anmuthige Sommer- als die tiefſinnige Winterzeit verfließen laſſen, ohne im Nachſinnen in der Mathematik und Naturlehre, inſofern es meine Umſtände und die den hebräiſchen Studien gewidmete Zeit erlaubte, meinen Durſt zu löſchen und mich zu ergötzen.

Ich habe zu dem Ende uud auf Anrathen der löblichen Profeſſoren hieſiger Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften einige Zeit der lateiniſchen oder Gelehrten Mutterſprache zutheilen müſſen. Darin auch nächſt göttlicher Hülfe! binnen ein halbes Jahr ſo weit gerückt, daß ich der mir nöthigen Schriftſteller Sinn begreifen kann.

Ich bin keineswegs ſo ruhmredig dieſes alles mich groß zu machen erwähnt zu haben. Es ſei ferne! Ich würde ſo thöricht nicht ſein, in Gegenwart eines ſcharfſichtigen Auges meine Fehler zu bemänteln. Die Selbſtliebe hat ſich auch meiner noch nicht ſo bemeiſtert, daß mir bereden ſollte, den geringſten Rang unter den Muſen einzunehmen. Ich bin vielmehr vergnügt durch meine unermüdeten Bemühungen erkannt zu haben, wie viel mir noch zu einem Gelehrten mangle.

Daß aber kein Baum des Verſtandes zeitige Früchte zeuge, oder mit dem gemeinen Manne zu reden, kein Meiſter geboren werde, iſt eben ſo ausgemacht als gewiß iſt, daß mit den Jahren auch die Weisheit zunehme und der Geiſt aufgeklärt werde. Ich glaube mich alſo keines Vergehens theilhaft zu machen, wenn ich hoffe vollkommner zu werden als ich bin, und mir indeſſen den Charakter Philo-

soph nach seinem eigentlichen griechischen Verstande oder Freund der Weisheit anmaße.

Und dieses letztere in Ansehung meines unersättlichen Verlangens von allen Wahrheiten deutliche und vollständige Begriffe zu erlangen, das schwerlich in größerem Grade bemerkt werden mag.

Wie könnte ich aber diese meine Haupt- und heilsamste Absicht erreichen, wenn ich noch keinen Lehrer als richtigen Wegweiser gehört? Die sinnreichsten Schriften sind dennoch an vielen Orten dunkel und ohne die Erläuterung eines geschickten Unterweisers unverständlich. Jene sind erblaßte Worte, dieser hingegen eine lebendige Schrift, und wenn der letztere auch zu Zeiten den erstern nachzusetzen, so ist nichts destoweniger das Licht des Monds bei heiterm Himmel stärker, als der in Wolken, Dunst und Nebel verwickelten Sonnen.

Ew. Wohl-Edel-Geboren durchdringende Einsicht wird bei Erwägung alles bisher Erzählten leichtlich urtheilen können, wie sehnlich ich gewünscht, bei einem akademischen Lehrer die süße Milch der Wissenschaften zu saugen. Wo kann ich aber wohl mein Anliegen näher suchen, als wenn eben zu Ew. Wohl-Edel-Geboren mich in Unterthänigkeit wende? Sie sind es, der den deutschen Musen zum theuersten Beschützer geschaffen. Sie sind es, dessen unschätzbares Verdienst um die Wissenschaften so allgemein gepriesen wird. Sie sind es, dem wir Deutsche so verschiedene geistreiche Schriften zu danken haben. Ja Sie sind endlich derjenige Wunderstern, den die gesammte Gelehrtenwelt mit so großer Aufmerksamkeit bewundert. Bei einem so unvergleichlichen Weltweisen, bei einem so fürtrefflichen Redner und mit einem Worte bei einem Oberhaupte der Gelehrsamkeit muß ich billig Weisheitsschätze holen.

Ich habe daher unterthänigst anflehen sollen, es möchte Ew. Wohl-Edel-Geboren gnädigst Sich gefallen lassen, mir zu

erlauben zu Höchſtdenſelben nacher Leipzig mich zu verfügen, um unter Dero Schutzflügel weiden zu können. Ich will weder Mühe noch Fleiß anſehen, Ihnen nach Vermögen gehorſamſt aufzuwarten. Ich werde mich glückſeligſt ſchätzen, wenn ich Ew. Wohl-Edel-Geboren, ſo mit meiner Wenigkeit im Schreiben, Calculiren oder ſonſt dergleichen meiner Dienſtfertigkeit überzeugende Proben geben könne. Ich verlange nichts als Schutz und Schirm in Dero glückſeligem Hauſe. Ich will alſo unter nachgeſetzter Aufſchrift durch einen derſelben geringſten Lehrlingen oder Bedienten Verhaltungsbefehl hierin erwarten und des Vertrauens leben, in meinem demüthigſten Anſuchen Gehör und Gelegenheit zu finden, mich bis zu meinem Grabe in tiefſter Erniedrigung und Ehrfurcht zu nennen ꝛc. ꝛc.“

Bedenkt man, daß Schwulſt und Ueberladung durch Gottſched ſelbſt damals allgemein eingeführt war, ſo wird auch der Brief des zwanzigjährigen Gumperz vollkommen gerechtfertigt erſcheinen. Es wollte das zu jener Zeit, in welcher man jedem Juden „Tückiſches, Ungewiſſenhaftes, Eigennütziges, Betrug und Meineid aus den Augen zu leſen glaubte“, ſchon etwas ſagen, daß ein junger Sohn Iſrael's es wagte, ſich mit einem deutſchen Schreiben an den mächtigen Gottſched zu wenden. Dieſer hatte den löblichen Grundſatz, man könne nie genug Freunde haben, und ſuchte daher auch den Juden an ſich zu ziehen; er antwortete höchſteigenhändig und gab ihm das Verſprechen, ihn „unter ſeinen Schutzflügeln weiden zu laſſen.“ Nichtsdeſtoweniger blieb Gumperz in Berlin. „Die bald hernach erfolgte Uneinigkeit zwiſchen den Höfen zu Berlin und Dresden“, heißt es in einem andern Schreiben vom 15. Dez. 1747,[1]) „welche endlich in Thätlichkeiten ausgebrochen, zeigen hinlänglichen Grund an, warum ich meines ſo ſehnlichen

[1]) Bei Danzel, a. a. O. 335.

Wunſches ohnerachtet, nicht nach Leipzig gereiſet.“ Er hatte die Ehre, mit verſchiedenen Mitgliedern der Berliner Akademie Bekanntſchaft anzuknüpfen, ja mit einzelnen dieſer gelehrten Herren, wie mit dem Marquis d'Argens und dem Präſidenten Maupertuis vertrauten Umgang zu pflegen. Beiden diente er eine Zeit lang als Secretär; d'Argens, der Verfaſſer der Lettres juives, machte ſich die talmudiſchen Kenntniſſe des jüdiſchen Arztes zu Nutze, unterhielt ſich täglich mit ihm und beſuchte ihn zuweilen in ſeinem eigenen Hauſe. Das war, wie Gumperz ſelbſt verſichert, den allerwenigſten Gelehrten in Berlin unbekannt, wie man auch wohl gewußt haben mag, daß er mit der verehrten und gefeierten Doris, der ſchriftſtelleriſchen Gemahlin Gottſched's, in Correſpondenz ſtehe.

Dieſer Mann wurde der Lehrer unſeres Moſes und nach der einen Seite von ſo weſentlicher Bedeutung für ſeine Geiſtesentwicklung, daß man dreiſt behaupten kann, ohne Gumperz wäre Mendelsſohn wohl nie Mendelsſohn geworden. „Durch den Umgang mit dem nachherigen Doctor der Arzneigelahrtheit,[1]) Herrn Aron Gumperz,“ ſchreibt Mendelsſohn einige Jahre nach dem in Hamburg erfolgten Tode ſeines Lehrers, [2]) „habe ich Geſchmack an den Wiſſenſchaften gewonnen, dazu ich auch von demſelben einige Anleitung erhielt.“ Er war ſich recht wohl alles Deſſen bewußt, was er ihm verdankte. Durch ihn erlangte er die Kenntniß der neueren Sprachen, durch ihn lernte er die Häupter der neueren philoſophiſchen Schule, Leibniz und Wolf, kennen, durch ihn wurde er den dumpfen unfreundlichen Gemächern des jüdiſchen Lehrhauſes entzogen und in die lichten, hellen Kreiſe Berliner Gelehrten, eines Beauſobre, Prémontval, d'Argens und Maupertuis, ſämmtlich Akademiker, geführt.

[1]) 1751 ſchickte er Gottſched ſeine Inauguraldiſſertation, Danzel a. a. O. 337.

[2]) Schr. V, 526.

Mußte er nicht den Mann lieben, der wie Gumperz sich um ihn Verdienste erworben, der ihm auch wohl mit seinen materiellen Kräften, denn er war wohlhabend von Haus aus, hilfreich zur Seite gestanden hatte! War er es doch auch, der ihn zuerst mit seinem spätern Busenfreunde bekannt gemacht. Moses hörte nie auf, ihm die größte Hochachtung zu zollen und ihn als Freund und Lehrer zu verehren. Der früheste Brief, welchen wir aus seiner Correspondenz besitzen, ist an Gumperz gerichtet. In diesem Schreiben, auf welches wir demnächst zurückkommen, heißt es von dem würdigen Freunde: „Wer Sie näher kennt, theuerster Freund! und Ihre Talente zu schätzen weiß, dem kann es gewiß an keinem Exempel fehlen, wie leicht sich glückliche Geister ohne Vorbild und Erziehung empor schwingen, ihre unschätzbaren Gaben ausarbeiten, Geist und Herz bessern und sich zu dem Range der größten Männer erheben können. Ich gebe einem Jeden zu bedenken, ob Sie, großmüthiger Freund! nicht die Rolle des Juden im Schauspiel (der Jude von Lessing) übernommen hätten, wenn Sie auf Ihrer gelehrten Reise in seine Umstände gesetzt worden wären. Ja ich würde unsere Nation erniedrigen, wenn ich fortfahren wollte, einzelne Exempel von edeln Gemüthern anzuführen. Nur das Ihrige konnte ich nicht übergehen, weil es so sehr in die Augen leuchtet und weil ich es allzuoft bewundere.“ [1])

Doctor Gumperz verheirathete sich mit einer reichen Jüdin und gab den Wissenschaften vorläufig den Abschied,[2]) desto eifriger wandte sein Schüler sich ihnen zu.

---

[1]) Schr. III, 479.

[2]) Schweizer Briefe I, 91.

Viertes Kapitel.

Der Hauslehrer.

Eine mehr denn siebenjährige Leidenszeit hatte Mendelssohn, wie wir ihn fortan nennen wollen, durchgemacht, als es ihm endlich beschieden wurde, mit hoffnungsvollern Blicken in die Zukunft schauen und einem zweiten Jakob gleich, seine Geliebte, für die er lebte, strebte und litt, die Wissenschaft, mit Innigkeit umfangen zu können.

Sein eminenter Fleiß, sein bescheidenes, anspruchsloses Wesen, seine mühsam errungenen Kenntnisse hatten die Aufmerksamkeit eines reichen Berliner Seidenwaarenfabrikanten, Namens Isaac Bernhard (Bermann Ziltz) erregt; er machte Mendelssohn den Antrag, als Lehrer und Erzieher seiner Kinder in sein Haus zu kommen. Man denke sich, mit welcher Freude dieses Anerbieten aufgenommen wurde.

Es war dieses im Jahre 1750 und mit diesem Jahre beginnt für den lange genug mit Noth und Entbehrung ringenden jungen Mann eine neue Epoche. Seine äußeren Verhältnisse hatten unerwartet eine bedeutende Verbesserung erfahren, er war mit einem Male der drückenden Sorge um Existenz überhoben und konnte nun auch mit größerer Ruhe an seine Studien und seine eigene Fortbildung denken.

Neben der treuen und erfolgreichen Fürsorge für die Erziehung der ihm anvertrauten Zöglinge dachte er in der That nur an seine wissenschaftlichen Studien. Daß er nie auf einer Universität gewesen, nie ein Colleg hat lesen hören, war, wie er selber klagt,[1]) „eine der größten Schwierigkeiten, die er übernommen hatte," indem er Alles durch Anstrengung und eigenen Fleiß erzwingen mußte und erzwang. Je weniger die Noth ihn drückte, desto freier bewegten sich

[1]) Schr. V, 526.

die Schwingen seines Geistes. Jetzt erst entfalteten sich seine Anlagen nach den verschiedensten Seiten, denn es ist mit der Entwicklung des Geistes wie mit dem Frühlinge des Jahres, wenn nur erst Ein warmes Lüftchen weht, Eine Quelle rieselt, Eine Knospe schwellt, zuckt der Frühling bald auch durch die ganze Natur, und Alles, was keimt, ersprießt zur vollen Blüthe.

Mendelssohn hat, wir wiederholen es, mit jedem Autodidakten das stolze Bewußtsein, Alles durch sich selbst geworden zu sein, und insofern finden treffliche Anwendung auf ihn des Freundes herrliche Worte:

„Ein Geist, den die Natur zum Musstergeist beschloß,
Ist was er ist, durch sich, wird ohne Regeln groß,
Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher,
Er schöpfet aus sich selbst. Er ist sich Schul' und Bücher."

Ohne Schule und ohne Lehrer gewann Mendelssohn in den vier Jahren, welche er im Bernhard'schen Hause verbrachte, ein geistiges Bildungscapital, das zu verarbeiten nur unendlich Wenige Kraft, Energie und Fähigkeit besessen haben. Seine talmudischen Studien setzte er fort, seine bis dahin nur sehr gering zu nennende Kenntniß des Lateinischen erweiterte er, so daß es ihm bald möglich war, eine Ode des Horaz zu lesen, sich an diesem Römer zu ergötzen, „der Dichtung und Philosophie in schönen Kränzen verflocht." [1])

Um Philosophie war es Mendelssohn in den ersten Jahren seiner Ausbildung hauptsächlich zu thun. Aus keinem andern Grunde betrieb er so eifrig das Studium der neueren Sprachen; er lebte ganz in speculativen Ideen und fand nur in ihnen Befriedigung seiner Thätigkeit.

Man findet es daher ganz natürlich, daß er der Geschichte nur wenig Zeit zuwandte. Geschichte blieb ihm lange eine terra incognita, so daß er einen Widerwillen

[1]) Schr. V, 328.

gegen sie empfand, als er sich später von der Zweckmäßigkeit derselben überzeugte. „Was weiß ich von Geschichte?“ klagt er noch 1765 seinem Freunde Abbt. „Was nur den Namen Geschichte hat: Naturgeschichte, Erdgeschichte, Staatsgeschichte, gelehrte Geschichte, hat mir niemals in den Kopf kommen wollen, und ich gähne allezeit, wenn ich etwas Historisches lesen muß; es müßte mich denn die Schreibart aufmuntern. Ich glaube, die Geschichte ist eines der Studien, welche nicht ohne Unterricht erlernt werden können.“ [1]) Er hatte lange Zeit gar keine Idee von ihrem Nutzen und konnte nicht begreifen, daß ein Mann von Lessing's feuriger Einbildungskraft und schneidendem Scharfsinn sich so viel mit Sammlung und Beurtheilung der Varianten alter Schriftsteller, mit Untersuchung der Alterthümer, mit Collectaneen über Gelehrte und ihre Schriften und mit alten verlegenen Büchern beschäftigen konnte. [2]) Unterhielt sich Lessing mit Nicolai oder mit Anderen zuweilen in seiner Gegenwart über historische Gegenstände, so lachte er gewöhnlich und meinte, das Ganze sei unnützer Kram. Unüberwindliche Schwierigkeiten stellten sich ihm in den Weg, als er sich nun in reiferen Jahren auch Etwas von diesem „unnützen Kram“ zu eigen machen wollte. „Sagen Sie mir doch, liebster Freund!“ heißt es in seinem letzten Briefe an Abbt, „wie fange ich es an, wenn ich mir von der Geschichte der alten und neueren Zeiten nur einigen Begriff machen will? Ich habe bisher die Geschichte mehr für die Wissenschaft des Bürgers als des Menschen gehalten, und geglaubt, ein Mensch, der kein Vaterland hat, könnte sich von der Geschichte keinen Nutzen versprechen. Ich merke aber, daß die Geschichte der bürgerlichen Verfassung mit der Geschichte der Menschen in einander fließt und daß es unanständig ist, in jener ganz

[1]) Schr. V, 342.

[2]) Göckingk, a. a. O. 19.

unwiſſend zu ſein. Aber wie fange ich es an? Gehe ich zur Quelle oder begnüge ich mich an den allgemeinen Welthiſtorien, die ſeit einiger Zeit ſo ſehr im Schwange ſind? Und zu welcher rathen Sie mir? Vergeſſen Sie ja nicht, mir auf dieſen Punkt zu antworten.“ [1])

Der von Mendelsſohn ſelbſt angegebene Grund mag die alleinige Urſache geweſen ſein, daß er das Studium der Geſchichte ſo ganz vernachläſſigte. Er ging mit innerm Widerſtreben an eine Arbeit, von der er ſich keinen Nutzen verſprach, weil er als Jude ſich ohne Vaterland und ohne Heimath glaubte; er konnte kein Intereſſe finden an dem Schickſale der Staaten, in welchen ſeine Brüder ſeit Jahrhunderten bedrückt und der Menſchenrechte beraubt wurden. Jedes Blatt der Geſchichte erinnerte ihn an die Leiden und Verfolgungen, welche ſein Stamm Jahrhunderte hindurch erduldet hatte, an ſeine eigene Heimathloſigkeit.

In der Ideenwelt klarer Geiſter, in den Unterſuchungen über die allen Menſchen gleich heiligen Poſtulate fand auch er ſeine Heimath, die Beſchäftigung mit der Philoſophie allein bot ihm Ruhe und Erholung.

Selbſt ohne für Mendelsſohn den Platz eines Philoſophen erſten oder auch nur zweiten Ranges beanſpruchen zu wollen, läßt ſich doch nicht in Abrede ſtellen, daß er ſein ganzes Leben hindurch unter allen Verhältniſſen, als Talmudjünger, als Hauslehrer, als Buchhalter, als Seidenwaarenfabrikant, den philoſophiſchen Disciplinen ernſt und eifrig oblag; „die Philoſophie war ſeine treueſte Gefährtin, in allen Widerwärtigkeiten des Lebens ſein einziger Troſt.“

Seine philoſophiſchen Studien, bei welchen wir ſchon hier einige Augenblicke verweilen müſſen, drehten ſich um zwei, oder genau genommen, um drei verſchiedene Syſteme; aus ihnen bildete er ſich in reiferen Jahren ſeinen eigenen Standpunkt und wurde mit den durch die Zeit geweckten

[1]) Schr. V, 368.

Bestrebungen der Repräsentant einer philosophischen Schule, ohne es eigentlich zu wollen.

Bei dem „More Newochim“ des an den Peripatetiker sich lehnenden Maimuni haben wir ihn schon als Jüngling angetroffen. Dieses Werk, sowie die Schriften der übrigen jüdischen Religionsphilosophen haben auf seinen Geist einen unverkennbaren Einfluß gehabt, die aus ihnen geschöpften Ideen bildeten in ihm wie hundert Jahre früher in Spinoza, die erste Basis einer eigentlich philosophischen Anschauung. Unwillkürlich wurde er so auch auf die Kabbala geleitet. Es ist gewiß, daß Mendelssohn sich früh mit der kabbalistischen Philosophie beschäftigte. Schon als zwanzigjähriger junger Mann war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Dunkelheit dieser orientalischen Philosopheme theils aus den im Oriente gewöhnlichen Bildern, theils aber auch aus der Armuth entstanden sei, welche der hebräischen Sprache für Ausdrücke philosophischer Begriffe eigen ist, daß sie aber, von der Hülle entkleidet, Ideen zu Tage förderten, welche mit denen späterer Denker viele Aehnlichkeit hätten. [1])

Auch auf dem Wege, die Kenntniß der neuern Philosophie sich zu erwerben, begegneten wir ihm schon früher. Sein deutsches Lesebuch führte ihn ebenso wohl in die Schule des Leibniz-Wolf'schen Dogmatismus ein, wie durch den alten Quartanten, aus dem er sein Latein mühsam gelernt hatte, er auf die Schaar der englischen Freigeister und Deisten hingewiesen wurde.

Betrachten wir seinen Bildungsgang etwas näher. Mit Locke's „Versuch über den menschlichen Verstand“ wurde er zuerst bekannt. Wie viele seiner Zeitgenossen nahm auch der von den Engländern seinen Ausgangspunkt und folgte somit der allgemeinen Strömung, welche seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts alle Veränderungen in

[1]) Nicolai, Ueber meine gelehrte Bildung (Berlin 1799), 43.

der Politik wie in der Literatur in Bewegung setzte. Die staatlichen Umwälzungen, welche auf der britanischen Insel das System des Mittelalters zu Grabe trugen, riefen einen Kampf über die Grundlagen göttlicher und menschlicher Ordnung hervor, dessen Wirkungen sich auch alsbald in Frankreich, ganz besonders aber in Deutschland zeigten.

Die englische Literatur, sagt Danzel, ist der Stab gewesen, an welchem sich die deutsche den größten Theil des vorigen Jahrhunderts hindurch emporgerankt hat, bis sie endlich im letzten Viertel desselben hinlänglich erstarkt war, um nicht nur allein stehen, sondern auch der bisherigen Ernährerin frische Lebenssäfte mittheilen zu können. Das neue Element, das von England her in Deutschland eindrang, verjüngend und belebend, war ein Hauch frischer Seeluft, der durch die schwülen Gassen einer dichtbevölkerten Stadt weht, war die Aufforderung, aus der Verknöcherung der Formen und conventionellen Regeln zurückzukehren zu Natur und Freiheit. [1])

Das System Locke's, dem Mendelssohn in seiner Jugend manche Nacht widmete, fand gleich beim ersten Auftreten einen wohlvorbereiteten Boden und einzelner Widersprüche ungeachtet eine überaus günstige Aufnahme. Die angeborenen Begriffe und Ideen als Vorurtheile zu verwerfen und alle Wahrheiten aus der Erfahrung zu ziehen, den Verstand genau zu betrachten und die menschlichen Kräfte zu erforschen, schärfte Locke seiner Zeit mit solchem Erfolge ein, daß die Nachklänge noch lange wiederhallten und er als der Fürst der englischen Philosophen, als der Vater des Empirismus von den Nachfolgern betrachtet wurde. Alle systematischen Denker der verschiedenen Nationen gingen von ihm aus oder kehrten zu ihm zurück; Viele, selbst die Bekämpfer seiner Lehre, haben von ihm gelernt. Leibniz, dieser Schöpfer der deutschen Philosophie,

[1]) Danzel, Lessing, I, 282; Stahr, Lessing, I, 136.

deſſen Syſtem im diametralen Widerſpruch zu dem des Engländers ſteht, iſt ehrlich genug, ſelber zu bekennen, daß er „einem moraliſirenden Lord“ vieles zu danken, ja wichtige und weſentliche Geſichtspunkte ſeiner Theodicée in deſſen Werken vorgefunden habe. Voltaire gab ſeinem frivolen Geiſte die Schriften eines Locke, Pope und Newton zur Nahrung. Diderot überſetzte Shaftesbury und iſt entzückt von Richardſon. Rouſſeau vertiefte ſich in Locke, ſein Emile und Contrat Social ſind aus ihm hervorgegangen.

Ein Geiſt wie Mendelsſohn, der ſo ganz auf Lebensanſchauung und unmittelbare Erkenntniß geſtellt war, mußte nothwendig an dem Locke'ſchen Syſteme Gefallen finden; er mußte ſich um ſo mehr zu ihm hingezogen fühlen, weil der unbedingte Glaube darin verworfen und das Chriſtenthum von einer vernunftgemäßen Seite aufgefaßt wurde. Locke war der erſte, der in einer Zeit, wo an Duldung religiöſer Meinungen noch nirgends, Holland und die Türkei etwa ausgenommen, gedacht wurde, es wagte, eine unbedingte Freiheit für Jedermann zu verlangen und mit der Forderung hervorzutreten, die bekanntlich ſelbſt in unſeren Tagen noch großen Widerſpruch findet, daß nämlich der Jude ſeines religiöſen Bekenntniſſes wegen von dem Genuſſe der bürgerlichen Rechte nicht ferner ausgeſchloſſen, ſondern dem Chriſten ganz gleichgeſtellt werde. [1])

Solche Principien konnten einen ſo vieler Menſchenrechte beraubten Juden nur mit Liebe und Anhänglichkeit an das Syſtem feſſeln, deſſen Conſequenzen von Männern wie Shaftesbury, Hutcheſon, Bolingbroke u. A. gezogen wurden. Noch 1758, nachdem er ſich als Anhänger und Vertheidiger der Leibniz-Wolf'ſchen Philoſophie in einer

[1]) Works, II, 259: I would not have so much as a Jew or Mahometan excluded from the civil rights of the common-wealth because of his religion. Vgl. Schloſſer, Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, I, 384 ff.

Schrift öffentlich gezeigt hatte, waren nur Locke, Clarke und Shaftesbury in seinen Augen wahre Weltweise, wie er sich in einem Briefe an Lessing ausdrückt. [1]) Seine Neigung zu Shaftesbury, dessen Werke wie die des seiner Meinung nach seichten Hutcheson er früh studirte, [2]) ging so weit, daß er ernstlich daran dachte, ihn in einer Uebersetzung dem deutschen Publikum bekannt zu machen. „Ich habe angefangen, den Shaftesbury zu übersetzen", schreibt er den 3. November 1761 an Abbt. „Diese Arbeit vergnügt mich ungemein, der Schwierigkeiten ungeachtet, die, wie Sie wissen, nicht gering sind. Ich hoffe diesen Winter, so Gott will, fleißig fortzufahren und den „Versuch über Freiheit des Witzes und der Laune" bald Ihrem Urtheile unterwerfen zu können." [3]) Auch der Freund hatte dieselbe Arbeit aufgenommen und wollte seinen Moses überreden, „die Uebersetzung zusammen feil zu schlagen. Ich bin wirklich begierig darauf," fügt er hinzu, „was unsere Theologen sagen werden, wenn ein Lord, ein Kaufmann und ein Professor, ein Freigeist, ein Jude und ein Christ Hand in Hand erscheinen: Shaftesbury, Moses und Abbt. Wirklich eine schöne Gesellschaft! Unser Lohn wird von diesen Herren Theologen wohl gleich ausfallen: eine ewige Verdammniß." [4]) Die Uebersetzung gerieth jedoch bald in Stocken, weil sich die Schwierigkeiten betreff des Ausdrucks nicht leicht überwältigen ließen. „Der Lord ist ein eigensinniger Engländer," meint Mendelssohn, „der oft kein deutsches Kleid annehmen will." [5])

---

[1]) Schr. V, 151, vgl. I, 211, IV, 2, 145 f.

[2]) V, 8, 9: „In Hutchesons Introduction to moral Philosophy finde ich außer einigen Stellen nichts Sonderliches. Besonders vom Beten hat der Mann triviale Begriffe"; V, 20.

[3]) V, 245.

[4]) Schr., V, 248.

[5]) V, 251.

Was Mendelssohn so gewaltig an die Engländer und besonders an Shaftesbury fesselte, war sicherlich nicht die freie religiöse Richtung, welche sie vertreten, oder die erbitterte Skepsis, für die seine gemäßigte Natur nur wenig geeignet war, wir müssen vielmehr die Bewunderung, welche er mit der ganzen damaligen Generation, sogar bis in die neunziger Jahre hinein, den Engländern zollte, theils auf ein formales Element beziehen, auf jene damals mehr als je erstrebte Vereinigung nämlich und Aussöhnung des Gelehrten und des Weltmannes, theils aber auf den eigenthümlichen Geist, welcher sich bei den englischen Philosophen kund gab. Sie hatten sich von jeher als Menschen dargestellt, denen das zu Theil geworden ist, was Göthe das Höchste nennt, was dem Menschen zu Theil werden kann, daß er ein eigenes Herz im Busen trage. Mendelssohn war ein zu subtiler Denker, als daß er diese Seite nicht bald hätte herausfinden sollen, und daß er es fand, gewissermaßen herausfühlte, erfahren wir aus einer Stelle in einem Briefe an Lessing, welche lautet: „Die Franzosen philosophiren mit dem Witze, die Engländer mit der Empfindung.“ [1]) Diese Gefühlsphilosophie sagte Mendelssohn zu, er selbst ließ Gefühl und Herz an seinem Philosophiren Theil nehmen und schließt sich so auch den englischen Common-sense Philosophen an, wie näher zu betrachten wir noch später Gelegenheit haben werden.

Ueber das Studium der englischen Philosophie wurde aber doch die deutsche, damals so gefeierte und mächtig anziehende Philosophie nicht vernachlässigt; es war freilich keine andere als die Wolfische. Mendelssohn beschäftigte sich eingehend mit ihr, las die deutschen und lateinischen Quartanten des Meisters, verbrachte ganze Nächte bei Hansch und Baumgarten und war auf dem besten Wege, ein ein-

1) V, 150.

gefleiſchter Wolfianer zu werden. Dieſe Liebe zu dem trockenen Dogmatismus und ſeine Anhänglichkeit an die ſogenannte Schulphiloſophie, von der er ſich auch in ſpäteren Jahren nicht ganz loszumachen vermochte, hat ſeinem Namen als Philoſophen nicht wenig geſchadet. Er ging aber ſchon in ſeinen erſten Studienjahren über Wolf hinaus, er nährte ſich früh an der Quelle, aus welcher dieſer ſelbſt geſchöpft hatte, an Leibniz, und war mit deſſen Werken ebenſo wenig unbekannt geblieben, wie mit denen des Amſterdamer jüdiſchen Glasſchleifers Spinoza.

So war Mendelsſohn, in den vier Jahren, welche er als Hauslehrer verlebte, ein philoſophiſch gebildeter Mann geworden.

Er fing an, ſich zu fühlen, wie man zu ſagen pflegt. In dem Grade, in welchem ſeine Bildung und ſeine Kenntniſſe zunahmen, verlor ſich ſeine Schüchternheit, und er erhob ſich allmälig, wenn auch nie gänzlich, aus dem Drucke, den ſein früheres kümmerliches Leben ihm aufgebürdet hatte. Er ſuchte jetzt auch Geſellſchaften auf, ließ ſich durch ſeinen Freund und Lehrer Gumperz mit einigen jungen Leuten des Joachimsthal'ſchen Gymnaſiums bekannt machen und bemühete ſich, den Ton der feineren Welt kennen zu lernen. Auch bei d'Argens und Maupertuis wurde er eingeführt, Beauſobre und Prémontval vorgeſtellt, dieſen berühmten Berliner Akademikern, mit denen er ſpäter häufigern Umgang pflog; die Herren empfingen ihn gern, denn der junge Israelit, wie ſie ihn nannten, war ein vortrefflicher Kopf, ein angenehmer Geſellſchafter und, was freilich nicht ſchwer in die Wage fällt, ein guter Schachſpieler.

Dieſem Spiele verdankte er auch die Bekanntſchaft des Mannes, deſſen Name nicht ohne Ehrfurcht genannt werden kann, Leſſing's.

Zweites Buch.

Der junge Philoſoph.

Fünftes Kapitel.

Leſſing.

Auf dem Nicolaikirchhofe in Berlin wohnte im Jahre 1754 in einem unanſehnlichen, jetzt mit Nummer 20 bezeichneten Hauſe auf einer ſehr kleinen Stube zwei Treppen hoch ein junger Dichter, der mit Mendelsſohn ſo ziemlich von gleichem Alter war, ein Zeitungsſchreiber, wie der Akademiker Sulzer ihn wegwerfend nannte. Dieſer Zeitungsſchreiber war kein anderer als Leſſing, welcher ſchon damals bei aller Armuth einen Reichthum an Wiſſen beſaß, mit dem ſich ein Dutzend Andere recht gut hätten begnügen können. Er führte während ſeines Aufenthaltes in dem Spree-Athen ein jämmerliches Literatenleben und war, wie noch oft nachher, darauf angewieſen, ſeine Zeit und ſeine Kenntniſſe zu verwerthen. Seine ausgedehnte Thätigkeit hielt ihn jedoch nicht ab, eine kleine Schaar von Freunden und guten Bekannten um ſich zu ſammeln, denn ſein ganzes Weſen war auf lebendigen Verkehr geſtellt und für lebhafte perſönliche Mittheilung im höchſten Grade begabt. In Leipzig, wo er ſtudirte, waren es Schauſpieler und Schauſpielerinnen, mit denen er verkehrte; in Berlin ſchloß er ſich jungen Dichtern, Künſtlern, Schauſpielern und, was damals viel heißen wollte, Juden an. Es ſah oft recht bunt auf ſeiner Stube aus! Da treffen wir ſo Manchen, der auch für uns, weil mit Mendelsſohn ſpäter befreundet,

nicht ohne Intereſſe iſt: der „kleine Bauzmer“ Naumann, Leſſing's Stubengenoſſe, ſo leicht und flüchtig wie ein Schmetterling, übrigens ein gutmüthiger, heiterer Menſch, der recht geeignet war, Andere witzig zu machen, und auch verſprach, „eine Figur in der Welt zu bilden“ [1]; den Herrn von Breitenbauch, ſeines Zeichens auch ein Literat und Kunſtfreund [2]; den Muſiker Kirnberger, der Mendelsſohn ſpäter Unterricht im Klavierſpiel ertheilte, Müchler, den Doctor Gumperz u. a. Letztgenannter empfahl ſeinem Freunde, der gern eine Partie machte, den ſchüchternen Moſes als guten Schachſpieler, in der wohlmeinenden Abſicht, ihm in dem Umgange mit einem ſo vielſeitig gebildeten Geiſte einen neuen Bildungsquell zu eröffnen. Leſſing hatte eine zu große Vorliebe für alle diejenigen, welche das pedantiſche Gelehrtenthum von der Gemeinſchaft ausſchloß, für Schauſpieler, Soldaten und Juden, als daß ihm nicht die Bekanntſchaft mit dieſem jungen Israeliten, der die Wolfiſche Philoſophie, Locke, Leibniz, Spinoza ſtudirt, die franzöſiſche und engliſche Sprache ſich angeeignet hatte, von vorn herein hätte willkommen ſein ſollen. Andrerſeits fühlte ſich Mendelsſohn bald traulich in der Geſellſchaft eines Deutſchen Gelehrten, der ſo viele Kenntniſſe aufgeſpeichert hatte und dabei ſo frei von allen Vorurtheilen war, daß er es ſogar gewagt, die Juden auf dem Theater vor den Augen des von Haß und Verachtung gegen die jüdiſche Nation erfüllten Volkes zu rechtfertigen: „die Juden“ ſind Leſſing's Werk.

„Es iſt ein reines Tendenzdrama“, ſagt der neueſte Biograph Leſſing's [3], „der Zweck ein durchaus moraliſcher: Bekämpfung des damals noch in ſeiner ganzen Stärke ge-

[1] Schr. V, 14, 24, 30.

[2] M. ſ. das Schreiben Mendelsſohn's an ihn vom 19. April 1757, V, 413.

[3] Stahr, a. a. O. I, 133.

gen das unterdrückte Volk ſelbſt in dem Reiche Friedrichs des Großen herrſchenden Vorurtheils. Nach dieſer Seite hin iſt das Stück, in welchem ein reicher und gebildeter Jude ein Beiſpiel edelmüthigſter Feindesliebe giebt, der würdige Vorläufer des Nathan.“ Leſſing, der auch bei ſeinen dramatiſchen Arbeiten ſittliche Zwecke verfolgte und die Bühne, ſeine Kanzel, zur Kanzel der Humanität zu machen ſtrebte, hatte auf den Leipziger Meſſen [1]) Gelegenheit genug, die Verachtung zu gewahren, mit der Sitte und Geſetz die Juden verfolgten. Er erhob in Deutſchland zuerſt ſeine mahnende Stimme für dieſes Volk, das damals ſelbſt in Preußen unter der Regierung des philoſophiſchen Königs, ſelbſt in Berlin, dem Hauptquartier franzöſiſcher Deiſten, noch der erſten Menſchenrechte entbehrte, deſſen Ehe und Vermehrung nicht minder wie ſein Broterwerb der ſtrengſten Beſchränkung grauſamer Geſetze unterlag, Geſetze, welche ſelbſt den theuer erkauften „Schutz“ nur auf ein einziges Kind zu übertragen geſtatteten, welche den herabgewürdigten Juden zwangen, an jedem Stadtthore, das er paſſirte, ſeinen Leib einer Waare und dem Viehe gleich zu verzollen. In einer ſolchen Zeit war es ein kühner Gedanke des zwanzigjährigen Jünglings, einen edeldenkenden Juden auf das Theater zu bringen. Es war mehr als kühn, die richtigen und gewichtigen Worte auszuſprechen: „Wenn ein Jude betrügt, ſo hat ihn unter neun Malen der Chriſt vielleicht ſiebenmal dazu genöthigt. Ich zweifle, ob viele Chriſten ſich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu ſein, und ſie wundern ſich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten ſucht? Sollen Treue und Redlichkeit unter zwei Völkerſchaften herrſchen, ſo müſſen beide gleich viel dazu beitragen. Wie aber, wenn es bei der einen ein Religionspunkt und beinah ein verdienſtliches Werk wäre, die andere zu

[1]) Er ſchrieb das Stück 1749, lange bevor er nach Berlin kam.

verfolgen?“ [1]) Der richtige Christ wurde damals noch gerade so an seinem Hasse gegen die Juden erkannt, wie der richtige Protestant durch seine Polemik gegen die Katholiken. Scheute sich noch zwanzig Jahre nach Lessing's Lustspiel ein Schlözer nicht, den Juden eine ganz besondere Neigung und Anlage zum Straßenraub vorzuwerfen, haben selbst noch heute Herren in den gesetzgebenden Häusern des civilisirtesten deutschen Staates die Stirn, ihnen in pöbelhaften Ausfällen Hang zum Betrug und Meineid vorzurücken, was Wunder, daß das allgemeine Verdammungsurtheil selbst bei den Aufgeklärtesten und Besten damals kaum den Glauben an irgend eine Ausnahme, an die Möglichkeit zu gestatten schien, daß ein Jude überhaupt ein achtungswerther Mensch sein könne. Von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilte der Ritter Michaelis, Professor der Theologie in Göttingen, das Stück in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“. Er fand es zwar nicht unmöglich, aber doch allzu unwahrscheinlich, daß unter einem Volke wie das jüdische, ein solches edle Gemüth, wie der Jude in dem Stücke zeigt, sich bilden könne.

Gegen eine solche Verkennung durfte, konnte Mendelssohn nicht schweigen. Er, der so oft als muthiger Kämpfer für seine Glaubensgenossen sich vernehmen ließ, wagte sich mit einer Ehrenrettung seines Volkes an der Seite seines Freundes in die Oeffentlichkeit. In Form eines Briefes an Gumperz kleidete er diese Vertheidigung, welche noch heute gehört zu werden verdient.

„—Die Gedanken machten mich schamroth. Ich bin nicht im Stande alles auszudrücken, was sie mich haben empfinden lassen. Welche Erniedrigung für unsere bedrängte Nation! Welche übertriebene Verachtung! Das gemeine Volk der Christen hat uns von jeher als den Auswurf der Natur, als Geschwüre der menschlichen Gesellschaft ange-

[1]) „Die Juden“ 3. Auftritt.

sehen. Allein von gelehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine billigere Beurtheilung; von diesen vermuthete ich die uneingeschränkte Billigkeit, deren Mangel uns insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. Wie sehr habe ich mich geirrt, als ich einem jeden christlichen Schriftsteller so viel Aufrichtigkeit zutraute, als er von Andern fordert. In Wahrheit! Mit welcher Stirn kann ein Mensch, der noch ein Gefühl der Redlichkeit in sich hat, einer ganzen Nation die Wahrscheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweisen zu können? Einer Nation, aus welcher, wie sich der Verfasser der „Juden" ausdrückt, alle Propheten und die größesten Könige aufstanden? Ist sein grausamer Richterspruch gegründet? Welche Schande für das menschliche Geschlecht! Ungegründet? Welche Schande für ihn!

Ist es nicht genug, daß wir den bittersten Haß der Christen auf so manche grausame Art empfinden müssen; sollen auch diese Ungerechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertigt werden? Man fahre fort uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig mitten unter freien und glückseligen Bürgern eingeschränkt leben, ja man setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus; nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht abzusprechen. —

Sollte diese Recension, diese grausame Seelenverdammung, nicht aus der Feder eines Theologen geflossen sein? Diese Leute denken der christlichen Religion einen großen Vorschub zu thun, wenn sie alle Menschen, die keine Christen sind, für Meuchelmörder und Straßenräuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der christlichen Religion so schimpflich zu denken; das wäre ohnstreitig der stärkste Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man sie festzustellen, alle Menschlichkeit aus den Augen setzen müßte.

Wie aber, soll es unglaublich sein, daß unter einem

Volke von solchen Grundsätzen und Erziehung, ein so edles und erhabenes Gemüth sich gleichsam selbst bilden sollte? Welche Beleidigung! So ist alle unsere Sittlichkeit dahin! So regt sich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! So ist die Natur stiefmütterlich gegen uns gewesen, als sie die edelste Gabe unter den Menschen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit bist Du, gütiger Vater, über solche Grausamkeit erhaben! —

Ueberhaupt sind gewisse menschliche Tugenden den Juden gemeiner, als den meisten Christen. Man bedenke den gewaltigen Abscheu, den sie für eine Mordthat haben. Kein einziges Exempel wird man anführen können, daß ein Jude einen Menschen ermordet haben sollte. Wie leicht wird es aber nicht manchem sonst redlichen Christen, seinem Nebenmenschen für ein bloßes Schimpfwort das Leben zu rauben? Man sagt, es sei Feigheit bei den Juden. Wohl! Wenn Feigheit Menschenblut verschont, so ist Feigheit eine Tugend.

Wie mitleidig sind sie nicht gegen alle Menschen, wie milde gegen die Armen beider Nationen? — Es ist wahr, sie treiben diese beiden Tugenden fast zu weit. Ihr Mitleiden ist fast zu empfindlich, und hindert beinah die Gerechtigkeit, und ihre Milde ist beinah Verschwendung. Allein, wenn doch Alle, die ausschweifen, auf der guten Seite ausschweifeten." [1])

Mit diesem Briefe, dem man die innere Entrüstung des jugendlichen Verfassers abmerkt, trat Lessing zur Abwehr gegen die seinen Juden gemachte Anklage auf; statt selbst zu reden, läßt er „einen aus der Nation" reden; „er kennt ihn zu wohl, als daß er ihm das Zeugniß eines eben so witzigen als gelehrten und rechtschaffenen Mannes versagen will." Er hatte in der That den Freund bald durch-

[1]) Schr. III, 476 ff.

forſcht. Wie er nach einer Bekanntſchaft von nur wenigen Monaten über ſeinen Geiſt und ſeine Kenntniſſe dachte und urtheilte, geht aus dem Briefe hervor, welchen er an Michaelis am 16. October 1754 bei Ueberſendung der theatraliſchen Bibliothek richtete, in welche er das Vertheidigungsſchreiben Mendelsſohn's eingeſchaltet hatte. „Nur des eingerückten Briefs wegen", ſagt er, „bin ich einigermaßen in Sorgen. Wenn einige Ausdrücke darin vorkommen ſollten, die ich nicht billige, die ich aber kein Recht habe zu ändern, ſo bitte ich Ew. Wohlgeboren beſtändig auf den Verfaſſer zurückzuſehen. Es iſt wirklich ein Jude, ein Menſch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher ohne alle Anweiſung, in den Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poeſie eine große Stärke erlangt hat. Ich ſehe ihn im Voraus als die Ehre ſeiner Nation an, wenn ihn anders ſeine eigenen Glaubensgenoſſen zur Reife kommen laſſen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeiſt gegen Leute ſeines Gleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und ſein philoſophiſcher Geiſt läßt mich ihn im Voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem erſten nichts als ſeine Irrthümer fehlen werden." [1])

Ein Urtheil aus dem Munde eines Leſſing's bedarf keines weiteren Commentars. Freundſchaft hatte ihn noch nicht geblendet, als er dieſe Worte niederſchrieb. Die Freundſchaft, welche die beiden Wahrheitsforſcher ſpäter umſchlang und bis zu ihrer Trennung durch den Tod innig vereinigte, war damals noch nicht geſchloſſen; redete doch Mendelsſohn noch im Februar 1755 den „Herrn Magiſter" Leſſing „Mein Herr" an! Wie ihr intimes Verhältniß ein ſpätres iſt, ſo ſoll es auch uns erſt im Verlaufe beſchäftigen; hier wollen wir nur im Allgemeinen darauf hin-

[1]) Leſſing's Schr., XII, 27.

weiſen, daß Leſſing's lichtvoller und ordnender Geiſt den tiefen Schacht von Mendelsſohn's Seele durchleuchtet, um ihn ſelbſt über die reichen Schätze ſeines Wiſſens und Könnens aufzuklären.[1] Er war es, der ihn zu einer geordneten Geſtaltung und Verwerthung ſeiner Fähigkeiten und Kenntniſſe anregte, der ihn, um es mit einem Worte zu ſagen, zum Schriftſteller machte.

Sechstes Kapitel.

Erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch.

Gegen Ende des Jahres 1754[2] gab Leſſing ſeinem Freunde eine Abhandlung von Shaftesbury zu leſen. Mendelsſohn brachte ihm nach einiger Zeit das Buch wieder und antwortete, als Leſſing ihn fragte, wie es ihm gefallen habe: „Nun ja! recht gut! aber ſo Etwas kann ich auch machen.“ „So?“ meinte Leſſing. „Nun ſo machen Sie doch ſo Etwas.“ Mendelsſohn überreichte ihm nach einiger Zeit ein Manuſcript zum Durchleſen. Es währte mehrere Monate, ehe Leſſing mit dem jungen Autor darüber ſprach, und als dieſer ihn endlich fragte, ob er das Manuſcript geleſen habe, gab ihm Leſſing ein Exemplar der gedruckten Schrift; er hatte ſie bei ſeinem Verleger Voß ohne ſein Vorwiſſen drucken laſſen. So ſah ſich Mendelsſohn, der dieſen einem Leſſing ganz ähnlichen Streich ſeinem Sohne[3] erzählte, freudig überraſcht, und ohne

---

[1] Stern, a. a. O. 63.

[2] Nicht aber 1755, wie gewöhnlich angenommen wird; im Februar 1755 war das Buch ſchon gedruckt.

[3] Joſeph Mendelsſohn, der Verfaſſer von Mendelsſohn's Lebensgeſchichte, Schr. I, 13.

daß er es im geringsten ahnte, als deutscher Schriftsteller eingeführt.

„Philosophische Gespräche" ist der Titel dieser seiner ersten anonym erschienenen Schrift.

Es hat nicht jeder gleich ein philosophisches System, es nimmt nicht Jeder mit einigen Blättern, die er über eine philosophische Materie in die Welt schickt, auch alsbald einen philosophischen Standpunkt ein, und doch kann mit Recht behauptet werden, daß in den wenigen Bogen, welche die „Gespräche" ausmachen, sich schon die ganze Grundlage der philosophischen Ueberzeugung ausspricht, der Mendelssohn zeitlebens treu geblieben ist.

Daß er es bei dem Studium der Wolfischen Philosophie nicht bewenden ließ, vielmehr auf den eigentlichen Kern des Systems, auf Leibniz selbst, zurückging, haben wir schon früher angedeutet. Wir wollen nicht alle die Stellen aufführen, in denen er sich über die Verehrung ausläßt, welche er für Leibniz und sein System hegt; er gilt ihm als der Begründer und Urheber der deutschen Philosophie, als der größte und behutsamste Denker; er kann den großen Namen nicht aussprechen, ohne der Vorsehung, wie jener Schüler des Plato in seiner Zeit gethan, zu danken, daß sie nach ihm ihn hat geboren werden lassen,[1]) und treffend wendet er auf ihn den Satz Voltaire's an, daß die Natur Jahrhunderte brauche, einen solchen Geist hervorzubringen.[2]) Mit dieser Verehrung stand Mendelssohn allerdings nicht vereinzelt, noch unsere weit vorgerückte Zeit räumt dem Vertrauten der geistreichen Sophie Charlotte von Preußen bereitwillig neben Aristoteles den Platz des größten universellen Genies ein, welches die Welt je gesehen, und nur der erst vor wenigen Jahren entschlafene Mann, dessen Stolz es war, sich noch als Greis Schüler Mendelssohn's

---

[1]) Schr. I, 219. [2]) Philos. Gespräche (erste Ausgabe) S. 67.

zu nennen, wird den genannten Heroen der Wissenschaft jetzt ebenbürtig zugesellt.

Nächst Leibniz fesselte Mendelssohn jedoch noch eine andere Persönlichkeit, deren Name in eben dem Maaße in den Staub getreten wurde, wie man seinen deutschen Zeitgenossen hoch bis in den Himmel hob, der Mann, dessen System wegen des darin gewitterten Atheismus als gefährlich, für Staat und Religion verderblich, wie die Pest verabscheut wurde. Dieser Unglückliche, bei Lebzeiten verleumdet, gekränkt, verfolgt, nach dem Tode verwünscht und vom Banne nicht gelöst, war kein Deutscher, war, wie Mendelssohn hinzufügt, kein Christ, war der Mann mit der olivengrünen Gesichtsfarbe und dem spanischen Schnitte, wie Leibniz ihn bezeichnet,[1] der Amsterdamer Jude Spinoza.[2]

So gut wie jeder Andere wußte Mendelssohn wie man noch damals fast achtzig Jahre nach seinem Verscheiden über Spinoza dachte, und ihm am allerwenigsten war es unbekannt geblieben, daß ganz besonders die Juden seinen Namen als den eines Abtrünnigen kaum über die Lippen zu bringen wagten. Das hielt ihn in seiner Freimüthigkeit jedoch nicht ab, der Persönlichkeit und dem Charakter dieses tiefen Denkers die wohlverdiente Anerkennung öffentlich zu zollen: er gehört mit Lessing zu den ersten, welche für ihn und sein System offen Partei ergriffen, um ihn nicht länger „wie einen todten Hund" am Wege liegen zu lassen. Das Unglück dieses Mannes, der auf den Weltgenuß und den Besitz der gewöhnlichen Lebensgüter, auf öffentliche Wirksamkeit und praktischen Einfluß aus reiner Liebe zur Wahrheit Verzicht leistete, das Streben und die Resignation, mit welchem er sich dieser hingab, haben, wie er selbst bekennt, ihn jederzeit heftig bewegt. „Er lebte mäßig, eingezogen und untadelhaft; er entsagte allen mensch-

[1] Leibniziana, CLXX. [2] Schr. I, 204.

lichen Ergötzungen, widmete ſein ganzes Leben dem Nachdenken, und ſiehe! er geräth in dem Labyrinthe ſeiner Betrachtungen auf Abwege und behauptet vieles aus Irrthum, das mit ſeinem ſchuldloſen Lebenswandel ſehr wenig übereinſtimmt, das der verworfenſte Bube wünſcht, um ungeſtraft ſeinen böſen Lüſten fröhnen zu können. Wie unrecht iſt der unverſöhnliche Haß der Gelehrten wider einen ſolchen Unglücklichen! Dieſe Leute glauben, der guten Sache der Religion keinen kleinen Nachdruck zu geben, wenn ſie die Widerſacher derſelben mit Schimpf belegen und mit Läſterungen gleichſam überſchütten. Allein ſie richten mehr Schaden an, als ſie Nutzen zu ſtiften glauben. [1])

Eben ſo richtig wie der Charakter iſt auch in dieſer Erſtlingsſchrift der philoſophiſche Standpunkt Spinoza's von Mendelsſohn beurtheilt. Er iſt ihm nicht allein der kühne Taucher, der in dem grundloſen Meere der Speculation die Perle der Wahrheit gefunden hat, ſondern er betrachtet ihn geradezu als das Verbindungsglied zwiſchen den beiden Hauptſäulen der neuern Philoſophie, zwiſchen Carteſius und Leibniz. „Bevor der Uebergang von der Carteſianiſchen bis zur Leibniziſchen Philoſophie geſchehen konnte, mußte Jemand in den dazwiſchen liegenden ungeheuren Abgrund ſtürzen. Dieſes unglückliche Loos traf Spinoza. Er war ein Opfer für den menſchlichen Verſtand, allein ein Opfer, das mit Blumen geziert zu werden verdient. Ohne ihn hätte die Philoſophie ihre Grenzen nimmermehr ſo weit ausdehnen können.“ [2])

Dieſes Syſtem, dem Mendelsſohn gewiſſermaßen ſelbſt zum Opfer fiel, wollte er retten. Entſchiedener Gegner des im Spinozismus wurzelnden Pantheismus, war es doch ſeine feſte Ueberzeugung, daß Spinoza aus Irrthum und nicht aus Bosheit des Herzens manche Meinung aufgeſtellt habe, die der Begründung ermangele, daß aber in ſeinen

---

1) Schr. I, 205. 2) I, 204.

Schriften Wahrheiten ausgesprochen seien, welche Leibniz adoptirt und auf welche dieser die richtigsten und gesundesten Begriffe von Gott und der Welt basirt habe. [1])

Mendelssohn bediente sich, um Spinoza zu Ehren und Ansehen zu bringen, des feinen Kunstgriffs, Leibniz auf Spinoza zurückzuführen; er wollte beweisen, daß die vorherbestimmte Harmonie, der Fundamentalbegriff des Leibnizischen Systems, Spinoza's Eigenthum und von ihm zuerst der Welt bekannt gemacht sei. Nun ist allerdings nicht gänzlich in Abrede zu stellen, daß zwischen beiden Systemen eine gewisse Wechselbeziehung und Annäherung vorhanden ist. Noch in neuerer Zeit hat Strauß [2]) behauptet, daß Leibniz sich in mehreren Punkten auf die Seite Spinoza's neige, und der Franzose Secretan [3]) geht sogar so weit, die Monadologie für nichts als eine Umstellung der Form des Spinozismus zu erklären; nichtsdestoweniger muß doch der kühne Versuch Mendelssohn's als ein verfehlter angesehen werden, er beruht auf einem Irrthum, der Spinoza eben so sehr als Leibniz verkennt. Bei Spinoza ist das Verhältniß von Denken und Ausdehnung nicht Harmonie im eigentlichen Sinne, geschweige denn vorherbestimmte, und bei Leibniz verhält sich die Seele zum Körper anders als bei Spinoza. [4])

Im ersten jugendlichen Feuer hielt Mendelssohn seine Ansicht für unfehlbar und jedes Widerspruchs überhoben; stimmte doch Lessing mit ihm überein und das war ihm vollgültiger Beweis der Haltbarkeit seiner Idee. Erst acht [5]) Jahre später, geraume Zeit nachdem die Gespräche zum zweiten

---

[1]) Schr. I, 201. [2]) Christliche Glaubenslehre, I, 29.

[3]) La philosophie de Leibniz (Lausanne 1841).

[4]) Kuno Fischer, Leibniz und seine Schule, 177.

[5]) 1761. In der zweiten Ausgabe hat Mendelssohn die „Gespräche" theils erweitert, theils Manches verändert, das dritte Gespräch ist fast gänzlich umgearbeitet.

Male in der Ausgabe der philosophischen Schriften abgedruckt waren, wurde der Freund, welcher sich während seines Aufenthaltes in Breslau eingehender mit Spinoza beschäftigt hatte, irre an der Zurückführung der vorherbestimmten Harmonie auf Spinoza. „Ich muß Ihnen gestehen", schreibt Lessing am 17. April 1763, „daß ich mit Ihrem ersten Gespräche seit einiger Zeit nicht mehr so recht zufrieden bin. Ich glaube, Sie waren damals, als Sie es schrieben, auch ein kleiner Sophist, und ich muß mich wundern, daß sich noch Niemand Leibnizens gegen Sie angenommen hat." [1] Mendelssohn versuchte allerdings auch jetzt noch, Gründe für seine Behauptung geltend zu machen, und beharrte bei der Meinung, daß Spinoza die wesentlichen Sätze der vorherbestimmten Harmonie vor Leibniz aufgestellt habe; seine Rechtfertigung ist jedoch nicht geeignet, Lessings Einwendungen zu beseitigen. [2] Hier hätte er von seinem beliebten Satze, daß die Streitigkeiten der Philosophen immer in Wortstreitigkeiten bestehen, die umgekehrte Anwendung machen sollen, daß die Philosophen in den Begriffen abweichen und in Worten mit einander übereinstimmen können.

Wie nun in diesem ersten schriftstellerischen Versuche seine Anhänglichkeit an Spinoza, sein inniges Festhalten an

[1] Schr. V, 168. In dem Concepte des erwähnten Briefes ist noch ein Satz angehängt, in welchem Lessing den Gegensatz zwischen der Lehre des Spinoza und der prästabilirten Harmonie auf die schlagendste Weise zu erläutern anfängt (Guhrauer, Lessing, II, 2, 111, Lessing's Werke XI, 113): „Wollen Sie mir ein Gleichniß erlauben? Zwei Wilde, welche beide das erste Mal ihr Bild in einem Spiegel erblicken. Die Verwunderung ist vorbei, und nunmehr fangen sie an, über diese Erscheinung zu philosophiren. Das Bild im Spiegel, sagen beide, macht eben dieselben Bewegungen, welche ein Körper macht, und macht sie in der nämlichen Ordnung. Folglich, schließen Beide, muß die Folge der Bewegungen des Bildes und die Folgen der Bewegungen des Körpers sich aus einem und demselben Grunde erklären lassen."

[2] Schr. V, 174 f.

Leibniz, wie gesagt, seine philosophische Ueberzeugung klar hervortreten, so zeigt sich auch schon jetzt sein Widerwille eben so wohl gegen alle gelehrte unfruchtbare Pedanterie, wie gegen jene flache, alles Geistes beraubte Speculation, sein edles Nationalgefühl und seine tiefe Abneigung gegen die französische Frivolität. In einer Zeit, wo die deutsche Literatur noch in den Windeln lag, wo Franzosen die Tonangeber und Männer wie Voltaire und d'Argens Mode- und Lieblingsschriftsteller waren, wagt es ein armer Jude, der selbst erst mit vieler Mühe deutsche Sprache und deutsche Sitten sich angeeignet hatte, über die „sclavische Nachäffung" der Deutschen, über die Seichtigkeit und Flachheit der Franzosen zu klagen. „Die Franzosen, welche seit dem P. Malebranche keinen einzigen metaphysischen Kopf aufzuweisen haben, sahen wohl ein, daß die Gründlichkeit ihr Werk nicht sei; sie machten daher die Artigkeit der Sitten zu ihrem einzigen Augenmerk und übten den spöttischen Witz gegen die, welche tiefsinnigen Betrachtungen nachhingen und in der großen Welt nach einer gewissen übertriebenen Zärtlichkeit des Geschmacks nicht zu leben wußten. Die wenigen Weltweisen, die dieses Volk noch hatte, fingen an, ihre runzlige Stirn aufzuheitern, und wurden artig. Endlich dachten sie auch artig. Sie schrieben Werke pour les dames, à la portée de tout le monde u. s. w., und spotteten sehr witzig der düstern Köpfe, deren Schriften noch etwas mehr enthielten, als das schöne Geschlecht lesen will. Die ehrlichen Deutschen spotteten mit. Und wie konnten sie auch anders? Sie, die gern die Hälfte ihres Verstandes dahin geben, wenn ihnen die Franzosen nur zugestehen wollen, daß sie zu leben wissen. Werden denn die Deutschen niemals ihren eigenen Werth erkennen? Wollen sie ewig ihr Gold für das Flittergold ihrer Nachbarn vertauschen?" [1]) Und Mendelssohn schrieb dieses in Berlin, in

[1]) Schr. I, 204.

der Hauptstadt des großen Königs, der die deutsche Literatur verachtete und unter dessen Augen ein frivoles französisches Literatenthum sich überall in schmarotzerhaftem Uebermuthe spreizte. Aber gerade hier mitten unter den ausländischen Frivolitäten der de la Mettrie und Maupertuis, d'Argens und Prémontval war es Mendelssohn, der dem Beispiele seines Freundes Lessing folgte und sich an die erste Größe der damals die Welt beherrschenden französischen Literatur, an den von seiner Zeit, von seiner Nation und von dem ganzen gebildeten Europa vergötterten Voltaire wagte. Bei dieser Gelegenheit versetzte er auch dem großen Friedrich, dem blinden Verehrer des französischen Spötters, einen derben Seitenhieb. „An diesem Dichter", sagt er von Voltaire, „ist man den Mangel an Gründlichkeit schon längst gewohnt, und außer den Großen, lassen sich Wenige mehr das Merkzeichen der Weltweisheit verführen, das er aushängt." [1]) O, er wagte noch mehr! In seinem Streben, das Leibnizische System gegen jede Verachtung in Schutz zu nehmen und das fast erstickte Nationalbewußtsein der Deutschen neu zu beleben, machte er mit Lessing Front gegen die ganze Gesellschaft französischer Dichter, gegen das hohe Tribunal der Berliner Akademie.

Siebentes Kapitel.

Die Akademie und die Akademiker.

Als Vorerinnerung zu dem Streiche, welchen Mendelssohn, wiederum im Bunde mit Lessing, im Jahre 1755 der Berliner Akademie spielte, muß der Angriff auf den Akademiker Prémontval und das Verhältniß betrachtet werden,

[1]) Schr. 1, 223.

in welchem der sechs und zwanzigjährige junge Mann zu einzelnen Akademikern stand.

Wie sehr auch Prémontval sich von seinen Genossen dadurch unterschied, daß er eine besondere Zuneigung zu dem deutschen Elemente in seinen Schriften zu erkennen gab, so war er nichtsdestoweniger ein eifriger Gegner der Leibniz-Wolfischen Philosophie. Sowohl in seinen „Gedanken über die Freiheit", als auch in seinem Buche „Vom Zufall", Schriften, die heute längst verschollen sind, bestritt er die Grundbegriffe des Leibnizischen Systems. Das konnte Mendelssohn ihm nicht so hingehen lassen; er versuchte es, nicht ohne Geschicklichkeit, seine Einfälle und vagen Behauptungen im vierten Buche der „Gespräche" zu widerlegen. Bereitwillig gibt er zu, daß Prémontval ein Gelehrter sei, dem es an Talenten nicht fehle, den Namen eines wahren Philosophen zu verdienen; es müsse ihm aber nothwendig an Geduld gefehlt haben, seine Einfälle zu zergliedern und sie bis auf die ersten Gründe der menschlichen Erkenntniß zurückzuführen. [1]) Dienstfertige Recensenten waren schnell genug bei der Hand, Mendelssohn's Worte zu verdrehen und ihn bei dem Akademiker in Verruf zu bringen. Der Professor Michaelis behauptete in einer Recension in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen" geradezu, Mendelssohn hätte den Herrn von Prémontval einen Unbesonnenen genannt, und Merian äußerte gegen Sulzer, der Verfasser der „Gespräche" hätte irgendwo gesagt, Prémontval müßte das hitzige Fieber gehabt haben. [2]) Nicht ohne sichtliche Entrüstung theilt Mendelssohn dieses Mißverständniß an Lessing mit. „O der junge Gelehrte liegt diesem Herrn noch im Kopfe! Ich werde ihm zuschwören, daß ich nur sechs und zwanzig Jahre alt bin. Wissen Sie, was ich that?" fährt er in seinem Briefe an

[1]) Schr. I, 223. [2]) V, 8.

Leſſing fort. „Ich ſchrieb einen franzöſiſchen Brief (Gott weiß, er ward mir recht ſauer!) an den Herrn von Prémontval, und betheuerte ihm, daß alle Menſchen lügen und die Göttingiſchen Anzeigen auch.“ [1])

Wie ſo viele andere Briefe, iſt auch dieſes vielleicht erſte franzöſiſche Schreiben Mendelsſohn's nicht mehr vorhanden; es erfüllte ſeinen Zweck, ſöhnte den beleidigten Akademiker vollkommen aus und bewog dieſen in eben ſo herzlichen Ausdrücken zu antworten. „Mr. Moses“, heißt es in einem Briefe Prémontval's an Michaelis vom 6. Januar 1756, ... „c'est ce philosophe juste, auteur du Traité des Sensations et des Entretiens Philosophiques. Je le trouve homme d'esprit et de mérite et je vous dois cette connaissance. Il m'écrivit il y a quelque tems pour se justifier de m'avoir eu en vue dans certaines qualifications fort dures, où vous n'étiez cependant pas le seul, Monsieur, qui crussiez, qu'il m'en voulait. Sur la cordialité de ma réponse il me vint voir et nous tirâmes amitié.“ [2]) Dieſe Freundſchaft war jedoch nicht von Dauer, und Mendelsſohn ſtellte ſeine Beſuche bald wieder ein. Schon am 23. März 1757 ſchreibt er Leſſing: „Herr Prémontval iſt eben ſo paradox als ſeine Schriften. Heute iſt ſein Umgang angenehm und man wünſcht ſich öfter in ſeiner Geſellſchaft zu ſein, und morgen wundert man ſich, daß man je an ſeinem Umgange hat Geſchmack finden können“ [3]), und am 20. April theilt er dem Freunde mit: „Bei Prémontval bin ich ſeit langer Zeit nicht geweſen. Er hat wirklich wunderliches Zeug im Kopfe, und man thut ihm Unrecht, wenn man glaubt, er

---

[1]) Schr. V, 8.

[2]) Literar. Briefwechſel von J. D. Michaelis, herausgegeben von Buhle, I, 114. [3]) Schr. V, 83.

wolle nur paradox scheinen. In der Metaphysik ist auch nichts mit ihm auszurichten.“ [1])

Prémontval war nicht der einzige Akademiker, dessen Bekanntschaft Mendelssohn gemacht hatte. Bei Beausobre war er schon durch Gumperz eingeführt worden, durch Müchler lernte er auch Sulzer kennen. Besonders diesem schloß er sich enger an, denn Sulzer wollte in seiner schweizerischen Gutmüthigkeit, daß jedes Talent, jedes Verdienst in ihm mehr als einen Rathgeber, mehr als einen Freund, ja stets einen Vertrauten finde. Er hatte den talentvollen jungen Mann bald erkannt und suchte ihn näher an sich zu ziehen. Im November 1755 machte er Bodmer in Zürich Mittheilung von der neuen Bekanntschaft: „Durch Lessing habe ich einen ebräischen Jüngling, einen starkdenkenden Kopf kennen lernen. Er hat die „philosophischen Gespräche“ geschrieben, die ich Ihnen neulich zuschickte. Dieser Beschnittene soll mir Rammlern, den ich sehr selten sehe, zehnfach ersetzen,“ [2]) und noch sechs Jahre später gibt er dem genannten Landsmanne näheren Aufschluß über diesen „Juden, Lessings Freund, der weder ein Bruder noch ein Verwandter des Medicus Gumperz ist, ein seltenes Genie, der aber mit anderen Leuten als mit Lessing und Nicolai umgehen sollte.“ [3])

Die Bekanntschaft mit Sulzer war keine vorübergehende. Mendelssohn besuchte ihn, so oft seine Geschäfte es ihm erlaubten, und selbst zur Zeit als er sich von allen Bekannten loszumachen strebte, hielt er an ihm noch fest, „denn er verdiente es wirklich, daß man seinen Umgang suchte.“ [4]) Schreckte ihn das Paradoxe von Prémontval ab, so war es gerade die Uebereinstimmung der Meinungen und Bestrebungen, welche ihn mit Sulzer enger verband.

[1]) Schr. V, 90, vgl. V, 18.

[2]) Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner. Aus Gleim's literarischem Nachlaß, herausgegeben von W. Körte (Zürich, 1804), 255.

[3]) Ebend. 349. [4]) Schr. V, 29.

Wie Mendelssohn schwankte auch Sulzer zwischen Rationalismus und Sensualismus; war ihm einerseits die Leibniz-Wolfische Philosophie das Erhabenste, das er sich denken konnte, so meinte er es doch anderseits mit der Gefühlstheorie und den schönen Wissenschaften zu ernst, als daß er dem Verstande ganz allein folgen sollte. Verstand und Gefühl, auf deren Entwicklung seiner Ansicht nach das Glück des gesellschaftlichen Lebens beruht, wollte er bei seinen Untersuchungen gleichmäßig vorwalten lassen. [1]) Dergestalt fand Sulzer in Mendelssohn einen lieben Gefährten auf seinem Wege und er „behielt für diesen Weltweisen, der die Philosophie in einem schönen Gewande der Welt angenehm zu machen wußte, bis an sein Ende eine vorzügliche Hochachtung." [2])

Wie erstaunte aber Sulzer, Prémontval und alle die übrigen gelehrten Herren Akademiker, daß der „ebräische Jüngling" sich mit dem „Zeitungsschreiber Lessing" verbunden und eine kleine Schrift voller Spott und Ironie gegen ihr hochwürdiges Tribunal geschleudert hatte.

Maupertuis, der damalige Präsident der Akademie, ging schon lange damit um, „dem Herrn von Leibniz und seinem Systeme eins zu versetzen"; endlich faßte er den Entschluß, wie Wieland in einem Briefe an Zimmermann sich ausdrückt, „einen Hauptstreich zu wagen." Er setzte zur Preisschrift für die philosophische Klasse im Jahre 1753 „Eine Untersuchung des Pope'schen Systems, welches in dem Satze All is right enthalten ist."

Daß in dieser Aufgabe eine Geringschätzung des Leibnizischen Systems lag, war Jedem einleuchtend, und Niemand mochte sich mehr darüber ärgern als Mendelssohn,

[1]) Gervinus, Geschichte der deutschen Literatur, IV, 241; vgl. auch mein Moses Mendelssohn's philosophische und religiöse Grundsätze, 10.

[2]) Hirzel, Ueber Sulzer den Weltweisen (Zürich 1779), 210.

daß man seinem Leibniz zu Leibe wollte. Lessing, der allerdings kein so eifriger Anhänger der deutschen Philosophie war, kam die Gelegenheit ganz erwünscht, sich an den hochmüthigen Akademikern ein wenig reiben zu können, und so ließen sich die beiden kampflustigen Freunde in einen Streit ein, der nicht weniger national als literarisch war. Nichts piquanter, als die so entstandene Schrift: „Pope ein Metaphysiker",[1]) in welcher mit der gefeierten königlich preußischen Akademie der Wissenschaft ein ergötzlicher Tanz aufgeführt wird. Es liegt eine wahrhaft herzerquickende Bosheit darin, wenn sie einer ganzen Gesellschaft von Philosophen die Schulmeister spielen und ihnen erklären, was eigentlich ein philosophisches System sei. „Es ist eben so ungeziemend als unnöthig, einer Versammlung von Philosophen, das ist einer Versammlung von systematischen Köpfen, zu sagen, was ein System sei"; ja sie treiben ihren Spott noch weiter und zeigen den gelehrten Akademikern, daß ein Dichter gar kein philosophisches System haben könne. „Wer ist Pope? Ein Dichter .... Ein Dichter? Was macht Saul unter den Propheten? Was macht ein Dichter unter den Metaphysikern?" Jetzt erst gehen sie auf die eigentliche Frage näher ein und stellen das Ungereimte und Lächerliche der Aufgabe in der ganzen Blöße dar. Sie erinnern an die Abneigung, welche zwischen Leibniz und Lord Bolingbroke, dem Lehrer Pope's, bestanden, an den beißenden Spott des englischen Diplomaten gegen die first philosophy des hannöver'schen Hofmanns, und Pope, der Dichter, der Freund und Schüler des Gegners, sollte den Optimismus angenommen haben, sollte Leibnizianer sein?"[2])

[1]) Lessing's Werke V, 1—36. Treffend ist gleich der Anfang: Diese Schrift hat zwei Verfasser und hat daher unter keinem andern Sinnspruch erscheinen können, als unter diesem:

Compulerant greges Corydon et Thyrsis in unum.

[2]) Zu der Schrift „Pope ein Metaphysiker" lieferte Mendelssohn den philosophischen Apparat, z. B. die Baumgarten'sche Erklärung

Dieſes Schriftchen, welches im Februar 1755 vollendet war, konnte als Preisſchrift nicht wohl eingereicht werden. Leſſing hielt ſie „mit Fleiß“ zurück, weil, wie er ausdrücklich bemerkt, Mendelsſohn zu beſcheiden war, ſich zu nennen. „Geſetzt nun“, heißt es in dem Briefe Leſſing's an Mendelsſohn vom 18. Februar 1755, „daß wir aus dieſer gelehrten Lotterie das größte Loos gezogen hätten, was meinen Sie wohl, daß alsdann geſchehen wäre? Sie hätten wollen verborgen bleiben, und ich hätte es müſſen bleiben. Wenn ſich alsdann Niemand genannt hätte, ſo hätten wir unſere Schrift auch nicht einmal dürfen drucken laſſen, oder wir wären doch zuletzt verrathen worden. Iſt es alſo nicht beſſer, daß wir den uneigennützigen Weltweiſen ſpielen, und unſere Entdeckungen der Welt ohne fünfzig Ducaten überlaſſen? Ich hoffe binnen drei Wochen wieder in Berlin zu ſein — Leſſing hielt ſich damals zur Ausarbeitung ſeiner Miß Sara Sampſon in Potsdam auf — und ich will Ihnen nur im Voraus ſagen, daß wir ſogleich unſere Arbeiten in eben dem Formate wie Ihre philoſophiſchen Geſpräche wollen drucken laſſen.“ [1])

Die Arbeit wurde gedruckt, aber ſie erregte keineswegs das Aufſehen, welches die Verfaſſer ſich davon verſprachen. „Es will Niemand „Pope ein Metaphyſiker“ geleſen haben“, ſchreibt Mendelsſohn an Leſſing am 19. November 1755. „Profeſſor Sulzer fragte mich ſchon mehr als einmal, ob was Gutes darin wäre? Ich verſicherte ihm, dieſe kleine Schrift hätte mir gefallen, und wenn ich nicht irre, ſo ſtieg ihm eine kleine Röthe in das Geſicht. Er gab mir zu ver-

---

eines Gedichts, als oratio perfecta sensitiva (S. 10), welche er auch in ſpätern Arbeiten (I, 291, IV, 1, 230) zur Anwendung bringt; ebenſo iſt der Gedanke, Shaftesbury mit Leibniz zu vergleichen (S. 31), und die Zurückführung Pope's auf Malebranche (S. 11), Mendelsſohn's Eigenthum. Für Form und Einkleidung wurde von Leſſing geſorgt.

[1]) Schr. V, 6.

ſtehen, er ſei weder mit der Aufgabe noch mit der Preisſchrift zufrieden geweſen.“ [1]) Es ging ihnen beinahe ſo wie Georg, dem Sohne des Vicar of Wakefield. Er ſchrieb Paradoxen. Der Vater fragte: „Nun, was ſagt die Stadt zu deinen Paradoxen?“ Antwort: „Nichts.“ [2]) Dem Publicum war das Gewebe zu fein geſponnen, die Akademie jedoch empfand den Stich ſehr wohl, und die beiden Verfaſſer, welche nicht lange verſchwiegen bleiben konnten, begannen jetzt in den höhern Berliner Gelehrtenkreiſen Aufſehen zu erregen. Ganz anders begegneten die Akademiker dem jungen Mendelsſohn jetzt als früher. Sulzer ſelbſt begleitete ihn zu dem Präſidenten Maupertuis, bei dem ihn ſchon früher Gumperz eingeführt hatte. Moſes war nicht wenig neugierig, was der Herr Präſident ihm wohl ſagen würde; „ich werde ihm wohl nichts ſagen können, ſchreibt er Leſſing; Sie wiſſen, daß ich blöde bin.“ [3]) Trotz des aufmunternden Rathes, welchen Leſſing ihm ertheilte, „den großen Mann ja fleißig zu beſuchen“, [4]) ließ er ſich nicht wieder bei ihm blicken; „er ſcheute die aufgetreppten Schwellen und das feierliche Anmelden.“ [5])

Die Anerkennung, welche Mendelsſohn ſich erwarb, „die Ehre, welche er ſeiner Nation machte“, das Bewußtſein, daß die Nation auch ſtolz auf dieſe Ehre ſei, bereitete Niemand größeres Vergnügen als Leſſing. Herzlich freute er ſich, daß man auch bei Hofe neugierig wurde, ſeinen Freund kennen zu lernen, „die Weisheit ſelbſt hat durch die Neugierde ihre meiſten Verehrer erhalten.“ [6]) Moſes und bei Hofe! Man denke, was das heißen wollte im Jahre 1755.

---

[1]) Schr. V, 11. [2]) V, 210. [3]) V, 8.
[4]) V, 14. [5]) V, 29. [6]) V, 16.

Achtes Kapitel.

Rouſſeau.

Zu derſelben Zeit, als man bei Hofe neugierig wurde, den Juden kennen zu lernen, der deutſch redete und deutſch ſchrieb und ſich erkühnte, gegen die Akademie zu polemiſiren, trieb Mendelsſohn Stilübungen. Es wurde ihm anfangs recht ſchwer, ſich eine Gewandheit im deutſchen Ausdruck anzueignen, und es koſtete ihm unſägliche Mühe, der Sprache vollkommen Meiſter zu werden, in der er bereits als Schriftſteller aufgetreten war. So lange Leſſing ſich in Berlin aufhielt, war es der Freund, der ſeine ſchriftlichen Ausarbeitungen corrigirte und feilte; hielt man doch die philoſophiſchen Geſpräche für ſein Product, „weil ſie das Angenehme, Scharfſinnige und Unterhaltende nebſt einigen beſondern Wendungen der Rede" an ſich haben, „dadurch ſonſt Herr Leſſing kenntlich wird." [1]) Nun ſiedelte dieſer Mentor Ende Januar 1755 nach Potsdam über und Mendelsſohn ſah ſich verlaſſen. Er hatte ſich in den ſechs Monaten ihrer Bekanntſchaft an den täglichen Umgang Leſſing's derart gewöhnt, daß er ſeine Abweſenheit ſchmerzlich entbehrte und kaum der Verſuchung widerſtehen konnte, „mit der Journalière auf einige Stunden zu ihm zu kommen." [2])

Die Morgenſtunden, welche Mendelsſohn ſonſt in der Geſellſchaft ſeines Leſſing's zuzubringen pflegte, waren jetzt in der Einſamkeit der Arbeit gewidmet, für welche der abweſende Freund ihn gewonnen hatte, nämlich der Ueberſetzung einer Schrift des „Genfer Bürgers".

Rouſſeau hatte wenige Jahre zuvor ſeine Laufbahn mit der größten Paradoxie begonnen, welche die gebildete Welt geſehen hat. Dieſes ganze Paradoxiengebäude, daß alle und jede Wiſſenſchaft überhaupt ein Unglück für die

[1]) Götting. Gel. Anzeigen, 29. Mai 1755. [2]) Schr. V, 6.

Menschheit sei und daß sie von der Religion und Moral gleichmäßig als solches betrachtet werden müsse, hatte der zwei und zwanzigjährige Lessing in einem einzigen Aufsatze freilich in Trümmer zerschlagen, nichts destoweniger gestand er, „daß er eine heimliche Ehrfurcht vor dem Manne empfinde, welcher der Tugend gegen alle gebilligten Vorurtheile das Wort rede, auch wenn derselbe zu weit gehe," und preist Frankreich glücklich, „wenn es viele dergleichen Prediger hätte." [1]) Dieses Predigers neueste von der Akademie zu Dijon gekrönte Schrift: „Ueber den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen", in welcher die ganze Civilisation des Menschengeschlechts für eine Entartung desselben erklärt wird, empfahl Lessing seinem Freunde in einer Uebersetzung dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Ein besseres Muster hätte er dem nach Ausdruck suchenden jungen Manne allerdings nicht empfehlen können, als Rousseau mit seiner „göttlichen Beredsamkeit". Aber bei einer bloßen Uebersetzung ließ es Mendelssohn nicht bewenden; er hatte Lessing versprochen, mündlich und schriftlich, [2]) in einem Anhange „seine Gedanken von den seltsamen Meinungen dieses Weltweisen beizufügen", und hielt Wort.

In ein „Sendschreiben an den Herrn Magister Lessing in Leipzig" kleidete er den versprochenen Anhang ein, damit der Freund, wie er sich ausdrückte, „wenigstens seinen Anhang lese, wenn er die Uebersetzung auch nicht lesen wolle."

Es verging beinah ein volles Jahr bevor die Uebersetzung fertig wurde. Am 26. December 1755 schrieb er Lessing: „Die Uebersetzung meines Rousseau ist bald fertig. Noch drei Bogen sind ungefähr zu drucken. Der Schwanz ist aber nicht so fett, wie Sie aus Gefälligkeit

---

[1]) Danzel, a. a. O. I, 210; Stahr, a. a. O. I, 82.

[2]) Schr. I, 373; V, 8.

glauben wollen. Ich kann in ſehr wenigen Stücken mit Rouſſeau uneins ſein. . . ."[1]) Am 19. Januar 1756 war er endlich im Stande, die Schrift[2]) dem Freunde zuzuſenden, deren Ausarbeitung ihm, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, ſehr viel Vergnügen bereitet hatte. Wie Kant von der Lecture des Rouſſeau'ſchen Emil ſo hingeriſſen wurde, daß er derſelben ſeinen täglichen Spaziergang zum Opfer brachte, ein Opfer, das man bei einem pedantiſchen Junggeſellen, wie Kant war, nicht ſo klein anſchlagen darf, ſo mag auch unſer Ueberſetzer manche Stunde Schlaf mit Freuden ſich entzogen haben.

Mendelsſohn hatte wahrlich keinen Grund, die auf dieſe Arbeit verwendete Mühe zu bereuen. Die Ueberſetzung war ſo vortrefflich, daß man kaum dem Titel trauen und ſie für eine ſolche halten wollte[3]); und nun erſt das meiſterhafte Sendſchreiben! Treffend vergleicht er Rouſſeau mit ſeinen Paradoxien, daß der Menſch aus der Geſelligkeit geriſſen und ſeinem natürlichen Zuſtande wieder zugeführt werden müſſe, mit einem erwachſenen Kinde, dem ſeine Pflegemutter die Geſchichte ſeiner Kindheit erzählt. „Er hört

---

[1]) Schr. V, 18.

[2]) Sie führt den Titel: J. J. Rouſſeau's, Bürgers zu Genf, Abhandlung von dem Urſprunge der Ungleichheit unter den Menſchen und worauf ſie ſich gründet. Ins Deutſche überſetzt mit einem Schreiben an den Herrn Magiſter Leſſing und einem Briefe Voltaire's an den Verfaſſer vermehrt. 8. Berlin, Chriſt. Friedrich Voß, 1756. 16 Bogen. Ueber dieſen Brief Voltaire's heißt es in einem Briefe Mendelsſohn's an Leſſing, vom 19. November 1755: „Voltaire muß ſich gewiß niemals der Gefahr bloß geſtellt haben, vernünftig zu denken, ſonſt würde er nimmermehr einen ſo elenden Brief an Rouſſeau geſchrieben haben. . . . Indeſſen bin ich doch entſchloſſen, dieſen Brief mit zu überſetzen. Wollen doch einige gern ihre Bäuche ſchütteln, nachdem ſie ein wenig ernſthaft ausgeſehen haben." (V, 10.)

[3]) Vermiſchte Abhandlungen und Urtheile über das Neueſte aus der Gelehrſamkeit, Berlin, Voß, 1756. Vgl. die Recenſion in der Berliner Privil. Zeitung vom 10. Januar 1756.

die Beſchäftigung ſeines ſpielenden Alters, er hört ſogar die loſen Streiche, die er nicht ſelten dem Bedienten geſpielt hat, mit Vergnügen, und iſt nicht ungeneigt, dieſen Stand der Unſchuld ſeinen männlichen Jahren vorzuziehen. Bald darauf aber erblickt er ſein eigenes Kind, ein eben ſo unſchuldiges Mündel, und wünſcht es erwachſen zu ſehen." [1]) Mendelsſohn erkannte richtig, daß Rouſſeau's Abſicht niemals geweſen ſei, die wahre Würde der Menſchlichkeit mit Füßen zu treten und das unvernünftige Thier über ſich ſelbſt zu ſetzen; er wollte nur den wahren Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen erklären, die Gräuel einer despotiſchen Regierung mit gebührenden Farben ſchildern und auf gewiſſe Mißbräuche mit dem Finger zeigen, die ſich in die Staatsverfaſſung Frankreichs eingeſchlichen hatten. „Der Strom ſeiner Einbildungskraft hat ihn ſo ſehr mit ſich fortgeriſſen, daß er nicht ſelten über das vorgeſteckte Ziel hinwegrennt und uns auf die Gedanken bringt, er habe mehr verheeren, als aufbauen wollen." [2]) Rouſſeau wollte verheeren, mit der ganzen Gewalt eines ſtürmiſchen und feurigen Gefühls in Staat und Erziehung, in Moral und Religion, Aberglaube und Vorurtheil bekämpfen, damit eine ſpätere Generation mit verjüngter Kraft ein neues Gebäude auf den gereinigten Grund aufrichten könnte.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir bei dieſem Sendſchreiben länger verweilen. Seine in demſelben entwickelten Anſichten über die Entſtehung der Sprache ſind nicht ohne Werth und wichtig genug, noch funfzehn Jahre ſpäter von einem Herder beachtet zu werden. Eben ſo treffend würdigt er Rouſſeau's Lehre vom Naturzuſtande. Sie beruht, ſeiner Anſicht nach, auf einem bloßen Mißverſtändniſſe, indem ſie das Naturrecht ſtatt aus unſerer weſentlichen Beſchaffenheit aus unſerem der Zeit nach früheren

[1]) Schr. I, 375. [2]) I, 387.

Zuſtande ableiten wollte.[1]) Wir werden überhaupt im Verlaufe unſerer Betrachtung noch den Einfluß zu bemerken Gelegenheit haben, welchen Rouſſeau auf Mendelsſohn geübt hat; mochte er es ihm auch nicht verzeihen, daß er dem geſitteten Menſchen alle Moralität abſprach, für dieſe war er allzuſehr eingenommen,[2]) ſo äußerte er ſich doch auch ſpäter ſtets liebevoll anerkennend gegen ihn: „mit Begierde griff er zu, ſobald er nur den Namen des Genfer Bürgers auf der Stirn eines kleinen Aufſatzes glänzen ſah.“[3])

Die Ueberſetzung dieſer Schrift kam dem Verfaſſer zu Geſichte. Als der Leipziger Weiße zu Anfang der ſiebziger Jahre ſich in Paris aufhielt, beſuchte er Rouſſeau und überreichte ihm ohne Wiſſen des Berliner Freundes die Ueberſetzung ſammt dem „Phädon“. „Er mußte ihm Alles erzählen, was er von dieſem trefflichen Manne wußte,“ worauf Rouſſeau ſagte, er wolle ſich die Anmerkungen Mendelsſohn's überſetzen laſſen, „denn leſe er auch ſonſt kein Buch in der Welt, ſo wolle er dieſe Anmerkungen doch leſen, weil ſie von Moſes kämen.“[4])

Mehr als an dem Urtheile Rouſſeau's lag Mendelsſohn ohne Zweifel an dem Leſſing's. Dringend erſucht er ihn um ein ſtrenges Urtheil ſowohl über die Ueberſetzung als über das Sendſchreiben. „Wenn Sie Alles gut heißen werden, ſo werde ich ganz gewiß glauben, Sie haben gar nichts davon geleſen; und wahrlich! Sie müßten meine Gemüthsart gar nicht kennen, wenn Sie dieſes für ein bloßes Compliment halten ſollten.“[5]) Ihm zu gefallen und nachzueifern, ſeiner Freundſchaft würdig zu werden,

---

[1]) Schr. I, 382. [2]) V, 18.

[3]) Schr. IV, 2, 260. Vgl. auch Mendelsſohn's Briefe über Rouſſeau's neue Heloiſe in den Briefen, die neueſte Literatur betreffend, Theil X. Schr. IV, 2, 260—278.

[4]) Chr. Felix Weißen's Selbſtbiographie (Leipzig 1806), 71.

[5]) Schr. V, 22.

war ſein eifrigſtes Beſtreben. Wie feſt das Band der reinſten innigſten Liebe dieſe beiden, ſich gewiſſermaßen ergänzenden Männer an einander kettete, zeigt der Briefwechſel, welchen ſie mit kurzen Unterbrechungen über fünfundzwanzig Jahre unterhielten. Wie ſehr ſich dieſe beiden Menſchen aber ſchon nach dem erſten Jahre ihrer Bekanntſchaft gegenſeitig ſchätzten und wie freudig das Herz Mendelsſohn's ſchlug, der Freund eines Leſſing's zu ſein, ergiebt ſich deutlich aus folgender Stelle des Sendſchreibens: „Verzeihen Sie, beſter Freund, meine Unachtſamkeit! Welch ein Unglück, wenn Sie hieraus die Folge zögen, daß ich der Freundſchaft abgeſtorben ſei. Jedoch Sie können dieſes nicht. Mein empfindliches Herz iſt Ihnen allzu ſehr bekannt, und Sie wiſſen, wie weit es dem Gefühle der Freundſchaft offen ſteht. Sie haben allzu oft nicht ohne Vergnügen bemerkt, wie viel Macht ein freundſchaftlicher Blick von Ihnen auf mein Gemüth gehabt hat; wie er vermögend geweſen iſt, allen Gram aus meiner Bruſt zu verbannen, und mein Geſicht plötzlich mit fröhlichen Mienen zu beziehen. Sollte Ihr kurze Abweſenheit mein Herz in einen Stein verwandelt haben? Nein, theuerſter Leſſing! die allmächtige Macht der Freundſchaft hat mich in Verwirrung geſetzt.“[1])

Welch' wonniges Gefühl beſchlich das Herz des Freundes, als er den gedruckten Brief, wie er das Sendſchreiben nannte, zum erſten Male las. „Noch habe ich den gedruckten Brief nur zweimal geleſen,“ ſchreibt er unmittelbar nach dem Empfange deſſelben, am 21. Januar 1756. „Das erſte Mal beſchäftigte mich der Freund ſo ſehr, daß ich den Philoſophen darüber vergaß. Ich empfand zu viel, um dabei denken zu können. Mehr ſage ich Ihnen nicht, denn ich habe es nicht gelernt, in dieſem Punkte ein Schwätzer

[1]) Schr. 1, 380.

zu ſein. Ich will es nicht wagen, der Freundſchaft, noch Ihnen eine Lobrede zu halten; ich will nichts, als mich von ihr hinreißen laſſen. Möchte ich Ihrer Wahl ſo würdig ſein, als Sie der meinigen ſind!“[1])

Offen, ohne Falſch und Hehl tadelte Mendelsſohn an ſeinem Freunde was ihm tadelnswerth ſchien; er beurtheilte ihn ſtets nach dem Maaße, mit dem er ſelbſt gemeſſen werden muß. Leſſing ging in Leipzig mit Schauſpielern um, Mendelsſohn tadelte es, weil ſeine ſtreng ſittliche Natur ſich nichts Gutes von dem beſtändigen Umgang mit Leuten hielt, „welche erſt in der neuern Zeit die Freiheit erhalten hatten, auf der Schaubühne zu erſcheinen.“[2]) Ihm mißfiel die Bücherſucht Leſſing's, der förmlich ſein Spiel damit trieb, der oft nur Bücher kaufte, um ſein Bischen Baarſchaft zuſammenzuhalten, und der ſie daher zu einer andern Zeit wieder eben ſo billig verkaufte; er tadelte es. Ihm mißfiel der übermüthige Kitzel, mit dem Leſſing den eingebildeten Hochgelehrten nicht wie einem Fuder Heu aus dem Wege ging, ſondern muthwillig mit ſeinen Beobachtungen in den Weg trat, und tadelte es.[3]) Mehr als Alles mißfiel ihm das unſtäte Leben ſeines Freundes. „Mit euch Schwindligen iſt gar nichts anzufangen“, ſchreibt er ihm auf die Nachricht, daß er mit dem jungen Winkler auf Reiſen gehe. „Ihr habt niemals eine bleibende Stelle, und wenn euch dann das Queckſilber recht herumtreibt, ſo wünſcht ihr euch noch wohl Glück dazu. Reiſen Sie immer! Streifen Sie die Welt durch. Lernen Sie tauſend Narren, um ſich von noch größeren Narren auslachen zu laſſen; lernen Sie tauſend Elende kennen, um noch Elendere zum Mitleiden zu bewegen.... Der Himmel weiß es, ich habe recht wenig Muße, aber viel Langeweile.“[4])

---

[1]) Schr. V, 25. [2]) V, 13.

[3]) Carl Leſſing, Leſſing's Leben, I, 179; Gervinus, a. a. O. IV, 296. [4]) Schr., V, 17.

Er wollte sich in der Abwesenheit des Freundes einen Lessing aussuchen. Er lernte neue Gesichter kennen, ging mit Müchler und dem Lieutenant Jacobi um, besuchte von Zeit zu Zeit den „kleinen Bauzner“ Naumann, machte mit von Breitenbauch Spaziergänge, traf mit Joseph, dem „kleinen und dem großen“, häufig zusammen: er fand aber keinen Einzigen, mit welchem er seine Mußestunden so angenehm und so nützlich zubringen konnte, als mit ihm, Niemand ersetzte ihm seinen geliebten Lessing. Er hatte ihn noch nie so sehr geliebt als jetzt, da er sich mit dem Gedanken quälte, ihn vor seiner Reise nicht wiederzusehen, denn hatte Lessing auch wohl in Aussicht gestellt, seinen Weg vielleicht über Berlin zu nehmen, so kannte Mendelssohn den Freund doch zu genau und wußte, daß sein „Vielleicht“ nicht weniger ist als eines Andern „ganz gewiß nicht“. [1]) Er kam auch „ganz gewiß nicht“ nach Berlin, und Mendelssohn sah ihn vor seiner Abreise nicht mehr. „Ich bat Sie, Sie sollten mir bei Zeiten melden, daß Sie nicht nach Berlin kommen würden, so wollte ich selbst eine Reise nach Leipzig thun, um Sie allda noch zu sprechen. Was war leichter, als in dieser Kleinigkeit nicht nachlässig zu sein?“ [2]) Der beste Freund, der getreueste Rathgeber war von seiner Seite getrennt. Gern will er den Kummer ertragen, wenn dieser beste Freund nur fortfahren will, ihm die Versicherung zu geben, daß er ihn noch liebt, daß er ihn noch so zärtlich liebt als damals, da ihm eine jede Unterredung eine neue Aufmunterung war, seinen Verstand und sein Herz zu bessern. „Noch eine einzige Versicherung wünsche ich mir von Ihnen, und wenn ich diese erlange, so will ich mich gern in die Nothwendigkeit zu schicken wissen. Wenn Sie Ihre Reise vollendet und einmal genug die Welt angegafft haben werden; wenn Sie

[1]) Anhang, No. 1. [2]) Schr. V, 28.

ſich dereinſt entſchließen werden, alle Ihre neugierigen Blicke auf Ihr eignes Herz und auf das Herz Ihrer Freunde einzuſchränken: wollen Sie alsdann dieſe ruhigern Tage bei uns zubringen? Wenn es Ihnen doch möglich wäre, hierauf mit Gewißheit Ja zu antworten.“ [1])

Drei volle Jahre wollte der unſtäte Freund fern bleiben, mit ſeinem Gefährten Deutſchland, Holland, Frankreich bereiſen; es waren jedoch kaum fünf Monate verfloſſen, als er ſchon wieder nach Leipzig zurückkehrte.

Mendelsſohn blieb ſeinem vor Leſſing's Abreiſe gefaßten Entſchluſſe treu; er machte ſich von allen Bekanntſchaften, ſo gut es ſich thun ließ, los. Der Einzige, mit dem er jetzt mehr als bloße Bekanntſchaft machte, mit dem es bald zur Freundſchaft kam, war Nicolai. [2])

---

[1]) Schr. V, 32. [2]) V, 29.

Drittes Buch.

Mathematische und musikal. Studien.

Neuntes Kapitel.

Nicolai.

Kurze Zeit vor Lessing's Uebersiedelung von Berlin nach Leipzig lernte Mendelssohn durch ihn auch Nicolai, den zweiten seiner Herzensfreunde, kennen.

Nicolai, ein Berliner Kind, war vier Jahre jünger als Mendelssohn und gleich ihm ein reiner Autodidakt. Er hatte zwar in Halle ein Gymnasium besucht und war in Berlin auf der Realschule gewesen, aber erst als er zur Erlernung des Buchhandels sich in Frankfurt a. O. aufhielt, entstand in ihm ein lebendiges Interesse für wissenschaftliche Gegenstände. Mit ungeduldiger Hast verschlang er hier förmlich alle Bücher, die er in seinem Laden fand, er verschaffte sich durch „Entäußerung, Fleiß und Beharrlichkeit" ohne mündliche Anweisung Kenntniß verschiedener Sprachen, schöpfte aus dem Umgange mit Studenten und Professoren der Universität mancherlei Unterricht in der Mathematik, Geschichte und Philosophie und trieb mit besonderer Vorliebe das Studium der englischen Literatur. Der frühe Morgen und die späten Stunden der Nacht, oft sogar die wiederkehrende Morgenröthe fanden ihn bei seinen lieben Büchern und bei Betrachtungen darüber.

Die ihrer Zeit Aufsehen erregenden „Briefe über den

jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland [1]," in welchen er mit überraschender Freimüthigkeit die Einseitigkeiten der beiden großen sich befehdenden Literaturparteien Gottsched's und der Schweizer aufzudecken suchte, machten ihn mit Lessing bekannt und diesem verdankte er bald hernach die Bekanntschaft des „in der höchsten Bedeutung des Wortes edlen und vortrefflichen Mendelssohn". [2] In wenigen Monaten waren sie vertraute Freunde.

Allwöchentlich kamen sie wenigstens zwei- oder dreimal zusammen. Der Umstand, daß sie Beide in der gelehrten Welt gar keinen Stand, keine Absichten, keine Verbindungen, keine Aussichten auf Beförderung hatten oder suchten, daß sie selbst in ihrer bürgerlichen Stellung ohne alle Bedeutung waren, führte sie näher an einander. Beide gehörten dem Kaufmannsstande an. Nicolai war Buchhändler, Mendelssohn Buchhalter in der Fabrik des Mannes, dessen Kinder er unterrichtet und erzogen hatte.

Ihre freundschaftlichen Beziehungen waren für Beide nicht ohne wesentliche Vortheile. Ihre Studien und Unterhaltungen hatten nichts als blos die Erweiterung ihrer Kenntnisse und die Schärfung ihrer Beurtheilungs- und Denkkraft zum Zweck. Es galt bei ihnen keinerlei Autorität, von Vorurtheilen konnte bei so vorurtheilslosen Männern überhaupt nicht die Rede sein. Fragen wurden aufgeworfen, das Pro und Contra beständig erwogen, niemals aber darauf ausgegangen, den Einen zur Meinung des Andern schlechterdings zu bereden; Jeder blieb selbstständig und ging aus dem freundschaftlichen Dispute nur vorurtheilsfreier und mit helleren und bestimmteren Ideen nach Hause.

So oft sich Lessing in Berlin aufhielt, nahm er an

[1] Sonderbar, daß Mendelssohn von diesen Briefen spricht, als ob er den Verfasser gar nicht kenne. Schr. V. 19.

[2] Nicolai, Ueber meine gelehrte Bildung (Berlin 1799), 40.

den Unterhaltungen der Freunde, zu denen sich zuweilen auch der spätere Hallenser Professor Eberhard gesellte, eifrig Theil; sie wurden durch ihn noch lebhafter, weil, wie im Leben, so auch im Disputiren, er sich gern der schwächern Partei anzunehmen pflegte. Ueberhaupt fand zwischen Mendelssohn und Lessing, wiewohl verschieden an Erziehung und Denkungsart, besonders darin eine hervorstechende Aehnlichkeit Statt, daß sie Beide gleich reinen Herzens waren, gleich edelmüthig, gleich frei von aller Prätension, gleich scharfsinnig im schnellen Entwickeln, im genauen Unterscheiden und deutlichen Bestimmen der Begriffe. Lessing war lebhaft beim Suchen nach Wahrheit und bot seinen Scharfsinn nicht selten auf, blos um zu vertheidigen oder zu widerlegen, was etwa noch nicht stark genug vertheidigt oder widerlegt zu sein schien; Mendelssohn war bedächtiger, mit deutlicherer Rücksicht auf die Resultate. Nicolai hatte wenigstens die Aehnlichkeit mit ihnen, daß auch er von aufrichtiger Wahrheitsliebe, von gutem Willen und von dem Streben beseelt war, durch Deutlichkeit der Begriffe Erkenntnisse zu erlangen. [1])

Ein anschauliches Bild des freundschaftlichen Verkehrs mit dem nur wenige Häuser von seiner Wohnung entfernt lebenden jungen Buchhändler giebt uns Mendelssohn selbst in einem Briefe an Lessing vom 2. August 1756. „Ich besuche Herrn Nicolai sehr oft in seinem Garten. Ich liebe ihn wirklich, theuerster Freund! und ich glaube, daß unsere Freundschaft noch dabei gewinnen muß, weil ich in ihm Ihren wahren Freund liebe. Wir lesen Gedichte; Herr Nicolai liest mir seine eigenen Ausarbeitungen vor; ich sitze auf meinem kritischen Richterstuhle, bewundre, lache, billige, tadle, bis der Abend hereinbricht. Dann denken

[1]) Nicolai's Selbstbiographie in Lowe's Bildnissen jetztlebender Gelehrten (Berlin 1806), 16 f.

wir noch einmal an Sie und gehen, mit unserer heutigen Verrichtung zufrieden, von einander.“ [1])

Gemeinschaftliche Studien verbanden die beiden Freunde später noch inniger. Nicolai gewann durch Mendelssohn an philosophischen und mathematischen Kenntnissen, worin er ihm bei Weitem überlegen war. Er hatte mit ihm fortdauernde Unterhaltungen über das von Mendelssohn sehr geschätzte Werk Newton's: Principia Philosoph., „welche wohl Lehrstunden verglichen, ja vorgezogen zu werden verdienten, denn ich konnte durch meinen Freund, versichert Nicolai, Alles was mir dunkel war, sogleich erläutert, meine Zweifel sogleich aufgelöst sehen.“ [2]) Auch über die Philosopheme Schaftesbury's, Hume's, Spinoza's und die Grundanschauungen der Kabbalisten erhielt er von ihm lichtvolle Erläuterungen.

Mendelssohn hingegen betrachtete Nicolai als seinen Lehrer im Griechischen, wie er denn auch durch ihn zur Erlernung dieser Sprache vorzüglich aufgemuntert wurde.

Er erblickte nämlich im Jahre 1757 des Domesthenes Reden bei ihm. „Wollte Gott, ich selbst verstände Griechisch, oder es wäre noch möglich, es zu lernen! Ich würde wahrhaftig alle Reden ruhig liegen lassen und den Plato lesen, für den ich schon durch die lateinische Uebersetzung außerordentlich eingenommen bin.“ Nicolai versicherte ihm, er könne mit dem ihm eigenen Fleiße und einer nur mäßigen Anstrengung in zwei Jahren es recht gut dahin bringen. Mendelssohn wollte jedoch der Versicherung des Freundes nicht wohl trauen, denn er hielt das Griechische für unbeschreiblich schwer. „Wenn ich nur einen Mann um mich hätte“, rief er plötzlich aus, „der mir ein lebendiges Lexikon

---

1) Schr. V, 32.

2) Nicolai, Gelehrte Bildung, 29. — Newton's Principia studirte Mendelssohn zum ersten Male December 1755. Schr. V, 19.

sein möchte, dann wollte ich schon damit fertig werden!" Diesen Gedanken faßte der Freund auf und erbot sich, ihm gern behilflich zu sein, auch jeden Autor mit ihm zu lesen.

Sie wurden auch gleich einig, verabredeten die Stunden und setzten fest, daß Homer die erste Lectüre sein sollte. Nach kurzer Zeit nahmen sie sich einen Lehrer in der Person des unglücklichen Rectors Damm. Jeden Mittwoch und Sonnabend kamen alle Drei zwei bis drei Stunden zusammen und lasen den Homer, Xenophon und einzelne Dialoge Plato's. Dieser Unterricht dauerte bis 1760 und Mendelssohn studirte in verhältnißmäßig kurzer Zeit den ganzen Plato in der Urschrift,[1]) so daß er sich mit der griechischen Philosophie inniger vertraut machen konnte.

Es läßt sich denken, wie angenehm es dem strebsamen Manne gewesen sein mag, Jemand gefunden zu haben, mit dem er sich über seine Lieblingsthemata ohne Rückhalt aussprechen konnte. Er lebte noch immer hauptsächlich in speculativen Ideen. Wollten ihn doch gerade in jener Zeit Einige überreden, die ganze Metaphysik „nach seiner Art" zu bearbeiten! Er gab diesem Wunsche jedoch nicht nach, denn er war fest entschlossen, ein solches Werk nicht früher zu unternehmen, als bis er das Vergnügen haben würde, mit Lessing zusammen zu leben. „Die Welt wird meine Metaphysik nicht vermissen, wenn sie auch gar ausbleiben wird, und ich würde mich schwerlich beruhigen können, wenn ich eine herausgegeben hätte, ohne einen freimüthigen Lessing zum Beurtheiler gehabt zu haben." Er wollte vor Allem seine philosophischen Begriffe zur gehörigen

---

[1]) Neue Berliner Monatsschrift, 1800, 3, 338 ff. Am 3. März 1758 schreibt Lessing an Nicolai (Lessing's Werke, XII, 111.): „Sie müssen das Griechische sehr fleißig treiben. Treibt es unser lieber Moses auch so?"

Reife gedeihen lassen und sich ein wenig in der Mathematik festsetzen. [1])

Zehntes Kapitel.

Das gelehrte Kaffeehaus und Mendelssohn's mathematische Studien.

Die öffentliche Geselligkeit war damals in Berlin eine ganz andere als in unserer atomistischen Zeit.

Auf Veranlassung des mehr erwähnten Büchler [2]) wurde zu Ende des Jahres 1755 ein Kaffeehaus für eine Gesellschaft von hundert Personen, meist Gelehrte, angelegt. Mehrere namhafte Mathematiker, wie Euler, Martini, Aepinus, der Lieutenant Jacobi, der Doctor Gumperz, Nicolai, Bamberger, Wilke, später Secretär der schwedischen Akademie der Wissenschaften, u. A. waren Mitglieder dieser Gesellschaft. Auch Mendelssohn, der durch seine mathematischen Kenntnisse vortheilhaft bekannt war, wurde aufgenommen. Hier traf er mit seinen Freunden zusammen, knüpfte neue Verbindungen an, unterhielt sich über wissenschaftliche Gegenstände und spielte er auch wohl selbst nicht, so sah er doch zuweilen dem Spiele Anderer zu. Einst spielten Euler, Gumperz und der Lieutenant Jacobi in dieser Gesellschaft eine Partie Tarock. Sie hatten irgend welches Mißverständniß über die gespielten Tarocke, und nahmen Mendelssohn, der eben in der Nähe stand, zum Schiedsrichter. „Welches Wunder!“ rief er aus; „drei Mathematiker können nicht richtig ein und zwanzig zählen.“ [3])

[1]) Schr. V, 23.

[2]) So berichtet Nicolai in seiner Schrift: Meine gelehrte Bildung, 44; in seinen Anmerkungen zu Mendelssohn's Briefwechsel, Schr. V, 214, wird Resewitz als Begründer genannt.

[3]) V, 214.

Im heitern Geſpräche ſchlug man auch eines Abends vor, daß Jeder der Anweſenden ſeine Fehler beſingen ſolle. Mendelsſohn, der bekanntlich verwachſen war und einen ſtarken Höcker hatte, außerdem auch ſtotterte, ſchrieb ſchnell nieder:

„Groß nennet ihr den Demoſthen,
Den ſtotternden Redner von Athen,
Den höckrigen Aeſop halt't Ihr für weiſe —
Triumph! Ich werd' in Eurem Kreiſe
Doppelt groß und weiſe ſein,
Denn Ihr habt bei mir im Verein,
Was man bei Aeſop und Demoſthen
Hat getrennt gehört und geſeh'n. [1])

Spiel und Amüſement waren aber nicht der alleinige Zweck der Geſellſchaft. Alle vier Wochen wur devon einem Mitgliede eine Abhandlung vorgeleſen, mathematiſchen, phyſikaliſchen oder philoſophiſchen Inhalts. Für dieſe Geſellſchaft arbeitete auch Mendelsſohn eine mathematiſche Abhandlung aus; er las ſie aber nicht ſelbſt vor, denn er traute ſich des mündlichen Vortrages aus Aengſtlichkeit und Beſcheidenheit nicht; ſein Stottern mag ihn beſonders davon zurückgehalten haben. Er erſuchte alſo einen Andern, das Vorleſen zu übernehmen. Ein Mitglied der Geſellſchaft, ein Schottländer Namens Middleton, trat in das Zimmer, als eben die Vorleſung begann. Nachdem er eine Weile zugehört hatte, ſtellte er ſich neben Mendelsſohn und fragte ihn leiſe, wer der Verfaſſer dieſer Arbeit ſei. Mendelsſohn winkte ihm, die Vorleſung nicht zu unterbrechen, und zeigte auf den Vorleſer als Verfaſſer. Middleton ſchüttelte den Kopf, weil er dem Vorleſer eine ſolche Abhandlung nicht zutrauen mochte. Er hörte ferner aufmerkſam zu und nachdem noch ein paar Seiten vorgeleſen waren, raunte er ſeinem Nachbar Mendelsſohn ins Ohr, er ſei der Verfaſſer, er

[1]) Aus Müchler's kl. philoſ. Schriften, Schr. 1, 37.

möchte es nur nicht weiter leugnen. Dieser schüttelte abermals den Kopf und wies wiederholt auf den Vorleser. Plötzlich erscholl ein lautes Gelächter. Als nämlich der Vorleser an die Stelle der Abhandlung kam: „Der Grad der göttlichen Präscienz sei gleich 0 (Null)“, las er statt Null, o. Auf dieses ganz unvermuthete, sehr vernehmlich ausgesprocheue O! fingen die Zuhörer an zu lachen, denn es kamen zwar die Buchstaben a, b, n, r, y vor, aber kein o. Jetzt fragte Middleton den selbst lachenden Mendelssohn wieder, ob er noch die Autorschaft in Abrede stellen wolle. [1])

Mendelssohn war in der That der Verfasser; die vorgelesene Arbeit war eine Frucht seiner mathematischen Studien, die Abhandlung „Ueber die Wahrscheinlichkeit“. Auf wiederholt geäußerten Wunsch ließ er sie aus den „Vermischten Abhandlungen und Urtheilen über das Neueste aus der Gelehrsamkeit“, [2]) in welchen sie zuerst im Drucke erschien,

---

1) Schr. V, 214 ff.

2) Berlin, Voß, 1756, III, 3—27. 1761 nahm Mendelssohn diese Abhandlung in den 2. Theil seiner philosophischen Schriften mit kleinen Zusätzen (I, 362 von „Ich sage, wir werden u. s. w.“ bis 363: „zur Gewißheit haben sollte“) wieder auf. Den Schluß derselben arbeitete er gänzlich um; er lautete ursprünglich:

„. . . . der Grad der göttlichen Präscienz = 0.

Es ist also klar, daß man Gott sogar die wahrscheinliche Präscienz in Ansehung unserer freien Handlungen absprechen, oder den freien Handlungen eine determinirte Wahrheit zuschreiben muß, dadurch sie vorher gewußt werden können.

Da nun vermöge eben dieser Schlüsse erhellet, daß gar keine moralische Wahrscheinlichkeit vorhanden sein könnte, wenn unser Wille nicht zureichend durch die Bewegungsgründe determinirt werden sollte, weil sich die Grade der Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit verhalten würden, wie eine endliche zu einer unendlichen Größe, so gebe ich denen Weltweisen, die der gleichgültigen Freiheit zugethan sind, zu bedenken, ob sie auch diese Frage annehmen können, ohne gewissermaßen der Erfahrung zu widersprechen.“

für seinen Freund Lessing abschreiben,[1]) und dieser las sie mit „recht großem Vergnügen". Wenn ich sie noch ein paarmal werde gelesen haben, hoffe ich, sie so weit zu verstehen, daß ich sie um einige Erläuterungen fragen kann." „Ich will gewiß kein Zero für ein O ansehen.[2])"

Ohne zu neuen bedeutenden Aufschlüssen zu gelangen, stellte Mendelssohn in diesem Aufsatze die Ergebnisse der damaligen Verhandlungen über die Wahrscheinlichkeit mit Sorgfalt und Genauigkeit zusammen und versuchte gegen den Skeptiker Hume die Gültigkeit der Erfahrungsschlüsse in Bezug auf Ursächlichkeit nachzuweisen, ohne zu bemerken, daß sein Gegner ihnen nicht Wahrscheinlichkeit, sondern nur unbedingte Gültigkeit abgesprochen hatte.[3])

Dieser Arbeit, die für nichts mehr als für einen bloßen Versuch gelten darf, widerfuhr die unerwartete Ehre, daß der Professor Aepinus, ein heftiger Gegner der Wolfischen Philosophie, sie zu widerlegen suchte. Es schmerzte ihn, den Satz des zureichenden Grundes in Ansehung der freiwilligen Handlungen des Menschen auf eine so neue Art bewiesen zu sehen. Aepinus las seine Gegenschrift in der Gesellschaft des gelehrten Kaffeehauses vor, und da Mendelssohn seinerseits die Antwort auch nicht schuldig blieb, so entspann sich zwischen ihnen ein literarischer Streit, der über ein Jahr währte und endlich, vielleicht auf Mendelssohn's Vorschlag, dem Professor Baumgarten in Frankfurt a. O. zur Entscheidung übergeben wurde.[4])

Baumgarten war er nicht fremd und schon als angehender Aesthetiker werth. Als sich der Professor zu Anfang des Jahres 1756 Krankheits halber einige Monate in Berlin aufhielt, besuchte ihn Mendelssohn zu verschiedenen Malen;[5]) ohne Umschweife wandte er sich daher schriftlich an ihn und bat ihn um seine Ansicht über die streitigen Punkte.

[1]) Schr. V, 45, 35. [2]) V, 69, 35.
[3]) I, 78. [4]) V, 60, 82. [5]) V, 18, 28.

Nicht gering war aber seine Verwunderung, in dem Professor nicht allein den Mathematiker und den von ihm gefeierten Philosophen, sondern auch den orthodoxen, von Vorurtheilen befangenen Mann zu gewahren. Orthodoxie witterte er gleich bei seinem ersten persönlichen Zusammentreffen mit ihm, so daß er bald nachher bei Lessing anfragte, ob Baumgarten wirklich orthodox sei, oder sich nur so stelle; einem so „starken Metaphysiker" traute er Orthodoxie und Vorurtheile kaum zu.[1] Sobald er das Antwortschreiben des Herrn Professors in Händen hatte, zweifelte er nicht mehr, daß „das Herz dieses Mannes mit seinem Verstande in keiner genauen Verbindung stehe." Sollte auch der Aesthetiker etwa Versuche angestellt haben, Mendelssohn den Philosophen zu bekehren? Wie käme sonst das dreißigste Kapitel der Sprüche Salomonis in ihren Briefwechsel und was könnte Mendelssohn mit der Frage meinen, die Baumgarten an ihn gerichtet und die „unmöglich Verstellung sein konnte?" Mit Widerwillen dachte er an den Brief des Frankfurter Professors, dessen tiefsinniger philosophischer Theil ihm auch nicht sonderlich gefiel. „Was er darin sagt", schreibt er im November 1757 seinem Freunde Lessing, dem er auch die Baumgarten'sche Antwort sammt seinem Schreiben schickte, „paßt gar nicht auf die Frage, welche ich gethan habe, und er scheint mir durch Winkelzüge entwischen zu wollen.[2] Erst nach langem Zaudern entschloß er sich Baumgarten's Brief zu beantworten; die „wunderbare Frage" ließ er freilich ganz unerwähnt und beschränkte sich auf die seine mathematische Abhandlung betreffenden Punkte.[3]

Der Streit mit Aepinus hatte bald sein Ende erreicht. Sie wechselten noch einige Schriften über die streitige Materie,

---

[1] Schr. V, 18. [2] V, 137.
[3] V, 145, 415 ff.

und endlich hatte der Gegner die Ehre, das letzte Wort zu behalten.“ [1])

Auch der Herr Professor überließ dem Juden Mendelssohn allem Anscheine nach diese Ehre und schrieb ihm nicht mehr darüber.

Elftes Kapitel.

Der Künstler und Dichter.

Das Studium der Mathematik, welches er Jahre lang[2]) mit Liebe betrieb, leitete ihn auch auf die mathematische Musik. Er hatte sich mit Euler's großem Werke, einer neuen Theorie der Musik, längere Zeit beschäftigt und war dadurch auf den Gedanken gekommen, auch praktisch sich Etwas von der Kunst anzueignen. Es dauerte auch gar nicht lange, so saß der Großvater des vorzüglichsten Künstlers unseres Jahrhunderts am Klavier. Beim Musiker Kirnberger[3]), der nach seiner Geschicklichkeit in der Musik ein besseres Schicksal verdient hätte, nahm er Unterricht. Kirnberger dünkte sich ein philosophischer Musiker zu sein. Hatte er auch über seine Kunst mehr nachgedacht, als viele andere seines Gleichen, so ging ihm doch die Deutlichkeit der Begriffe ab, so wie auch die Gabe, sich anderen verständlich zu machen. Mendelssohn unterhielt sich nun mit dem philosophischen Musiker über den philosophischen Theil der Musik, zu dem er in jener Zeit auch einen kleinen literarischen Beitrag geliefert hatte[4]); er glaubte ihn zu verstehen,

---

[1]) Schr. V, 418.

[2]) Erst gegen 1760 nöthigten ihn Umstände, dieser Wissenschaft zu entsagen; V, 483.

[3]) Für ihn bemühte er sich auch durch Lessing's Vermittlung um einen Verleger; V, 145.

[4]) Versuch, eine vollkommen gleichschwebende Temperatur durch die Construction zu finden. IV, 1, 3—11.

weil sein eigener Scharfsinn Kirnberger's Undeutlichkeit ersetzte und der Lehrer hingegen versicherte, daß er alles Musikalische trefflich fasse. Im Anfange der Unterweisung wollte Kirnberger seinem Schüler die verschiedenen Taktarten erklären; über den Unterschied von $^3/_4$ und $^6/_8$ Takt konnten sie sich durchaus nicht verständigen. Mendelssohn fragte, wie es denn zugehe, daß $^3/_4$ nicht $^6/_8$ machen sollten? Kirnberger erwiederte, „weil der eine ein Tripeltakt, und der andere ein gerader Takt ist.“ So oft er aber nach dem Warum gefragt wurde, setzte er sich ans Klavier, spielte $^3/_4$ und $^6/_8$ gegen einander vor und sagte belehrend: „Nicht wahr? Nun hören Sie doch, daß das Erstere Tripeltakt ist?“ „Nein,“ erwiederte Mendelssohn, „ich kann keinen Unterschied hören.“ Wohl auf sechserlei Art spielte er die beiden Taktarten vor; es blieb mit dem Schüler wie vorher. Endlich sagte Kirnberger ungeduldig: „Ich kann nicht begreifen, wie Sie ein Mathematiker sein und nicht $^3/_4$ abmessen können, daß es ein Tripeltakt ist.“ Mendelssohn blieb bei seiner Behauptung, daß er als Mathematiker keine $^3/_4$ kenne, die nicht auch $^6/_8$ wären, „aber da dies in der Musik unterschieden sein soll“, fügte er lächelnd hinzu, „so fange ich an zu glauben, daß ich kein musikalisches Gehör habe, um den Unterschied zu empfinden.“ [1]) Nach Verlauf von wenigen Monaten stellte er den Musikunterricht ein, doch trug er eine kleine reizende Minuet davon, die er ziemlich langsam auf dem Klavier spielen konnte. „Es ist doch sonderbar“, sagte er oft lächelnd, „ich kann den Tripeltakt spielen, aber nicht hören.“ [2]) Und dabei hatte er doch ein gutes musi-

---

[1]) „Als ich Musik lernen wollte“, schreibt Mendelssohn noch im August 1764 an Abbt (V, 331) „und im Spielen sehr oft wider den Takt sündigte, sagte mein kluger Meister: Mein Gott! Wissen Sie denn nicht, daß $^6/_8$ soviel sind als $^{12}/_{16}$? Prägen Sie sich das doch ein: $^3/_4$, $^6/_8$, $^{12}/_{16}$. Der gute Mann! Theoretisch wußte ich es so gut und wohl noch besser als er.“ [2]) Schr. V, 217.

kalisches Gehör! Ohne ein Instrument im eigentlichen Sinne des Wortes spielen, oder die Töne im Singen treffen zu können, war er im Stande, alle Verhältnisse in der Musik, die Versetzungen der Accorde, die verschiedenen Combinationen der Töne u. s. w. leicht auszurechnen. [1])

Es gab überhaupt eine Zeit, in der Mendelssohn auf gutem Wege war, ein echter Bel-Esprit zu werden: er nahm Klavier-Unterricht, besuchte Theater und Concerte und machte Gedichte.

Also Mendelssohn auch Dichter? Hebräische Gedichte hatte er schon als zehnjähriger Knabe verfertigt, dieselben aber vernichtet und sich vorgenommen, nie wieder Aehnliches zu versuchen, weil er gefunden haben wollte, daß es ihm an poetischem Talente gebräche. [2]) Durch den Umgang mit Nicolai, der ihm zuweilen seine Gelegenheitsgedichte vorlas, wurde eine poetische Ader wieder in ihm rege und er machte wieder Verse. „Hier ist was!" heißt es in der Nachschrift zu einem Briefe an Lessing vom 29. April 1757. „Zu Anfange des Winters hatte ich an einem Abend folgende Verse gemacht. Ich habe gelogen. Ich mag wohl mehr als sechs Abende darüber zugebracht haben, allein Poeten müssen wacker lügen." Und was war das? Ein Fragment eines selbstverfertigten didaktischen Gedichtes!

Jetzt liegt der träge Schwarm, von steten Qualen matt,
Nachlässig hingestreckt, auf welcher Lagerstatt.
Das Thierische ist todt. Empfindung, Sinn, Bestreben
Hört plötzlich auf, und nur die Pflanze hat noch Leben.
Der rege Trieb entschläft, der sie durch's Leben jagt.
Als Pflanze ruht der Mensch, als Mensch ist er geplagt.
Wer niemals denkt, wer sich nur so wie Thiere weidet,
Verfehlt des Schöpfers Zweck; wer immer denkt, der leidet.
Die steinerne Vernunft wetzt jenen Stachel ab,
Der uns zum Fühlen reizt, und wird der Freuden Grab.

---

[1]) Mendelssohn's Bemerkungen zu Burke's phil. Untersuchungen.
[2]) Schr. I, 7.

Versucht's, o Sterbliche! bekämpft der Thorheit Götzen,
Die Sucht nach eitlem Ruhm, den Durst nach feilen Schätzen...[1])

Es läßt sich denken, daß ein Lessing, der von didaktischen Gedichten überhaupt nichts wissen wollte, von diesen Versen, deren ähnliche der junge Dichter noch mehr liegen hatte, nicht sonderlich erbaut war. Er mag ihm auch kein Wort des Lobes oder Tadels darüber geschrieben haben, und Mendelssohn war einsichtsvoll genug, die Aufmunterung des Freundes: „Schreiben Sie, mein lieber Moses, so viel als Ihre gesunde Hand nur immer vermag, und glauben Sie steif und fest, daß Sie nichts Mittelmäßiges schreiben können... denn ich habe es gesagt!“[2]) am allerwenigsten auf seine Verse zu beziehen. Einige Danklieder, welche er wenige Monate später aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzte, schickte er Lessing nicht, weil sie ihm nicht wichtig genug schienen: „sie haben zwar den Leuten allhier gefallen, allein wie viel Leute haben hier Geschmack?“[3]) Lessing wollte aber durchaus alle seine poetischen Arbeiten sehen; eine damals entstandene Ode Mendelssohn's fand er recht schön, er wünschte deshalb auch die Fortsetzung des Lehrgedichtes und die Danklieder zu lesen.[4])

Mit der Poesie hatte es bald ein Ende; seine poetischen Productionen beschränkten sich meistens auf Uebersetzungen. So verfertigte er gegen 1757 für seinen Lehrer in der Musik, den genannten Kirnberger, einen Bußpsalm, welchen dieser in Musik setzte, und wovon die Partitur, für vier Singstimmen mit Generalbaß, sich handschriftlich auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet[5]); er übersetzte den trefflichen Monolog aus Hamlet, Gedichte Pope's, verfertigte das Brautlied auf die Vermählung der Prinzessin von Preußen

[1]) Schr. V, 91. [2]) V, 113. [3]) V, 139.

[4]) V, 140, 141. Das „Danklied der Judenschaft bei Entbindung der Prinzessin von Preußen“ ist abgedruckt, Schr. VI, 398 ff.

[5]) VI, 401 ff.

u. a. m.[1]); es sind dies Dichtungen, welche in jener Zeit zu den besseren gezählt wurden, wie denn seine Uebersetzung der Psalmen, auf die wir später zurückkommen, ihm auch einen Ehrenplatz unter den Dichtern verschaffte. Trefflich und erhebend ist die „Ode zum Lobe Gottes", welche er im Jahre 1777 verfaßte und von der wenigstens den Anfang mitzutheilen wir uns nicht versagen wollen:

Der Donner, der mit Rasen brüllte,
Und Wald und Flur mit Schrecken füllte,
Rollt nicht mehr durch den Dunstkreis her;
Und auf dem schwermuthsvollen Anger
Erschreckt die Luft, von Schwefel schwanger,
Mit Blitzen keine Pilger mehr.

Der Sturmwind schweigt und rege Weste
Durchsäuseln nun die schwanken Aeste,
Und wandern sanft durch Klee und Rohr;
Der Vögel Chor stimmt neue Lieder,
Entfaltet haucht die Rose wieder,
Und hebt ihr hangend Haupt empor.

Wer war's, der so im Sturmwind stürmte?
Und Wolken, gleich Gebirgen, thürmte?
Der ihre Last mit starker Hand
Um's ganze Firmament gezogen?
Wer hat den bunten Regenbogen
Von Pol zu Pole ausgespannt?

Du bist es, Gott, mein Fels, mein Retter,
Dein Hauch entzündet Donnerwetter,

---

[1]) Schr. VI, 391 ff. Das Brautlied auf die Vermählung der Prinzessin Wilhelm von Preußen mit dem Prinzen von Oranien wurde am Laubhüttenfeste des Jahres 1767 — auf dieses Fest beziehen sich auch die Strophen: „Dir rauscht der Palmen Pracht,
Von des Baches stillen Winden,
Und von Myrthenreisern" —
in der Synagoge zu Berlin unter Musikbegleitung vorgetragen; es findet sich vollständig abgedruckt in der Berl. Priv. Zeitung von Sonnabend, 24. October 1767.

Verſucht's, o Sterbliche! bekämpft der Thorheit Götzen,
Die Sucht nach eitlem Ruhm, den Durſt nach feilen Schätzen...[1])

Es läßt ſich denken, daß ein Leſſing, der von didaktiſchen Gedichten überhaupt nichts wiſſen wollte, von dieſen Verſen, deren ähnliche der junge Dichter noch mehr liegen hatte, nicht ſonderlich erbaut war. Er mag ihm auch kein Wort des Lobes oder Tadels darüber geſchrieben haben, und Mendelsſohn war einſichtsvoll genug, die Aufmunterung des Freundes: „Schreiben Sie, mein lieber Moſes, ſo viel als Ihre geſunde Hand nur immer vermag, und glauben Sie ſteif und feſt, daß Sie nichts Mittelmäßiges ſchreiben können... denn ich habe es geſagt!“[2]) am allerwenigſten auf ſeine Verſe zu beziehen. Einige Danklieder, welche er wenige Monate ſpäter aus dem Hebräiſchen ins Deutſche überſetzte, ſchickte er Leſſing nicht, weil ſie ihm nicht wichtig genug ſchienen: „ſie haben zwar den Leuten allhier gefallen, allein wie viel Leute haben hier Geſchmack?“[3]) Leſſing wollte aber durchaus alle ſeine poetiſchen Arbeiten ſehen; eine damals entſtandene Ode Mendelsſohn's fand er recht ſchön, er wünſchte deshalb auch die Fortſetzung des Lehrgedichtes und die Danklieder zu leſen.[4])

Mit der Poeſie hatte es bald ein Ende; ſeine poetiſchen Productionen beſchränkten ſich meiſtens auf Ueberſetzungen. So verfertigte er gegen 1757 für ſeinen Lehrer in der Muſik, den genannten Kirnberger, einen Bußpſalm, welchen dieſer in Muſik ſetzte, und wovon die Partitur, für vier Singſtimmen mit Generalbaß, ſich handſchriftlich auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet[5]); er überſetzte den trefflichen Monolog aus Hamlet, Gedichte Pope's, verfertigte das Brautlied auf die Vermählung der Prinzeſſin von Preußen

[1]) Schr. V, 91. [2]) V, 113. [3]) V, 139.
[4]) V, 140, 141. Das „Danklied der Judenſchaft bei Entbindung der Prinzeſſin von Preußen“ iſt abgedruckt, Schr. VI, 398 ff.
[5]) VI, 401 ff.

u. a. m.[1]); es sind dies Dichtungen, welche in jener Zeit zu den besseren gezählt wurden, wie denn seine Uebersetzung der Psalmen, auf die wir später zurückkommen, ihm auch einen Ehrenplatz unter den Dichtern verschaffte. Trefflich und erhebend ist die „Ode zum Lobe Gottes", welche er im Jahre 1777 verfaßte und von der wenigstens den Anfang mitzutheilen wir uns nicht versagen wollen:

Der Donner, der mit Rasen brüllte,
Und Wald und Flur mit Schrecken füllte,
Rollt nicht mehr durch den Dunstkreis her;
Und auf dem schwermuthsvollen Anger
Erschreckt die Luft, von Schwefel schwanger,
Mit Blitzen keine Pilger mehr.

Der Sturmwind schweigt und rege Weste
Durchsäuseln nun die schwanken Aeste,
Und wandern sanft durch Klee und Rohr;
Der Vögel Chor stimmt neue Lieder,
Entfaltet haucht die Rose wieder,
Und hebt ihr hangend Haupt empor.

Wer war's, der so im Sturmwind stürmte?
Und Wolken, gleich Gebirgen, thürmte?
Der ihre Last mit starker Hand
Um's ganze Firmament gezogen?
Wer hat den bunten Regenbogen
Von Pol zu Pole ausgespannt?

Du bist es, Gott, mein Fels, mein Retter,
Dein Hauch entzündet Donnerwetter,

---

[1]) Schr. VI, 391 ff. Das Brautlied auf die Vermählung der Prinzessin Wilhelm von Preußen mit dem Prinzen von Oranien wurde am Laubhüttenfeste des Jahres 1767 — auf dieses Fest beziehen sich auch die Strophen: „Dir rauscht der Palmen Pracht,
Von des Baches stillen Winden,
Und von Myrthenreisern" —
in der Synagoge zu Berlin unter Musikbegleitung vorgetragen; es findet sich vollständig abgedruckt in der Berl. Priv. Zeitung von Sonnabend, 24. October 1767.

Stillt und entkerkert Sturm und Meer!
Du schwingst geflügeltes Verderben,
Machst Welten so wie Gras ersterben,
Und die Natur ganz freudenleer.
. . . . . .[1]

Wie man auch Mendelssohn's poetische Versuche bekritteln und belächeln mag, Sinn für Schönheit und Kunst, bedeutende Begabung für ästhetische Kritik wird ihm Niemand absprechen können. Lessing's und Nicolai's Freundschaft brachte es dahin, daß er der grübelnden Metaphysik, seiner ehrwürdigen Matrone, wie er sie nennt, einen Theil seiner Liebe entzog und sie auf die schönen Wissenschaften übertrug.[2] Er gehört nächst Sulzer zu den Ersten seiner Zeit, welche den Aufbau einer damals neuen philosophischen Disciplin merklich förderten, und seine Arbeiten auf diesem Gebiete, welche wir in dem folgenden Buche näher ins Auge fassen wollen, sicherten ihm den Namen und den Rang eines eleganten Aesthetikers.

[1] Schr. VI, 396 ff. [2] V, 32.

Viertes Buch.

Der Aeſthetiker.

Zwölftes Kapitel.

Die Briefe über die Empfindungen.

Die Aeſthetik, der erſt kurz vor Mendelsſohn's Auftreten ein Syſtem und eine Stellung in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften angewieſen wurde, hat an dem ſechs und zwanzigjährigen jungen Mann einen ſehr eifrigen Förderer gefunden; er gehört zu den erſten Deutſchen, welche nächſt Baumgarten, der gewiſſermaßen als ihr Urheber betrachtet werden kann, nächſt Sulzer, Leſſing u. A. an dem Aufbau der Wiſſenſchaft des Schönen das lebhafteſte Intereſſe nahm.

Seine früheſte Arbeit auf dieſem Gebiete waren die „Briefe über die Empfindungen.“ [1])

Sie erſchienen wenige Monate nach den „Philoſophiſchen Geſprächen“ und wurden ebenfalls durch Leſſing an die Oeffentlichkeit gezogen, der in dem „Vorberichte“ zu denſelben laut gegen die Ehre proteſtirte, daß man die „Geſpräche“ auf ſeine Rechnung geſchrieben habe. „Folgende Betrachtungen“, heißt es in dieſem charakteriſtiſchen Vorberichte, „welche die Freunde über die Natur des Vergnügens

[1]) Berlin, Chriſtian Friedrich Voß. 1755. Schr. I, 103—190. Abbt überſetzte dieſe Schrift unter dem Titel: Recherches sur les Sentiments etc. Genève et Berlin 1764. (Schr. V, 277.)

gewechſelt haben, ſowohl, als die letzthin ohne Benennung des Verfaſſers herausgekommenen „Philoſophiſchen Geſpräche“, die in der Geſellſchaft eben dieſer Freunde gehalten worden, ſind mir durch einen ſeltenen Zufall in die Hände gerathen, und ich konnte mich nicht enthalten, die kleine Verrätherei zu begehen, ſie der Welt bekannt zu machen. Man wollte dieſes im Vorübergehen erinnern, um dem Anſuchen eines bekannten Schriftſtellers Genüge zu leiſten, auf deſſen Rechnung man die „Philoſophiſchen Geſpräche“ hin und wieder geſchrieben hat. Er glaubt (dieſes ſind ſeine eigenen Worte), daß man es ihm als eine plagiariſche Eitelkeit auslegen müſſe, wenn er dieſe Vermuthung nicht von ſich ablehnte.“ [1])

Dem „bekannten Schriftſteller“, der kein anderer als der Recenſent der „Geſpräche“ in den Göttingiſchen Gelehrten Anzeigen, der Profeſſor Michaelis, war, hatte Mendelsſohn am 7. September 1755 die „wenigen Bogen, mit denen er ſich wiederum in die gelehrte Welt gewagt“, direct und von einem beſonderen Schreiben begleitet, zugeſandt. Er dankte dem Herrn Profeſſor zunächſt für das gütige Urtheil, das er über die „Geſpräche“ gefällt, und erſuchte ihn in ſeinem Namen und in dem des „Herrn Magiſter Leſſing“, den beifolgenden wenigen Bogen eine müſſige Stunde zu ſchenken. „Wollen Sie einen Unbekannten, der ſehr viel Hochachtung für Ihre Einſichten hat, verbinden, ſo bitte ich, leſen Sie bei müſſigen Stunden dieſe wenigen Blätter und melden Sie dem Herrn Magiſter Leſſing, an den Sie ſonſt nicht ſelten zu ſchreiben pflegen, Ihr Urtheil darüber. Ihr Beifall wird mich erfreuen, Ihr Tadel belehren, und beide zu fernerem Nachdenken aufmuntern. So gewöhnlich und abgenutzt Ihnen dieſes Autorcompliment ſcheinen dürfte, ſo ungeheuchelt muß es doch in dem Munde eines Juden

[1]) Die letzte Hälfte des hier aus dem Vorberichte in der Original-Ausgabe der Briefe Mitgetheilten fehlt in den geſ. Schr. I, 110.

sein, deſſen zeitliche Umſtände es erfordern, Niemanden außer ſehr wenigen Freunden für etwas mehr als einen Buchhalter bekannt zu ſein.“ [1])

Man kann mit Recht erwarten, daß Michaelis die ihm überſandte Schrift nicht unbeachtet ließ. Schon am 9. October 1755 kündigte er ſie mit wenigen Worten in den Göttingiſchen Gelehrten Anzeigen an und erklärte ſie für ein Product, „das einen ſehr nachdenkenden und philoſophiſchen Verſtand, dabei aber einen Schüler Leibnizens und Wolfens entdeckte, einen von den Schülern Wolfens, der beſſer iſt als die Meiſten ſo er erlebt hat.“

Als Schüler Wolf's, oder im engern Sinne als Schüler und Anhänger Baumgarten's erſcheint Mendelsſohn allerdings in ſeinen äſthetiſchen Abhandlungen und ganz beſonders in den „Briefen über die Empfindungen.“

Ohne ſich über principielle Fragen der Kunſt auszulaſſen, thut er unmittelbar in die Tiefen der Empfindungen einen ſpähenden Blick, und giebt damit deutlich zu verſtehen, daß auch nach ihm die Aeſthetik weſentlich auf Pſychologie beruhe und einen weſentlichen Theil derſelben

[1]) Schr. V, 412. In Folge dieſes Schreibens gab Michaelis am 2. October 1755 folgende Erklärung in die Gött. Gel. Anzeigen (S. 1107) ab:

„Wir haben S. 586 in unſerer Vermuthung gefehlt, da wir die „Geſpräche“ für eine Arbeit des Herrn Mag. Leſſing angeſehen haben. Wir haben ſeit der Zeit den wahren Verfaſſer, von dem wir nächſtens eine andere Schrift anzeigen werden, kennen lernen, und ob wir gleich noch Bedenken tragen, ihn völlig bekannt zu machen, weil er uns ſelbſt meldet, ſeine zeitlichen Umſtände erfordern es, Niemanden außer ſehr wenigen Freunden für einen Schriftſteller bekannt zu ſein, ſo dürfen wir doch unſern Leſern nicht verſchweigen, daß er ſeiner äußern Lebensart nach gar nicht zu den Gelehrten gehört, daß man ihn auch nicht unter denen, die ſich zum Chriſtenthum bekennen, zu ſuchen habe, ſondern unter den Juden. Dieſe Neuigkeit hat uns ſein Buch noch weit angenehmer gemacht, als es vorhin war, da wir blos auf Sache und Ausdruck ſahen und nicht wußten, aus was vor einer unerwarteten Feder eine ſo wohl gerathene Schrift gefloſſen war.“

ausmache. Er hat den Menschen vor Augen, ein Wesen, in welchem dunkle und deutliche Vorstellungen, niedere und höhere Erkenntnisse zugleich vorhanden sind.

Sinnlich vollkommene Vorstellung ist das allgemeine Mittel, unserer Seele zu gefallen. Daraus folgert nun Mendelssohn, daß wir unglücklich sein würden, wenn sich alle unsere Empfindungen auf einmal zu reinen und deutlichen Vorstellungen aufheiterten. [1]) Die Wahrheit steht fest, weder deutliche, noch völlig dunkle Begriffe vertragen sich mit dem Gefühle der Schönheit; jene nicht, weil unsere eingeschränkte Seele keine Mannigfaltigkeit auf einmal deutlich zu fassen vermag, diese hingegen nicht, weil die Mannigfaltigkeit des Gegenstandes in seiner Dunkelheit gleichsam verhüllt und unserer Wahrnehmung entzogen wird. Alle Begriffe der Schönheit müssen zwischen den Grenzen der Klarheit eingeschlossen sein. [2]) Kein besonderer Begriff muß aber in dem Augenblicke des Genusses deutlich bleiben wollen, so lange wir uns noch mit dem Irdischen schleppen, so lange unsere Seele noch zu eingeschränkt ist, eine Mannigfaltigkeit auf einmal deutlich zu fassen. Der Künstler darf im Augenblicke des Schaffens seine Regeln nicht allzu deutlich vor Augen haben, sie sind Vorbereitungen, sie sollen die Einbildungskraft nicht im Zügel halten, sondern ihr nur von ferne den Weg zeigen, und ihr nachrufen, wenn sie in Gefahr ist, sich zu verlieren. [3])

Aber nicht nothwendig müssen die angenehmen Empfindungen aus dunklen Begriffen entstehen, sonst wäre der aufgeklärte, höhere Geist unglücklicher als der niedere, und die Wesen von höherer Art würden zu der bittern Klage gegen die Vorsehung berechtigt sein: „Du hast uns mit deinem Fluche beladen, indem du uns aufgeklärte Geister verliehen hast. Wir begreifen alles deutlicher, als die Wesen,

[1]) Schr. I. 114. [2]) I. 115. [3]) I. 119 f.

die unter uns sind; es fehlt uns an dunklen Empfindungen, an der Quelle des Vergnügens, mit welcher die untern Wesen reichlich versehen sind."

Nicht das dunkle Gefühl ist Quelle des Angenehmen, sondern je größere Mannigfaltigkeit ein Wesen deutlich fassen kann, desto glücklicher ist es, weil die Gegenstände alsdann mit mächtigerem Reize auf dasselbe wirken können. [1])

Mendelssohn trennt nun im Gegensatze zu Baumgarten die Grenzen der Vollkommenheit von der Schönheit; diese besteht in gefälliger äußerer Verknüpfung, in der Form, jene in dem vernünftigen innern Zusammenhange und der Gesetzmäßigkeit. Nur der Schönheit gehört das Vergnügen an, das aus dunklen Vorstellungen entspringt; es ist dieses eine Folge unserer Einschränkung. Das Einerlei im Mannigfaltigen ist ein Eigenthum der schönen Gegenstände. Sie müssen eine Ordnung oder sonst eine Vollkommenheit darbieten, die in die Sinne fällt und zwar ohne Mühe in die Sinne fällt, denn wenn wir die Schönheit fühlen wollen, so wünscht unsere Seele mit Gemächlichkeit zu genießen. Die Sinne sollen begeistert sein, und von ihnen soll sich die Lust auf die müßige Vernunft ausbreiten. [2])

Was folgt hieraus? „Daß das Vergnügen an der sinnlichen Schönheit, an der Einheit im Mannigfaltigen blos unserm Unvermögen zuzuschreiben sei. Wir ermüden, wenn unsere Sinne eine allzu verwickelte Ordnung aus einander setzen sollen. Wesen, die mit schärferen Sinnen begabt sind, müssen in unseren Schönheiten ein ekelhaftes Einerlei finden, und was uns ermüdet, kann ihnen Lust gewähren. Gott, der alles Mögliche mit einmal übersieht, muß die Einheit im Mannigfaltigen durchaus verwerfen. Der Schöpfer hat kein Gefallen an dem Schönen, ja er zieht es nicht einmal dem Häßlichen vor. Nur die äußere

[1]) Schr. I, 120. [2]) I, 123.

Gestalt der Dinge hat er mit sinnlicher Schönheit bedeckt, diese sind bestimmt, in die Sinne anderer Geschöpfe reizend zu wirken. Alle Schönheit der menschlichen Bildung, die annehmlichen Farben, die gewundenen Züge, die in seinen Mienen bezaubern, sind nur der äußern Schale eingeprägt. Sie gehen nicht weiter als unsere Sinne reichen. Unter der Haut liegen gräßliche Gestalten verborgen. Alle Gefäße sind ohne scheinbare Ordnung in einander verschlungen; die Eingeweide halten einander das Gleichgewicht, aber kein Ebenmaaß, keine sinnlichen Verhältnisse; lauter Mannigfaltigkeit, nirgends Einheit; lauter Beschäftigung, nirgends Leichtigkeit in der Beschäftigung. Wie sehr würde der Schöpfer seinen Zweck verfehlt haben, wenn er nichts als Schönheit gewesen wäre!

Schönheit war und ist nicht Zweck der Schöpfung. Ihr Zweck ist „himmlische vortrefflichste Vollkommenheit", nicht wie sie die Sinne fassen, sondern wie sie die Vernunft begreift. Nicht Schönheit, sondern Vollkommenheit, nicht blos Einerlei im Mannigfaltigen, Leichtigkeit in der Beschäftigung, sondern vernünftiger Zusammenhang, Uebereinstimmung, Einhelligkeit. Jene gewährt nur Vorstellungen, diese verknüpfte und in einander gegründete Vorstellungen. Nichts muß überflüssig, nichts mißhellig, nichts mangelhaft in seinen Bestimmungen sein.

Diese „himmlische Venus" muß der Denker sich hüten mit der „irdischen, mit der Schönheit" zu verwechseln. Diese beruht auf der „Einschränkung, dem Unvermögen"; aber das Gefallen an der Uebereinstimmuug des Mannigfaltigen gründet sich auf eine positive Kraft unserer Seele. Wenn es Wesen, die eine Vorstellungskraft haben, natürlich ist, sich nach Vorstellungen zu sehnen, so ist es auch vernünftigen Wesen eigenthümlich, nach solchen Vorstellungen zu streben, die in einander gegründet sind. Zerrüttete Begriffe, Mißhelligkeiten, Widersprüche streiten eben so wohl

wider die Natur und das urſprüngliche Bedürfniß aller denkenden Weſen, als der Mangel, der völlige Tod aller Vorſtellungen. Hierin liegt der mächtige Reiz, mit welchem die Vollkommenheit alle Geiſter an ſich zieht, und ſo weit eine poſitive Kraft über ihre Einſchränkung erhaben iſt, ſo weit iſt das Vergnügen der verſtändlichen Vollkommenheit über das Vermögen der ſinnlichen, oder wie wir Irdiſchen ſie nennen, über das Vergnügen der Schönheit hinweg. [1])

So ſtimmt Mendelsſohn im Weſentlichen mit der Theorie überein, welche Sulzer in den ſchönen Wiſſenſchaften aufgeſtellt hat. Eine „niedere" und eine „höhere" Schönheit ſcheiden ſich; die „niedere" gilt für keine und die „höhere" iſt keine. So hoch die deutliche Erkenntniß über der dunklen ſteht, ſo hoch ſteht die „himmliſche Venus" über der „irdiſchen", der Schönheit. Das ganze Streben Mendelsſohn's geht einzig dahin, die Schönheit als einen untergeordneten Standpunkt der Erkenntniß nachzuweiſen, den er am ſtärkſten dadurch markirt, daß die Gottheit des Vergnügens an der Schönheit unfähig ſei. Es ließe ſich mit ihm darüber nicht rechten, denn beſchränkt er die Schönheit auf ſinnliche Erkenntniß, ſo folgt eben daraus, daß das vollkommenſte Weſen dieſer letztern nicht fähig ſein kann. Wo alle Erkenntniß deutlich iſt, da giebt es keine Schönheit. Aber auch die Inconſequenz beginnt dort, wo deutliche durch Vernunft erworbene Einſicht in die Zweckmäßigkeiten des Weltalls doch Schönheit genannt wird und zwar höhere Schönheit. Was nicht auf ſinnlicher Erkenntniß beruht, ſollte folgerichtig gar nicht mehr Schönheit heißen. Der Uebelſtand entſpringt daher, weil Mendelsſohn zwiſchen dunkler und ſinnlicher Erkenntniß nicht gehörig ſcheidet. Jene ſchließt das Ueberſinnliche aus, dieſe das deutlich Gedachte. Da er nun Jenen nicht Schönheit

[1]) Schr. I, 123 ff.

abſprechen mag, alle der ſinnlichen entgegengeſetzte Erkenntniß aber für deutlich hält, ſo dehnt er den Begriff der Schönheit auch auf das durch deutliche Einſicht Gewonnene aus. Das wäre nicht nöthig, wenn er ſich zu dem Satze erhoben hätte, daß auch nichtſinnliche Erkenntniß dunkel, d. i. ohne Bewußtſein erfolgen kann. Unter dieſer Vorausſetzung iſt auch Nicht-Sinnliches ſchön, wenn ſeine Vollkommenheit dunkel, d. i. bewußtlos erkannt wird. Die Zweckmäßigkeit des Weltalls würde ſo zur Schönheit werden können; ohne deutliche Erkenntniß Zweckmäßigkeit dunkel erkannt, wäre Schönheit. Das iſt es auch, was Mendelsſohn eigentlich will, aber getäuſcht durch ſeine Verwechſelung der dunkeln mit der ſinnlichen Erkenntniß nicht erreicht. Daher ſeine Geringſchätzung der ſinnlichen Erkenntniß, als diejenige, welche nur die Oberfläche berührt, und der Schönheit überhaupt, welche nur an dieſer klebt. Den innern Bau, die innere Harmonie des Weltalls will er in das Gebiet der Schönheit gezogen wiſſen und da er meint, dieſe gelinge, weil nicht durch ſinnliche, nur durch deutliche Erkenntniß, ſo dehnt er den Begriff der Schönheit ſo weit aus, daß er in dem der Vollkommenheit aufgeht.[1])

Aus der Quelle der Vollkommenheit haben alle ſchönen Künſte zu ſchöpfen, ſie werden ihr Ziel um ſo mehr erreichen, je mehr ſie dieſe verſchiedenen Arten harmoniſch zu einigen wiſſen. Eine beſondere Art der Harmonie iſt für jeden Sinn beſtimmt; nur die Tonkunſt allein überraſcht uns mit allen Arten der Vergnügen, mit Vollkommenheit, Schönheit und ſinnlicher Luſt. Aehnliches kann fürs Auge auch durch die Harmonie der Farben erreicht werden, wenn es ihr gelingt, die Linie der Schönheit und des Reizes mit der Farbenharmonie zu verbinden.[2])

Hat nun Mendelsſohn in ſeinen „Briefen über die

[1]) Zimmermann, Geſchichte der Aeſthetik (Wien 1859), 184 ff.
[2]) Schr. I, 148.

Empfindungen" auch mehr eine pſychologiſche Theorie aufgeſtellt, inſofern er die reine äſthetiſche Luſt von der ſinnlichen nicht grundſätzlich ſondert, ſo zeigt doch ſeine Auffaſſung eine überraſchende Aehnlichkeit mit der ſpätern ſpeculativen Aeſthetik und bildet ſomit ein wichtiges Mittelglied zwiſchen Baumgarten und Kant.

Man thut überhaupt in neuerer Zeit, wo wir es „ſo herrlich weit gebracht" haben, den äſthetiſchen Arbeiten Mendelsſohn's entſchieden Unrecht, ſie als veraltet und unbrauchbar der Vergeſſenheit anheimfallen zu laſſen. Während noch Männer, wie Herder, [1]) Schiller u. A., um von Leſſing und den übrigen Zeitgenoſſen zu ſchweigen, ſie mit Nutzen zu ihren Forſchungen gebrauchten, wenden ſich unſere ſchulgebildeten Philoſophen und Kunſtrichter mit ſchnöder Wegwerfung von ihnen ab, zumeiſt wohl deshalb, weil ſie nicht begreifen, wie ein unter Druck und Armuth ohne Schule und Bildung aufgewachſener Jude gar ein ſo lebhaftes, fruchtbringendes Intereſſe für Aeſthetik und äſthetiſche Kritik hatte entwickeln können. Merkwürdig bleibt dieſe Erſcheinung immerhin. Sein Intereſſe hatte einen tiefern, im gewiſſen Sinne ſogar praktiſchen Grund. Er ſelbſt ſagt in einem Schreiben an den Schweizer Iſelin: „Die Trockenheit zu vermeiden erlaubt ſich mein Gemüth manchen Spaziergang in die anmuthigen Gefilde der ſchönen Wiſſenſchaften, welche in der That mit der ſpeculativen Weltweisheit in einer genauern Verbindung ſtehen, als man insgemein zu glauben pflegt." [2])

Außer dem Vergnügen und der Erholung, welche die ſchönen Wiſſenſchaften ihm boten, verſprach er ſich von ihnen praktiſche Anwendung und Einfluß auf das Leben ſelbſt. Deutlich äußert er ſich hierüber bei Gelegenheit

[1]) Ueber Herder vgl. ſein viertes kritiſches Wäldchen in Herder's Lebensbild, I, 3, 2, S. 442 ff.

[2]) Schr. V, 437.

seiner Anzeige des Meier'schen „Auszuges aus den Anfangsgründen der schönen Wissenschaften". „Man müßte auf die Erfindung dieser Wissenschaft neidisch sein oder sie nicht verstehen, wenn man an dem Nutzen oder an der Vortrefflichkeit derselben zweifeln wollte. Die Verbesserung des Geschmacks und der unteren Kräfte der Seele überhaupt ist für die schönen Wissenschaften, für die Sittenlehre und vielleicht für alle Wissenschaften von allzugroßer Wichtigkeit, als daß sie nicht einem Jeden in die Augen leuchten sollte." [1]) Dieses Streben nach praktischer Anwendung führte ihn eben so wie Sulzer zu jener Vermischung ethischer und ästhetischer Elemente [2]), welche als ein Kennzeichen der Popularphilosophie gilt, andrerseits aber auch zu einer Erweiterung des Begriffes Aesthetik. Sie sollte eigentlich die Wissenschaft der schönen Erkenntniß überhaupt, die Theorie aller schönen Wissenschaften und Künste enthalten, alle Erklärungen und Lehrsätze derselben sollten daher so allgemein sein, daß sie ohne Zwang auf jede schöne Kunst insbesondere angewendet werden könnten.

So hat auch Mendelsohn, dessen Theorie der Schönheit ein Gemälde seiner sanften, Geräusch fliehenden Muse ist, allen Theilen der Aesthetik ganz besondern Fleiß zugewandt.

Ehe wir jedoch diese verschiedenen Theile näher betrachten, müssen wir einen Augenblick bei dem ästhetischen Briefwechsel verweilen, welchen Mendelsohn und Nicolai mit Lessing unterhielten.

---

1) Schr. IV, 1, 314.

2) Mendelsohn war, wie Nicolai an Herder schreibt, sogar einmal Willens, „ein Werk über die Verbindung der schönen Wissenschaften, des Naturrechts und der Moral zu schreiben". Vgl. Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herder's Nachlaß (Leipzig 1861), 1, 332.

Dreizehntes Kapitel.

Der äſthetiſche Briefwechſel.

Zwiſchen Mendelsſohn, Nicolai und dem wieder nach Leipzig zurückgekehrten Leſſing hatte ſich ſeit November 1756 ein Briefwechſel entſponnen, der, wenn er freilich an Tiefe der Auffaſſung und genialen Neuheit der Geſichtspunkte mit den Briefen, welche Schiller und Göthe über denſelben Gegenſtand gewechſelt haben, nicht verglichen werden kann, demſelben an literarhiſtoriſcher Wichtigkeit nicht nachſtehen dürfte.[1]) Er enthält nicht nur den erſten Keim zum „Laokoon“, ſondern auch die Grundlage für Mendelsſohn's ſpätere äſthetiſche Arbeiten.

Die Veranlaſſung zu dieſem Briefwechſel gab ein Aufſatz über das Trauerſpiel, mit welchem Nicolai ſeine neu begründete Zeitſchrift, die „allgemeine deutſche Bibliothek“ eröffnet hatte. Mendelsſohn hatte mit Nicolai den Zweck des Trauerſpiels in die Bewunderung ſetzen wollen, Leſſing hingegen vertheidigte die Anſicht von dem moraliſchen Zwecke des Trauerſpiels durch die Erregung des Mitleidens im Zuſchauer. Raſch war Mendelsſohn bei der Hand, auf die von Leſſing angeregten Unterſuchungen einzugehen; hatte er ihn doch ſchon zwei Jahre vorher zu gelehrten Disputen aufgefordert,[2]) ihn ſogar in dem gedruckten Sendſchreiben wiederholt eingeladen, ſich mit ihm „in jene ſpeculativiſchen Betrachtungen einzulaſſen, die der Welt anfangen, ein Geſpötte zu werden, und die uns, ſo lange wir beiſammen waren, ſo manche Stunde verſüßt haben.“[3]) Es iſt recht charakteriſtiſch für ihn, daß er in dieſem Streite wieder als der Philoſoph erſcheint, dem es um die Wurzel der verwandten Begriffe mehr zu thun iſt, als um die

[1]) Danzel, a. a. O. I, 344. [2]) Schr. V, 21. [3]) I, 376.

Begrenzung der Arten gegen einander, worauf bei dem kritiſchen Leſſing Alles ankommt. Mendelsſohn greift zunächſt die Theile der Behauptung heraus, bei welchen es ſich um die Natur der einzelnen Empfindungen, das damalige Lieblingsſtudium ſeiner Reflexionen, zu handeln ſchien; er beſtreitet die untergeordnete Stellung der Bewunderung und des Schreckens zum Mitleid; jene, meint er, müſſe doch, weil ſie Vollkommenheit zum Gegenſtande habe, ſchon an und für ſich und ohne Rückſicht auf das Mitleiden, das die bewunderte Perſon errege, in dem Gemüthe des Zuſchauers ein Vergnügen zu Wege bringen. Uebrigens verweiſt er ihn auf ſeine Gedanken von der Wirkung der theatraliſchen Illuſion, welche er mit Nicolai in Ordnung bringen will, ſobald „der ſiebenjährige Krieg die Handlung ſo ſehr zu Grunde gerichtet haben wird, daß den beiden Freunden einige Stunden zur Speculation übrig bleiben.“ [1])

Die von Mendelsſohn hingeworfene Bemerkung über Bewunderung wird nunmehr Veranlaſſung, daß Leſſing ſeine Anſicht ausführlicher entwickelt, Bewunderung von Verwunderung genau ſcheidet und ebenſo von Mitleid trennt, inſofern Bewunderung vermittelſt der Nacheiferung beſſert, Mitleid jedoch unmittelbar, ohne Hinzuthun von unſerer Seite, das Beſſerwerden eines Jeden, „des Mannes vom Verſtande wie des Dummkopfes“, bewirkt.[2])

Es handelte ſich für Leſſing nicht eigentlich um eine Feſtſtellung der Begriffe, er wollte ſeinen gleich anfangs ausgeſprochenen Grundſatz, die Bewunderung müſſe in dem Trauerſpiele nichts ſein als der Ruhepunkt des Mitleidens, conſequent verfolgend, nicht nur das auf Bewunderung gebaute franzöſiſche Trauerſpiel verwerfen, ſondern auch als das einzige wahre, ſeinem Begriffe und ſeinem

[1]) Schr. V, 44 f. [2]) V, 51 f.

Zwecke entsprechende dasjenige hinstellen, welches er selbst kultivirt hatte, das bürgerliche Familientrauerspiel, die in jeder Scene Mitleiden erregende, rührende, sentimentalische, die Gattung der Miß Sara Sampson. [1])

Von welcher Wichtigkeit diese Angelegenheit für Lessing war, zeigt die ganze Art und Weise, wie er dabei verfuhr. Er hatte seine Ansichten in einem Briefe entwickelt, der dem „kleinen Buche“ ähnlich sah, das er einmal scherzweise dem mit kleinen Briefen unzufriedenen Mendelssohn als Brief versprochen hatte. Allem Anschein nach hatte der Streit, der jetzt nur noch zwischen Lessing und Mendelssohn geführt wurde, mit dem langen Briefe ein Ende. Mendelssohn meldete dem Gegner, daß er in den Hauptpunkten seiner Meinung sei, nichtsdestoweniger aber noch eine große Menge streitiger Punkte finde. Zunächst beruft er sich auf die ästhetische Illusion, [2]) über welche er seine Gedanken versprochener Maßen zu Papier gebracht und dem Briefe beigelegt hatte. Die Kunst soll auch in dem Trauerspiele eine Nachahmerin der Natur werden; keine einzige Leidenschaft darf vom Theater ausgeschlossen bleiben, denn sobald sie nur anschauend von der Vortrefflichkeit der Nachahmung überzeugen kann, so verdient sie auf der Bühne nachgeahmt zu werden. Er führt die Lust an den schönen Gegenständen auf die Illusion zurück, weicht aber von dem gewöhnlichen Begriffe derselben dadurch ab, daß die Gegenstände als dem Urbilde ähnliche, nicht aber als wirkliche erscheinen. [3]) Mit dieser an die französischen Dramatiker erinnernden Theorie konnte sich Lessing nicht befreunden; er hatte sich freilich vorgenommen, sich in einem ungewöhnlich langen Briefe über dieses Thema auszulassen, wurde aber durch Unpäßlichkeit daran verhindert. Ganz vortrefflich schienen ihm die zugleich mit den Gedanken über die Illu-

[1]) Danzel. a. a. O. I, 350. Stahr. a. a. O. I 155.

[2]) Schr. IV, 1, 44 ff. [3]) Ebend. V, 72; ff.

sion zugeschickten kleinen Arbeiten „Von der Herrschaft über die Neigungen", „Von der Gewohnheit", „Von der anschauenden Erkenntniß", wenige Blätter voll anregender Ideen;[1] sie haben ihn, seiner eigenen Versicherung nach, so überzeugt, „daß ihm auch nicht einmal ein logischer Fechterstreich übrig gelassen war."[2]

Die Correspondenz über die ästhetischen Fragen hörte damit auf, daß Mendelssohn die streitigen und ausgemachten Punkte in einer Tabelle übersichtlich zusammenstellte.[3] Neue Verwirrungen und Verlegenheiten hatten sich bei Lessing eingefunden, so daß ihm keine Zeit blieb, an die „lieben Streitigkeiten" noch zu denken; aber der Nutzen, welcher aus ihnen den Freunden erwuchs, war, wie bereits erwähnt, von außerordentlicher Bedeutung. Sie hatten eine Saat ausgestreut, die für Lessing sowohl als für Mendelssohn die schönsten Früchte trug.

Schon das ist von Wichtigkeit, daß Mendelssohn durch eine Berufung auf Winkelmann, dessen Schriften er sorgsam studirte, und durch eine ganz zufällige Hinweisung auf den „Laokoon," „den Virgil poetisch entworfen und ein griechischer Künstler (vielmehr drei) in Marmor gehauen hat," in den Geist des Freundes den Anfang zu einer neuen und fruchtbaren Gedankenreihe legte! Wie sehr Lessing überhaupt Mendelssohn als Aesthetiker schätzte und wie sehr er seinem Urtheile traute, leuchtet aus mehreren Stellen in seinen Briefen an ihn hervor, wie: „Ich bitte Sie alles zu überdenken, zu prüfen und zu verbessern. Erfüllen Sie nun meine Bitte, so ist es eben das, als ob ich es selbst nochmals überdacht, geprüft und verbessert hätte. Ihre bessern Gedanken sind weiter nichts, als meine zweiten Gedanken."[4] „Sie sind mein Freund," heißt es in einem an-

[1] Schr. IV, 1, 38 ff. Diese kleinen Arbeiten entstanden nicht 1755, sondern, wie sich hier ergiebt, 1757. [2] V, 78.
[3] V, 89 ff. [4] V, 42.

dern Briefe vom 28. November 1756, „ich will meine Gedanken von Ihnen geprüft, nicht gelobt haben. Ich sehe Ihren ferneren Einwürfen mit dem Vergnügen entgegen, mit welchem man der Belehrung entgegensehen muß.“ [1] Strebte er doch auch in dem ontologischen Theile des „Laokoon“ nach genauerer Uebereinstimmung mit dem Freunde, wie Guhrauer aus den Verbesserungen des Entwurfs aus Lessing's Nachlaß nachweist; mit ihm sprach er nach seiner Rückkehr von Breslau den philosophischen Theil in mündlichen Unterredungen durch und nutzte die Bemerkungen, welche sein Freund sowohl über die Eintheilung der Gegenstände der Malerei und Poesie, wie über einzelne Begriffe dem Entwurfe beigefügt hatte.

Die reifste Frucht, welche Mendelssohn aus dem ästhetischen Briefwechsel erntete, ist die Abhandlung „Von den Quellen und Verbindungen der schönen Künste“, welche Ende Juni 1757 in der Deutschen Bibliothek erschien und unter dem Titel „Ueber die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften“ den „philosophischen Schriften“ später einverleibt wurde.

Vierzehntes Kapitel.

Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften.

„Ich habe weder den Willen noch die Fähigkeit, ein ganzes Lehrgebäude der Kunst aufzuführen, und bin zufrieden, wenn ich nur die ersten Grundlinien eines Lehrgebäudes mit einiger Richtigkeit gezeichnet habe,“ äußert Mendelssohn im Anfange dieser Abhandlung. [2]

---

[1] Schr. V, 51. [2] I, 290.

Wir wissen also, was wir hier zu erwarten haben: Grundlinien, nichts als Grundsätze der schönen Künste.

Und doch ist diese Arbeit eine der wichtigsten Erscheinungen in der Aesthetik auf deutschem Boden und bildet ein wesentliches Mittelglied der Ideen, deren reife Frucht im „Laokoon“ geboten wird. [1])

Die Nachahmung der Natur, welche Batteux und sein deutscher Uebersetzer Ramler als den ersten Grundsatz der Poesie und schönen Künste aufgestellt haben, wird von Mendelssohn als unfruchtbar und unzulänglich verworfen. Weit entfernt, die Natur blos nachzuahmen, steht ihm die Kunst in ihrer Selbstständigkeit und Würde der Natur gegenüber. Aehnlich wie Mendelssohn gegen Baumgarten Schönheit von Vollkommenheit unterschieden, unterscheidet er gegen Batteux Kunst von Natur.

Der Endzweck jeder menschlichen Kunst ist die Schönheit. Schönheit ist die sinnliche Erkenntniß der Vollkommenheit; Alles was den Sinnen als eine Vollkommenheit vorgestellt werden kann, ist auch geeignet, einen Gegenstand der Schönheit abzugeben. Das Wesen der schönen Künste besteht also in einer künstlichen, sinnlich vollkommenen Vorstellung oder in einer durch die Kunst vorgestellten sinnlichen Vollkommenheit. [2])

Nun führt aber jede Nachahmung, sobald sie ihr Urbild erreicht, an und für sich den Begriff der Vollkommenheit mit sich. „Der Künstler wählt sich einen Umfang, der seinen Kräften angemessen ist. Sein ganzer Endzweck ist, die Schönheiten, die in die menschlichen Sinne fallen, in einem eingeschränkten Bezirke vorzustellen. Er wird also den idealischen Schönheiten näher kommen können, als die Natur in diesem oder jenem Theile gekommen ist, weil ihn keine höheren Absichten zu Abweichungen veranlassen. Was sie in verschiedenen Ge-

[1]) Mause, Nachträge zu Sulzer, VII, 1, 175; Guhrauer, a. a. O. I, 27. [2]) Schr. I, 285.

genständen zerstreut hat, versammelt er in einem einzigen Gesichtspunkte, bildet sich ein Ganzes daraus, und bemüht sich, es so vorzustellen, wie es die Natur vorgestellt haben würde, wenn die Schönheit dieses begrenzten Gegenstandes ihre einzige Absicht gewesen wäre. Der Künstler muß sich also über die Natur erheben, und weil die Schönheit sein einziger Endzweck ist, so steht es ihm frei, dieselbe allenthalben in seinen Werken zu concentriren." [1])

Somit hat sich Mendelssohn zu dem idealistischen Standpunkte der Kunst, dem bloßen Naturalismus gegenüber, erhoben, einem Standpunkt, welchen Lessing vollkommen mit ihm theilt. Seine Schönheit ist Ideal; seine Kunst ist keine Naturnachahmung, sondern eine Naturvollendung.

Nachdem er dergestalt das Prinzip für die schönen Künste festgestellt hat, wendet er sich zu der Eintheilung derselben in ihre besonderen Klassen.

Er legt den Gegensatz der natürlichen und willkürlichen Zeichen zu Grunde; diese gehören in die Grenzen der schönen Wissenschaften, der Poesie und Rhetorik, jene in die Grenzen der schönen Künste. Der Gegenstand der letzteren ist aber eingeschränkter als der der Poesie. „Der Dichter kann Alles ausdrücken, wovon sich unsere Seele einen klaren Begriff machen kann. Alle Schönheiten der Natur in Farben, Figuren und Tönen, die ganze Herrlichkeit der Schöpfung, der Zusammenhang des unermeßlichen Weltgebäudes, die Rathschlüsse Gottes und seine unendlichen Eigenschaften, alle Neigungen und Leidenschaften unserer Seele, unsere subtilsten Gedanken, Empfindungen und Entschließungen können der poetischen Begeisterung zum Stoffe dienen." [2])

Anders verhält es sich mit den schönen Künsten; bei

[1]) Schr. I, 289. [2]) I, 292.

ihnen wird keine Willkür vorausgesetzt, um verstanden zu werden. Der Maler und der Bildhauer müssen, weil sie die Schönheit in der Folge neben einander ausdrücken, denjenigen Augenblick wählen, der ihrer Absicht am günstigsten ist; sie müssen die ganze Handlung in einem einzigen Gesichtspunkte versammeln und mit vielem Verstande austheilen.[1])

Die Grenzen der Kunst und Poesie laufen aber vermöge der Regel von der zusammengesetzten Schönheit, häufig in einander. Hier sucht sich Mendelssohn durch die Allegorie nach dem Vorbilde Winkelmann's auszuhelfen. Auch die allersubtilsten Gedanken, die abgezogensten Begriffe können auf der Leinwand ausgedrückt und durch sichtbare Zeichen in das Gedächtniß zurückgebracht werden, nur muß sich der Künstler hüten, daß seine Allegorien nicht allzu spitzfindig werden, d. h. die Uebereinstimmung des Zeichens und des Bezeichneten müssen wir mit so leichter Mühe einsehen können, daß wir mehr an die bezeichnete Sache als an das Zeichen selbst denken.[2])

Auch auf die Verbindung von zwei oder mehreren Künsten nimmt er gebührende Rücksicht und erklärt sie leicht aus der Natur der zusammengesetzten Vollkommenheiten. Die schwerste und fast unmögliche Verbindung der Künste aber ist, wenn Künste, welche Schönheiten in der Folge neben einander vorstellen, mit Künsten, welche Schönheiten in der Folge auf einander vorstellen, vereinigt werden sollen. Dies Geheimniß hat sich die Natur fast allein vorbehalten. Sie verbindet in ihrem unermeßlichen Plane die Schön-

[1]) Schr. I, 294.

[2]) I, 295 ff. Die beiden kleinen Aufsätze unter dem Titel „Künste" und „Nachahmung", um deren Rücksendung er Lessing mit den Worten bittet (V, 109): „Ich will aus der kleinen Uhr einen Bratenwender machen", sind verloren gegangen oder in dieser Abhandlung enthalten.

heiten der Töne, Farben, Bewegungen und Figuren durch unendliche Zeichen in der vollkommensten Harmonie. Die menschliche Kunst hingegen kann die Malerei, Bildhauer- und Baukunst mit der Musik und Tanzkunst nur uneigentlich vereinigen.

„Meine Materie ist noch ungemein fruchtbar", sagt Mendelssohn am Schlusse dieser trefflichen Abhandlung, „allein ich bin in die Geheimnisse der Künste nicht eingeweiht genug, mich ohne Gefahr tiefer in ihr Heiligthum zu wagen." [1])

Der Erfolg dieser wenigen Blätter war ein weit bedeutenderer, als der bescheidene Verfasser glaubte; die hier ausgesprochenen Ideen wurden im Wesentlichen von Lessing zu dem „Laokoon" benutzt, so daß es fast scheinen könnte, als habe Mendelssohn eine Vorarbeit zu diesem wichtigen Werke geliefert.

Lessing schämte sich auch nicht, Mendelssohn als seinen Lehrer zu betrachten, eben so wenig wie dieser es verschwieg, dnrch den Freund auf neue Gesichtspunkte geführt zu sein, wie dieses in den ästhetischen Produkten geschieht, mit denen wir unsere Leser sogleich bekannt machen wollen.

Fünfzehntes Kapitel.

Mendelssohn's übrige ästhetische Abhandlungen.

„Hier kommt Ihr Aufsatz „Vom Erhabenen" wieder zurück. Ich wüßte auch nicht das Geringste dabei zu erinnern, ob ich ihn gleich mehr als einmal durchgelesen habe", heißt es in einem Briefe Lessing's an Mendelssohn

[1]) Schr. I, 305.

vom 13. August 1757.[1]) Diese Abhandlung, welche zuerst in dem vierten Stück der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" erschien,[2]) trägt unverkennbar den Einfluß, welchen Lessing theils durch den ästhetischen Briefwechsel, theils durch eigene Bemerkungen auf Mendelssohn geübt hat. Er sucht für das Erhabene und Naive ein besonderes System aufzustellen, weil ihm die Erklärungen, welche Baumgarten und Longin davon gegeben, nicht genügten.

Ein jedes Ding, das dem Grade seiner Vollkommenheit nach unermeßlich ist oder scheint, wird erhaben genannt; die Seele verweilt mit Wohlgefallen bei solchen Gegenständen, weil das Erhabene die Größe einer Vollkommenheit ist, über die gewöhnlichen Begriffe der Menschen geht und Alles übersteigt, was wir uns Vollkommenes denken können. Jedes Erhabene ist daher ein Gegenstand der Bewunderung.[3])

Diese durch das Erhabene erzeugte Bewunderung kann nun ähnlich der durch dieselbe vorgestellten Vollkommenheit in den Werken der schönen Künste und Wissenschaften von zweierlei Art sein; sie bezieht sich entweder auf das Object selbst oder auf den Künstler, der die Geschicklichkeit besitzt, die Eigenschaften seines Objects „empor zu heben": zu der ersten Art gehört das Erhabene in der Poesie, in den Gesinnungen und in den Leidenschaften, bei welchen der Grund zur Bewunderung in dem Objecte selbst anzutreffen ist; bei der zweiten Gattung fällt die Bewunderung auf den Künstler, auf sein Genie und seine Fähigkeiten. Durch Beispiele aus alten und neuern Dichtern wird jede Gattung erklärt.

Mit dem Erhabenen steht das Naive in genauer Verbindung. Wenn ein Gegenstand edel, schön oder mit seinen

[1]) Schr. V, 123.

[2]) Unter dem Titel „Ueber das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften;" I, 309—347. [3]) I, 313 f.

wichtigen Folgen gedacht und durch ein einfaches Zeichen angedeutet wird, so heißt die Bezeichnung naiv. Das Naive des sittlichen Charakters besteht also in der Einfalt im Aeußerlichen, die ohne es zu wollen, innerliche Würde verräth, in jenem zuversichtlichen Wesen, das nicht Dummheit und Mangel der Begriffe, sondern Edelmuth, Unschuld, Güte des Herzens und die liebreiche Ueberredung zum Grunde hat, daß Andere gegen uns nicht schlimmer gesinnt sein werden, als wir gegen sie sind. Sobald das Naive mit Bewußtsein verbunden wird, nimmt es den Charakter des Gesuchten, des Affectirten an und hört auf, naiv zu sein. [1])

Diese Abhandlung, welche sich in jener Zeit durch die Neuheit der Ideen empfahl, wie denn auch im Jahre 1769 von dem gelehrten van Goens in Utrecht eine holländische Uebersetzung davon veranstaltet wurde, [2]) hat wohl hauptsächlich Lessing zu dem Entschluß gebracht, das Werk des Engländers Burke „Ueber das Schöne und Erhabene" ins Deutsche zu übersetzen. Da er dieses für die Aesthetik so wichtige Werk auch mit Anmerkungen versehen wollte, so ersuchte er Mendelssohn, „Alles fein" aufzuschreiben, was er bei dem Studium desselben gedacht habe. [3]) Es sollte gerade mit dem Drucke begonnen werden, als er auf einmal in eine Arbeit gerieth, in der er sich auf keine Weise wollte unterbrechen lassen, denn er mußte seine erste Hitze zu nützen suchen, wenn er Etwas zu Stande bringen wollte. Er schickte daher den Engländer unterdessen zu Mendelssohn. „Unterhalten Sie sich so lange mit ihm, bis ich mich aus dem Wuste von Gelehrsamkeit, in welchen ich jetzt versunken, wieder herausgearbeitet habe. Meine Uebersetzung kann zur Messe nunmehr doch nicht fertig werden, und ich habe Sie ohne-

[1]) Schr. I, 318, 326, 340 ff.

[2]) Utrecht, 1769, von Mendelssohn recensirt in der Allg. D. Bibliothek Bd. 14, S. 230 (IV, 2, 560). [3]) V, 146.

dem über verschiedene Punkte derselben vorher zu Rathe zu ziehen. Ich erwarte von Ihnen wichtige Anmerkungen über das ganze System des Verfassers. Schreiben Sie mir Alles, was Ihnen darüber einfällt. Ich hebe Ihre Briefe heilig auf und werde alle Ihre Gedanken zu nützen suchen, sobald ich mich der Sphäre der Wahrheit wieder nähern werde." [1]) Mendelssohn machte auch wirklich seine Bemerkungen, die mit den bescheidenen Worten schließen: „Es sind bloß Embryone, die ein Lessing erst entwickeln und beseelen muß. Vielleicht kann er auch einigen von meinen Mißgeburten eine regelmäßige Gestalt geben und ein Leben einhauchen", [2]) und erklärte sich, da er merkte, daß Lessing die Arbeit nicht wieder aufnahm, im Juni 1761 bereit, das Werk zum Druck zu befördern. „Wenn Sie nicht Zeit oder nicht Lust haben", schreibt er Lessing, „den Druck selbst zu besorgen, so schicken Sie mir das Manuscript und die Erlaubniß, es in Ihrem Namen zu thun. Es wäre ewig schade, wenn ihnen ein Stümper zuvorkäme und das schöne Buch so weghudelte." [3])

Den Schluß seiner ästhetischen Schriften bilden die erst 1761 erschienenen Erörterungen über die Empfindungen. Wie er in seiner ersten Schrift auf diesem Gebiete, die „Briefe über die Empfindungen", den lehrenden Theil auf einen Theokles zurückführt und somit an den liebenswürdigen Schwärmer in den Sittenlehren seines Lieblingsschriftstellers Shaftesbury erinnert, so nennt er auch diesen Anhang „Rhapsodie über die Empfindungen." Er will manche in den „Briefen" ausgesprochene Idee hier theils verbessern, theils weiter ausführen. So wird zunächst die Lust an der Vollkommenheit der Objecte von der Lust an der Entwicklung unserer Vorstellungen, die objective von

---

1) Schr. V, 154. 2) Anmerkungen zu Burke, Schluß.
3) Schr. V, 167; Lessing's Schr. XIII, 226.

der subjectiven Vollkommenheit, unterschieden und gezeigt, wie Mißfallen an dem Gegenstande mit Wohlgefallen an der Vorstellung zugleich bestehen könne. Daß wir über die Vorstellung reflectiren, insofern sie eben ein Product unserer Seele ist, macht nach Mendelssohn's Theorie das Wesen des Aesthetischen aus. Wir empfinden über die Einrichtung und Beschaffenheit der Sache Lust oder Unlust, nachdem wir Realitäten oder Mängel an derselben wahrnehmen. In Beziehung anf das denkende Subject, auf die Seele hingegen, ist das Wahrnehmen und Erkennen der Merkmale, so wie die Bezeugung des Wohlgefallens und Mißfallens an denselben, etwas Sachliches, das in dieselben gesetzt wird, eine bejahende Bestimmung, die der Seele zukommt; daher muß jede Vorstellung, wenigstens in Beziehung auf das Subject, als ein bejahendes Prädicat des denkenden Wesens, etwas Wohlgefallendes haben. [1])

Er erklärt hieraus sodann die gemischten Empfindungen, die aus dem Mißfallen an dem Gegenstande und aus dem Wohlgefallen an der Vorstellung zusammengesetzt sind und die je nachdem die Beziehung auf den Gegenstand oder auf uns überwiegt, angenehm oder unangenehm wird, so wie das Reizende der Gefahr bei dem Versuche, sich von Thürmen und anderen hohen Spitzen hinabzustürzen u. dgl. Zu dieser Lehre waren nun zwar in jener Zeit schon manche Elemente vorhanden. Mendelssohn sagt selbst in einer Recension des erwähnten Burke'schen Buches „Ueber das Schöne und Erhabene", derselbe nehme für die Erklärung des letztern seine Zuflucht zu dem bekannten Systeme, daß eine jede Beschäftigung der Nerven, die sie wirksam erhalte, ohne sie zu ermüden, angenehm sei, welches man in einer französischen Schrift: „Theorie der angenehmen Empfindungen" ausgeführt finde; allein die geistige Wendung der Sache

[1]) Schr. I, 239.

ist Mendelssohn's Eigenthum und zwar durch Lessing in ihm angeregt. [1])

Hätte Mendelssohn seine Theorie mit Consequenz verfolgt, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, zu der Lehre vom Schönen zu gelangen, welche Kant in der Kritik der Urtheilskraft etwa dreißig Jahre später aufstellte; arbeitete er doch dem Königsberger Alten wie in manchem Andern auch darin vor, daß er die Aesthetik zur Empfindungslehre erhob, ein Verdienst, das ihm der Aesthetiker Vischer [2]) sehr hoch anschlägt. Er konnte aber der allgemeinen Strömung der Zeit nicht Widerstand leisten und machte wie Sulzer, Eschenbach u. A. das Aesthetische der Beförderung der Moralität dienstbar. Diese Vermischung ethischer und ästhetischer Elemente, die mit Sulzer beginnt, ist das sicherste Kennzeichen der Popularästhetik. Sie begnügt sich damit, die gesonderte Betrachtung theoretischer Formen rein durchzuführen, weil sie pädagogischer und moralischer als wissenschaftlich bei jeder Lehre die praktische Anwendung vor Augen hat und stete Rücksicht nicht auf die Wahrheit, sondern auf den möglichen Gebrauch derselben nimmt. Ihr geht die Moral über Alles, sie gleicht dem Erzieher, der das Kind nicht mit Messern spielen läßt. [3])

Mendelssohn unterscheidet sich nun allerdings eben so vortheilhaft von den Popularästhetikern, wie in der Philosophie von den Popularphilosophen; aber auch er läßt sich bei seinen Untersuchungen von moralischen Zwecken leiten und zieht die Sittenlehre in die schönen Wissenschaften. Die Musik, die Malerei, die herrlichen Werke der Natur und Kunst üben einen unschätzbaren Nutzen in der Moral „nicht nur für gemeine Köpfe, die für die Tiefe der Demonstration zu seicht sind, sondern sogar für den Weltweisen

[1]) Schr. I. 241 ff., Danzel, Gesammelte Aufsätze, 97.

[2]) Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen, Reutlingen 1856, I.

[3]) Zimmermann, a. a. O. 178.

ſelbſt, wenn er kein Mittel verſäumen will, die todte Erkenntniß der Vernunft zum wahren ſittlichen Leben zu erwecken.“ „Die Dichtkunſt, die Malerei, die Bildhauerkunſt, wenn ſie der Künſtler nicht zu einem unedeln Zwecke mißbraucht, zeigen uns die Regeln der Sittenlehre in erdichteten und durch die Kunſt verſchönerten Beiſpielen, wodurch die Erkenntniß belebt und jede trockene Wahrheit in eine feurige und ſinnliche Anſchauung verwandelt wird.“ [1])

So weit über Mendelsſohn's äſthetiſche Arbeiten, welche größtentheils zuerſt in Journalen erſchienen und erſt ſpäter von ihm geſammelt wurden. In Journale und Zeitſchriften legte er überhaupt manche treffliche Idee nieder und dieſe ſeine Thätigkeit, ſeine Theilnahme an der Tages- und Zeitliteratur bildet die Periode der beginnenden Reife.

[1]) Schr. I, 275.

Fünftes Buch.
Die Periode der beginnenden Reife.

Sechszehntes Kapitel.

Der Buchhalter.

„Sie haben Recht“, schreibt Mendelssohn an den Herrn von Breitenbauch am 19. April 1757, „mein Leben in dem Reiche der Gelehrsamkeit hat eben nicht lange gedauert. Aber ganz todt bin ich noch nicht! Ich bin jetzt vielmehr in meiner Verwandlung, und wenn diese vorüber ist, wer weiß, ob ich nicht gar alsdann noch Flügel haben werde.“ [1] Mit welchem Beifall die ersten schriftstellerischen Versuche auch aufgenommen wurden, über den engen Kreis seiner Berliner Freunde und einiger auswärtiger Bekannten trugen sie seinen Namen nicht. Seine „Gespräche“ und die „Briefe über die Empfindungen“ waren anonym erschienen, ohne sich zu nennen lieferte er seine Beiträge zu den Journalen, weil es in seiner Absicht lag, „Niemanden außer sehr wenigen Freunden für etwas mehr als einen Buchhalter bekannt zu sein.“ [2]

Der Philosoph und Aesthetiker war seines Faches ein Buchhalter. Mit dem zu Anfange des Jahres 1754, wenn

---

[1] Schr. V, 413. [2] V, 412.

nicht früher erfolgten Eintritte in die Bernhard'sche Seidenwaarenfabrik war über seinen ferneren Lebenslauf entschieden und der Plan, den er wohl in jüngern Jahren gehegt hatte, seine Kenntnisse zu verwerthen und Rabbiner zu werden, vollständig aufgegeben. Ueber die Wahl seines Berufes wollen wir uns nicht in Vermuthungen einlassen; wer weiß, ob nicht die lange genug ertragene Abhängigkeit der einzige Grund war, daß er sich nach einer freien unabhängigen Stellung, nach einer Unabhängigkeit sehnte, wie sie nur der Kaufmannsstand bietet. Rabbiner wollte er nicht werden, nicht weil ihm die nöthigen Kenntnisse abgingen, welche zur Bekleidung eines so würdigen Amtes erforderlich waren: er war talmudisch gebildet, schrieb ein treffliches Hebräisch und lebte streng religiös, was bedurfte es mehr um mit den polnischen Rabbinern concurriren zu können? Aber die Verkommenheit, in der er sein Volk schmachten sah, die hierarchische Gewalt, welche die damaligen Führer desselben an sich rissen, der Gedanke, daß seine wissenschaftlichen Bestrebungen ihn als Rabbiner für etwas Anderes könnten gelten lassen, als er seiner Lebensweise und innersten Ueberzeugung nach war — alles dieses schreckte ihn ab und bewog ihn, sich „hinter seine Bücher und in sein Comptoir zurückzuziehen."

Bernhard hatte allen Grund, mit Mendelssohn, dem Buchhalter, eben so zufrieden zu sein, wie er es mit Mendelssohn, dem Hauslehrer, war. Der junge Mann hatte anfangs seine liebe Last, sich in die neue Stellung erst hineinzuarbeiten. Im Winter 1755 war er von Morgens acht bis Abends neun an den Schreibtisch gebannt; er arbeitete daran, „sich für den Sommer ein wenig von den Geschäften losreißen zu können." [1] In der That wurde seine Stellung bald eine leichtere. Schon im März 1756

[1] Schr. V. 19.

meldete er seinem Lessing, daß er künftigen Sommer in seiner Lebensart die Aenderung treffen werde, „zu welcher er ihm so oft gerathen habe. Ich arbeite nicht länger in dem Comptoir als sechs Stunden, von acht Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachmittags. Alle übrigen Stunden sind für mich.“ [1])

Auch seine äußeren Verhältnisse gestalteten sich allmälig zum Bessern. Im Sommer 1757 lebte er schon wie ein richtiger Berliner mit aller Bequemlichkeit auf seinem Garten. „Ich habe einen überaus schönen Garten, darin Sie logiren können. Er ist von Herrn Nicolai seinem nicht weit abgelegen und Sie können alle Bequemlichkeiten darin haben, die Sie nur wünschen. Ich komme alle Abende um sechs Uhr heraus und werde blos von einigen meiner Freunde begleitet, die Sie gewiß nicht stören werden.“ [2]) Regelmäßig des Morgens um sechs Uhr stellte er sich bei seinem Freunde Nicolai zu gemeinsamer Thätigkeit ein. [3])

Er hatte sich auch schon ein kleines Sümmchen erspart und war im Stande, seine armen Freunde aus peinlichen Verlegenheiten zu ziehen. Als Lessing in eben dieser Zeit mit schwerer Noth zu kämpfen hatte, stand ihm der Freund mit Allem zur Seite, was er das Seine nennen konnte. Nicht ohne Bedauern hatte er in Erfahrung gebracht, daß der Bedrängte eigennützigen Bekannten mehr Dienstfertigkeit zugetraut hatte, als ihm. „Wie hätten Sie sich sonst entschließen können“, schreibt er ihm vorwurfsvoll [4]), „lieber M. N. verbunden zu sein, als mir Gelegenheit zu geben, Ihnen zu dienen.“ Wenige Monate später nahm Lessing auch wirklich seine Güte in Anspruch; er ersuchte ihn um ein Darlehn von sechszig Thalern. Sechszig Thaler waren nun allerdings für den Buchhalter keine kleine Summe. Mit der Freimüthigkeit wahrer Freundschaft meldete er ihm,

[1]) Schr. V, 29. [2]) V, 112. [3]) V, 117. [4]) V, 115.

daß er sechszig Thaler unmöglich auf einmal zahlen könne. „Ich kann Ihnen jetzt, ohne die geringste Beschwerlichkeit, dreißig Thaler, und irgend in vier Wochen noch dreißig Thaler schicken, wenn es Ihnen so gefällt. Ich würde auch heute das Geld mitgeschickt haben, wenn man nicht seit gestern den Weg von hier nach Leipzig für unsicher hielt. Seien Sie also so gütig, allda durch Jemanden dreißig Thaler auf mich assigniren zu lassen, entweder an Herrn Voß oder sonst einen Kaufmann allhier. Ich zahle contant; mit den übrigen dreißig Thalern müßte es alsdann noch einige Wochen Anstand haben. Sie sehen, daß ich kein Bedenken trage, Ihnen dasjenige abzuschlagen, was mir beschwerlich fällt". [1]) Die zweite Anweisung auf Voß blieb nicht aus, freilich bemerkte der Aussteller in seinem Avis, daß Mendelssohn nicht gehalten wäre, sie anzunehmen, wenn es seine Umstände nicht erlaubten. „Sie müssen, um mir eine Gefälligkeit zu erweisen, sich nicht in Verlegenheit setzen, das will ich durchaus nicht." [2]) Und als Voß die Anweisung präsentirte, — war Mendelssohn's Kasse leer, aber er versprach, die Summe binnen vierzehn Tagen gewiß zu bezahlen, ein Versprechen, das er auch unfehlbar hielt. [3])

Jedenfalls hatten sich die äußern Verhältnisse Mendelssohn's derart gestaltet, daß er ruhig und zufrieden hätte leben können, wenn nicht sein nach Wissen dürstender Geist ihm das Geschäftsleben verleidet hätte. Ein Gelehrter ist selten ein guter Geschäftsmann. Mendelssohn klagte unaufhörlich über Geschäfte und wurde ob der Klagen eine Zeit lang nie recht froh. Welche Unzufriedenheit spricht sich in dem Briefe an Lessing vom 27. Februar 1758 aus. [4])

„Ein guter Buchhalter ist gewiß ein seltenes Geschöpf. Er verdient die größte Belohnung, denn er muß Verstand,

[1]) Schr. V, 128. [2]) V, 132. [3]) V, 133. [4]) V, 149.

Witz und Empfindung ablegen, und ein Klotz werden, um richtig Buch zu führen. Verdient ein solches Opfer zum Besten der Finanzen nicht die größte Belohnung? Wie ich heute auf diesen Einfall komme, fragen Sie? Sie können es wohl unmöglich errathen, daß mir des Herrn von Kleist neue Gedichte dazu Anlaß gegeben haben. Ich ließ sie mir des Morgens um 8 Uhr kommen. Ich wollte unserm lieben Nicolai eine unvermuthete Freude damit machen und sie mit ihm durchlesen. Allein ich ward verhindert. Die ungestümen Leute! Was bringt Er, mein Freund? Und Sie, Gevattern? Und Er, Geselle? Lassen Sie mich heute, ich kann nicht. „Sie haben ja nicht irgend Feiertage?“ Das wohl eigentlich nicht, aber ich bin krank. Es verschlägt Ihnen ja nichts. Kommen Sie morgen wieder. Diese Leute waren gefällig, allein mein Principal war es nicht. Ich bekam Arbeit bis gegen Mittag. Ich las indessen unter der Arbeit hier und da ein Fleckchen, und da merkte ich es, wie schwer es ist, Empfindung zu haben und ein Buchhalter zu sein. Ich fing an in Handlungssachen schön zu denken und machte in meine Bücher eine von den Schönheiten, die man von einer Ode zu rühmen pflegt. Ich verwünschte meinen Stand, schickte die Gedichte unserm Esquire (Nicolai), der von seinen Geldern lebt, ha, nicht ohne Neid! und ward verdrießlich.“

Er beneidete den Freund wahrlich nicht um sein Vermögen, wohl aber um die günstige Lage, welche es ihm möglich machte, sich ungestört den Wissenschaften hingeben zu können. Das war es gerade, was ihm fehlte und was ihm seinen Stand unerträglich machte. Wäre ihm nur mehr Muße zum Studiren geblieben, „er wäre glücklicher gewesen als der weise Memnon, bevor dieser sein Geld, seine Unschuld und seine Augen verlor.“ [1]) So aber folgte er mit innerm Wider-

[1]) Schr. V, 270.

streben der Nothwendigkeit, denn Nothwendigkeit nannte er jede Beschäftigung, die mit den Neigungen streitet, und noch in späteren Jahren hören wir seine Klagen über die „Last von tausend unangenehmen Geschäften", über „die vielen gedankenlosen, ermüdenden und dummmachenden Dinge", und über den „Mangel an Zeit für seine Studien."[1] „Die Geschäfte! die lästigen Geschäfte!" jammert er in einem Briefe an Lessing im Jahre 1763,[2] „sie drücken mich zu Boden und verzehren die Kräfte meiner besten Jahre. Wie ein Lastesel schleiche ich mit beschwertem Rücken meine Lebenszeit hindurch, und zum Unglück sagt mir die Eigenliebe ins Ohr, daß mich die Natur vielleicht zum Paradepferd geschaffen hat. Was ist zu thun, mein lieber Freund? Wir wollen uns einander bedauern und zufrieden sein. So lange die Liebe zu den Wissenschaften nicht erkaltet, haben wir noch eine gute Hoffnung."

Und diese Liebe hatte von dem jugendlichen Feuer noch nichts verloren. Die drei Freunde, Lessing, Mendelssohn und Nicolai, standen damals in der vollen Kraft jugendlicher Frische, sie waren alle drei voll Wahrheitsliebe und Eifer, alle drei unbefangenen Geistes und hatten keine andere Absicht, als die deutsche Literatur neu zu beleben und deutsches Nationalgefühl zu wecken und zu heben. Zu diesem Zwecke verbanden sie sich alle drei zu gemeinsamen kritischen Unternehmungen in Zeitschriften und Journalen.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Journalist und Kritiker.

In den Zeitschriften, welche Mendelssohn's Freund Büchler theils selbst redigirte, theils mit Beiträgen unter-

[1] Schr. V, 270, 346. [2] V, 171.

stützte, trat er zuerst mit kleinen Arbeiten auf. Diese seine frühesten literarischen Produkte aus den Jahren 1751 bis 1756 wären mit den verschollenen Ephemeren der Zeit längst in Vergessenheit gerathen, hätte nicht Müchler selbst sie bald nach dem Tode des Freundes gesammelt und der Nachwelt erhalten. Auf besondern Werth können diese jugendlichen Erzeugnisse keinen Anspruch machen; es sind moralische Betrachtungen, welche nur zu sehr den Geschmack der Zeit verrathen, in welcher sie entstanden sind. Wohl aber verdient der Umstand Beachtung, daß es sich Mendelssohn schon damals angelegen sein ließ, hebräische Produkte in deutscher Uebersetzung dem deutschen Publikum bekannt zu machen. Stücke aus Penini Bedrasi's „Prüfung der Welt" und die treffliche Elegie R. Jehuda Halevi's, von der ein Göthe behauptet: „es ist eine Gluth der Sehnsucht in dieser Elegie, wie in wenig Gedichten",[1]) erschienen im Jahre 1755 in einer von Müchler herausgegebenen Zeitschrift.

Durch Lessing wurde er nun auch für den Aufbau der deutschen Literatur gewonnen.

Um die deutsche Literatur von den Schlacken fremdartiger Elemente zu säubern, hatte sich Lessing schon im Jahre 1755 mit ihm zur Herausgabe einer Wochenschrift vereinigt, welche den Titel: „Das Beste aus schlechten Büchern" führen sollte. Das erste Stück war bereits fertig. „Sie sollen in acht Tagen den ersten Bogen davon sehen", heißt es in dem ersten Briefe Lessing's an Mendelssohn. „Schicken Sie mir also Ihre Recension von der Psychologie mit nächstem. Haben Sie sonst noch etwas, so legen Sie es bei, desgleichen fragen Sie auch bei dem Herrn D. Gumperz, dem ich mein ergebenstes Compliment mache, in meinem Namen nach. Vielleicht, daß auch er

[1]) Aus Herder's Nachlaß, I, 130.

noch etwas gemacht hat.“ [1]) Mendelssohn hatte seine Arbeiten eingeschickt, wie sich aus folgender unter den Papieren Lessing's vorgefundenen Notiz ergiebt. „Mein Freund Moses hatte mir ein Paar schöne Beiträge aus einigen schlechten Compendien der Cartesianischen Philosophie gegeben, von welchen ich bedauere, daß ich sie nicht mehr zu finden weiß.“ [2]) Das Unternehmen unterblieb jedoch, weil er vermuthete, daß ihm die Fortsetzung zu schwer werden würde.

Die Begründung einer neuen Zeitschrift war dem andern Freunde Mendelssohn's vorbehalten, an den sich eigentlich die ganze Anstalt des kritischen Journalismus in Deutschland knüpft. Nicolai entschloß sich 1756 zur Herausgabe einer „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“ und forderte Mendelssohn, der sich damals, wie Lessing halb ironisch bemerkte, „von einem Metaphysiker in einen Bel-esprit ausdehnte“, [3]) zum Mitarbeiter auf. [4]) In der Folge wurde er aber nicht allein Mitarbeiter, er nahm den lebhaftesten Antheil an dem Unternehmen, erwartete mit Nicolai sehnsuchtsvoll die Aushängebogen des ersten Heftes der in Leipzig unter Lessing's Aufsicht und Redaction gedruckten Bibliothek und galt gewissermaßen als die Seele einer Stiftung, welche, wie Danzel behauptet, eins der größten Verdienste des Stifters ist. Sie machte nämlich in doppelter Beziehung Epoche in der deutschen Literatur; einerseits war sie die erste literarische Zeitschrift von Bedeutung, die nicht von dem allmächtigen Gottsched ausging und geradezu Front gegen

---

[1]) Schr. V, 7.

[2]) K. Lessing, Lessing's Leben, I, 162. [3]) Schr. V, 41.

[4]) V, 32. „Unser Freund hat mich sogar zum Mitarbeiter an seiner „Bibliothek“ gewählt, aber ich fürchte, er wird unglücklich gewählt haben“.

ihn machte, andrerseits zog sie zuerst die schönen Künste in das Gebiet der allgemeinen Bildung.

Es ist nicht zu viel behauptet, daß die „Bibliothek", so lange sie von Nicolai herausgegeben wurde, zum größten Theil Mendelssohn ihr Bestehen verdankte. Kein Stück erschien, welches nicht Beiträge von ihm enthielt. In diesem Journale veröffentlichte er die meisten seiner ästhetischen Abhandlungen und lieferte mehrere größere Recensionen, oft von drei und vier Bogen, über neue englische Productionen, wie Lowth's Vorlesungen von der heiligen Dichtkunst der Hebräer, Akenside's Ergötzungen der Einbildungskraft, über die philosophische Untersuchung des Ursprungs unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen, Pope's Schriften u. A., [1]) Recensionen, in denen er gewisse allgemeine, aus den anerkannten Meisterwerken, zumal der Alten, abgezogene Regeln auf die besonderen Fälle anwandte.

Sobald Mendelssohn Miene machte, sich von der „Bibliothek" zurückzuziehen, ließ sie der Herausgeber auch fallen. Sie hatte kaum das erste Jahr erlebt, als Mendelssohn ihr den Abschied zu geben beschloß. „Herr Nicolai kann versichert sein, daß ich die schönen Wissenschaften nächstens abdanke," kündigte er Lessing schon im November 1757 an. [2]) Dieser, welcher das Journal von Anfang an nicht in seinem Sinne fand, bestärkte ihn in seinem Vorhaben, denn er meinte, „den schönen Wissenschaften sollte nur ein Theil unserer Jugend gehören, wir haben uns in wichtigeren Dingen zu üben", [3]) und so war auch der Entschluß Nicolai's alsbald gefaßt, die Bibliothek fallen zu lassen.

Er traf Anstalten zu einem neuen Unternehmen, das eine wahrhaft revolutionäre Bewegung hervorzubringen bestimmt war und dem auch Mendelssohn wie Lessing ihre

[1]) Die Beiträge Mendelssohn's zur Bibliothek sind gesammelt, Schr. IV, 1, 157—496.

[2]) V, 138. [3]) V, 140.

Hilfe nicht versagten. Dieses Unternehmen sind die berühmten „Literaturbriefe“. Sie wollten die neueste deutsche Literatur einer gründlichen Prüfung unterwerfen; Kampf gegen alles Veraltete, Mittelmäßige und zumal gegen alles Geistlose war ihr Losungswort. Sie beugten sich vor keiner Autorität, fürchteten keinen Namen, waren auf Niemand gestützt als auf die Wahrheit der Sache und ihre eigene unbefangene Kritik, und nahmen im Kleinen eine Stellung ein, nicht unähnlich jener, welche zur selben Zeit Friedrich der Große auf dem großen Theater der Politik behauptete.

Von Mendelssohn, der sich damals mit der Idee trug, philosophische Briefe zu schreiben, mag für die Darstellung die Briefform in Vorschlag gebracht worden sein. In Briefen an einen im Felde verwundeten befreundeten Offizier wollte man die bedeutendsten seit dem Beginn des Krieges hervorgetretenen Erscheinungen der Literatur besprechen; Lessing dachte dabei an seinen Kleist, Mendelssohn an Niemand anders als an seinen besten Freund Lessing. „Sie müssen alle Briefe über die Literatur, welche nicht ganz leer von neuen Gedanken sind, ansehen, als wenn sie an Sie gerichtet werden“, schreibt er ihm am 11. Februar 1761. „Für meinen Theil kann ich Sie versichern, daß ich weder den eingebildeten Offizier, noch das Publikum in den Gedanken habe, so oft ich nicht blos abschreibe, sondern zu denken wage. Sie sind der Mann, den ich anrede und dessen Urtheile ich meine unreifen Einfälle unterwerfe.“ [1]) Die Briefe sollten wöchentlich erscheinen, die Namen der Verfasser geheim bleiben; solche Anonymität war damals sehr beliebt.

Die Literaturbriefe sind die wichtigste und folgenreichste Erscheinung nicht nur der deutschen Journalistik, sondern der deutschen Literatur überhaupt. Entstanden in einer Zeit

[1]) Schr. V, 160; vgl. VI, 127.

voll gehobener Stimmung der Gemüther, sind sie selbst, um mit Stahr zu reden,[1]) in ihrer schwungvollen Kühnheit ein treues Spiegelbild dieser tapfern und kriegslustigen Zeitstimmung. In ihnen gewann die deutsche Kritik den männlichen Ernst, der auf den Kern und das Wesen der literarischen Erscheinungen eingeht und das Urtheil über dieselben nicht nach Einzelnheiten, sondern nach dem Ganzen des Werkes bemißt. Die Ungründlichkeit und Oberflächlichkeit des Wissens und der Studien, die Nachlässigkeit in der Behandlung der Sprache, die seichte Vielschreiberei der gedankenlosen und arbeitscheuen Mittelmäßigkeit wollten sie aufdecken und verbannen. Indem sie von dem seichten Witz und der Oberflächlichkeit der Franzosen und von dem Sprachverderb deutscher Schulmeister ableiteten, wollten sie die Glätte der Einen, so wie die Gründlichkeit der Anderen beibehalten wissen. „Ich bin so unsinnig nicht", lautet Mendelssohn's Bekenntniß, „die strenge Methode und die Gründlichkeit an unseren deutschen Schriftstellern zu tadeln, oder zu verlangen, daß sie von dieser Strenge der Welt zu Gefallen nur das Mindeste vergeben sollten. Der Schriftsteller muß erst an die Forderungen der Wissenschaft und hernach an die Bequemlichkeit der Leser denken. Jene gehen vor, weil der Leser selbst verpflichtet ist, ihnen seine Bequemlichkeit aufzuopfern.... Mich dünkt immer, wenn unsere Schriftsteller die Schul-Etiquette vergessen und sich einen freiern ungezierten Ton angewöhnen wollten, so würde der allgemeine Beifall, den sie verdienen, nicht ausbleiben." [2])

Der neue Boden, auf dessen Gewinnung es Mendelssohn wie Lessing mit den kritischen Literaturbriefen abgesehen hatte, war kein anderer, als der Boden für eine im wahren Sinne nationale, d. h. eine eigenthümlich deutsche,

[1]) Stahr, a. a. O. I, 170 ff. [2]) Schr. IV, 259 f

aus dem innersten Wesen und Leben der Natur hervorgehende Literatur, in welcher sich das geistige Wesen und der Lebensgehalt der Gegenwart rein und unbefangen abspiegeln sollte. Mendelssohn half dem Freunde treu, den Augiasstall der deutschen Literatur gründlich reinigen; er schleuderte die zündenden Blitze seiner Kritik besonders gegen die hochgelehrten Männer, welche sich Weltweise dünkten und philosophische Compendien, Lehrbücher, Einleitungen in die Welt schickten: die philosophischen Briefe hatte er zu liefern versprochen. Gleich der erste Brief, in welchem er es mit deutlichen Worten aussprach, daß die neuesten philosophischen Schriften der Deutschen kaum den Namen philosophische Schriften verdienten, mußten den Dusch, Dreier, Schade, Crusius, Lieberkühn und wie die armen Sünder weiter heißen, keinen kleinen Schreck einjagen. „Sorgen Sie nicht! Sie sollen zeitig genug mit unseren neuen Weltweisen bekannt werden. Sie werden zeitig genug das traurige Schauspiel, eine Wissenschaft in ihrem Verfall erblicken; und eine solche Wissenschaft, in welcher wir vor kurzem so wichtige Progressen gemacht, in welcher Deutschland die größten Männer aufzuweisen hatte: eine Wissenschaft, die dem unbestimmten Nationalcharakter der Deutschen etwas Eigenthümliches zu geben schien. Die Königin der Wissenschaften, die sich sonst aus Herablassung ihre Magd nannte, ist jetzt, dem Wortverstande nach, zu den niedrigsten Mägden heruntergestoßen worden. Die arme Matrone! sagt Shaftesbury; man hat sie aus der großen Welt verbannt und auf die Schulen und Collegien verwiesen. Nunmehr hat sie auch diesen staubigen Winkel räumen müssen.... Der Schauplatz ist ledig und dem Anscheine nach wird Crusius bald der Weltweise nach der Mode werden.“ [1])

[1]) Schr. IV, 1, 499.

Deutschland national zu heben, das wahre Selbstgefühl seiner Nation zu stärken, lag ihm in seinen Kritiken besonders am Herzen. Er konnte es dem so hoch von ihm verehrten Winkelmann nicht verzeihen, daß er sich auf den Umgang mit Cardinälen so kindisch viel zu Gute that und auf jeden deutschen Professor mit solcher schnöden Verachtung herabsah.[1] Mendelssohn, der heimathlose Jude, suchte den Deutschen zu Gemüthe zu führen, was ein Vaterland überhaupt sei und worin des deutschen Vaterlandes Vorzüge eigentlich bestehen. „Deutschland", ruft er aus, „hat sich von seinen Nachbarn den gerechten Vorwurf zugezogen, daß es öfters für seine eigene Ehre allzu sorglos sei. Aus seinem kaltsinnigen Betragen zu urtheilen, sollte man fast vermuthen, es wisse den Werth der großen Geister nicht zu schätzen, die es in seinem eignen Schooße verbirgt. Leibniz und Newton, deren unsterblicher Ruhm bis in die spätesten Zeiten dauern wird, lebten zu einerlei Zeit und erweiterten die Grenzen der Wissenschaften gleichsam mit vereinigten Kräften. Der große Newton starb, und es ist bekannt, mit welchem Pompe, mit welchen fast königlichen Ehrenbezeugungen sein Leichnam beigelegt worden sei. Der wenigstens eben so große Leibniz verschied und ward nicht würdiger beerdigt, als der schlechteste Einwohner einer Stadt, dessen Verlust man nicht weiter verspürt, als an dem Tische, wo er gegessen hat. Ja was noch mehr ist, vielleicht hat der Herr von Fontenelle diesem großen Deutschen eine würdigere Lobrede gehalten, als alle seine Mitbürger, die noch dazu in gewissem Verstande seine Lehrlinge waren."[2]

So mögen in jener Zeit außer Lessing wohl Wenige gesprochen haben.

Darum aber, weil er die deutsche Nation heben und

---

[1] Aus Herder's Nachlaß, II, 225. [2] Schr. IV, 1, 262.

ihr ein Recht auf Selbstgefühl geben wollte, war er streng gegen die, welche es an Fleiß und Gründlichkeit fehlen und sich die Nachäfferei der Ausländer zu Schulden kommen ließen. Dabei erkannte er das Gute an, wo er es fand, ermunterte durch Lob, wo er ein ehrliches Streben entdeckte, denn er kritisirte nicht, um sich in gelehrte Zweikämpfe einzulassen, um Recht zu behalten, sondern nur durch Bloslegung des Mangelhaften Vollkommenes zu erzielen, um Gedanken, Sprache und Stil Deutlichkeit, Reinheit und Kraft zu geben. Er lobte einen Zimmermann, Iselin, Lambert, er tadelte Wieland, der ein Thomson werden könnte, tadelte die allgemein gefeierte Karschin, „die nicht den mindesten Begriff vom dem Ideal einer Ode besitzt", denn „wer die Ehrbegierde hat, Schriftsteller zu sein, muß sich auch als Schriftsteller beurtheilen lassen", [1]) er tadelte sogar Friedrich den Großen.

Achtzehntes Kapitel.

Mendelssohn und Friedrich der Große.

Zu den enthusiastischen Preußenfreunden und zu den blinden Verehrern Friedrich des Großen gehörte Mendelssohn nun eben nicht. Wie hätte er auch einen Monarchen lieben können, der die Ausbreitung und Vermehrung der Juden in seinem Lande gesetzlich verbot und seine Abneigung gegen die jüdischen Unterthanen so häufig an den Tag legte! Der scandalöse Proceß, welchen Voltaire, des Königs Liebling, mit dem Berliner Juden Hirsch führte, und der dem schriftstellerischen Regenten selbst zu einer Ko-

[1]) Schr. IV, 2, 424.

mödie Stoff bot, vermehrte seine Abneigung gegen die jüdische Nation noch in dem Maaße, daß er in einem Edikte vom 28. August 1752 die in seinem Lande ansässigen Juden auf eine gewisse Anzahl Köpfe restringirte; „sobald diese Anzahl überstiegen würde, sollten die geringsten und liederlichsten aus der Judenschaft ihres bis dahin gehabten Schutzes ohnerachtet aus dem Lande geschafft werden;“ neue Judenfamilien sollten sich unter keinem Vorwande einschleichen und ansetzen. [1])

Es läßt sich denken, daß eine solche schmachvolle Unterdrückung einen Mendelssohn nicht mit Liebe für Friedrich erfüllen konnte. War ihm die freie Denkweise des Königs doch sonst zur Genüge bekannt! Als er nach der Schlacht bei Roßbach „des lieben Friedens“ willen, eine Dankpredigt hielt, wunderte er sich selbst darüber, daß es nun schon so weit gekommen sei, daß er einen König lobe. [2]) Diese wenigen Worte verrathen seine politische Gesinnung, über welche er sich, vorsichtig wie er war, nie aussprach. Selbst gegen seine intimsten Freunde beobachtet er in dieser Beziehung, in seinen Kreisen wenigstens, strenges Stillschweigen, und hätte er vermuthet, daß seine Correspondenz je der Oeffentlichkeit würde übergeben werden, er hätte sicher die Stelle nicht niedergeschrieben, in welcher er seine Ansicht über den siebenjährigen Krieg zu verstehen giebt. „Kommen Sie zu uns!“ ruft er Lessing im Januar 1757 zu. „Wir wollen in unserm einsamen Gartenhause vergessen, daß die Leidenschaften der Menschen den Erdball verwüsten. Wie leicht wird es uns sein, die nichtswürdigen Streitigkeiten der Habsucht zu vergessen!“ [3])

Und doch wagte es Mendelssohn, der ausländische, kaum geduldete Jude, die Gedichte des großen Königs in den Literaturbriefen zu tadeln!

---

[1]) Annalen der Juden in der Mark Brandenburg, 283.

[2]) Schr. V, 139. [3]) V, 71.

Als nämlich Friedrich im Jahre 1760 seine bis dahin nur dem Vertrauen der Freundschaft geweihten Gedichte eines gefährlichen in Frankreich veranstalteten Nachdrucks wegen aller Welt überlassen mußte, gab Mendelssohn von diesen Poésies Diverses in den Literaturbriefen eine Beurtheilung, welche ein nicht geringes Aufsehen erregte. Man erkundigte sich nach dem Recensenten und erfuhr, daß der kleine Dessauer Jude es sei. Es ist ein Meisterstück von Recension! Er liefert in dem Eingange derselben ein Bild des Königs, welches, frei von aller Schmeichelei, in wenigen treffenden Zügen den ganzen Charakter desselben zeichnet. „Die Nachwelt", heißt es darin, „wird das Vergnügen haben, den Helden und den Landesvater, den sie in seinen öffentlichen Thaten nicht genug wird bewundern können, hier in seinen Ergötzungen als den liebenswürdigsten Privatmann kennen zu lernen. Kaum ist den Pflichten des Regenten in ihrem weitesten Umfange Genüge geschehen, so legt er Krone und Scepter und den Zwang der Majestät vor dem Throne der Weisheit nieder, und begiebt sich in den kleinen Zirkel von Freunden, ist selbst der zärtlichste Freund, der angenehmste Gesellschafter, der gütigste Hausherr und der strengste Sittenrichter; verabscheut den Schmeichler, züchtigt den Wollüstling, scherzt über den Unzufriedenen, bestraft seine eigenen Fehler, und haßt Niemanden als den Tyrannen und den Heuchler, die Feinde der menschlichen Glückseligkeit." [1])

Ließ er so dem Regenten und vielseitig gebildeten Manne, der zum großen Verluste für die deutsche Sprache sich der französischen in seinen Schriften bediente, alle Gerechtigkeit widerfahren, so konnte er doch die in den Episteln an Marschall Keith und an Maupertuis, den früher genannten Präsidenten der Akademie, ausgesprochene philosophische

[1]) IV, 2, 67 f.

Anschauung nicht ohne ernste Rüge passiren lassen. Beide Gedichte nahm er für Nachahmungen des Lucrez und drückte sein Erstaunen darüber aus, die Gründe des epikuräischen Philosophen in dem Munde eines Friedrich's anzutreffen. Die Gründe, die der König wider die Unsterblichkeit der Seele vorbringt, schienen ihm so unerheblich und machten, wie er sich ausdrückt, so schlechte Figuren, daß sie kaum beantwortet zu werden verdienen! Ja Mendelssohn ging in seiner Aufrichtigkeit noch weiter und behauptete geradezu: „Mich dünkt, ein Friedrich, der an der Unsterblichkeit zweifelt, ist eine bloße Chimäre, ein viereckter Zirkel oder ein rundes Viereck!“ [1])

Diese Recension benutzte ein frömmelnder charakterloser Prediger, Namens Justi, welcher 1771 als Staatsgefangener in Küstrin starb, als günstige Gelegenheit, sich an den Literaturbriefen zu rächen. Seine Psalmen waren in den Briefen scharf beurtheilt und deshalb reichte er bei dem Staatsrathe die Anklage ein des Inhalts: „Es erscheine in Berlin eine schändliche Schrift, Briefe die neueste Literatur betreffend, in denen ein Jude in einem Aufsatze wider den Hofprediger Cramer die Gottheit der christlichen Religion, auch die Ehrfurcht gegen des Königs allerhöchste Person durch ein freies Urtheil über die Poésies Diverses aus den Augen gesetzt habe“. [2]) Es erfolgte sofort durch den Generalfiskal das Verbot der Literaturbriefe, und Mendelssohn war auf dem besten Wege ein Märtyrer der Kritik zu werden. Der kleine freche Jude wurde aufgefordert, an einem Sonnabend in Sanssouci zu erscheinen. Der arme Mann erschrak nicht wenig und konnte nichts thun als gehorchen. Nach eingeholter Erlaubniß des Rabbiners fuhr er am bestimmten Tage nach Potsdam. Zu Fuß ging er durch das Thor in die Stadt. Ein

[1]) Schr. IV, 2, 70 ff. [2]) Preuß, Friedrich der Große, III, 257.

Junker, der wohl auf seiner Wachstube niemals die „Briefe über die Empfindungen“ gelesen haben mochte, fragte den Eintretenden, sobald er hörte, daß es ein Jude mit Namen Mendelssohn wäre, unter einigen soldatischen Flüchen, wie er in aller Welt zu der Ehre käme, an den Hof gerufen zu werden. Worauf ihm der Befragte in seiner Angst die diogenische Antwort gab: „Ich spiele aus der Tasche.“ „Das ist was anders“, sagte der Junker, und ließ den Taschenspieler Mendelssohn ohne Weiteres passiren, da er Mendelssohn den Philosophen vielleicht noch lange würde inquirirt haben. [1])

Mendelssohn wurde nun vorgelassen, und als man ihn fragte, ob er der Verfasser der Recension sei, vertheidigte er sich auf folgende Art: „Wer Verse macht, schiebt Kegel, und wer Kegel schiebt, er sei wer er wolle, König oder Bauer, muß sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge sagt, wie er schiebt.“ [2]) Das Gleichniß gefiel, man erstaunte ob der Bescheidenheit und Satyre, die Literaturbriefe wurden wieder frei gegeben, und der König war mit der Recension zufrieden. Venino, ein italienischer Kaufmann, der mit Gelehrten der Hauptstadt verkehrte und auch bei Hofe Zugang hatte, übersetzte sie ins Französische und übersandte sie dem Könige.

Doch war vielleicht die nächste Folge dieses kritischen Ausfalls, daß Friedrich die Privilegien eines Schutzjuden dem armen Recensenten mehrere Jahre vorenthielt.

Da Mendelssohn kein geborener Preuße war, so konnte er nach dem Juden-Reglement von 1750 nur unter dem

[1]) Fedderſen und Wolfrath, Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen (Halle 1790), 154. Mendelssohn soll diese Begebenheit selbst erzählt haben. Menzel hat (deutsche Literatur I, 269) wohlweislich Mendelssohn's Antwort verdreht und ihm andere Worte in den Mund gelegt.

[2]) K. Lessing, Lessing's Leben, I, 207 f. Sulamith, Neue Folge, 9. Jahrg. S. 187.

Schutze eines ansässigen Juden im Lande bleiben. Der Marquis d'Argens, ein höchst gefälliger Franzose, der als philosophischer Gesellschafter Friedrich's in Potsdam lebte und Mendelssohn sehr wohl kannte, mit ihm auch verkehrte, vernahm einst zufällig, daß fremde Juden nicht im Lande bleiben dürften. „Aber", sagte er, „notre cher Moise trifft dieses doch nicht?" „O ja!" war die Antwort, „er wird blos geduldet, weil er im Dienste des Fabrikanten Bernhard stehet. Wenn dieser ihn heute entläßt, und er keinen andern Schutzjuden findet, der ihn in Dienst nehmen will, so würde die Polizei ihn zwingen, noch heute die Stadt zu verlassen." Der Marquis war von dieser Lage der Sache aufs Aeußerste betroffen und wollte nicht glauben, daß ein so weiser und gelehrter Mann, den jeder Rechtschaffene hochschätzen müßte, täglich in der Gefahr sein sollte, sich auf so niedrige Weise behandelt zu sehen. Er sprach darüber mit Mendelssohn. Dieser bekräftigte es und sagte: „Sokrates bewies ja seinem Freunde Kriton, daß der Weise schuldig ist zu sterben, wenn es die Gesetze des Staates fordern. Ich muß also die Gesetze des Staates, in welchem ich lebe, noch für milde halten, daß sie mich blos austreiben, im Falle mich in Ermangelung eines andern Schutzjuden auch nicht ein Trödeljude für seinen Diener erklären will." D'Argens, der eifrigste und dienstfertigste Freund aller Gelehrten, wollte sofort darüber an den König schreiben. Nur mit Mühe brachte man ihn davon ab, weil man voraussah, daß jetzt — es war im Jahre 1762 während des Krieges — nicht die rechte Zeit sein würde.

Nach erfolgtem Frieden dachte der Marquis selbst daran und verlangte, Mendelssohn sollte eine Bittschrift aufsetzen, die er selbst übergeben wollte, obgleich er sich sonst mit dergleichen Dingen nicht befaßte. Anfangs wollte sich Mendelssohn nicht dazu verstehen. Er sagte: „Es thut mir weh, daß ich um das Recht der Existenz erst bitten soll,

welches das Recht eines jeden Menschen ist, der als ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Gründe hat, Leute von meiner Nation nur in gewisser Anzahl aufzunehmen, welches Vorrecht kann ich vor meinen übrigen Mitbrüdern haben, eine Ausnahme zu verlangen?" Indessen stellte Mendelssohn's Freund ihm vor, daß er es für das Wohl seiner Familie thun sollte, und so schrieb Mendelssohn folgende aus den Acten gezogene Bittschrift:

„Ich habe seit meiner Kindheit beständig in Ew. Majestät Staaten gelebt und wünsche mich auf immer in denselben niederlassen zu können. Da ich aber im Auslande geboren bin und das nach dem Reglement erforderliche Vermögen nicht besitze, so erkühne ich mich allerunterthänigst zu bitten, Ew. Majestät wollte allergnädigst geruhen, mir mit meinen Nachkommen Dero allergnädigsten Schutz nebst den Freiheiten, die Dero Unterthanen zu genießen haben, angedeihen zu lassen, in Betracht, daß ich den Abgang an Vermögen durch meine Bemühungen in den Wissenschaften ersetze, die sich Ew. Majestät Protection zu erfreuen haben."

Der Marquis gab diese Vorstellung selbst dem Könige im April 1763, aber Mendelssohn bekam keine Antwort. Wir, so erzählt Nicolai, waren Alle darüber betroffen und der sonst so sanfte Mann war hierüber ziemlich empfindlich und machte uns, die wir ihn zu dem Schritte verleitet hatten, einigermaßen Vorwürfe. Die Sache blieb so, weil Mendelssohn auf keine Weise weiter einen Schritt thun, auch nichts darüber an den Marquis gelangen lassen wollte. Dieser erfuhr zufällig, daß Mendelssohn's Bittschrift keinen Erfolg gehabt und daß der König nicht geantwortet habe. Er war darüber äußerst entrüstet und als er denselben Abend zum Könige kam, fing er schon beim Eintritt in das Zimmer an zu schelten. Der König, der nicht wußte, was er wollte, bezeigte ihm sein Befrem-

den. „Ach!“ rief der Marquis aus; „Sire! Sie ſind doch ſonſt gewohnt, Wort zu halten. Nun habe ich einmal Etwas von Ihnen gebeten, nicht für mich, ſondern für den würdigſten, rechtſchaffenſten Mann, Sie verſprachen mir, es zu gewähren, und hernach thun Sie es doch nicht. Nein, das iſt zu arg!“

Der König verſicherte, Mendelsſohn habe das Schutzprivilegium erhalten, der Marquis aber betheuerte, er ſei auf ſeine Bittſchrift ſogar ohne Antwort geblieben. Endlich fand es ſich, daß ein bloßes Mißverſtändniß bei der Sache war. Der König behauptete, die Bittſchrift müſſe durch einen ungewöhnlichen Zufall verloren gegangen ſein. Mendelsſohn ſolle nur noch eine Supplik einreichen, ſodann wolle er das Privilegium auszufertigen befehlen. „Gut“, ſagte der Marquis, „ich werde Ihnen ſelbſt eine machen, verlieren Sie ſie aber nicht wieder.“ Moſes ſchrieb auf wiederholtes Verlangen des Marquis am 12. Juli 1763 die Bittſchrift noch einmal, und d'Argens fügte unter ſeinem eigenen Namen hinzu:

„Un Philosophe mauvais catholique supplie un Philosophe mauvais protestant de donner le privilège à un Philosophe mauvais juif. Il y a trop de Philosophie dans tout ceci que la raison ne soit pas du côté de la demande.“

Nun erhielt Mendelsſohn das Privilegium unterm 26. October 1763. Die Chargenkaſſe verlangte von ihm verordnungsmäßig Tauſend Thaler, welche ihm der König im Jahre 1764 erließ. Die Bitte jedoch, das Privilegium auf ſeine Nachkommen auszudehnen, ſchlug er ihm ab, wiewohl er ihn als Gelehrten ſchätzte und bewunderte.[1])

[1]) Schr. I, 49 ff. Mendelsſohn ſcheint Friedrich noch im Jahre 1771 geſprochen zu haben. In einem Briefe vom 31. October 1771.

Neunzehntes Kapitel.

Heirath.

Eine schöne glückliche Zeit war für Mendelssohn verflossen. Er hatte nun wieder das Glück gehabt, drittehalb Jahre mit seinem besten Freunde in der engsten Verbindung vertrautesten Umgangs und gemeinsamer geistiger Interessen zu verleben, es waren das die Jahre, an die sich die Freunde noch lange mit Entzücken erinnerten.

Gegen Ende des Jahres 1760 verließ Lessing Berlin. Die Nothwendigkeit hatte den noch immer unversorgten Mann dazu getrieben, als Secretair des Generals Tauenzien nach Breslau überzusiedeln.

Mendelssohn fühlte sich verlassen, der beste Freund war ihm entrissen. Mitten in der großen Stadt lebte er „wie in einer Einsiedelei", und was seinen Aufenthalt noch einsamer machte, war, daß der als Ichthyologe später so berühmt gewordene Bloch[2]), an dessen Gesellschaft er sich gewöhnt hatte, zur selbigen Zeit die Universität Frankfurt bezog.[3])

Der Gedanke, daß er Niemand angehörte, beschäftigte ihn schon lange, und an Sabbath- und Festtagen mehr als sonst. Solche Tage, an denen die reine Freude in den jüdischen Kreisen in so trauter Weise sich kund giebt, waren für ihn keine Freudentage. Auf den Gesichtern seiner ihn umgebenden Glaubensgenossen malte sich Frohsinn und

---

fragt Lessing seinen Bruder Karl: „Was macht unser Moses? Ist er gesund? Hat er blos Fritschen oder auch den König noch gesprochen?" Lessing's Werke, XII, 316.

[2]) Bloch blieb auch später der Freund Mendelssohn's, er starb zu Karlsbad am 6. August 1799 und wurde in Lichtenstadt begraben. Campe war bei seinem Leichenbegängnisse zugegen. Orient, Literaturblatt, 1840. No. 28. [3]) Schr. V, 159.

Heiterkeit, in der Bruſt des alleinſtehenden Mannes regten ſich Gefühle des Schmerzes, und in einer Stunde mißmüthiger Stimmung ſchrieb er ſeinem Leſſing die oft gemißdeuteten Worte: „Wenn Sie wüßten, daß wir acht Feiertage gehabt haben, in welchen man, wie Sie wiſſen, zu nichts anders Luſt hat als verdrießlich zu ſein.“ [1])

In dieſer Einſamkeit fand die volle große Liebe endlich Eingang in ſeinem liebebedürftigen Herzen. Er hatte das ein und dreißigſte Jahr überſchritten und dachte nun ernſtlich daran, dem eheloſen Stande zu entſagen, ein Haus zu gründen. Er ſehnte ſich endlich auch nach Ruhe, wußte er es doch, „daß am Ende es nur das häusliche Leben iſt, in welchem der Menſch Glück und Beruhigung findet, daß ſelbſt das Unangenehme und Beſchwerliche des häuslichen Standes, wenn wir zu gewiſſen Jahren gelangen, weniger Fürchterliches für uns hat, als das Vacuum eines eheloſen Standes.“ [2])

Mendelsſohn ſah in der Wahl ſeiner Lebensgefährtin nicht auf das Glänzende oder Nichtglänzende der äußeren Umſtände. Sobald ſich ihm der Weg zeigte, auf welchem er mit Ehren durchzukommen Hoffnung hatte, ſobald er nur nothdürftig für ſeinen Unterhalt geſorgt zu haben glaubte, trat die Natur in das Recht wieder ein, aus welchem Kleinmuth und Aengſtlichkeit ſie verdrängt hatte. Mochte ihm auch hin und wieder der Gedanke gekommen ſein, eine der reichen Berlinerinnen zu heirathen, welche ihm, dem ſeltenen hoffnungsvollen Manne, verſchiedene Male angetragen worden waren, ſo blieb er dennoch ſeinem Grundſatze treu, „auf diejenige Verbindung zu beſtehen, welche mit ſeinen Neigungen am beſten übereinſtimmte.“ [3])

Mendelsſohn heirathete aus Neigung. Im Mai 1761 unternahm er eine Reiſe nach Hamburg und verliebte ſich

---

[1]) Schr. V, 89. [2]) V, 671. [3]) Schr. V, 672.

Fromet Gugenheim, „ein blauäugiges Mädchen“, die Tochter des Abraham Gugenheim in Hamburg, wurde seine Braut. Lessing war der erste, dem er einige Tage nach seiner Rückkehr die freudige Mittheilung seiner Verlobung machte. „Unser Briefwechsel ist lange genug unterbrochen gewesen“, schreibt er ihm im Juni 1761; „ich muß ihn nunmehr erneuern. Ich würde nimmermehr so lange haben schweigen können, wenn ich nicht eine Reise nach Hamburg gethan hätte, die mich in tausend Zerstreuungen verwickelt hat. Ich habe das Theater besucht, ich habe Gelehrte kennen lernen und, was Sie nicht wenig befremden wird: ich habe die Thorheit begangen, mich in meinem dreißigsten [1]) Jahre zu verlieben. Sie lachen? Immerhin! Wer weiß, was Ihnen noch begegnen kann? Vielleicht ist das dreißigste Jahr das gefährlichste und Sie haben dieses ja noch nicht erreicht. Das Frauenzimmer, das ich zu heirathen Willens bin, hat kein Vermögen, ist weder schön noch gelehrt und gleichwohl bin ich verliebter Geck so sehr von ihr eingenommen, daß ich glaube glücklich mit ihr leben zu können. An Unterhalt, hoffe ich, soll es mir nicht fehlen, und an Muße zum Studium werde ich mir es gewiß nicht fehlen lassen. Zum Hochzeitskarmen sollen Sie noch ein ganzes Jahr Zeit haben, aber alsdann muß Ihre reimfaule Muse die staubige Leier wieder ergreifen; denn wie könnte ich unbesungen Hochzeit machen?“ [2])

Fromet Gugenheim besaß in der That kein Vermögen, sie war nicht schön, nicht liebenswürdig, nicht gebildet, nichtsdestoweniger erfüllte sie sein großes Herz mit der zärtlichsten Liebe. Wie voller Empfindungen ist folgender Brief,

[1]) Diese Angabe muß entweder als ein ungefährer Ausdruck oder als ein Gedächtnißfehler angesehen werden, vgl. V, 423, wo auch nachgewiesen ist, daß dieser Brief an Lessing im Juni 1761 geschrieben wurde. [2]) Schr. V, 165.

den er etwa sechs Wochen nach seiner Verlobung, am 29. Juli 1761, an seine Braut richtete: [1])

„Allerliebste Fromet!

Ich habe in Ihres Vaters Schreiben eine Entdeckung gemacht, die mich nicht wenig vergnügt. Der gütige Mann versichert mich, seine Tochter Fromet sei eben so schön als tugendhaft. Was meinen Sie? Man kann das einem ehrlichen Manne auf sein Wort glauben? Der gute Herr Abraham Gugenheim muß doch wissen, daß die Philosophen auch gern was Schönes haben. Doch das mag er mir verzeihen. Ich kenne seine Fromet besser als er. Sie ist schön, aber so schön nicht als sie tugendhaft ist, so schön nicht als sie zärtlich ist. Ich beneide Sie, liebste Fromet! um die glückliche Art, wie Sie Ihre sanfte Liebe auszudrücken wissen. Ihre kleinsten Briefe sind voller Zärtlichkeit, voller Empfindungen. Die Sprache des Herzens ist Ihre natürliche Sprache, und Ihre edlen Gesinnungen vertreten die Stelle des frostigen Witzes, dadurch Andere ihre Briefe so häßlich entstellen. Fahren Sie fort, liebste und zärtlichste Fromet! mich mit Ihren liebenswürdigen Briefen zu vergnügen; ich merke, daß es mir fast unmöglich wird, einen Posttag nicht zu schreiben oder einen Posttag ohne Ihre Briefe vergnügt zu sein, und was ist der Mensch, wenn er nicht vergnügt ist? Nein, so lange wir uns getrennt sehen müssen, wollen wir uns so oft als möglich Gelegenheit geben, an einander zu denken. Es macht mir kein geringes Vergnügen, wenn ich denken kann, jetzt liest Fromet meine Briefe, jetzt schreibt Fromet an mich, jetzt ist sie verdrießlich, daß sie gestört wird, und jetzt freut sie

[2]) Das Original dieses hier zum ersten Male veröffentlichten Briefes in hebräischen Charakteren und auf eine Papiersorte geschrieben, welche man damals Postpapier nannte, befindet sich im Besitze des Herrn Salomon Jaffé in Posen, welcher es mir mit dankenswerther Bereitwilligkeit zur Veröffentlichung überließ.

ſich, daß ihr ein Ausdruck gelungen. — Sie lachen, mein Herr Doctor! und werfen mir vielleicht abermals vor, ich ſei verliebt? Nun ja, ich geſtehe es. Habe ich denn nicht jederzeit darnach geſtrebt, Ihnen nachzuahmen?

Adieu, meine Liebe! Grüßen Sie mir Ihre Freundin, die mich mit einem Schreiben beehrt, das ihrer Denkungsart Ehre macht.

In inniger Liebe Ihr
Moſes Deſſau.

Meine Empfehlung an Herrn De Caſtro und an den Herrn Bode.

Ich wollte an den Herrn Doctor [1]) mit dieſer Poſt apart ſchreiben; ich merke aber, daß es nicht angehen wird. Haben Sie die Gewogenheit, mich alſo zu entſchuldigen; ich bekomme ſo eben Geſchäfte."

Leider ſind uns aus dem ein volles Jahr währenden Brautſtande zu wenig Briefe — außer dem hier mitgetheilten nur noch drei — aufbewahrt, als daß wir ein Bild von der Geliebten zu entwerfen im Stande wären; es muß aber eine brave, biedere Frau geweſen ſein, wenn ſie das Herz eines Mendelsſohn „in Empfindungen zu zerlaſſen" und ihn zu bewegen vermochte, mit ihr das Lebensgeſchick zu theilen.

---

[1]) Dieſer Doctor iſt der Doctor Pauli, einer der früheſten Bekannten Mendelsſohn's in Hamburg. Der kleine Bauzner Naumann wohnte eine Zeit lang bei ihm und verſchaffte Mendelsſohn ſchon im Juni 1757 Gelegenheit, mit dieſem ſonderbaren Menſchen in Correſpondenz zu treten (V, 111). In einem Briefe Leſſing's an Mendelsſohn heißt es von ihm (V, 113): „Den Doctor Pauli habe ich die Ehre perſönlich zu kennen. Ganz Hamburg hielt ihn, als ich da war, für einen würdigen Candidaten des Tollhauſes, und man ſah mich mit ſehr zweideutigen Augen an, als ich mich demohngeachtet mit ihm in ein ſehr weitläufiges, ernſthaftes Geſpräch einließ."

Dieser Briefwechsel, um doch auch von ihm ein Wort zu sagen, dreht sich um ganz alltägliche Dinge; eben so wenig wie in der Correspondenz zwischen Lessing und seiner Eva König findet sich hier Etwas von jener thränenströmenden Weichlichkeit, von jener künstlich gesteigerten Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks und von jener widerlichen schwärmerischen Sentimentalität, welche uns in anderen Briefen dieser Art so oft entgegentreten. Mendelssohn ist in seinen Briefen an seine Braut ganz er selbst, dieser fröhlich scherzende Mann voll Witz und Laune. Welch unwichtige Dinge er in diesen Briefen zur Sprache bringt! In dem einen Schreiben vom 2. October 1761 gibt er ihr eine Lection über die Perrücke, der er sich von seinem dreißigsten Jahre bis etwa zehn Jahre vor seinem Tode selbst bediente, und schließt mit den Worten: „Wenn ich das Glück haben werde, die Ehre der Perrücken wider Sie mündlich zu vertheidigen, so hoffe ich Ihren Beifall.“ [1]) Ein anderes Mal scherzt er über die Verzierungen, mit welchen seine Geliebte die Laubhütte schmückt, und in einem dritten Schreiben beruhigt er sie über den vorjährigen Besuch der Russen in Berlin. „Nur nicht so ängstlich, liebes Kind! Die Furcht vor den Russen ist verschwunden, und wir leben Gottlob! vergnügt. Und den schlimmsten Fall vorausgesetzt, wenn wir auch einen feindlichen Besuch bekommen hätten, so wäre ich immer ganz unerschrocken hier geblieben. Man stellt sich das Ding schrecklicher vor, als es in der That ist. Die Leute, welche flüchten wollen, leben in großer Unruhe; sie stehen beständig wie auf dem Sprung und genießen die gegenwärtige Stunde nicht. Indessen ist diese Moral für dieses Jahr Gottlob! nicht mehr nöthig. Und wenn ich flüchte, sagen Sie, soll ich Sie nicht im Verdacht haben, daß Sie mich aus Eigennutz

[1]) Schr. V, 419.

dazu beredet. Gut gegeben! Wenn Sie dieses Eigennutz nennen, so muß ich leider gestehen, daß ich sehr eigennützig bin, denn ich werde Sie zu einer andern Zeit sehr inständig bitten, ja nirgend anders als zu mir nach Berlin zu kommen; bedenken Sie, wie interessirt!" [1])

Zugleich mit diesem Briefe überschickte er seiner Geliebten die gerade erschienenen „Philosophischen Schriften", wie er die früher von uns betrachteten gesammelten Abhandlungen betitelte und denen er, freilich nur in sehr wenigen Exemplaren, ein Blättchen an Freund Lessing hatte vordrucken lassen. Dieser sah sich nämlich in Breslau mit einem Male in einen „Wirbel von leeren gesellschaftlichen Vergnügungen hineingezaubert"; die Abende, ja ganze Nächte verbrachte er mit den Offizieren am Pharaotische, wie er denn dem Spiele bis zu seiner Uebersiedlung nach Wolfenbüttel auch sehr zugethan blieb.

Wen mußte diese neu aufgetauchte Neigung mehr beunruhigen, als seinen Moses, der ein geschworener Feind jedes Spiels war, weil es „in seinen Augen nicht einmal das leidige Verdienst hatte, die Zeit zu verkürzen." [2]) Er hatte ihm mehrere Briefe geschrieben, hatte ihn durch den beiderseitigen Freund, den damals im Geschäfte seines Oheims Ephraim Veitel thätigen Dichter Ephraim Kuh, einen geborenen Breslauer, mehrere Male warnen lassen; die Briefe blieben unbeantwortet, die Ermahnungen unberücksichtigt. Da machte er sich einen Spaß, wie er seiner Fromet schreibt, und richtete an den Freund, „den Herr Moses Wessely auch kennt", folgende gedruckte Zueignungsschrift:

„Zueignungsschrift
an einen seltsamen Menschen. [3])

„Die Schriftsteller, die das Publicum anbeten, be-

[1]) Schr. V, 419. [2]) V, 174.

[3]) Die Ueberschrift entlehnte Mendelssohn einer Fabel Lichtwehr's; vergl. Lessing's Schr. XIII, 455.

klagen sich, es sei eine taube Gottheit; es lasse sich verehren und anflehen; man rufe von Morgen bis an den Mittag, und da wäre keine Stimme noch Antwort. Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines Götzen, der den Eigensinn hat, ebenso harthörig zu sein. Ich habe gerufen und er antwortet nicht. Jetzo verklage ich ihn vor dem tauben Richter, dem Publico, das sehr oft gerechte Urtheile fällt, ohne zu hören.

„Die Spötter sagen: Rufe laut! Er dichtet, hat zu schaffen, ist über Feld oder schläft vielleicht, daß er erwache! — O, nein! Dichten kann er, aber leider! will ja nicht; reisen möchte er, aber das kann er nicht. Zum Schlafen ist sein Geist zu munter, und zu Geschäften zu faul. Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen, und sein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber itzt ist das Orakel verstummt und die Narren trotzen ungezüchtigt. Er hat seine Geißel andern Händen übergeben, aber sie streichen zu sanft, denn sie fürchten Blut zu sehen. — Und er,

„Wenn er nicht hört, noch spricht, nicht fühlt,
Noch sieht, was thut er denn? — Er spielt.“ [1])

Mendelssohn durfte sich dem Freunde gegenüber einen solchen Spaß wohl erlauben. Damit er nicht bekannt werde, ersucht er seine Braut, sie möchte das Blättchen für sich behalten und nicht wegkommen lassen. „Auch die Verse, die ich Ihnen in Ihr Exemplar schrieb, sind nur für Sie, denn“, fügte er hinzu, „ich weiß, daß Sie mit meiner schlechten Poesie zufrieden sind.“ [2])

Mendelssohn blieb, seinem Vorsatze gemäß, ein volles Jahr verlobt; gab es ja noch so Mancherlei zu ordnen, ehe er sein blauäugiges Mädchen heimführen konnte. Vor

[1]) Danzel a. a. O. I, 469. [2]) Schr. V, 421.

Allem mußte er für eine ausreichende Existenz sorgen. Die glänzenden Vorschläge, welche ihm der Münzunternehmer Ephraim Veitel machte, um ihn für sich zu gewinnen, wies er ab, weil er in seiner strengen Rechtlichkeit die ganze Unternehmung für unmoralisch hielt und diese dem Gemeinwohl nachtheilige Sache seines Privatnutzens willen nicht fördern helfen wollte. [1]) Er hatte sich an seine Beschäftigung im Bernhard'schen Fabrikgeschäfte allmälig gewöhnt, so daß er den Entschluß faßte, mit Bernhard festen Contract zu schließen. Dieses geschah denn auch Ende des Jahres 1761. Widerwärtigkeiten verschiedener Arten trübten damals seinen Sinn und mögen ihn zu den klagenden Worten veranlaßt haben: „Wer ein menschliches Herz hat und die Seinigen mit ihrer Tugend darben sieht, zu einer Zeit, da die verworfensten Buben in ihrem Ueberflusse fast ersticken; wer dieses sieht, und aus Mitleiden sich schmiegen und ein kleiner verächtlicher Schmeichler werden muß: mit welchen Augen kann ein solcher den Musen oder der Freundschaft unter die Augen treten und ihres freien und edlen Umgangs genießen?“ [2])

Anfangs Juni 1762 hatte er das Ziel seiner Wünsche erreicht. In der Geburtsstadt seiner Braut feierte er seine Vermählung, zu der ihm Abbt schon am 28. April gratulirt, [3]) und an eben diesen Freund richtete er als glücklicher Gatte bald nach seiner Rückkehr folgende Worte: „Seit einigen Wochen habe ich keinen Freund gesprochen, an keinen Freund geschrieben, nicht gedacht, nicht gelesen, nicht geschrieben, nur getändelt, geschmaust, heilige Gebräuche beobachtet, mich bald hier, bald da zur Schau ausstellen lassen und unter tausend andern vielbedeutenden Kleinigkeiten meine Zeit hinbringen müssen. Denn die Stunde ist gekommen, mein bester Freund! welche mir die Muse

[1]) K. Lessing, a. a. O. I, 216. [2]) Schr. V, 245.
[3]) Abbt's Correspondenz, 98.

des Abälardi Virbii (Hamann) längſtens angekündigt hat. Ein blauäugiges Mädchen, das ich nunmehr meine Frau nenne, hat das eiskalte Herz Ihres Freundes in Empfindungen zerlaſſen und ſeinen Geiſt in tauſend Zerſtreuungen verwickelt, aus welchen er ſich nunmehr nach und nach wieder loszuwinden ſucht.“ [1])

Er hatte „nach ſeiner Denkungsart glücklich geheirathet“ [2]) und allen Grund, ſeine Wahl eine recht glückliche zu nennen. Blieb Fromet an Bildung auch weit hinter ihrem Gatten zurück, wie ſie auch an Liebenswürdigkeit ihm nicht ähnlich war, ſo tritt ſie uns doch als eine jener biedern und geſinnungstüchtigen Frauen entgegen, welche das Glück ihrer Gatten und ihrer Familie bildeten. Wie ſchlicht und einfach ſie überhaupt geweſen, zeigt folgendes Schreiben, welches ſie am Vorabend des Neujahrstages 5526 (Septbr. 1765) an eine in Leipzig wohnende Freundin richtete: [3])

„Meine werthe Freundin!

Ich bin von Ihrer Güte zu ſehr überzeugt, als daß ich denken werde, daß Sie böſe über mich ſein werden, weil ich Ihnen auf Ihren freundſchaftlichen Brief nicht geantwortet habe. Ich könnte Ihnen tauſend Entſchuldigungen anführen, die mich daran verhindert haben, aber ich bin nicht gewohnt, Etwas zu ſagen, was nicht die Wahrheit iſt, und die Wahrheit iſt (ich muß meine Schande nur ſelbſt geſtehen), ich bin eine faule Schreiberin; ich

---

[1]) Schr. V, 259. [2]) V, 171.

[3]) Dieſer Brief, in hebräiſchen Charakteren geſchrieben, befindet ſich mit vielen anderen Originalbriefen Mendelsſohn's im Beſitz der Familie Goldſchmidt in Caſſel, ſie wurden mir durch freundliche Vermittlung des Hrn. Landrabbiners Dr. Adler in Caſſel zur Benutzung geſtellt. Vgl. auch die Mittheilungen Adler's in Frankel's Monatsſchrift für Geſchichte und Wiſſenſchaft des Judenthums, VII, 100 ff. 170 ff. 261 ff.

weiß, Sie nehmen mir mein aufrichtiges Geständniß nicht übel.

Ueberbringer dieses Briefes wird Ihnen zugleich das Geld (6 Thlr. 15 Sgr.) für die Enveloppe zustellen; ich muß noch einmal um Entschuldigung bitten, daß ich es Ihnen nicht ender (eher) geschickt habe. Mein lieber Mann hat Schuld, er hat geglaubt, daß er es von dort kann auszahlen lassen, er hat aber keine Gelegenheit finden können. Ich bitte Sie nochmals, mir es nicht übel zu nehmen.

Ich muß schließen, weil den Augenblick der Feiertag angeht. Mit Wünschung einer החיכה טוכה an Sie und Ihren werthen Mann und Ihre lieben Schwiegereltern, bin ich

Ihre
ergebene Dienerin und Freundin
Fromet, Frau des Moses Dessau."

„An Herrn Student Bär [1]) meine Empfehlung, ich werde ihm nächstens selbst schreiben." [2])

Fromet blieb Mendelssohn bis an den Tod eine treue Gefährtin, und wie sehr sie von ihm geliebt wurde, finden wir in einem Briefe an Abbt vom 11. Juli 1766 in den sehr bedeutsamen Worten ausgesprochen: „Ich habe beinahe die ganze Zeit über in der äußersten Gemüthsruhe gelebt. Ich habe einen alten Vater, ich habe ein zartes Kind von

---

[1]) Dieser Bär, ein Studiosus der Medizin und vielleicht ein Verwandter von Fromet, gab im Jahre 1765 Mendelssohn's Commentar zu Maimuni's Logik zum zweiten Male in Berlin heraus.

[2]) Diesem Schreiben seiner Frau fügte Mendelssohn noch folgende Worte hinzu:

„Ich begnüge mich, wegen des eingehenden Festes sehr in Anspruch genommen, tausend Glückwünsche zum herannahenden Neujahrsfeste sowohl Ihnen als Ihrer lieben Frau, Ihrem Vater und Ihrer Mutter eine Einzeichnung und Besiegelung zum Guten, zum langen Leben und Frieden zu wünschen.

Moses Dessau."

einigen Monaten verloren; ich bin in Gefahr gewesen, meine Frau zu verlieren, die ich mehr liebe als Vater und Kind.“ [1])

Wahrlich sie verdiente diese Liebe! Wie hegte und pflegte sie ihn während seiner mehrjährigen Krankheit! Gab es für sie aber auch wohl ein höheres Glück, als die Frau eines Mannes zu sein, dessen Name mit den Edelsten, Besten und Weisesten genannt wurde?

Zwanzigstes Kapitel.

Die Preisaufgabe.

In den ersten Flitterwochen nach der Hochzeit, mitten unter den tausend Zerstreuungen, die ihn kaum zu sich selbst kommen ließen, [2]) war Mendelssohn mit einer Arbeit beschäftigt, welche ihn zu einer hohen Stufe öffentlicher Geltung und zu neuem Glanze erhob.

Die königliche Akademie der Wissenschaften hatte nämlich für das Jahr 1763 als Preisaufgabe gestellt: „Ob die metaphysischen Wahrheiten einer solchen Evidenz fähig sind wie die mathematischen“, ein Thema, das Mendelssohn ganz besonders interessirte, so daß sein Entschluß bald gefaßt war, um den Preis zu arbeiten. Was konnte ihm wohl erwünschter sein, als sich über die Methode so wie über die Hauptlehren des von ihm ergriffenen Systems einer Gesellschaft gelehrter Männer gegenüber einmal auszusprechen. „Wäre ich nicht von häuslichen Geschäften unterbrochen worden, so hätte meine Abhandlung schon fertig und vielleicht schon in eine andere Sprache übersetzt

---

[1]) Schr. V, 362. [2]) V, 171.

sein können", heißt es in einem Schreiben vom 4. Juli 1762, an denselben mehrerwähnten Freund, mit dem er seit Kurzem in einem innigen Geistesverkehr stand, an diesen jungen talentvollen und liebenswürdigen Abbt, dessen Freundschaft ihm einige Jahre seinen Lessing ersetzte.

Niemand außer Lessing war ihm so theuer und lieb als Abbt. Sie waren für einander geschaffen, so ähnlich waren sie sich in Ansichten und Bestrebungen. Wie Mendelssohn hielt auch Abbt, wiewohl selbst Universitätslehrer — erst zu Frankfurt, später zu Rinteln — unendlich wenig von der akademischen Gelehrsamkeit und von der ganzen pedantischen Sippschaft der damaligen Professoren; auch er gehörte keiner Partei ausschließlich an; auch er blieb bei keiner Fachwissenschaft stehen: er griff bald nach Metaphysik und Mathematik, bald nach Staatsrecht und Geschichte; auch er hatte ein sehnsüchtiges Verlangen nach praktischer, unmittelbarer Thätigkeit und hoffte von den Universitäten fortzukommen, aus der Theorie in die Praxis, aus der Lehre in das Leben zu treten. Mendelssohn liebte Abbt mit der ganzen Gluth seines empfindsamen Herzens, wie dieser mit seltener Hingebung an jenem festhielt. Ihre fünf Jahre lang unterhaltene Correspondenz ist das Denkmal einer echt philosophischen Freundschaft und verdient in der That den trefflichsten Briefen der Weltweisen des Alterthums an die Seite gesetzt zu werden. Hier wechseln die tiefsten Untersuchungen mit den traulichsten Herzensergießungen, häusliche Angelegenheiten mit Belehrung und Zurechtweisung. [1])

Und dieser Freund sollte der Kampfgenosse Mendelssohn's sein. Edel und hochherzig benahmen sie sich Beide. „Als ich aus Ihrem Schreiben ersah", meldet ihm Men-

[1]) Ueber Abbt s. auch Prutz's treffliche Abhandlung, „Thomas Abbt" in dessen liter. Taschenbuche, IV.

delsſohn, „daß Sie um den Preis ſich bewerben wollen, war mein erſter Einfall, meine Arbeit einzuſtellen und das fertige Manuſcript nach Rinteln reiſen zu laſſen. Der Gedanke, daß meine Ausarbeitung mit der Ihrigen ringen ſollte, machte mich ſchüchtern. Jedoch der Rath unſeres Freundes Nicolai und meine reifere Ueberlegung bewogen mich, dieſen Entſchluß zu ändern. Ich geſtehe es, daß ich den Helden lieber nicht gekannt hätte, mit dem ich zu kämpfen habe. Da er ſich aber einmal zu erkennen gegeben hat, ſo erfordern die ritterlichen Geſetze, daß ich auch meinen Helm aus den Augen rücke, und meinen Freund vor dem Zweikampfe noch einmal umarme. Zu Anfange des künftigen Jahres wollen wir unſere Waffen vertauſchen. Ich ſchicke Ihnen meine Ausarbeitung, und Sie mir die Ihrige, aber nicht eher, damit wir uns einander nicht verwirren, und alsdann das Vergnügen haben, zu ſehen, was für Wege wir einſchlagen, wenn wir, uns einander unbekannt, über dieſelbe Materie ſchreiben. Unterliege ich, ſo iſt es doch mein Freund, der den Sieg davon trägt. Sie ſehen, ich ſpreche immer, als wenn ich wüßte, daß Niemand um den Preis eifern könnte, als Sie und ich.“ [1])

Dieſe Zeilen machten auf Abbt einen ſo tiefen Eindruck, daß er in ſeiner Antwort nur ſein Bedauern ausdrücken konnte, nicht ſeinerſeits Mendelsſohn's Worte an ihn gerichtet zu haben; „Sie haben Alles geſagt, was jetzt in dieſem Briefe ſtehen ſollte, ſo daß ich mich ſchäme, den Ihrigen abzuſchreiben.“ [2])

Verſprochener Maßen überſandte Mendelsſohn dem Freunde eine Abſchrift der Abhandlung. [3]) Auch an Leſſing wurde ſie zur Beurtheilung nach Breslau geſchickt, und dieſer ſprach ſich ſo günſtig darüber aus, daß der Verfaſſer ihm erwiderte: „Sie urtheilen von meiner Abhandlung

[1]) Schr. V, 261. [2]) V, 265. [3]) V, 272, 304.

wie ein Bruder in Leibniz. Die Akademie wird vermuthlich anderer Meinung sein. Indessen habe ich mein Loos immer eingelegt: Junge sei nicht toll.“ [1])

Mendelssohn's in deutscher [2]) Sprache eingereichte Abhandlung „Ueber die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften“ [3]) wurde von der Akademie in öffentlicher Sitzung gekrönt. Sonnabend den vierten Juni 1763 verkündete die Berliner Zeitung:

„Donnerstag hielt die Akademie ihre öffentliche Sitzung. Den Preis erhielt der schon zur Genüge durch seine Schriften bekannte hiesige Jude Moses Mendelssohn.“

Ihm, dem feinen und eleganten Eklektiker, wurde der Preis, fünfzig Dukaten, ertheilt, während seinem Kampfgenossen, dessen Abhandlung an Schärfe der Beweisführung die seinige weit übertraf, nur das Accessit zuerkannt wurde. Er trug über keinen Geringeren den Sieg davon als über den Königsberger Philosophen Kant. Die Arbeiten Beider, später von der Akademie veröffentlicht und ins Lateinische wie auch ins Französische übersetzt, zeigen in eigenthümlicher Weise, daß der Franzose Maupertuis, der damalige Präsident der Berliner Akademie, auf die beiden deutschen Philosophen einen merklichen Einfluß geübt und ihnen gleichsam den Weg gezeigt hat, welchen sie in ihren Arbeiten einschlugen.

Die Auszeichnung, welche Mendelssohn durch die Lösung der Preisaufgabe, auf deren Inhalt wir noch später zurückkommen, zu Theil wurde, und die Anerkennung, welche seine Schriften ihm verschafften, trugen nicht wenig dazu bei, den bescheidenen, schüchternen jungen Mann im Ver-

---

[1]) Schr. V, 170.

[2]) Mendelssohn wollte anfangs die Abhandlung ins Lateinische übersetzen lassen (V, 261), unterließ es jedoch auf Abbt's Rath (V, 265).

[3]) Berlin, 1763, 1786. Schr. II, 1–64.

trauen auf seine Kräfte und Fähigkeiten zu stärken; sie ermuthigten ihn zur Vollendung eines Werkes, das seinen Namen weit über Deutschland's Gauen trug.

Ehe wir uns jedoch zur Betrachtung dieses seines gefeiertesten Produktes wenden, können wir nicht umhin, einen Schritt rückwärts zu thun, um einen Augenblick bei dem Verhältnisse zu verweilen, in welchem er in seinen jüngeren Jahren zu seinen Glaubensgenossen stand.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Mendelssohn und die Juden.

Lessing hatte sich in der als junger Mann ausgesprochenen Vermuthung nicht geirrt; er fürchtete, die Juden würden seinen Freund nicht zur Reife und Geltung kommen lassen. Er hatte Recht.

Mendelssohn dachte schon früh daran, für die Bildung seiner Glaubensgenossen thätig zu sein; schon als Hauslehrer (1750) schritt er zur Herausgabe einer moralischen Wochenschrift. Er ließ, unterstützt von seinem Freunde Tobias Bock, zwei Stücke derselben unter dem Titel „Koheleth Mussor“,[1] natürlich in hebräischer Sprache, erscheinen, die Rabbiner erstickten das Unternehmen im Keime, weshalb wußten sie wahrscheinlich selbst nicht; die unschuldigen moralischen Aufsätze konnten ihren Eifer unmöglich geweckt haben.

Nach diesem ersten mißlungenen Versuche stand Mendelssohn von dem Vorhaben ab, für seine Glaubensgenossen

---

[1] Die Stücke sind wieder abgedruckt im Sammler 1785, 90 ff. 93 f. 102.

zu wirken, er mied ſogar eine Zeit lang ſo weit möglich jeden Umgang mit ihnen, denn mit den Reichen hatte er überhaupt nicht gern zu ſchaffen,[1]) und der Gebildeten gab es nur wenige, denen er ſich hätte anſchließen können: Gumperz, die Joſephs, die Bernhards, junge Leute, die der allgemeinen Bildung nicht mehr ganz fern ſtanden, gehörten allerdings ſeinem Kreiſe an. Mied er aber auch die Juden, ſo vergaß er doch ſein Judenthum nicht; er wurzelte mit allen Faſern ſeines Innern in ſeinem Glauben und lebte ſtreng nach den talmudiſchen Satzungen. Einſt kam der ſechs und zwanzigjährige Mendelsſohn zu Müchler, mit dem er damals viel verkehrte, merkbar aufgebracht und erzählte ihm, daß er den Religionsſpötter Edelmann[2]) eben verlaſſen habe. Auf vielfache Einladungen, die er von dieſem Manne, „der eben ſo viel Blei in ſeinem Gehirn als Eiſen an ſeinen Stiefeln trug“,[3]) erhalten, ſei er zu ihm gegangen, aber der Elende habe ihn mit den fadeſten Ideen des Unglaubens unterhalten, und da er ſich, ſeiner religiöſen Grundſätze wegen, geweigert habe, von dem Weine zu genießen,[4]) den dieſer „hölzerne“ Menſch ihm vorgeſetzt, ſo habe er hören müſſen: „Wir ſtarken Geiſter bedürfen ja keines Zwanges und können einzig unſerer Neigung folgen. Er habe daher ſofort nach ſeinem Hute gegriffen und ſei

---

[1]) Nach einem handſchr. aufbewahrten Briefe.

[2]) Edelmann fiel, wie Mendelsſohn in einem Schreiben an Hennings vom 29. Juli 1779 (Hdſchr.) ſich ausdrückt, als „ein unſchuldiges Opfer der altdeutſchen Aufrichtigkeit.“ „Ich habe Edelmann, der unter einem andern Namen hier leben mußte, geſehen und geſprochen. Ich kenne keine erbärmlichere Figur, als die, unter welcher er ſich ſchüchtern ins Zimmer ſchlich, als er befürchtete, gekannt zu werden.“

[3]) Schr. V, 11.

[4]) Es iſt bekannt, daß Mendelsſohn ſelbſt den Wein nicht trank, welchen ſein Buſenfreund Leſſing ihm reichte.

gegangen, feſt entſchloſſen, nie wieder mit einem ſo elenden Schwätzer Gemeinſchaft zu haben. [1])

Und doch wurde ſeine Religioſität von einzelnen Fanatikern in Zweifel gezogen. Wie konnten ſie auch anders? Er las und ſchrieb deutſche Bücher — ſchon das reichte hin, ihn als irreligiös zu verſchreien; in einer kleinen Handbibliothek, welche er in ſeinem Comptoir aufgeſtellt hatte, befand ſich Klopſtock's Meſſias und das Neue Teſtament. Der erſtere gefiel ihm überaus wohl und er ſchrieb es ſeiner Religion zu, daß er ihm nicht allenthalben gleich gefallen habe, [2]) im Neuen Teſtament las er mit beſonderm Vergnügen die Briefe des Apoſtels Paulus, weil ſie voll von ſittlich religiöſen Ideen ſind. [3]) Mit Dichtern und Schöngeiſtern, Offizieren und Profeſſoren pflog er Umgang, beſuchte Caffeehäuſer, Theater und Concerte [4]) und wanderte ſtatt ins Gotteshaus allmorgendlich zu Freund Nicolai nach dem Garten. [5]) Natürlich konnte es in jener finſtern Zeit Menſchen von beſchränktem Geſichtskreiſe nicht leicht einleuchten, daß er nichtsdeſtoweniger als ſtreng religiöſer Jude lebe und es ihm mit dem Judenthume Ernſt ſei.

Vorurtheilsfreie, auf der Höhe der Zeit ſtehende Männer nahmen freilich an ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen und ſeinen deutſchen Schriften keinen Anſtoß. R. Jonathan Eibenſchütz, [6]) der gefeierteſte und gelehrteſte Rabbiner

[1]) Jedidja, 2. Jahrg., 2. Bd. (1818), 240. [2]) Schr. V, 32.

[3]) Mittheilung Müchler's, Jedidja, 2. Jahrg., 2. Bd., S. 286.

[4]) Schr. V, 165; aus den Briefen eines alten Schauſpielers an ſeinen Sohn (Literatur- und Theater-Zeitung für das Jahr 1784, S. 180): „Ich ſah bisweilen wahre Kenner, einen Leſſing, einen Mendelsſohn im Schauſpielhauſe; allein ſie machten nie den Anfang mit Beifallsbezeugungen und ſelten ſtimmten ſie ein."

[5]) Schr. V, 117.

[6]) M. ſ. die treffliche Biographie von R. Jonathan Eibenſchütz, von G. Klemperer, Prag 1858.

seiner Zeit, wußte den „Mann Moses“ seinem wahren Werthe nach zu schätzen und zu würdigen. Er lernte ihn im Frühjahr 1761, als er sich zur Verlobung in Hamburg aufhielt, persönlich kennen, zog ihn an sich, unterhielt sich mit ihm und gewann zu seiner Freude die Ueberzeugung, daß „Moses Dessau auch in den Talmuden wohl bewandert sei.“ Der ein und siebenzigjährige Greis wollte dem strebsamen jungen Manne ein Zeichen der Liebe und Hochachtung zollen und hätte ihm gern das Rabbinatsdiplom (Morenu) ertheilt, hätte ihn nicht der Umstand abgehalten, daß Mendelssohn unverheirathet war, und der damaligen Sitte gemäß nur verheiratheten Gelehrten dieser Titel verliehen wurde. Jonathan beehrte ihn daher mit einem höchst anerkennenden Schreiben, welches auch für seine Religiosität ein schönes Zeugniß bietet. [1])

Auch die Vorstands-Mitglieder der Berliner Gemeinde, deren tolerante Gesinnung wir früher zur Genüge kennen lernten, waren stolz darauf, einen Mendelssohn in ihrer Mitte zu haben. Er erwarb sich wesentliche Verdienste um dieselbe. Auf Wunsch des Vorstandes arbeitete er bei feierlichen Gelegenheiten deutsche Predigten aus. Die erste, eine Dankpredigt, verfertigte er auf Veranlassung der Schlacht bei Roßbach im Jahre 1757; er übergab sie unter dem Namen des Berliner Rabbiners dem Drucke [2]) und bemerkte darüber in einem Briefe an Lessing: „Es ist schon so weit gekommen, daß ich eine Predigt schreibe und einen König lobe.“ [3]) Die andere, eine Friedenspredigt, wurde durch den Hubertsburger Frieden hervorgerufen,

[1]) Kerem Chemed. III, 224. Das Schreiben ist datirt vom Neumondstage des Jjar 5621 (Mai 1761) und unterzeichnet: יהונתן איבשיץ.

[2]) Schr. V, 223. Ein Exemplar dieser lange für verloren gehaltenen Predigt befindet sich im Besitze des Freiherrn v. Maltzahn in Berlin.

[3]) Schr. V, 139, 140.

Sonnabend den 12. März 1763 in der Hauptsynagoge zu Berlin gehalten [1]) und unter dem Namen Aron Mosessohn bei Nicolai gedruckt. [2]) Mendelssohn setzte, weil er auf die Ehre verzichtete, auch als Prediger bekannt zu sein, aus Scherz auf den Titel: „Ins Deutsche übersetzt von R. S. K.", denn, meinte er, „da der Rabbi Samson Kalir sich meine hebräische Logik zugeeignet hat, so mag er nun auch meine Predigt auf sich nehmen." [3]) Einen allzu hohen Begriff hatte er von seiner Predigt gerade nicht; „über seine Predigt hätte Doctor Slop wohl einschlafen und Vetter Toby sein Lillabulero noch zweimal so laut pfeifen mögen", heißt es in einem Briefe an Lessing. [4]) Eben so wenig that er sich auf die Logik viel zu gut. „Ich habe meine Logik", schreibt er demselben Freunde, „wie Sie Ihre Kleinigkeiten Jemanden geschenkt, der die Schande auf sich genommen hat, sie unter seinem Namen bekannt zu machen." [5]) Diese Logik, eigentlich ein kurzer Commentar zu der unter dem Titel „Milloth Ha-Higgajon" bekannten Logik Maimuni's, schenkte Mendelssohn einem armen wandernden jüdischen Gelehrten, dem genannten Samson Kalir aus Jerusalem, damit dieser durch den Verkauf der Schrift sich einigen Vortheil verschaffen möchte. Kalir ließ das Werkchen im Jahre 1761 in Frankfurt an der Oder drucken und gab sich keck für den Verfasser aus. [6]) Der Undank-

[1]) Sonnabend den 12. März begann die hiesige Judenschaft das Friedensfest in ihrer Synagoge, bei welcher Gelegenheit der hiesige Rabbiner Aron Moses eine erbauliche und wohlgefaßte Rede hielt. Auch in Potsdam hielt R. Michael Hirsch eine „erbauliche Predigt, welche mit nächstem im Drucke erscheinen soll." Berliner Priv. Zeitung vom 15. und 29. März 1763.

[2]) Die Friedenspredigt befindet sich Schr. VI, 407—415, hebr. Sammler, 1789, 14 ff.

[3]) V, 224. [4]) V, 173. [5]) V, 173.

[6]) באור מלות ההגיון להרמב"ם ז"ל עם פרוש מכפיק Logica R. Mosis Maimonidis cum explicatione R. Samson Kalir atque censura am-

bare! Während er in der Vorrede zu der Logik den reichen Ephraim Veitel mit Lob überschüttet, hat er kein Wort des Dankes für den armen Buchhalter und versteckt seinen Betrug lieber unter der unbestimmten Wendung: „Gott hat mir eine Erklärung in die Hände geführt, die noch nie öffentlich erschienen ist.“ [1])

Dankbarer benahm sich der Berliner Gemeindevorstand. Ende März 1763 faßte er den Beschluß, „den würdigen Herrn Moses Mendelssohn als Anerkennung und Belohnung seiner großen Verdienste, besonders wegen Anfertigung und Uebersetzung der Predigt und der Gesänge beim Friedensfeste, ihn für immer von allen Gemeindeabgaben zu befreien“, und acht Jahre später wurde von demselben Gemeindevorstande mit Gutheißung des Rabbinats festgesetzt, „daß Moses Mendelssohn ausnahmsweise zu allen Gemeindeämtern, selbst mit Uebergehung aller vorschriftsmäßigen Abstufungen und üblichen Beschränkungen, wählbar und berechtigt sei, sie sofort anzutreten und zu verwalten.“ Ausdrücklich bemerkte er, daß „einem so ausgezeichneten Manne gegenüber Statuten keine Anwendung finden und weichen müßten.“ [2])

So ehrte auch die jüdische Gemeinde Berlin's den berühmten Verfasser des „Phädon.“

---

plissima facultatis Philosophiae academiae Francofurtanae. Die 3. Auflage (Berlin 1784) nennt Mendelssohn als Commentator.

[1]) ה' אנה לירי פרוש קצר מ־פיק אשר עדין לא היה לעולמים

[2]) Aus handschr. Urkunden. Der Schluß lautet:

נגר גבא רבוא דכוותי נהבטלו התקנות

Sechstes Buch.

Phädon.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Entstehung des Phädon.

Die höchste Aufgabe, welche die Männer des achtzehnten Jahrhunderts zu erreichen strebten, war die Selbstkenntniß. Es entstand ein Bedürfniß, das Ich, die Empfindungen, die Association von Vorstellungen und Begriffen zu beachten, zu erkennen, ob auch dieses Ich immer als eine Hauptsache existiren werde. Daher die Frage nach Unsterblichkeit ein Hauptproblem der Zeit, eben die Frage wird, mit deren Lösung man sich damals mehr als je beschäftigte: die schottischen Philosophen, die französischen Encyklopädisten, die Anhänger der Leibniz-Wolfischen Philosophie stellen Untersuchungen über die Existenz der Seele an.

Man findet es daher natürlich, daß auch unser Philosoph von der allgemeinen Ideenströmung mitfortgerissen, die Seele und ihre Existenz zum Gegenstande seines Sinnens und Forschens machte; er ganz besonders war von der Nothwendigkeit einer Selbstkenntniß durchdrungen. Der Mensch mit seinen Kräften und Fähigkeiten, mit seinen Sitten, Rechten und Obliegenheiten, trat mit dem ganzen unermeßlichen Meere von Erkenntnissen in den Vordergrund seiner Thätigkeit, und er stellte gewissermaßen als Kanon seiner

Philosophie den Satz auf, daß die Philosophie mit der Untersuchung der äußern Gegenstände, mit dem Erforschen der Natur, der Beschaffenheit der Himmelskörper zwar anfangen, aber bei jedem Schritte, den sie thut, einen Blick auf den Menschen zurückwerfen müsse, denn ihr letztes Ziel, auf das alle ihre Bemühungen hinführen sollten, sei die Glückseligkeit des Menschen. [1])

Glückseligkeit galt dem ganzen Zeitalter der Aufklärung, als deren Repräsentant wir namentlich Mendelssohn in der Folge kennen lernen, als das absolute Ziel alles menschlichen Strebens und aller menschlichen Hoffnungen, deren Erfüllung in dem Glauben an Unsterblichkeit ruht.

Eine Bearbeitung des Platonischen Phädon gehört zu den frühesten Plänen, welche Mendelssohn sich vorgesteckt hatte.

Sowohl Lessing als dem Professor Baumgarten theilte er schon früh sein Vorhaben mit; nach der Besorgung der neuen Ausgabe seiner philosophischen Schriften wollte er sofort an die Ausarbeitung gehen. Es verstrichen jedoch mehrere Jahre, ehe er an sein Lieblingsthema ernstlich denken konnte; häusliche Angelegenheiten, die Literaturbriefe, welche seine Mußestunden vollständig ausfüllten und deren Aufhören er vielleicht eben deshalb so sehnlichst wünschte, [3]) so wie die Lösung der Preisaufgabe zogen ihn von diesem Gegenstande ab.

Erst zu Anfange des Jahres 1764 wurde er durch einen äußern Anlaß an die Unsterblichkeitsfrage wieder erinnert.

Der junge Abbt, der sich beständig mit Todesgedanken herumschleppte, erbat sich nach einer Lectüre von Spalding's epochemachendem Werke „Ueber die Bestimmung des Menschen“ von Mendelssohn die Erlaubniß, ihm, dem theuersten

[1]) Schr. II, 72. [2]) V, 160, 163. [3]) V, 159.

Freunde, seine Gedanken und Zweifel über die wichtigsten Dinge, „worauf endlich alles Lernen sich beziehen muß", vortragen, über die Bestimmung des Menschen, über die für ihn so viele Wolken lagen, in seinen Briefen sprechen zu dürfen.[1]) Wiewohl es nun Mendelssohn's fester Vorsatz war, sich mit Niemand außer mit Lessing, in einen Briefwechsel über metaphysische Materien solcher Art einzulassen,[2]) so wollte er doch dem zärtlich von ihm geliebten Freunde die Bitte nicht abschlagen. „Ich sehe Ihren Anmerkungen über die Bestimmung des Menschen mit der äußersten Ungeduld entgegen", antwortete er ihm am 9. Februar 1764[3]), „und damit unsere Freiheit zu denken desto uneingeschränkter sei, so wünsche ich, daß wir in unserem Dispute die Namen zweier griechischer Weltweisen annehmen möchten. Wir dürfen uns aber deswegen an kein System binden und können allenfalls von dem Lehrgebäude der Neueren, so viel als nöthig sein dürfte, als bekannt voraussetzen. Auf solche Weise werden wir unsere kühnsten Zweifel, die wir öfters uns selbst nicht gern offenbaren, auf Rechnung eines Gestorbenen ungescheut vorbringen können. Ich hoffe, daß dieser Briefwechsel für uns Beide nicht ohne Nutzen sein soll."

Es entspann sich auch wirklich ein Briefwechsel über diese Materie, aus welchem die kleinen Aufsätze genommen sind, die in dem neunzehnten Theile der Literaturbriefe[4]) unter dem Titel: „Zweifel und Orakel, die Bestimmung des Menschen betreffend" vorkommen. Mendelssohn hatte das Vergnügen, über einige der wichtigsten Punkte seines Freundes Einstimmung zu erhalten. Abbt, der, wie Herder meint, so recht ein Philosoph des Menschen war, goß nun die geheimsten Empfindungen seiner Seele, sein ganzes Herz

---

[1]) Schr. V, 279. [2]) V, 90. [3]) V, 282.
[4]) Abgedruckt V, 288—301, 305—313.

in Mendelssohn's Busen aus. Seine philosophischen Betrachtungen erhielten durch die sanften Empfindungen des guten Herzens einen eigenen Schwung, ein reges Feuer, wodurch sie die Liebe zur Wahrheit in der kältesten Brust würden entzündet haben, und seine Zweifel selbst unterlassen niemals neue Aussichten zu entdecken, und die Wahrheit von einer noch unbemerkten Seite zu zeigen. Der Abrede gemäß sollte Mendelssohn seine Gespräche über die Unsterblichkeit ausarbeiten und darin die vornehmsten Lehrsätze, worin sie übereinkamen, aus einander setzen; diese sollten in der Folge zur Grundlage des Briefwechsels dienen. [1])

„Allein es hat der Vorsehung gefallen, das aufblühende Genie vor der Zeit der Erde zu entziehen. Kurz und rühmlich war die Aufgabe, die Abbt hienieden vollendet hat. Sein Werk „Vom Verdienste" wird den Deutschen ein unvergeßliches Denkmal seiner eigenen Verdienste bleiben; mit seinen Jahren verglichen, verdient dieses Werk die Bewunderung der Nachkommenschaft. Was für Früchte konnte man nicht von einem Baume hoffen, dessen Blüthe so vortrefflich war? Er hatte noch andere Werke unter der Feder, die an Vollkommenheit, wie er an Erfahrenheit und Kräften des Geistes, zugenommen haben würden. Alle diese schönen Hoffnungen sind dahin! Deutschland verliert an ihm einen trefflichen Schriftsteller, die Menschheit einen liebreichen Weisen, dessen Gefühl so edel, als sein Verstand aufgeheitert war; seine Freunde den zärtlichsten Freund, und ich einen Gefährten auf dem Wege zur Wahrheit, der mich vor Fehltritten warnte." [2])

Herrliche Worte, mit denen Mendelssohn dem in der Blüthe der Jahre hinweggerafften Freunde, dem gräflich Schaumburg-Lippe'schen Regierungs- und Consistorial-Rathe Abbt, in der Vorrede zum „Phädon" ein bleibendes Denkmal setzte.

[1]) Schr. II, 67, V, 344. [2]) II, 68.

So wie dort der weise Idiot Griechenland's sich an Athen an seinen Zauberort schlich, neben einer murmelnden Quelle unter dem Schatten eines Ahorns niedersank, an der Seite seines Lieblings sein Gesicht verhüllte, und Geheimnisse der Schönheit sah, und sprach dithyrambische Worte: so sehe ich unsern Sokrates mit gesenktem Haupt über der Asche seines Freundes sitzen und über die großen Worte: menschliche Bestimmung, Unsterblichkeit der Seele, denken. [1])

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Sokrates.

Um bei seinen Lesern das Andenken an den Weltweisen aufzufrischen, der in den Gesprächen über die Unsterblichkeit die Hauptrolle übernimmt, hielt es Mendelssohn für dienlich, eine Charakteristik des Sokrates seinem „Phädon" vorauszuschicken, zu der er freilich die Quellen zu Rathe gezogen, dennoch aber seine eigene Auffassung hat mitunterlaufen lassen.

In dieser Charakteristik sind nun allerdings jene ästhetischen und dunkeln Eigenthümlichkeiten, welche die historische Individualität des griechischen Philosophen ausprägen, in einem deutschen Nachbilde ausgelöscht. Als die Grundlage, worauf des Sokrates sittliche Größe beruhte, bezeichnete Mendelssohn das unverletzliche Pflichtgefühl gegen den Schöpfer und Erhalter der Dinge, den er durch das unverfälschte Licht der Vernunft auf eine lebendige Art erkannte. Darum empfiehlt auch dieser Sokrates allen seinen Freunden, sich in die eleusinischen Geheimnisse einweihen zu lassen

[1]) Herder, Ueber Thomas Abbt's Schriften (1768), 6.

denn, meint Mendelsſohn, man hat ſehr guten Grund zu glauben, daß die Geheimniſſe von Eleuſis nichts anderes waren, als die Lehren der natürlichen Religion. Warum aber trug Sokrates ſelbſt Bedenken, in die Myſterien eingeweiht zu werden? Um dieſe Geheimniſſe ungeſtraft ausbreiten zu dürfen, die ihm die Prieſter durch die Einweihung zu entziehen ſuchten.

Des Sokrates Liebe zum Alcibiades, dieſen philoſophiſchen Eros, der im platoniſchen „Gaſtmahl“ ſo hinreißend und wunderbar geſchildert wird, nennt Mendelsſohn eine „unnatürliche Galanterie“, die er damit entſchuldigt, daß ſie „die Modeſprache geweſen, wie etwa der ernſthafteſte Mann in unſeren Zeiten ſich nicht entbrechen würde, wenn er an ein Frauenzimmer ſchreibt, wie verliebt zu thun.“ „Nichts anderes“, ſetzt er unbefangen hinzu, „beweiſen die Ausdrücke Plato's, ſo fremd ſie auch in unſeren Ohren klingen.“ [1])

Am fremdeſten aber klang ihm, was Sokrates ſeinen Genius oder ſeinen Dämon nannte. Weil man beim Plato ſowohl als beim Xenophon verſchiedene Vorfälle findet, wo dieſer Geiſt dem Sokrates Dinge vorher geſagt haben ſoll, die ſich aus keiner natürlichen Kraft erklären laſſen, ſo muß Sokrates, der außerdem zu Entzückungen aufgelegt war, ſelbſt Schwachheit oder ſchwärmende Einbildungskraft genug gehabt haben, dieſes lebhafte moraliſche Gefühl, das er nicht zu erklären wußte, in einen vertraulichen Geiſt umzuſchaffen, und ihm hernach auch diejenigen Ahnungen zuzuſchreiben, die aus ganz anderen Quellen entſpringen. „Muß denn auch“, fragt Mendelsſohn, „ein vortrefflicher Mann nothwendig von allen Schwachheiten und Thorheiten frei ſein? In unſern Tagen iſt es kein Verdienſt mehr, Geiſtereingebungen zu verſpotten! Vielleicht hat zu den

[1]) Schr. II, 83. Vgl. Kuno Fiſcher, Leibniz und ſeine Schule (Mannheim 1855). 546 ff.

Zeiten des Sokrates eine Anstrengung des Genies dazu gehört, die er nützlicher angewendet hat. Er war ohnedem gewohnt, jeden Aberglauben zu dulden, der nicht unmittelbar zur Unsittlichkeit führen sollte.“ [1])

Mendelssohn sieht nur den moralischen Sokrates; die ästhetischen und dämonischen Züge des geschichtlichen Charakters sind ihm gänzlich verschlossen. Jenen hohen und ästhetischen Enthusiasmus, welcher den Sokrates zu dem schönsten genialsten Jüngling Athen's unwiderstehlich hinzog, verstand er eben so wenig, als das was Gellius von ihm erzählt, daß er zuweilen vier und zwanzig Stunden auf eben der Stelle mit unverwandten Blicken in Gedanken vertieft gestanden hätte, als wenn der Geist von seinem Körper abwesend wäre. Mendelssohn erklärt diese „Entzückungen“, wie er sie nennt, für eine entfernte Anlage zur Schwärmerei, für eine unschädliche Schwärmerei, die weder Hochmuth noch Menschenhaß zum Grunde hatte, und die dem Weisen, in der Verfassung, in welcher er sich befand, auch sehr nützlich mochte gewesen sein.

Unbegreiflich war ihm auch, daß die äußere Erscheinung eines Sokrates, die Art und Weise seines Auftretens ästhetische Mängel und Widersprüche mit sich führte, die einem Lustspieldichter das künstlerische Recht gaben, den Philosophen zu komödiren. „Man kann sich kaum etwas Ungezogeneres denken!“ Aristophanes gilt ihm als ein „feiler Komödienschreiber“, „den eine geschlossene Partei, der kein Mittel zu schaden zu niederträchtig war“, gemiethet hat, um ihren Gegner verhaßt und lächerlich zu machen, und in den „Wolken“, dieser unübertrefflichen Komödie, sieht er nur eine „possenhafte Fratze“, „die sich zur Ehre des verfolgten Philosophen bis auf unsere Zeit erhalten hat.“ [2])

---

[1]) Schr. II, 84. [2]) II, 75, 81.

Einer solchen Auffassung konnte natürlich auch der Tod des Sokrates nicht als ein tragisches Schicksal, sondern nur als ein Justizmord erscheinen, den die Priester, Sophisten und Redner auf ihrem Gewissen haben.

Diesen sterbenden Sokrates läßt der Anhänger der Leibniz-Wolfischen Philosophie die Gründe für die Unsterblichkeit vortragen. Die Einkleidung, Anordnung und Beredsamkeit Plato's macht er sich zu nutze, er behält die Schönheiten der Platonischen Darstellung bei, nimmt sogar ganze Stellen, welche er, ohne der Deutlichkeit zu schaden, wohl hätte übergehen können, der bloßen Schönheit wegen mit auf und sucht die metaphysischen Beweise durch neue und seinen Vorgängern entlehnte Ideen dem Geschmacke seiner Zeit anzupassen. „Wenn ich hätte Schriftsteller anführen mögen", sagt er in der Vorrede seiner Schrift, „so wären die Namen Plotin, Des Cartes, Leibniz, Wolf, Reimarus, Baumgarten u. a. oft vorgekommen. Allein dem bloßen Liebhaber ist es einerlei, ob er einen Beweisgrund Diesem oder Jenem zu verdanken hat, und der Gelehrte weiß das Mein und Dein in so wichtigen Materien doch wohl zu unterscheiden." [1])

Dergestalt ist der aus drei Gesprächen bestehende Mendelssohn'sche „Phädon" nach dem Ausdrucke des Verfassers ein „Mittelding zwischen einer Uebersetzung und eigenen Ausarbeitung"; es ist ein deutsches Produkt des achtzehnten Jahrhunderts in griechischer Form.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Mendelssohn über den Selbstmord.

Unter dem Namen des griechischen Weltweisen hören wir im Gefängnisse Athen's einen deutschen Philosophen

[1]) Schr. II, 68 f.

des achtzehnten Jahrhunderts einen Vortrag über Tod, Bestimmung, Unsterblichkeit halten.

Zu Anfang des ersten Gesprächs folgt Mendelssohn genau seinem Vorbilde, dem Plato. Die Schüler des zum Giftbecher Verurtheilten unterreden sich von der letzten Stunde ihres heldenmüthig sterbenden Lehrers.

Sodann berührt er die Frage über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit des Selbstmordes, welche besonders in der für Preußen denkwürdigen Zeit des siebenjährigen Krieges viele Köpfe beschäftigte.

Es ist bekannt, daß Friedrich der Große in trüben Tagen den Gedanken gefaßt haben soll, im Falle einer gänzlichen Niederlage durch einen Gifttrank, welchen er gleich jenen Helden des Alterthums beständig bei sich trug, seinem Leben ein Ende zu machen. Daß sich ein solcher Schritt mit der Denkungsart des großen Königs vertrug, ist genugsam bekannt.

Wie er die Unsterblichkeit für ein Zauberschloß hielt, welches man von ferne sehe, aber nicht betreten könne, ähnlich Heinrich Heine, der diese die Menschheit beglückende Lehre mit einem Markknochen vergleicht, den der Fleischer mit in den Korb unentgeltlich schiebt,[1]) so vertheidigt er auch consequenter Weise den Selbstmord; es müsse, meint er, dem Menschen frei stehen, aus einem Zimmer zu fliehen, in welchem man vom Rauche erstickt würde. Den Unglauben des großen Königs theilten noch viele mit ihm, und eben dieses führte die verschiedensten Denker auf eine genaue Prüfung dieser Frage. Auch Mendelssohn hat sich ihrer Lösung nicht entzogen und schon in seinen „Briefen über die Empfindungen“ und ergänzungsweise hier im „Phädon“ über diese „knotige Materie“ seine Gedanken eröffnet.

Der Trieb zum Guten, meint er, kann mit dem Selbsterhaltungstrieb für Augenblicke in Streit gerathen, wenn wir keinen Blick in unser zukünftiges Dasein ohne Ent-

[1]) Heine, Romanzero, 306.

setzen thun können und uns jeder Moment mit Ueberdruß, Selbsthaß und innerlichem Aufruhre drohet. Der Trieb zum Guten behauptet sodann allein sein Recht, drängt auf die Abkürzung des Lebens und auf die Flucht aus der überlästigen Welt. Der Tod als das Zero erscheint uns wünschenswerth, wenn in der Vermischung von Gut und Uebel nach gegenseitiger Berechnung eine negative Größe übrig bleibt, wenn die Stimme der Freundschaft, des Vaterlandes, der menschlichen Gesellschaft kein Gewicht mehr für uns hat, wenn die Warnung vor Eingriffen in die göttlichen Rechte durch Berufung auf die uns von Gott verliehene Freiheit beseitigt wird. [1])

Gesetzt die Gründe der Religion gegen den Selbstmord wären ohne alle Kraft der Ueberzeugung, und wir hielten uns versichert, der Tod sei Vernichtung des Daseins, auch dann müßten wir zugestehen, daß der geringste Grad der Wirklichkeit unsere Vollkommenheit unendlich mehr befördert als Vernichtung und ihr daher unendlich vorzuziehen ist.

Denjenigen, welche den Tod nicht für Vernichtung des Daseins, sondern für einen Uebergang in eine andere Art von Fortdauer halten, die Verbindung zwischen dem künftigen Zustand und dem jetzigen somit gelten lassen, zeigen sich noch weniger Gründe für die Zulässigkeit des Selbstmordes; die abwechselnden Zustände, die jenes Leben mit diesem verbinden, müssen in einander gegründet sein; wer also diese Welt anders verläßt, muß auch jene anders betreten, wer das Ende der ihm in dieser Welt beschiedenen Dauer nicht abwartet, stürzt sich in einen ganz andern Zustand, als der ist, in welchen er nach dem Laufe der Natur versetzt worden wäre. Nur was mit den Kräften, die Gott in die Natur gelegt hat, übereinstimmt, das muß uns statt eines Orakels dienen, bis ein ausdrücklicher Befehl oder der Aus-

[1]) Schr. I, 142 ff.

gang der Sache uns eines Bessern belehrt. So lange also die Kräfte der Natur und unseres Körpers zur Erhaltung des Lebens übereinstimmen, so lange ist es ein Verbrechen, eine sträfliche Empörung, sich den muthmaßlichen Absichten Gottes zu widersetzen, die große, entzückende, wundervolle Harmonie zwischen den Handlungen des Endlichen und den Absichten des Unendlichen zu zerstören, bis Gott uns den ausdrücklichen Befehl zuschickt, das Leben zu verlassen.[1])

Ein Umstand eigenthümlicher Art veranlaßte Mendelssohn noch später zu einem interessanten Gespräche über dieses Thema.

In Berlin lebte nämlich im Jahre 1774 ein Mann Namens Drieß als Inspector am Joachimsthal'schen Gymnasium. Seine atheistischen Grundsätze führten durch den damaligen Minister von Zedlitz seine Entlassung herbei, und die unbegrenzte Eitelkeit und Begierde, in einer höhern Sphäre zu glänzen, stürzten ihn vollends ins Verderben. Er gerieth in die äußerste Dürftigkeit und es blieb ihm zuletzt weiter nichts übrig, als die leeren Wände seines Zimmers, ein Bett und ein Hemd; mit dem Erdenleben war er überworfen und sein Entschluß war gefaßt, durch einen Selbstmord aus der Welt zu scheiden. Die Stiche, welche er sich beibrachte, waren nicht tödtlich, und nun wählte er den Hungertod. Mehrere Tage dauerte dieser schreckliche Versuch, als sein Unternehmen ruchbar wurde. Mendelssohn erfuhr es, suchte ihn auf und fand außer einem Glase Wasser auch nicht das Mindeste vor, ihn selbst aber in einem so geschwächten Zustande, daß er kaum die Hoffnung hegen konnte, eine Antwort von ihm zu erhalten. Er gab sich für einen polnischen Arzt aus, der seine Kunst auszuüben nach Berlin gekommen sei; allein der Kranke wollte weder von einem Arzte noch von irgend

[1]) Schr. I, 164 ff. II, 106 ff.

einer Hilfe Etwas wissen. Endlich errieth Drieß, wer der fremde Arzt sei, und fragte ihn: Sind Sie nicht Mendelssohn? Dieser bejahte es, indem er ihm die Hand reichte. Der Kranke wollte über philosophische Gegenstände disputiren, fand sich aber zu schwach. Diese Gelegenheit benutzte Mendelssohn, indem er ihm zuredete, sich erst durch den Genuß von etwas Speise so weit zu erholen, daß er anhaltend reden könnte. Er sprach ihm Trost ein: „Warum fürchten Sie Armuth und Elend? Warum erröthen Sie, Wohlthaten anzunehmen? Es hat Arme gegeben, deren Zustand ich beneide. Epiktet war der Sklave eines Barbaren; Sokrates war so arm, daß er nur Einen Mantel für sich und seine Frau hatte. Cimon, Aristides, Epaminondas verbanden Armuth mit den größten Tugenden. Anaxagoras hatte in seinem Alter keine andere Zuflucht, als den Tod zu erwarten, und, wie Sie, legte er sich hin, zu sterben; in diesem Zustande fand ihn sein Schüler Perikles, der im Taumel der Staatsgeschäfte seines Lehrers vergessen hatte. Perikles machte ihm sanfte Vorwürfe. Freund, sagte ihm Anaxagoras, es ist nicht hinreichend, eine Lampe zu haben, man muß auch Oel hineingießen. Der Beherrscher Athen's verstand ihn, führte ihn mit sich nach Hause und sorgte für seinen Unterhalt. Kommen Sie mit mir, lieber Drieß, ich will Ihnen noch nicht rathen zu leben; lassen Sie uns eine Zeitlang mit einander wohnen und über Ihren Vorsatz uns unterhalten; wenn Sie nach Verlauf von einem Jahre noch bei Ihrem Vorsatze verharren, so führen Sie ihn aus."

Mendelsohn's sanfte Beredsamkeit drang in das Innerste der Seele seines Hörers; er nahm Abschied von ihm mit dem Versprechen, ihn sobald als möglich wieder zu besuchen.

Bald nachher kam unvermuthet ein vornehm gekleideter Herr zu Mendelsohn, um ihm anzuzeigen, daß er

als Lector beim Prinzen Heinrich angestellt sei. Mendelssohn wollte sich seiner nicht gleich erinnern. Es war Drieß. „Ich bin der Elende“, redete er ihn an, „den Sie einmal Ihres Besuches gewürdigt haben. Nennen Sie es Eitelkeit, wie Sie wollen; genug ich fühlte, daß ich für eine größere Sphäre bestimmt war. Nun bin ich glücklich!“

Der Weise hielt es nicht für gut, sich nach dieser Erklärung noch weiter mit ihm einzulassen. Wie bald erwachte der neue Glückliche aus seinem Traum! Er glaubte seinen Stolz beleidigt, er bildete sich ein, man habe Komödie mit ihm gespielt, verfiel in Raserei, wurde ins Irrenhaus gebracht, wo er mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte und so seinem Leben ein Ende machte. [1])

Nach dieser kurzen Episode über den Selbstmord schreitet Mendelssohn zu dem Beweise für die Unsterblichkeit selbst.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Beweis für die Unsterblichkeit.

Hätte ich nicht gerechte Hoffnung, spricht der dem Tode entgegenlächelnde Sokrates zu seinen ihn umstehenden, in Traurigkeit versunkenen Schülern, da wohin ich komme, auch ferner noch unter der Fürsorge des allgütigen Gottes zu stehen und mit den reinen Geistern meiner mir vorangegangenen Freunde wieder vereint zu werden, so wäre es freilich Thorheit, das Leben so wenig zu achten und dem Tode so willig in die Arme zu rennen.

Was ist denn der Tod? Nichts anders als die Trennung der Seele von dem Körper, wie Plato schon lehrt,

[1]) Henning's, Sittliche Gemälde, Allgemeines Archiv des Judenthums (Jedidja, neue Folge) 2. Band, 1. Heft, 53 ff. Lessing's Schr. XIII, 503.

eine natürliche Veränderung des menschlichen Zustandes. Zu einer jeden natürlichen Veränderung, argumentirt Mendelssohn weiter, ganz im Sinne der Monadologie, wird dreierlei erfordert: der vorhergehende Zustand des Dinges, das verändert werden, das aufhören, ein anderer, der an seine Stelle treten soll, und die zwischen beiden liegenden Zustände, welche der Natur von einem auf den andern gleichsam den Weg bahnen, die Uebergänge, damit die Veränderung nicht plötzlich, sondern allmälig geschehe.

Nichts dem Wechsel Unterworfenes bleibt in der Natur auch nur einen Augenblick unveränderlich, wiewohl es dem menschlichen Blicke oft so scheint; die Zeit eilt ohne zu ruhen in einem fort, sendet das Künftige zu dem Vergangenen, und dergestalt verwandelt sich alles Veränderliche. In diesem Processe gibt es weder Stillstand noch Sprünge; er bildet eine beständige und ununterbrochene, also stetige oder continuirliche Veränderung; in einer stetigen ununterbrochenen Reihe folgen die Augenblicke der Zeit; es gibt keine zwei Augenblicke, die sich einander die nächsten wären, zwischen welchen nicht noch ein Uebergang Statt finden könnte. [1])

Sterben nennen wir den Uebergang vom Leben zum Tode. Leben und Tod sind Glieder einer steten Reihe von Veränderungen, welche durch stufenweise Uebergänge aufs genaueste mit einander verbunden sind, allmälige Auswicklungen und Einwicklungen ein und desselben Dinges, das sich in unzähligen Gestalten einhüllet und entkleidet. „Sagen wir, die Seele stirbt, so müssen wir eins von Beiden setzen: entweder alle ihre Kräfte und Vermögen, Wirkungen und Leiden hören plötzlich auf, sie verschwindet gleichsam in einem Nu; oder sie leidet wie der Leib allmälige Verwandlungen, unzählige Umkleidungen, die in einer stetigen Reihe

[1]) Schr. II. 121 ff.

fortgehen, und in dieser Reihe gibt es eine Epoche, wo sie keine menschliche Seele, sondern etwas anderes geworden ist.“ [1])

Die Seele kann nur plötzlich oder allmälig sterben. Plötzlich kann aber die Seele nicht vergehen, denn die Natur kann keine Zernichtung hervorbringen; zwischen Sein und Nichtsein ist eine entsetzliche Kluft, die von der allmälig wirkenden Natur der Dinge nicht übersprungen werden kann. Aber sollte sie nicht von einer übernatürlichen Macht, von der Gottheit selbst, zernichtet werden? Eine unmittelbare Hand des Wunderthäters haben wir nicht zu fürchten, denn der gütige Schöpfer und Erhalter der Dinge kennt keine Zernichtung, die der Natur widerspricht. Eben so wenig ist ein allmäliges Sterben der Seele zu befürchten, weil dieses wiederum eine ewige Zernichtung voraussetzen würde. Untergehen kann also die Seele in Ewigkeit nicht, denn der letzte Schritt, man mag ihn noch so weit hinausschieben, wäre immer noch vom Dasein zum Nichts, ein Sprung, der weder in dem Wesen eines einzelnen Dinges, noch in dem ganzen Zusammenhange gegründet sein kann. Sie wird also fortdauern, ewig vorhanden sein, wirken, leiden und Begriffe haben, denn Empfinden, Denken und Wollen sind die einzigen Wirkungen und Leiden, die dem denkenden Wesen zukommen können. [2])

Trotz dieses Beweises für die Unsterblichkeit fühlte Mendelssohn doch sehr wohl, daß er den Zweifler nicht alsofort überführt habe und daß „diese Lehre einer vernunftmäßigen Erweislichkeit weit weniger fähig sei als

[1]) Schr. II, 13.

[2]) II, 134. Die Einwendung, daß unser Geist ohne sinnliche Eindrücke keine Begriffe zu entwickeln vermöge, entkräftet Mendelssohn durch die Bemerkung, daß wir keinen Grund haben, die Erfahrung, in diesem Leben niemals ohne sinnliche Eindrücke denken zu können, über die Grenzen des gegenwärtigen Lebens auszudehnen; II, 134, 191.

irgend eine philosophische oder moralische Wahrheit.“ [1]) In der That bringt er selbst im zweiten Gespräche ein Bedenken erheblicher Art vor, daß nämlich unser Vermögen zu empfinden und zu denken kein für sich erschaffenes Wesen, sondern die Eigenschaft eines künstlich gebildeten Körpers sei. Dadurch wird Mendelssohn auf den Beweis für die Harmonie und Immaterialität der Seele geleitet, welchen er in einer unübertroffenen Vollkommenheit liefert. Wie sehr auch Ordnung und Entwickelung der Bestandtheile durch ihren Zusammenhang verändert werden mögen, so muß doch immer eine Kraft im Ganzen bestehen, die nicht in der Wirksamkeit der einzelnen Theile ihren Grund hat. Zu der Auffassung des zusammengesetzten Ganzen ist eine Vergleichung nöthig. Diese Vergleichung und Gegeneinanderhaltung ist aber nichts anderes als eine Wirkung des Denkvermögens und wird außer bei dem denkenden Wesen nirgends in der Natur anzutreffen sein. Da also ein jedes Ganze, fährt Mendelssohn fort, das aus Theilen besteht, ein Zusammennehmen und Vergleichen der Theile zum Voraus setzt, diese Thätigkeit aber die Verrichtung eines Vorstellungsvermögens sein muß, so kann der Ursprung dieses Vermögens selbst nicht in ein Ganzes gesetzt werden, das aus solchen verschiedenen Theilen besteht. Es muß also in unserm Körper, so schließt die Beweisführung, wenigstens eine Substanz vorhanden sein, die nicht ausgedehnt, nicht zusammengesetzt, sondern einfach ist, Vorstellungskraft hat, und alle unsere Begriffe, Begierden und Neigungen in sich vereinigt; eine Mehrheit solcher Sub-

[1]) Schr. III. 127. Aehnlich äußert sich auch Kant (Werke I, 539): „In theoretischer Rücksicht kommen wir der Ueberzeugung von der Unsterblichkeit durch die stärkste Anstrengung der Vernunft nicht im Mindesten näher, denn in der Natur der sinnlichen Gegenstände gibt es für uns keine Einsicht.“

stanzen für einen und denselben Körper vorauszusetzen, ist weder nöthig noch zulässig. [1])

Die Grundidee dieses Beweises für die Immaterialität der Seele findet sich nun allerdings bereits bei Plotin; die sorgfältige Führung desselben, Ausfüllung der Lücken, Sonderung der Neben- und Hauptgründe, richtige Vertheilung von Licht und Schatten ist Mendelssohn's Eigenthum, wiewohl er den Spuren Anderer, namentlich Ploucquet's, nachzugehen, [2]) hier eben so wenig verschmähet, wie er in dem kleinen gegen D'Alembert gerichteten Schriftchen „Von der Unkörperlichkeit der Seele" [3]) Bilfinger's Beweis für die Immaterialität wieder aufzunehmen kein Bedenken trägt. [4])

Nachdem Mendelssohn nun bewiesen hat, daß die Seele ein einfaches, für sich bestehendes, untheilbares, unkörperliches, unvergängliches Wesen sei, berührt er im dritten Gespräche die Frage, ob dieses Wesen in einem wachenden Zustande, des Gegenwärtigen und Vergangenen wohl bewußt, in Ewigkeit fortdauern, oder ob es mit dem Hintritte des Körpers in einen dem Schlafe ähnlichen Zustand versinken würde, um niemals zu erwachen. [5]) Aus der Voraussetzung, daß alle ähnlichen Wesen ähnliche Bestimmungen haben, daß in dem großen Plane der Schöpfung Alles nach den Regeln der allervollkommensten Harmonie angeordnet ist, wird die Folge gezogen: Geister, denkende

---

[1]) Schr. II, 150 ff. 159.

[2]) II, 200, Brandis, Einleitung, Schr. I, 89.

[3]) II, 208—232.

[4]) Vgl. „mein Moses Mendelssohn's philosophische und religiöse Grundsätze", 72; Versuch einer Uebersicht der Lehren und Meinungen unserer vornehmsten Weltweisen von der Unsterblichkeit der Seele (Leipzig 1796), 25 ff.

[5]) Die Frage, ob die Seelen künftighin ganz ohne Körper sein würden, läßt Mendelssohn im Phädon unentschieden; im Herzen war er fest überzeugt, daß kein eingeschränkter Geist ganz ohne Körper sein könne. V, 486.

und wollende Wesen, durch ursprünglichen unvertilglichen Trieb auf unbegrenzte Vervollkommnung, ins Unendliche fortschreitende Annäherung an das Vollkommene der Gottheit gerichtet, können unmöglich nach dem Plane des allgütigen Weltschöpfers in den Abgrund zurückgestoßen, oder auf halbem Wege zurückgehalten werden. Das geistige Wesen fährt in Ewigkeit fort, die Absichten Gottes in der Stufenfolge zu erfüllen, die ihr in dem allgemeinen Plane angewiesen worden. [1])

Will man noch weiter dringen und wissen, wo die abgeschiedenen Geister sich aufhalten, womit sie sich beschäftigen, auf welche Art die Tugendhaften belohnt und die Lasterhaften zur bessern Erkenntniß gebracht werden, so darf man im „Phädon" nach keiner Antwort suchen. Hier endigt sein Beruf; die Vernunft tritt bescheiden mit dem Finger auf dem Munde zurück, die Offenbarung selbst kann uns hierüber keine Auskunft geben.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wirkungen.

Der „Phädon" wurde seiner Zeit als ein epochemachendes Werk begrüßt und sicherte Mendelssohn einen Platz unter den deutschen Klassikern. Es war des Lobes für den bescheidenen Mann fast zu viel! [2]) Aus allen Gegenden liefen Zuschriften ein, in welchen das Buch gepriesen und der Verfasser um weitere Erläuterungen angegangen

---

[1]) Schr. II, 171 ff.; I, 380; II, 137, 145, 185; III, 263.

[2]) „Ich habe mich über keinen unbilligen Tadel zu beschweren", sagt er im Anhange zum Phädon (II, 191), „vielleicht eher über unbilliges Lob, davon mich die Selbstkenntniß versichert, daß es übertrieben ist."

wurde. Ein dänischer General, Graf von S., wandte sich durch Professor Hensler an ihn und legte ihm einen neuen Beweis für die Unsterblichkeit zur Beurtheilung vor; der Herr von Platen auf Rügen, ein philosophirender Landedelmann, knüpfte über den „Phädon“ mit ihm eine neue Correspondenz an.[1]) Eines solchen Erfolges hatten sich wenige Produkte ähnlichen Inhalts zu erfreuen gehabt. Innerhalb zweier Jahre wurden zwei neue Auflagen davon veranstaltet, trotzdem oder vielleicht weil man das unschuldige Buch in Oesterreich confiscirt hatte[2]), und zehn Jahre nach dem Erscheinen war die Schrift fast in alle lebende Culturſprachen übersetzt und über einen großen Theil Europa's verbreitet. Der „Phädon“ wurde Eigenthum nicht allein der deutschen Nation, sondern Franzosen und Engländer, Holländer und Italiener sprachen mit gleicher Bewunderung von diesem Dialog und seinem jüdischen Verfasser.

Was ihm aber bei Gelehrten und Ungelehrten eine solche Anerkennung verschaffte, war nicht nur die Faßlichkeit, mit welcher hier ein die gesammte Menschheit interessirendes Problem seiner Lösung näher geführt wurde, nicht die Tiefe und Erhabenheit der entwickelten Ideen, sondern ganz besonders die vollendete Form des Stils. Man fand bei ihm eine Eleganz und Klarheit, eine Reinheit und Trefflichkeit des Ausdrucks, eine Leichtigkeit und spielende Anmuth in der Behandlungsweise, von der man in Deutschland bis dahin kaum eine Ahnung hatte. Hohe Muster hatte Mendelssohn sich gestellt, Plato und Shaftesbury [3]); er hat sie erreicht. Seine Prosa fließt so sanft, in so stiller Majestät, daß wer das Handwerk nicht versteht, glauben könnte, der Ausdruck habe ihm gar nichts gekostet. Diese musterhafte Darstellung, verbunden mit der aus tiefstem Innern hervorströmenden

[1]) Schr. V, 449 ff., 460 ff. [2]) Lessing's Schr. XII, 353, XIII, 185, 190. [3]) Mendelssohn's Schr. IV, 2, 116, V, 260.

Wärme der Ueberzeugung, war es eben, welche diesem Werke einen so unwiderstehlichen Reiz verlieh und so leichten, so verbreiteten Eingang in die Gemüther verschaffte. „Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menschen, Moses ist der philosophische Schriftsteller unserer Nation, der sie mit der Schönheit des Stils vermählt. Ja er ist's, der seine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu stellen weiß, als hätte es die Muse selbst gesagt!" ruft der junge Herder aus,[1] dem der „Phädon" dadurch noch theurer wurde, daß seine Braut so selige Stunden bei der Lectüre dieses Buches verbrachte; der „Phädon" ruhte in ihren Händen, als der von Liebe entbrannte Mann die süß schwärmende Karoline Flachsland zum ersten Male erblickte.[2])

Wir könnten eine ganze Blumenlese von Aussprüchen zusammenstellen, in denen das Werk über die Unsterblichkeit verherrlicht wird. „Ihr Philosoph", schreibt Winkelmann aus Rom, „der Phädon von Moses Mendelssohn, ist eins von den besten Büchern, welche ich gelesen habe; schade, daß es ein Deutscher ist, würde der Potsdamische Held sagen."[3])

Der talentvolle früh verstorbene Meinhard, der Freund Lessing's, las den „Phädon", man möchte sagen, in der Todesstunde.[4])

August von Platen kannte keinen höhern Genuß, als sich mit diesem Buche zu beschäftigen. „Mendelssohn's Phädon begeistert mich!" heißt es in seinem jüngst erschiene-

---

[1]) Herder, Fragmente über die neuere deutsche Literatur (1767), I, 154.

[2]) Herder's Lebensbild (Erlangen 1846) III, 50.

[3]) Winkelmann's Werke (Berlin 1824), X, 205. Winkelmann hat an Mendelssohn als an einen von ihm hochgeschätzten Mann einmal geschrieben, aber keine Antwort erhalten (X, 360); der Brief ist wahrscheinlich verloren gegangen.

[4]) Riedel, Denkmal des Herrn Joh. Nicol. Meinhard (Jena 1768), 64.

nen Tagebuche.[1]) „Mit welcher ſteigenden Eloquenz wird man da von Beweis zu Beweis getragen!“

Das erſte philoſophiſche Werk, welches Göthe als Jüngling las, ja ſtudirte, war Mendelsſohn's „Phädon“; er gab ſich die Mühe, ihn mit dem platoniſchen zu vergleichen und dieſe jugendliche Arbeit in ſein „Ephemerides“ überſchriebenes Tagebuch zu verzeichnen.[2])

Der Geſchmack änderte ſich mit den Jahren; das Urtheil über das lang bewunderte und geliebte Buch lautete anders, nachdem Kant, Fichte, Hegel und Schelling den Schauplatz betreten hatten. Man behauptete, der ganze transcendente Beweis Mendelsſohn's entbehre eines feſten Grundes, weil er von der Vorausſetzung ausgehe, daß das Ich eine einfache Subſtanz ſei. Es gebe keine einfache Subſtanz an ſich, da jede Subſtanz eine nothwendige Denkform des Ich ſei, denn das Ich ſelbſt ſei kein Ding, keine Subſtanz, keine Monade, es ſei nichts als das was es ſich ſelbſt ſetze. Laſſen nun auch die meiſten neueren Kritiker immer noch dem „Phädon“ einen philoſophiſchen Werth,[3]) ſo beliebt es Roſenkranz, ihn mit einer „geſchniegelten rhetoriſchen Schulchrie“ zu vergleichen.[4]) Der „Phädon“ hat ſich aller Widerſacher ungeachtet behauptet und wird noch heute mit Vergnügen geleſen. Er hat ſeit 1767 eine lange und ausgedehnte Herrſchaft inne gehabt; er war der Zeit bequemer und zugänglicher als der platoniſche; es ſchien als wenn ihn kein „Antiphädon“, keine „Kritik der reinen Vernunft“ ſollte verdrängen können, denn er hat nach ſeinem In-

[1]) Platen's Tagebuch (Stuttgart 1860), 165.

[2]) Schöll, Briefe und Aufſätze von Göthe aus den Jahren 1766 bis 1786 (Weimar 1846), 89 ff. Der ſehr bündige Auszug iſt von Schöll vollſtändig mitgetheilt.

[3]) M. Lazarus, Literaturbl. zum deutſchen Kunſtblatt, 1857, Nr. 3.

[4]) Roſenkranz, Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie (Leipzig 1840), 88.

halte einen unsichtbaren Bundesgenossen, der für ihn streitet und siegt. [1])

Durch den „Phädon“ war Mendelssohn eine deutsche Celebrität geworden. Das Vorurtheil war erschüttert, die Juden als unwissende, der deutschen Cultur unfähige Menschen zu betrachten. Jeder rechnete es sich zur Ehre, den deutschen Plato, wie Mendelssohn fortan vorzugsweise genannt wurde, zu sprechen, von ihm zu lernen, mit ihm in Correspondenz zu stehen. Aus nah und fern wandte man sich an ihn, die ersten Männer Deutschland's traten zu ihm in nähere Beziehung und schlossen sich ihm an.

Einzelne dieser neuen Bekannten wollen wir nun in dem folgenden Buche kennen lernen.

---

[1]) Göschel, Von den Beweisen für die Unsterblichkeit (Berlin 1835), 75.

Welche seltene Verbreitung dieses Werk gefunden, zeigen am besten die verschiedenen und schnell auf einander folgenden Auflagen 1767, 68, 69, 76 u. a. Eine neue Ausgabe, welche David Friedländer veranstaltete und mit einer Einleitung versah, erschien 1814 und hatte bis 1856 sieben Auflagen erlebt.

Eine schlechte holländische Uebersetzung des Phädon erschien Haag 1769 (Schr. IV, 2, 559, V, 508).

Ein Carlo Ferdinandi übersetzte ihn Coira (Chur) 1773 ins Italienische und begleitete sie mit einer Zuschrift: All' illustre e celebrissimo signore, il signor Moise Mendelssohn, membro dell' accademia di Berlino. „Sie schien Mendelssohn sehr schulmeisterhaft, etwa das Exercitium eines Sprachmeisters zu sein, der, seine Lehrlinge im Uebersetzen zu üben, eine deutsche Schrift gewählt hat, welche weder er noch seine Lehrlinge recht verstehen.“ (V, 684.)

Ins Französische wurde der Phädon durch den französischen Prediger Burja zu Berlin 1772 und durch den Professor Junker zu Paris 1778 übersetzt (V, 685).

Uebersetzungen ins Ungarische, Schwedische und Dänische, ins Polnische (1840 durch Tugendhold) und Russische (die neueste russische erschien Tiflis 1855) und ins Englische (1788) wurden veranstaltet.

J. Bär übersetzte ihn ins Hebräische.

Siebentes Buch.

Deutſche Klaſſiker.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Mendelsſohn und Hamann.

Der Königsberger Hamann gehört eigentlich zu den früheſten Bekannten Mendelsſohn's.

Sein erſtes Zuſammentreffen mit dieſem ihm an Alter faſt gleichen, in der Denkungsart und Handlungsweiſe ſo grundverſchiedenen Manne fällt ſchon ins Jahr 1756. Mit einem Juden, „einem umgänglichen und geſelligen jungen Menſchen, der in Halberſtadt zu Hauſe gehörte, ſtudirt hatte und auf Handel ausging", reiste Hamann von Danzig aus im October 1756 nach Berlin, „wo er außer Sulzer, Ramler, Merian und Prémontval den Juden Moſes nebſt einem andern ſeines Glaubens und ſeiner Fähigkeit oder Nacheiferung, vielleicht dem Doctor Gumperz, kennen lernte." [1])

Während des folgenden Jahres hat Hamann wohl nur ſelten des Berliner jüdiſchen Philoſophen gedacht. Er, der Zeit ſeines Lebens nicht aus Nahrungsſorgen herauskam, wurde namentlich in dieſem Jahre von dem Schickſale

[1]) Hamann's Schriften (Roth'ſche Ausgabe), I, 191 f.

förmlich gepeitſcht; er trieb ſich in London herum: „er fraß umſonſt, er ſoff umſonſt, er buhlte umſonſt, er rann umſonſt, Völlerei und Nachdenken, Lehre und Büberei, Fleiß und üppiger Müſſiggang wurden umſonſt abgewechſelt.“ [1]) In ſeinem Freunde und Nebengenoſſen erkannte er, nachdem die ihm anvertrauten Briefe heimlich von ihm erbrochen und geleſen worden waren, den ſchändlichſten Verbrecher, und nachdem er hundert und fünfzig Pfund Sterling durchgebracht, „grundtief in die Kloake des Londoner Lebens geſchaut hatte“, nahm er den gewöhnlichen Gang: er ſchlug plötzlich zum Bibelleſen und Beten um. Hamann wurde fromm und ein eifriger Pietiſt.

In ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt, warf er ſich auf die Schriftſtellerei. Seine „Sokratiſchen Denkwürdigkeiten“ ſind das erſte Produkt, durch welches er gewiſſermaßen die Aufmerkſamkeit ſeiner Zeitgenoſſen rege machte und auch wieder in Beziehung zu Mendelsſohn trat.

Die „Literaturbriefe“ hatten ihm nämlich die Ehre erwieſen, die „Denkwürdigkeiten“ zu beſprechen, und zwar lieferte Mendelsſohn die Recenſion. Sein kritiſcher Blick erkannte in Hamann's Schreibart viele Aehnlichkeit mit der Winkelmann'ſchen, denſelben kernigen aber dunkeln Stil, denſelben feinen und edeln Spott, dieſelbe vertraute Bekanntſchaft mit dem Geiſte des Alterthums. [2])

Anſichten, welche Mendelsſohn über Rouſſeau's „Neue Heloiſe“ in den Literaturbriefen ausgeſprochen hatte, veranlaßten Hamann bald nachher, an den Berliner Recenſenten ein Abälard Virbius unterzeichnetes öffentliches Sendſchreiben zu richten. Mendelsſohn blieb die Antwort unter dem angenommenen Namen Fulbert Kulmius nicht ſchuldig. [3]) Die liebenswürdige Art, mit welcher er Hamann begegnete, bewog dieſen, mit ihm in Correſpondenz

[1]) Schr. I, 204. [2]) IV, 2, 99, 105. [3]) IV, 2, 312—323.

zu treten. Am 11. Februar 1762 schrieb er ihm: „Sie haben Recht, mein lieber Mendelssohn, daß Sie mich für Ihren Freund ansehen und der Ahndung des Herzens mehr als dem Blendwerke des Witzes trauen", und gab ihm gleichzeitig die Versicherung, daß er ihn „bei der ersten Stunde ihrer zufälligen Bekanntschaft mit einem entscheidenden Geschmacke geliebt habe." [1])

Doch wie erwiderte Mendelssohn dieses Geständniß der Liebe und Freundschaft? Gleich in der Ueberschrift des Antwortschreibens rief er ihm die schönen Worte aus Molière's Misanthrope zu:

„Moi, votre ami? Rayez cela de vos papiers!"

„Unser öffentlicher sowohl als Privatcharakter zeigt angeborene Gramschaft. Schriftsteller und Kunstrichter, Abälard und Fulbert, Hamann und ein hartnäckiger Mardochai

Ὡς οὐκ ἔστι λέουσι καὶ ἀνδράσιν ὅρκια πιστά.

Die güldenen Tage sind meines Glaubens noch nicht da, von welchen es heißt: Es weilt der Wolf neben dem Lamme und der Panther lagert neben dem Bocke." [2])

In diesem Briefe, in welchem Mendelssohn die Freundschaft von vornherein aufkündigt und welchen Hamann für die treffendste Antwort halten konnte, fordert der für die Literaturbriefe sehr thätige Mendelssohn den Bekannten gleichzeitig auf, Dienste zu nehmen, mit anderen Worten Mitarbeiter zu werden; dieser ging jedoch auf die Einladung nicht ein; das einladende Schreiben mag ihn abgeschreckt haben. [3])

Somit war die Correspondenz zwischen Beiden nach einem kurzen Bestehen wieder geschlossen. Nichtsdestoweniger nahm Hamann noch an Allem lebhaften Antheil, was den Berliner Freund betraf. Als die Stunde gekommen war, welche er ihm längst angekündigt hatte, und er sich mit

---

[1]) Schr. V, 427. [2]) V, 429. [3]) V, 433.

seiner Fromet verheirathete, gratulirte er ihm in der herzlichsten Weise. „Ich habe meine vermischten Empfindungen über die Vermählung des Herrn Moses nicht besser auszudrücken gewußt", heißt es in einem seiner Briefe an einen Unbekannten, „als durch eine schwärmerische Parentheſe, und wünsche demselben im Namen einer herzlichen und redlichen Freundschaft bei seiner gegenwärtigen Verfassung so viel Zufriedenheit, daß aller Zorn der neun unbarmherzigen Schwestern, die man Musen nennt, dadurch vereitelt werden möge." [1])

Seine grenzenlose Eitelkeit brachte ihn jedoch wenige Wochen nachher gegen den redlichen Freund wieder auf. Hamann, welcher, um mit Gervinus[2]) zu reden, sich durch die unwürdigsten Kleinigkeiten des Privatlebens zu hundert Flugblättern zerstreuen und zersplittern ließ, und durch verwirrte Reminiscenzen aus einer confusen Belesenheit zu jenem springenden Stil in seinen Fragmentchen verführt wurde, den er selbst seinen Heuschreckenstil taufte, war selbst gegen seine Freunde grob, neckisch-tyrannisch und, erhielt er nicht die verlangte Ehre und Schmeichelei, aufs Höchste gereizt. Man denke sich Hamann's Wuth, daß Mendelssohn es gewagt hatte, wenige Wochen nach Empfang des Gratulationsschreibens, das „Gesuchte und Gekünstelte, das Räthselhafte und Geheimnißvolle seiner Schreibart" zu tadeln, daß der ehrliche Jude ihn für einen Schriftsteller erklärte, der „vermöge seiner Eigenschaften einer der besten hätte werden können, durch die Begierde aber, ein Original zu sein, verführt, einer der schlechtesten und tadelhaftesten geworden sei." [3]) Durch

[1]) Gildemeister, Hamann's Leben und Schriften (Gotha 1857) I, 372.

[2]) Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, IV, 437.

[3]) Schr. IV, 2, 403 ff.

den in Mendelssohn's eigener Bescheidenheit ertheilten Rath, klarer und deutlicher zu schreiben, fühlte er sich aufs tiefste verletzt und brach alle Verbindung mit ihm ab.

Erst der „Phädon" erinnerte ihn wieder an seinen Berliner Kritiker. Er las ihn und meinte, „daß die Vorrede schöner geschrieben als gedacht sei", ja er zweifelte in einem Briefe an Herder, daß der „Phädon" in der trefflichen Gestalt verbessert werden könne. [1]

Ob der launenhafte Hamann durch eben den „Phädon" auch veranlaßt wurde, sich des edlen Weisen, welcher ihm bei seiner zweiten Anwesenheit in Berlin so bereitwillig das Geld zur Fortsetzung der Reise vorgeschossen hatte, [2] wieder anzunehmen? Nicht gering mag Mendelssohn's Ueberraschung gewesen sein, als er plötzlich im September 1770 [3] einen Brief von ihm erhielt, der dazu noch in dem Tone der innigsten Vertrautheit geschrieben war: „Vergeben Sie es einem alten guten Freunde, der sich ehemals um Ihre Buhlschaft bekümmerte, daß er sich nach sieben oder zehn Jahren ein wenig Ihrer Vaterschaft annehmen darf. Wenn Sie Ihre Kinder lieb haben und für selbige noch die Plage der Blattern fürchten müssen, so tragen Sie keinen Augenblick Bedenken, sie dem geschickten und würdigen Manne, dem englischen Arzte anzuvertrauen, den ich hierdurch zugleich Ihrer sympathetischen, philosophischen und ästhetischen Denkungsart auf das nachdrücklichste empfehle. Gesetzt, daß Sie auch eben nicht neugierig wären, liebster Freund, sich um meine gegenwärtige Verfassung zu erkundigen, so werden Sie es theils meinem Mangel an Welt, theils meiner Hypochondrie zu Gute halten, mich hierüber zu erklären." Er gibt ihm kleinliche

---

[1] Herder's Lebensbild, I, 2, 243, 257.
[2] Hamann's Schriften, III, 300.
[3] Ebend. V, 3 f.

Details über seine Beschäftigung, seine Häuslichkeit u. dgl. und schließt mit den Worten: „Ich besorge nicht, liebster Freund, daß Ihnen dieser vertrauliche Ton ekel und beschwerlich sein werde. Vergelten Sie mir bei einer müssigen Stunde mit gleicher Münze und lassen Sie mich auch Etwas von Ihrer jetzigen Lage wissen."

Mendelssohn antwortete nicht. Gerüchte über das Privatleben seines Freundes mit dem „mastigen Körper", über das Verhältniß, in welchem er zu seinem Bauernmädchen gestanden, dessen „vollblütige, blühende und etwas vierschrötige, eigensinnige, dumme Ehrlichkeit und Standhaftigkeit so vielen Eindruck auf ihn gemacht hatte", mögen ihn in seiner strengen Sittlichkeit davon abgehalten haben.

Wie sich der proteusartige Hamann in späteren Jahren gegen Mendelssohn benommen, wird uns später beschäftigen; zunächst wollen wir die freundschaftlichen Beziehungen betrachten, welche zwischen seinem Landsmann und Freund Herder und Mendelssohn sich bildeten.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Mendelssohn und Herder.

Mendelssohn's klar eindringender Verstand übte auf den jugendlichen Herder den lebhaftesten Eindruck; er stand neben Lessing als scharfer Denker, gleichsam als Musterbild vor der Seele des nach lebendiger Durchbildung sehnsuchtsvoll ringenden Jünglings. Schon früh betrachtete er ihn als den edlen Gehilfen des als Ideal von ihm verehrten Lessing; er liebte Mendelssohn, weil er der Freund Lessing's war; vor diesen beiden Menschen hegte er die höchste Ver-

ehrung, weil ſie „hell an Geiſt und rein im Herzen“ die Wahrheit ſuchten und wollten. [1])

Durch die Literaturbriefe, welche er für die beſte Schrift des Jahrhunderts, für das beſte deutſche Journal erklärte, [2]) war er mit dem faſt fünfzehn Jahre älteren Mendelsſohn zuerſt bekannt geworden. „Vor Allem bezeuge ich“, heißt es in einem Briefe vom 19. Februar 1767 an den gemeinſamen Freund Nicolai, „dem würdigen Verfaſſer der Literaturbriefe an Abbt's Seite meine Hochachtung: es iſt Herr Moſes Mendelsſohn.“ [3])

Seine Zuneigung zu dem edeln Weiſen wuchs, nachdem er den bald darauf erſchienenen durch Nicolai ihm geſchickten „Phädon“, [4]) dieſes „für Menſchheit, Geſellſchaft, Staat und Philoſophie ſo wichtige Werk“, wie er es bezeichnet, [5]) mit Aufmerkſamkeit geleſen hatte. „Kein Menſch in der Welt kann Moſes' Phädon mit näherm Anhalten, mit Herz und Seele geleſen haben als ich, ſelbſt Meinhard [6]) nicht. Mal nach Mal habe ich mir vorgenommen, an Herrn Moſes deshalb zu ſchreiben, aber immer, da einer meiner Briefe verunglückte, [7]) die Feder weggenommen. Ich habe einen Hauptzweifel, der mir außerordentlich wichtig ſcheint, der ſich von den älteſten Zeiten unter mancherlei Geſtalten herab fortgepflanzt, der ſogar im Alterthume der Welt mehr Ohr gefunden hat, als jetzt, da ihn unſere Falte nach unſerer Religion, in die wir von Jugend an, ohne zu wiſſen wie weit gekommen ſind, betäubet — betäubet, aber vielleicht nicht widerlegt.“ Er bekennt offen, daß er ſeine Zweifel längſt in einem Privatbriefe an Men-

---

[1]) Herder, Zerſtreute Blätter, 407.

[2]) Herder's Lebensbild, I, 3, 2, 444.

[3]) Ebend. I, 2, 223. [4]) Ebend. I, 2, 258.

[5]) Ebend. II, 104. [6]) Siehe S. 167.

[7]) Herder hatte Mendelsſohn im Mai 1768 geſchrieben, der Brief iſt jedoch verloren gegangen, vgl. Lebensbild I, 2, 317, 323; II, 1, 323.

delssohn vorgetragen hätte; er wollte aber nicht den „Schatten von einem Zudringlichen borgen“, sondern vielmehr seine Bedenken in ein Sokratisches Gespräch einkleiden und im Manuscript einsenden. „Würde Herr Moses“, fragt er Nicolai, „wohl nochmals ein Orakel werden wollen, den Sokrates von den Todten erwecken wollen, um mich zu belehren?“ [1])

Herder hielt treulich Wort; er ließ sich im April 1769 über den „Phädon“ in einem Schreiben an Mendelssohn ausführlich aus, und der erste Schritt der Näherung war gethan. Schon am 2. Mai antwortete Mendelssohn in einem langen Briefe, [2]) der aber den jungen Theologen nicht befriedigte; er ist, wie er von Nantes aus seinem Königsberger Freunde schrieb, „einem Theile nach unnütz, der andere zu sehr auf Stelzen eines Systems, auf das sich Herr Moses oft zu gravitätisch stützt.“ [3])

Die Correspondenz hatte vor der Hand ihr Ende erreicht, wiewohl Herder's Verehrung vor Mendelsohn stets zunahm; er schätzte seine Aufrichtigkeit, „die sich in jedem Federzuge schildert“, erachtete es für das höchste Glück, von einem solchen Manne persönlich zu lernen und durch den lebendigen Umgang mit dem Geiste desselben gebildet und zum Streben aufgemuntert zu werden. Daß es zu keinem innigern Verhältnisse für jetzt kam, lag in Herder's doppelartiger Natur. Wie er in einem beständigen Schwanken zwischen Hamann-Lavater'schem Prophetenthum und Lessing'scher Geistesklarheit, zwischen poetischer Sinnigkeit und verständiger Kritik, zwischen ästhetischer Vorliebe für die Offenbarungsreligion und praktischer Anerkennung des Humanitätsprincips sich befand, wie überhaupt der Dichter und Theologe in dem wunderbarsten

[1]) Herder's Lebensbild, I, 2, 409 f. [2]) Schr. V, 484 ff.
[3]) Herder's Lebensbild, II, 40, 54.

Wechsel sich bald bekämpften, bald versöhnten, so wandte er sich bald dem einen, bald dem andern zu. Herder gehört zu den eigenthümlichen Naturen, deren Empfindungen in Haß oder Liebe bestehen. Er liebte Hamann und Lavater zu sehr, als daß er sich Mendelssohn näher hätte anschließen können.

Es vergingen nun mehrere Jahre, ohne daß Herder und Mendelssohn in nähere Beziehung zu einander traten. Die neue Ausgabe der „Philosophischen Schriften" zog den jungen Geistlichen, der nach seiner Rückkehr aus Frankreich als Regierungsrath und Hofprediger an Abbt's Stelle nach Bückeburg berufen war, sehr an, und während der Krankheit, in welche Mendelssohn verfiel, erkundigte er sich sehr theilnehmend nach seinem Befinden. „Wie geht es Herrn Moses?" schreibt er im December 1771 an Nicolai, „und hat man nicht Hoffnung, daß er versprochener Maßen seine Papiere sammeln und seine Schriften einmal bei besserer Gesundheit fortsetzen werde? Deutschland verliert immer im ästhetischen und philosophischen Fache an ihm den ersten Denker." [1])

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Gleim, Jacobi, Knebel, Weiße, Wieland, Leisewitz, Alxinger.

Als eine der süßesten Belohnungen, welche Mendelssohn für seine Bemühungen und Leistungen in den Wissenschaften genoß, betrachtete er den Umgang mit den besten Köpfen Deutschland's. Jede neue Bekanntschaft vermehrte sein Vergnügen und gewährte ihm neue Zufriedenheit. [2]) Und wer ihn nur einmal gesprochen hatte, war entzückt von seiner liebenswürdigen Geselligkeit, staunte über die

[1]) Herder's Lebensbild III. [2]) Schr. V, 440.

ſeine Urbanität, welche er ſich anzueignen verſtand, und ſchied mit der größten Hochachtung von ihm.

Kein Wunder, daß der alte deutſche Freund Gleim an Mendelsſohn nicht vorüber ging, ohne auch ſeine Freundſchaft zu gewinnen.

Schon durch die „Briefe über die Empfindungen“ war er einer ſeiner größten Verehrer geworden. [1]) 1765 ſah er ihn zum erſten Male in Berlin, wo er längere Zeit krank war und von Mendelsſohn häufig beſucht wurde. [2]) Während ſeines wiederholten Aufenthaltes in der preußiſchen Hauptſtadt bekam dieſer nun auch den erſten Beſuch. [3]) Wie freute er ſich nicht, den „großen Mann Mendelsſohn“ einen Abend bei ſich zu ſehen. „Ich hatte Mittwoch Abend den großen Mann Mendelsſohn bei mir“, ſchreibt er Knebel am 29. November 1770 von Berlin aus; „ich wollte ihn nach Hauſe begleiten, ſetzte mich zu ihm in den Wagen, mein Bedienter wollte mitfahren, ich wollte ihm ſagen, zu Hauſe zu bleiben, und ſtieß mit dem Kopf an das aufgezogene Fenſter, zerbrach es und machte mir dadurch eine kleine Wunde, ſo ergiebig an Blut, daß ein Held, der die Hälfte davon für das Vaterland vergoſſen hätte, wahrlich ein großer Held geweſen wäre. Der arme Mendelsſohn hatte davon einen großen Schrecken.“ [4]) Die Freundſchaft Gleim's und des durch dieſen eingeführten Jacobi, Bruders des Philoſophen, war anfangs ſo feurig, ſo lebhaft, daß Mendelsſohn glaubte, ſie könnten nicht vier und zwanzig Stunden ohne ihn vergnügt ſein, und am Ende reiſten ſie ab, ohne es ihn auch nur wiſſen zu

---

[1]) Schr. V, 114.

[2]) Abbt's Correſpondenz 336. Nach der N. Berliner Monatsſchrift machte Mendelsſohn ſchon 1762 Gleim's Bekanntſchaft. (1804, 33.)

[3]) Knebel's literariſcher Nachlaß und Briefwechſel, herausgegeben von Varnhagen von Enſe und Theodor Mundt (Berlin 1835), II, 62.

[4]) Knebel's Nachlaß, II, 59. Leſſing's Schr. XIII, 273.

laſſen. „Ich muß es in der That womit verdorben haben", heißt es in einem Briefe Mendelsſohn's an Leſſing. „Vielleicht, daß ich mich der Sache der Kunſtrichter zu ſehr annahm, denn dieſe ſind jetzt der Gegenſtand ihrer üblen Laune. Indeſſen kannte ich dieſe Leute allzu gut und ſah bei der lichteſten Flamme den Rauch mit ziemlicher Gewißheit vorher." [1])

Durch Gleim wurde auch Knebel, Göthe's intimer Freund, mit Mendelsſohn bekannt; er beſuchte ihn häufiger und fand in ihm ſtets mehr „den würdigſten Weiſen." [2])

Den Dichter Chriſtian Felix Weiße lernte Mendelsſohn durch Leſſing im Jahre 1757 kennen. Es entſpann ſich auch bald ein Briefwechſel zwiſchen Beiden, der uns leider nicht mehr aufbewahrt iſt. So viel geht aus den erhaltenen Bruchſtücken deutlich hervor, daß Mendelsſohn mit ſeiner gewohnten Offenherzigkeit auch gegen ihn verfuhr und beſonders ſeine überreiche Productivität ſcharf tadelte; unter anderm ſchreibt er ihm einmal: „Sie ſcheinen mit gar zu großer Leichtigkeit zu dichten. Boileau hat den Racine gelehrt, ſich die Verſe ſauer werden zu laſſen. Ich wünſche Ihnen einen Boileau." [3])

Als Weiße 1769 zum erſten Male Berlin und ſeinen dortigen Freund, den Probſt Teller, beſuchte, ſprach er auch bei Mendelsſohn vor und war ſehr erfreut, ihn einige Monate ſpäter in Leipzig begrüßen zu können. „Die größte Freude", ſchreibt er am 5. Mai 1769 an Herder, „hat mir der Beſuch des ehrlichen Moſes Mendelsſohn gemacht, der mich dieſe Meſſe unvermuthet überraſchte." [4]) Mendelsſohn verfehlte auch nicht, ſo oft er nach Leipzig kam, den fleißigen Weiße ein Stündchen zu ſtören.

Zu den Schriftſtellern, die Wieland vorzüglich liebte

[1]) Schr. V, 186. [2]) Knebel's Nachlaß, II, 26.
[3]) Weißens Selbſtbiographie (Leipzig 1806), 49, 153, 168.
[4]) Herder's Lebensbild I, 3, 2, 531.

und mit denen in näherer Verbindung zu ſtehen er ſehnlichſt wünſchte, gehörte ſeiner eigenen Verſicherung nach, außer Leſſing und Gleim, beſonders unſer Moſes.[1] Seine Verehrung grenzte faſt an Schwärmerei, wiewohl jener ſeine „Emilia von Poretta" in den Literaturbriefen geradezu für ein ſchlechtes Product erklärte. Es läßt ſich denken, welchen Schmerz ein ſolches Urtheil ihm bereitete. Hingegen war dem eitlen Manne auch nichts angenehmer, als von Mendelsſohn gelobt zu werden. „Es ſind mir wenige Geiſter in Europa bekannt", heißt es in einem Briefe Wieland's an Zimmermann in Hannover, „deren Beifall für mich ſo vielen Reiz haben könnte, als des Herrn Mendelsſohn's, und wenn Etwas wäre, das mich ſtolz machen könnte, ſo wäre es gewiß, von einem Mendelsſohn gelobt zu werden."[2] Aehnlich äußerte er ſich gegen Riedel bald nach dem Erſcheinen des „Agathon": „Es ſoll mir genug ſein, principibus placuisse viris, und ich habe das Vergnügen, Ihnen zu ſagen, daß Mendelsſohn unter dieſen iſt."[3] Nichts natürlicher, als daß er bei der Herausgabe des „deutſchen Merkurs" auch den von ihm ſo verehrten Mendelsſohn zur Mitarbeiterſchaft aufforderte, welche dieſer ſeiner Kränklichkeit wegen jedoch ablehnen mußte.[4]

Die innige Verehrung, welche Wieland dem „Platon Moſes", wie er ihn nannte, Zeitlebens bewahrte, beruhte gewiſſermaßen auf Gegenſeitigkeit. Auch Mendelsſohn beſchäftigte ſich gern und viel mit ſeinen beſſern Schriften. „Verſichern Sie die ſchöne Metaphyſikerin (als welche die Pſyche im „Agathon" ihm erſchien) meiner aufrichtigen Hochachtung", heißt es in einem Briefe an Obereit, den

[1] Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland (Wien 1815), I, 178, 99.

[2] Briefe von C. M. Wieland (Zürich 1825), II, 282, 286.

[3] Auswahl denkwürdiger Briefe, I, 181.

[4] Schr. I, 25.

Schützling Wieland's: „Liebe würde ich sagen, wenn zwei Metaphysiker sich lieben könnten, bevor sie wissen, ob sie beide aus Einer Schule sind.“[1]

Den Koryphäen Weimar's, einem Schiller und Göthe, stand Mendelssohn fern: Schiller interessirte er als Aesthetiker, seine ästhetischen Schriften befanden sich in seiner Bibliothek und die in dieselben niedergelegten neuen Ideen wurden von ihm benutzt[2] und wie Göthe, dessen „Werther“ von Mendelssohn gleich nach dem Erscheinen mit innigem Vergnügen gelesen wurde,[3] über ihn dachte, werden wir später erfahren.

Zu den Dichtern, welche Mendelssohn persönlich kennen lernte, gehört außer Leisewitz, dem Verfasser des „Julius von Tarent“, den ihm Lessing als einen „guten jungen Mann“ aufs Wärmste empfohlen,[4] auch noch der Wiener Alxinger. Dieser junge Poet besuchte ihn im Winter 1784 und richtete später einige Briefe an ihn. Er gefiel ihm außerordentlich wohl. „Es ist ein junger Mann von guter Gesinnung, der mehr gesunden Verstand hat, als er in seiner überspannten Sprache der Empfindung zu haben scheint. Wenn Zeit und Umgang seinen Enthusiasmus herunterstimmen werden, so verspricht er viel Gutes.“[5]

Ganz besondere Aufmerksamkeit erregte Mendelssohn's Auftreten bei den Schweizern. Geßner, Bodmer u. A. erhielten durch ihre in Deutschland weilenden Landsleute, durch Sulzer, Zimmermann, sowie durch ihre Freunde Abbt und Gleim Kunde von dem ästhetisch und philosophisch gebildeten Juden. Der edle Iselin, welcher rastlos für das Wohl der Menschheit gewirkt, stand mit ihm in directer

---

1) Schr. V, 498.

2) Vgl. mein „Zur Schillerfeier“ in der Allgemeinen Zeitung des Judenthums, 1859, Nr. 45.

3) Hennings, Souvenirs de Berlin. (Handschriftl.)

4) Schr. V, 196. 5) V, 682, 683.

Correſpondenz. Von dieſem wahrhaften Tugendfreunde wurde er 1762 mit der Aufforderung beehrt, Mitglied einer von ihm neu begründeten patriotiſchen Geſellſchaft zu werden. Dieſe Aufforderung verurſachte ihm ein „rührendes Vergnügen", wie er ſich in dem trefflichen Antwortſchreiben vom 30. Mai 1762 ausdrückt, und war für ihn „das Schmeichelhafteſte, das er ſich wünſchen konnte." [1])

Minder „rührendes Vergnügen" und geringere Freude bereitete ihm ein Jahr ſpäter der Beſuch eines andern jungen Schweizers. Dieſer ſoll uns im Folgenden beſchäftigen.

---

[1]) Schr. V, 435 ff.

Achtes Buch.

Lavater.

Dreißigſtes Kapitel.

Erſte Bekanntſchaft und Bekehrungsverſuch.

Ein junger hagerer Geiſtlicher mit einer großen Naſe und Augen, die etwas Jeſuitiſches hatten, trat in Begleitung Sulzer's und zweier anderer Freunde Anfangs April 1763 bei Mendelsſohn ein, um auf ſeiner wiſſenſchaftlichen Reiſe durch Deutſchland auch dieſen Gelehrten kennen zu lernen. Er wußte ſich Liebe und Zutrauen im erſten Augenblicke zu erwerben; er war ſo freundlich und ſchonend, ſo ſegnend und erhebend, wie Göthe ſich ausdrückt; es koſtete dieſen jungen Propheten nichts, ſich bis zur niederträchtigſten Schmeichelei zu aſſimiliren, um ſeine Klauen nachher deſto ſicherer einſchlagen zu können. [1])

Die Unterredung, welche Mendelsſohn mit dem jungen Geiſtlichen auf ſeiner Stube führte, drehte ſich anfangs um ganz gleichgültige Dinge; es dauerte jedoch nicht lange, ſo lenkte dieſer das Geſpräch auf Religionsſachen. Er war begierig, die Anſichten des ſeltenen Juden über eine Angelegenheit zu erfahren, die „dem Herzen namentlich ſo

[1]) Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe, I, 225.

wichtig ist." Versicherungen wurden gegeben, daß von der Unterredung kein weiterer Gebrauch sollte gemacht werden, und Mendelssohn wich aus Rücksicht der Gastfreundschaft endlich den dringenden Bitten des Fremden. Mit Anerkennung sprach er von der Person des Stifters der christlichen Religion und von der Achtung, welche er vor dessen moralischem Charakter hegte, „wenn Jesus von Nazareth nichts als ein tugendhafter Mann hätte sein wollen."

Voller Bewunderung schied von Mendelssohn dieser zwei und zwanzigjährige Geistliche, der kein anderer war, als der, welchen Göthe in dem Epigramme „der Prophet" so treffend zeichnet:

„Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus Dir schuf!
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff." [1])

Johann Caspar Lavater, das ist der Name des fremden Schweizer's, war die Bekanntschaft Mendelssohn's mehr werth, als viele andere, die er bereits auf seiner Reise gemacht hatte. Freudig berichtete er am 18. April 1763 dem Kanonikus Breitinger in Zürich, daß er „den Juden Moses, den Verfasser der „Philosophischen Gespräche" und der „Briefe über die Empfindungen", kennen zu lernen die Ehre gehabt hätte." „Eine leutselige, leuchtende Seele im durchdringenden Auge und einer äsopischen Hülle; schnell in der Aussprache, doch plötzlich durch ein Band der Natur im Laufe gehemmt. Ein Mann von scharfer Einsicht, feinem Geschmacke und ausgebreiteter Wissenschaft. Ein großer Verehrer denkender Genies und selbst ein metaphysischer Kopf. Ein unparteiischer Beurtheiler der Werke des Geistes und Geschmacks; vertraulich und offenherzig im Umgange, bescheidener in seinen Reden als in seinen Schriften und beim Lobe unverändert; ungezwungen in seinen Geberden, entfernt von ruhmbegierigen Kunstgriffen

1) Lewes, Göthe, II, 47.

niederträchtiger Seelen, freigebig und dienſtfertig. Ein Bruder ſeiner Brüder, der Juden, gefällig und ehrerbietig gegen ſie, auch von ihnen geliebt und geehrt.“ [1])

Man ſieht, welchen tiefen Eindruck Mendelsſohn auf ihn gemacht haben muß!

Nicht der geſchickteſte Maler kann ein in den einzelnen Zügen treffenderes, ausgeprägteres Bild liefern, als Lavater von Mendelsſohn in ſeiner „Phyſiognomik“ entworfen hat. „Vermuthlich kennſt Du dieſe Silhouette? Ich kann Dir's kaum verhehlen. Sie iſt mir gar zu lieb, gar zu ſprechend! .... Kannſt Du ſagen, kannſt Du einen Augenblick anſtehen, ob Du ſagen wollteſt: „Vielleicht ein Dummkopf! Eine rohe geſchmackloſe Seele!“ Der ſo was ſagen könnte, ertragen könnte, daß ein Anderer es ſagte, der ſchließe mein Buch zu, werf' es von ſich — und erlaube mir, meinen Gedanken zu verwehren, daß ich nicht über ihn urtheile! Ich weide mich an dieſen Umriſſen! Mein Blick wälzt ſich von dieſem herrlichen Bogen der Stirne auf den ſcharfen Knochen des Auges herab.... In dieſer Tiefe des Auges ſitzt eine ſokratiſche Seele! Die Beſtimmtheit der Naſe, der herrliche Uebergang von der Naſe zur Oberlippe — die Höhe beider Lippen, ohne daß eine über die andere hervorragt. O wie Alles dies zuſammenſtimmt, um die göttliche Wahrheit der Phyſiognomik fühlbar und anſchaulich zu machen.“ [2])

Schwärmeriſch wie er war, liebte er ſchwärmeriſch dieſen Mann mit dem ſchön gebildeten Kopfe, aus deſſen Auge Geiſt und Liebe ſprühte, dieſen Moſes, den er nur einige Male beſucht hatte und den er ſeinen Freund eigentlich gar nicht nennen konnte. [3]) Nichts wünſchte der junge

[1]) Geßner, Lavater's Lebensbeſchreibung (Winterthur 1802), I, 191 f.

[2]) Lavater, Phyſiognomiſche Fragmente (Leipzig-Winterthur 1775), I, 243. [3]) Leſſing's Schr. XIII, 231.

Schwärmer sehnlicher, als seinen Moses für das Himmelreich zu gewinnen. Der Berliner jüdische Freund war ihm nicht aus dem Sinne gekommen; er wartete nur einen günstigen Augenblick ab, um seinen christlichen Eifer gegen ihn entbrennen zu lassen. Apostolische Wirksamkeit war seine Lust; er dünkte sich der Stellvertreter Petri auf Erden und ließ sich zuweilen wie einen Heiligen verehren;[1] er wollte, wie Göthe von ihm rühmt, den geistlichen, christlichen Kophta spielen, sich am liebsten selbst für Christus halten.[2] Dem denkenden Wahrheitsfreunde, den er in Mendelssohn ehrte und liebte, glaubte er es schuldig zu sein, seiner Untersuchung das zu unterwerfen, was ihm selbst das Heiligste war, Mendelssohn zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Dem Judenthum hielt er ihn ohnedies nicht mehr innig zugethan. Ein Jude, dachte er, der Locke, Wolf und Leibniz ein Denkmal in seinem Herzen errichtet, der aus den Schriften dieser christlichen Lehrer die heiligsten Wahrheiten geschöpft, auf sie seine Glückseligkeit gegründet hat;[3] ein Jude, der deutsche Werke verfaßt, mit christlichen Gelehrten umgeht, der auch Jesus Hochachtung zollt, ein solcher Jude muß dem Christenthume nicht so gar fern stehen. Der „Phädon" war ganz geeignet, ihn in seiner beschränkten Ansicht zu bestärken. Mendelssohn wollte die persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode beweisen, da sich doch alles Jenseitige nur glauben, nicht beweisen läßt, und berührte so, ohne es zu wissen und zu wollen, das Gebiet der Religion. Durch den „Phädon" hat er zuerst mit den Orthodoxen angebunden, sie pochten und polterten auf die Unentbehrlichkeit einer wunderbaren Offenbarung für den Glauben der Unsterblichkeit; ihnen war ein auf Vernunft

[1] Hegener, Beiträge zu Lavater, 224.
[2] Göthe's Werke, XXVI, 296.
[3] Schr. I, 128.

beruhender Beweis für diese Lehre ein Dorn im Auge;[1]) in dem „Phädon" erblickten sie das eigene Glaubensbekenntniß des Verfassers.

Lavater schritt zur Ausführung seines Planes. Im Jahre 1769 übersetzte er die Schrift des Genfer Professors Bonnet „Untersuchung der Beweise für das Christenthum" und druckte derselben eine Zueignung an Mendelssohn vor, in welcher er ihn vor den Augen des Publikums auf die allerfeierlichste Weise beschwört, „diese Schrift zu widerlegen, oder, wenn er die Beweise richtig finde, zu thun, was Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit zu thun gebieten, was ein Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderruflich gefunden hätte", d. h. die Religion seiner Väter zu verlassen und sich zu derjenigen zu bekennen, welche Bonnet vertheidigte.

Das Werk, das „noch naß von der Presse war", begleitete er mit wenigen Worten und sandte es am 4. September 1769 nach Berlin.[2]) Er glaubte in seiner Eitelkeit, daß in seinem Buche alle Wunder der christlichen Geschichte unwiderleglich bewiesen, alle Wahrheiten der christlichen Religion so unerschütterlich begründet und dargestellt wären, daß er sich der bestimmtesten Hoffnung hingab, Mendelssohn würde nicht widerlegen, sondern — nun sofort an das Taufbecken treten; dem Beispiele des edlen Weisen würden dann alle seine Brüder im Glauben folgen, das tausendjährige Reich, für das der Züricher Diaconus glühte und schwärmte, wäre dann durch ihn herbeigeführt.

Eine solche Zumuthung drang Mendelssohn ans Herz.

---

[1]) Ein evangelischer Prediger hielt es für heilige Pflicht gegen den „Phädon" den Beweis der Unsterblichkeit aus dem A. T. zu führen. Der Titel seines längst verschollenen Buches lautete: Heman über die Unsterblichkeit der Seele nach mosaischen Grundsätzen in drei Gesprächen; Herrn Moses Mendelssohn zugeeignet. Leipzig. 1773.

[2]) Schr. III, 81.

Lavater's Zudringlichkeit berührte ihn aufs Schmerzlichste; er fand in ihr eben so wohl eine Verdächtigung seines Charakters als eine Mißachtung seiner Religion. Mehr als Alles kränkte es ihn, daß er sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, die Aufforderung eben so öffentlich, wie sie an ihn gerichtet war, öffentlich und entschieden zurückzuweisen.

Bevor Mendelssohn noch ein Wort der Erwiderung abgegeben hatte, war die Kunde von diesem sonderbaren Vorfall zu seinen Freunden, nah und fern, gelangt.

Lessing erhielt durch seinen Bruder Karl schon am 26. Oktober Nachricht. „Moses hat eine sonderbare Begebenheit mit Lavatern, der vor einigen Jahren hier gewesen ist. Sie haben sich mit einander von Religionssachen unterhalten. Hiervon nimmt der epische Dichter des künftigen Lebens Gelegenheit, Moses aufzufordern, entweder die Bonnet'schen Beweise für die christliche Religion zu widerlegen, oder sich öffentlich zur christlichen Religion zu bekennen. Diese gedruckte Aufforderung ärgert den guten Moses nicht wenig, und, wie er mir gesagt, wird er Lavatern aus den Bonnet'schen Gründen selbst beweisen, daß er nichts als ein Jude sei, und daß die Schwärmereien eines polnischen Juden, welcher sich vor einigen Jahren für den Messias ausgab, eben so zu rechtfertigen wären; zugleich wird er ihm erklären, daß er sich in Religionsstreitigkeiten nicht einlasse. Ich dächte, ein für allemal könnte wohl Moses ohne alle Umwege mit den deutlichsten Worten sein Glaubensbekenntniß ablegen.... Wenn sich doch die Unaufgeklärten und Aufgeklärten um das Seelenheil der Menschen wie Moses unbekümmert ließen! Aber das ist nun ihr Loos, zu plaudern, wo andere so gern schweigen!“ [1])

Herder erfuhr es durch Nicolai im November mit der Bemerkung, daß Mendelssohn sehr bescheiden aber frei-

[1]) Lessing's Werke, XIII. 196.

müthig antworten würde. „Herr Lavater hat sich alle Folgen selbst zuzuschreiben. Sie wissen, daß wer bisher in Deutschland von der Religion geschrieben, immer aus einem gewissen theologischen Ton gesprochen hat. Moses wird jetzt in die Nothwendigkeit gesetzt, anders zu sprechen, und dieses wird gewiß einen Erfolg auf die Zukunft haben. Inzwischen wird er seine Antwort so einrichten, daß er künftig auf weitere Aufforderungen kein Wort sagen darf.„ [1])

Nicht allein Nicolai, Lessing und Herder, welcher Lavater für einen verblendeten Enthusiasten und Fanatiker erklärte, [2]) sondern Alle, die von dem seltsamen Vorfalle hörten, mißbilligten den übereilten Schritt. Bonnet tadelte ihn, und Lavater selbst wünschte, daß er ihm mehr Ueberlegung hätte vorangehen lassen. Er bat Mendelssohn um Verzeihung, „daß er den unrechten Weg eingeschlagen habe, ihm zu zeigen, wie er ihn liebe, hochschätze, sein Glück in der gegenwärtigen und zukünftigen Welt innigst wünsche.„ [3])

Das war jetzt zu spät, Mendelssohn konnte nicht anders als öffentlich erwidern.

Einunddreißigstes Kapitel.

Mendelssohn's Erwiderung.

Nachdem die erste Aufregung bei Mendelssohn vorüber war, unterzog er sich der schwierigen Aufgabe, dem öffentlichen Herausforderer öffentlich Rede zu stehen.

Man denke sich, wie dem friedfertigen Manne dabei zu Muthe gewesen sein mag. Er war ein abgesagter Feind aller Streitigkeiten; seine Religion, seine Philosophie und

---

[1]) Herder's Lebensbild, II, 101.

[2]) Ebend. 106.

[3]) Schr. III, 82.

sein Stand im bürgerlichen Leben gaben ihm die wichtigsten Gründe an die Hand, besonders alle Religionsstreitigkeiten zu vermeiden. „Meinetwegen, sagt er, hätte das Judenthum in jedem polemischen Lehrbuche zu Boden gestürzt und in jeder Schulübung im Triumph aufgeführt werden mögen, ohne daß ich mich hierüber jemals in einen Streit eingelassen haben würde. Ohne den mindesten Widerspruch von meiner Seite hätte jeder Kenner oder Halbkenner des Rabbinischen aus Scharteken, die kein vernünftiger Jude liest noch kennt, sich und seinen Lesern den lächerlichsten Begriff vom Judenthume machen mögen.“ Die verächtliche Meinung, die man damals von einem Juden hatte, wünschte er durch Tugend, aber nicht durch Streitschriften zu widerlegen. [1])

Nach diesen Grundsätzen war er entschlossen, jederzeit zu handeln, und ihnen zufolge Religionsstreitigkeiten mit der äußersten Sorgfalt zu vermeiden. Privataufforderungen von verehrungswürdigen Männern überging er mit Stillschweigen, und die Zumuthung kleiner Geister, die ihn seiner Religion wegen öffentlich anzutasten sich nicht erblödeten, verachtete er; allein die feierliche Beschwörung eines Lavater's nöthigte ihn, seine Gesinnungen öffentlich an den Tag zu legen, damit, wie er sich ausdrückt, Niemand ein zu weit getriebenes Stillschweigen für Verachtung oder Geständniß halte. [2])

Mit Zittern ergriff er die Feder, um dem Theologen zu erwidern; das Mißliche der Lage, in der er sich befand, fühlte er zu gut. Mußte er einerseits mit aller Entschiedenheit und Offenheit die ihm gestellte Zumuthung zurückweisen, so erforderten anderseits äußere Umstände mit möglichster Schonung zu verfahren; und wie er sein Antwortschreiben auch einrichtete, eine Polemik gegen die christliche Religion

[1]) Schr. III, 42. [2]) III, 47.

war unumgänglich. Eben dieses machte ihn gleich anfangs besorgt, er fürchtete die Censur. Daher fragte er, bevor auch noch ein Blatt dem Drucke übergeben wurde, bei dem Consistorium an, welchem der Herren Räthe er die einzelnen Blätter seiner Antwort an Lavater vorzulegen habe, oder ob man es ihm frei stellen wolle, das Ganze nach der Vollendung dem Gesammt-Consistorium zur Beurtheilung zu überreichen. Er erhielt hierauf folgenden Bescheid:

> Herr Moses Mendelssohn könne seine Schriften drucken lassen, ohne sie einzeln oder vollendet dem Consistorium zur Censur vorzulegen, weil man von seiner Weisheit und Bescheidenheit überzeugt sei, er werde nichts schreiben, das öffentliches Aergerniß geben könnte;

ein Bescheid, der deutlich beweist, in wie hohem Ansehen Mendelssohn bei den geistlichen Behörden der Residenz stand.[1])

Aber auch nur ein Mendelssohn war im Stande, die Gefühle tiefer Beleidigung und die Regungen persönlicher Kränkung niederzuhalten und mit einer staunenerregenden Ruhe und Milde in einer so wichtigen Angelegenheit die Feder zu führen. Sein Antwortschreiben ist ein Muster der Feinheit und der stoischen Ruhe. Es ist, wie der Erbprinz von Braunschweig sich darüber aussließ, „mit dem Glimpf und Grad der Menschenliebe geschrieben, welche man im Voraus zu erwarten hatte von einer von göttlichen Wahrheiten so durchdrungenen Seele;“[2]) es gehört zu den schönsten Belegen für die Erhabenheit seines Charakters. Nicht genug bewundern kann man den wahrhaften Adel seiner Gesinnung, der jede Spur eines persönlichen Grolls aus seiner Seele verdrängte und über sein Schreiben nur jene elegische Stimmung verbreitete, die gewissermaßen der Ausdruck eines großen Gesammtschmerzes ist, den er über

---

1) Schr. I, 20. vgl. V, 594.

2) III, 128.

die Mißachtung seiner Religion und ihrer Bekenner nicht unterdrücken kann. [1])

Großmüthig legt er der Aufforderung Lavater's die besten Motive zu Grunde. „Ich bin völlig überzeugt," heißt es in dem ersten Schreiben an den Herrn Diaconus Lavater zu Zürich [2]), „daß Ihre Handlungen aus einer reinen Quelle fließen, und kann Ihnen keine andere, als liebreiche menschenfreundliche Absichten zuschreiben. Ich würde keines rechtschaffenen Mannes Achtung würdig sein, wenn ich die freundschaftliche Zuneigung, die Sie mir in Ihrer Zuschrift zu erkennen geben, nicht mit dankbarem Herzen erwiderte. Aber leugnen kann ich es nicht, dieser Schritt von Ihrer Seite hat mich außerordentlich befremdet. Ich hätte Alles eher erwartet, als von einem Lavater eine öffentliche Aufforderung. .... Was hat Sie bewegen können, mich wider meine Neigung, die Ihnen bekannt war, aus dem Haufen hervorzuziehen und auf einen öffentlichen Kampfplatz zu führen, den ich so sehr gewünscht, nie betreten zu dürfen? Und wenn Sie auch meine Zurückhaltung einer bloßen Furchtsamkeit oder Schüchternheit zugeschrieben haben, verdient eine solche Schwachheit nicht die Nachsicht und die Verschonung eines jeden liebreichen Herzens?" [3])

Was nun die Zumuthung selbst betrifft, so erklärte er, daß er seine Religion nicht erst seit gestern zu untersuchen angefangen. „Die Pflicht, meine Meinungen und Handlungen zu prüfen, habe ich gar frühzeitig erkannt, und wenn ich von früher Jugend an meine Ruh- und Erholungsstunden der Weltweisheit und den schönen Wissenschaften gewidmet habe, so ist es einzig und allein in der Absicht geschehen, mich zu dieser so nöthigen Prüfung vor-

[1]) Stern, a. a. O. 78.

[2]) Berlin, Nicolai, 1770. (32 S.) Schr. III, 37—49.

[3]) Schr. III, 39 f.

zubereiten. Andere Bewegungsgründe kann ich hierzu nicht gehabt haben. In der Lage, in der ich mich befand, durfte ich von den Wissenschaften nicht den mindesten zeitlichen Vortheil erwarten. Ich wußte gar wohl, daß für mich ein glückliches Fortkommen in der Welt auf diesem Wege nicht zu finden sei. Und Vergnügung? O mein werthgeschätzter Menschenfreund! Der Stand, welcher meinen Glaubensbrüdern im bürgerlichen Leben angewiesen worden, ist so weit von aller freien Uebung der Geisteskräfte entfernt, daß man seine Zufriedenheit gewiß nicht vermehrt, wenn man die Rechte der Menschheit von ihrer wahren Seite kennen lernt. Ich vermeide auch über diesen Punkt eine nähere Erklärung. Wer die Verfassung kennt, in welcher wir uns befinden, und ein menschliches Herz hat, wird hier mehr empfinden, als ich sagen kann.

Wäre nach diesem vieljährigen Forschen die Entscheidung nicht völlig zum Vortheile meiner Religion ausgefallen, so hätte sie nothwendig durch eine öffentliche Handlung bekannt werden müssen. Ich begreife nicht, was mich an eine, dem Ansehen nach so überstrenge, so allgemein verachtete Religion fesseln könnte, wenn ich nicht im Herzen von ihrer Wahrheit überzeugt wäre. Das Resultat meiner Untersuchungen mochte sein, welches man wollte, sobald ich die Religion meiner Väter nicht für die wahre erkannte, so mußte ich sie verlassen. Wäre ich im Herzen von einer andern überführet, so wäre es die verworfenste Niederträchtigkeit, der innerlichen Ueberzeugung zum Trotz, die Wahrheit nicht bekennen zu wollen. Und was könnte mich zu dieser Niederträchtigkeit verführen? Ich habe schon bekannt, daß in diesem Falle Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit mich denselben Weg führen würden.

Wäre ich gegen beide Religionen gleichgültig und verlachte oder verachtete in meinem Sinne alle Offenbarung, so wüßte ich gar wohl, was die Klugheit räth, wenn das

Gewissen schweigt. Was könnte mich abhalten? Furcht vor meinen Glaubensgenossen? Ihre weltliche Macht ist allzu geringe, als daß sie mir fürchterlich sein könnte. Eigensinn? Trägheit? Anhänglichkeit an gewohnte Begriffe? Da ich den größten Theil meines Lebens der Untersuchung gewidmet, so wird man mir Ueberlegung genug zutrauen, solchen Schwachheiten nicht die Früchte meiner Untersuchungen aufzuopfern. Sie sehen also, daß ohne aufrichtige Ueberzeugung von meiner Religion der Erfolg meiner Untersuchung sich in einer öffentlichen Thathandlung hätte zeigen müssen. Da sie mich aber in Dem bestärkte, was meiner Väter ist, so konnte ich meinen Weg im Stillen fortwandeln, ohne der Welt von meiner Ueberzeugung Rechenschaft ablegen zu dürfen. ... Ich bezeuge hiermit vor dem Gott der Wahrheit, Ihrem und meinem Schöpfer und Erhalter, bei dem Sie mich in Ihrer Zuschrift beschworen haben, daß ich bei meinen Grundsätzen bleiben werde, so lange meine Seele nicht eine andere Natur annimmt.“ [1])

Nachdem Mendelsohn nun dargelegt, daß das Judenthum eine Propaganda für die Verbreitung seiner Lehre nicht allein nicht gestattet, sondern sogar verbietet, wirft er zum Schluß seines Antwortschreibens einen Blick auf die ihm dedicirte, zur Bekehrung empfohlene Bonnet'sche Schrift selbst. Nicht genug wundern kann er sich, daß Lavater diese Schrift für hinlänglich hielt, einen Menschen von seinen Grundsätzen zu überzeugen; er bekennt ihm, daß er so manche Vertheidigung der christlichen Religion von Deutschen gelesen habe, die weit gründlicher und philosophischer gewesen, daß die meisten Hypothesen Bonnet's auf deutschem Grund und Boden gewachsen seien, ja daß er mit denselben Gründen, womit Bonnet das Christenthum beweiset, jede Religion ver-

[1]) Schr. III, 40 ff.

theidigen wolle.[1] „Wenn darauf gedrungen wird, so schließt Mendelssohn, so muß ich die Bedenklichkeiten aus den Augen setzen und mich entschließen, in Gegenbetrachtungen meine Gedanken über des Herrn Bonnet Schrift und die von ihm vertheidigte Sache öffentlich bekannt zu machen. Ich hoffe aber, daß Sie mich dieses unangenehmen Schrittes überheben und lieber zugeben werden, daß ich in die friedsame Lage zurückkehre, die mir so natürlich ist. Ich möchte nicht gerne in Versuchung kommen, aus den Schranken zu treten, die ich mir mit so gutem Vorbedachte selbst gesetzt habe.“[2])

Dieses vom 12. December 1769 datirte Schreiben überführte Lavater vollständig, daß er gefehlt, daß das Dringende und Unbedingte seiner Aufforderung für alle Zeiten ein Fehler bleiben würde. Er fand in diesen wenigen Blättern Gesinnungen, die ihm Thränen aus den Augen lockten; es schmerzte ihn, daß er dem edelsten Menschen wider seine Absicht Verdruß verursacht hätte, und in seinem Antwortschreiben[3]) beschwor er ihn vor dem ganzen Publikum, ihm das Allzudringende, das Fehlerhafte in seiner Zuschrift zu verzeihen. Mit seiner Antwort vom 14. Februar 1770, welche er mit einem Privatschreiben Mendelssohn im Manuscripte zuschickte, damit dieser nach Belieben ändern, streichen und hinzusetzen könnte, hoffte er den Vorhang vor dem Publikum fallen zu lassen. Diesen Wunsch hatte auch Mendelssohn noch vor Empfang der Antwort in seinem Briefe vom 10. Februar zu erkennen gegeben. „Glauben Sie mir, mein Herr, heißt es in diesem Briefe, es ist unser Beider unanständig, ein Spiel der Anekdotenkrämer zu werden, und durch öffentliche Streitschriften dem

[1]) Schr. III, 47 f. [2]) III, 49.

[3]) Antwort an den Herrn Moses Mendelssohn zu Berlin von Johann Caspar Lavater. Nebst einer Nacherinnerung von Moses Mendelssohn. Berlin, Nicolai, 1770. (68 S.) Schr. III, 51—78.

müßigen Theil des Publikums einen Zeitvertreib, dem Einfältigen ein Aergerniß und dem Feinde alles Guten eine boshafte Freude zu machen. Meine aufrichtige Meinung, mein Herzenswunſch iſt, wir ſuchen uns, ſo gut wir können, aus der Schlinge zu ziehen, in welche wir gerathen ſind. Laſſen Sie die Wahrheiten, welche wir gemeinſchaftlich erkennen, erſt ausgebreitet genug ſein, alsdann wollen wir den Streit über die Punkte, die uns trennen, mit deſto größerm Eifer fortſetzen.“ [1])

Auf Vermittlung Zollikofer's in Leipzig war die Sache zwiſchen Mendelsſohn und Lavater ſehr bald beigelegt. Jener begleitete das Antwortſchreiben des Diaconus mit ſeinen „Nacherinnerungen“, die in dem ſeltſamen, aus zwei Geiſtlichen, einem Buchhändler und einem Juden beſtehenden Concilium verfaßt wurden, und aller Streit hatte ein Ende. Sie ſchieden als wahre Freunde. „Kommen Sie!“ ruft Mendelsſohn ſeinem Beleidiger in einem Schreiben vom 9. März 1770 zu, „wir wollen uns in Gedanken umarmen! Sie ſind ein chriſtlicher Prediger und ich ein Jude! Was thut Dieſes? Wenn wir dem Schaafe und dem Seidenwurme wiedergeben, was ſie uns geliehen haben, ſo ſind wir Beide *Menſchen*. Wir wollen uns einander aufrichtig alle Unruhe vergeben, die wir uns wechſelsweiſe gemacht haben.“ [2])

„Ja herzlich, herzlich umarme ich Sie!“ hallt es ihm aus Lavater's Schreiben entgegen. „Nun von den alten Sünden kein Wort mehr! Aber aufs Neue biete ich Ihnen Alles, meine ganze Seele an, wenn Etwas für Ihr Vergnügen, Ihre Glückſeligkeit in allen meinen Beſitzungen außer mir und in mir vorhanden wäre.“ [3])

„Das kleine Vorſpiel iſt geendiget“, konnte Mendelsſohn mit Recht im März 1770 ſagen; aber der eigentliche

[1]) Schr. III, 83. [2]) III, 88. [3]) III, 95.

Kampf, die lange Reihe von Unruhen und Bekümmernissen, denen er beim Beginn entgegensah, nahm erst jetzt recht eigentlich den Anfang.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Bonnet.

Bonnet, der Verfasser der „Palingenesie“ und die erste Ursache des Streites, war auch der erste, welcher sich, allerdings nicht ohne Grund, daran betheiligte. Höchst unzufrieden mit dem unklugen Schritte seines Landsmannes, glaubte er dem Gekränkten, dessen edeln Charakter er durch einen Abbt hatte rühmen hören und schätzen lernen, es um so eher schuldig zu sein, ihm in einem Briefe sein Bedauern auszudrücken, als er in dem Antwortschreiben an Lavater Aeußerungen über sein Werk fand, auf die er nicht schweigen zu dürfen glaubte.

Es schwebte über diesen Lavater-Mendelssohn'schen Streit von dem ersten Beginn an etwas Dämonisches, das man gewöhnlich Unglück nennt. Mendelssohn war Bonnet gegenüber von aller Unbedachtsamkeit nicht frei geblieben. Da er nicht anders vermuthete, als daß dieser dem Uebersetzer seine Zustimmung zu der Aufforderung gegeben habe, so suchte er in seinem Schreiben auch den Verfasser der „Palingenesie“ gleichzeitig abzufertigen. Erst durch einen Brief des Diaconus vom 26. December 1769 wurde er vom Gegentheil überführt. Da war aber die Antwort schon mehr als zehn Tage auf dem Wege nach Zürich und das „etwas dreiste“ Urtheil über Bonnet's Werk konnte nicht mehr zurückgenommen werden. Hätte er vorher gewußt, daß Bonnet die Aufforderung nicht billige, er hätte

gewisse Stellen, die diesen trefflichen Schriftsteller angingen, anders abgefaßt. Er fühlte sich von dem Verfasser und Uebersetzer des ihm dedicirten Buches tief verwundet und äußerte in seinem Schmerze auch gegen den erstern weniger Bescheidenheit als er dem Verdienste desselben schuldig war. [1])

Mendelssohn, der so wenig Anlage zum eigentlichen Polemiker hatte, bat Bonnet in einem ausführlichen Schreiben vom 9. Februar 1770 inständigst um Verzeihung. Er erklärte und betheuerte ihm, daß es am wenigsten seine Absicht gewesen wäre, durch die Aeußerung, die meisten seiner philosophischen Sätze seien deutschen Schriftstellern entlehnt, ihn eines Plagiats zu beschuldigen. Dankend nahm er das ihm verehrte Exemplar der „Palingenesie" an, versprach, das Werk nochmals in der Urschrift zu lesen, „wo ihn weder die Zueignungsschrift, noch die Noten des Uebersetzers verhindern würden, den rechten Gesichtspunkt zu treffen." „Und gesetzt, wir könnten am Ende über einige in Ihrer Untersuchung enthaltene Betrachtungen gar nicht zusammenkommen, so kenne ich Ihre unsterblichen Verdienste aus anderen philosophischen Werken zu sehr, um jemals aufzuhören, Ihr fleißiger Leser und Bewunderer zu sein."

„Mit unaussprechlicher Freude, so schließt der Brief, nehme ich übrigens Ihre Freundschaft an, die Sie mir so großmüthig anbieten. Sie ist das köstlichste Geschenk, das ein Sterblicher mir machen kann, und ich kann Ihnen, ohne Ihrer Bescheidenheit zu nahe zu treten, nicht ausdrücken, wie sehr ich Ihnen für diese Großmuth verbunden bin. Habe ich bisher dem Herrn Lavater den Verdruß aufrichtig vergeben, den er mir verursacht hat, so muß ich ihm nunmehr den verbindlichsten Dank dafür wissen, denn seine Ueber-

[1]) Schr. III, 83, 114.

eilung hat mich so glücklich gemacht, mich den Freund eines Bonnet's nennen zu dürfen." [1])

Wie benahm sich aber der neue Freund, der so großmüthig die Freundschaft ihm angetragen hatte? Er fühlte sich von dem liebenswürdigen Schreiben Mendelssohn's bis zu Thränen gerührt, erblickte in demselben das treue Bild seines Geistes und Herzens, versicherte, daß es in der Republik der Wissenschaften nicht zwei Männer gebe, die der Polemik feindlicher wären als der neue Phädon und er. Nicht mit Worten kann er dem Publikum ausdrücken, wie er den tugendhaften Phädon liebe, [2]) und — ohne sich Etwas von dem Briefwechsel und dem ganzen Vorfalle merken zu lassen, sucht er in einer neuen im Juni 1770 erschienenen Ausgabe der „Palingenesie" Mendelssohn zu widerlegen. Er apostrophirt ihn, wie Mendelssohn selbst sich ausdrückt, in dieser neuen Ausgabe geradezu bei allen Gelegenheiten, ja er datirt die Vorrede derselben so früh, daß die Leser nothwendig glauben mußten, „der Berliner Jude habe seine Armseligkeiten aus den Anmerkungen des Herrn Bonnet ausgeschrieben". Heißt das nicht die Waffen wider einen Unbewaffneten brauchen? [3])

Dieses Betragen muß einen peinlichen Eindruck auf alle Diejenigen machen, welche den „Weisen von Genthod" nur aus den begeisterten Schilderungen seiner Jünger, eines Matthisson oder Johann von Müller, kennen. Mendelssohn brachte es außer aller Fassung; weder er noch seine Freunde konnten sich einen so versteckten Angriff und eine so offenbare Heuchelei erklären. Nicolai mag von den Briefen gar nichts sagen. Ganz aufrichtig und gerade hatte der Genfer gegen Moses nicht gehandelt; er mochte gedacht haben, gegen einen Juden könne man sich schon Etwas erlauben. [4]) Mit noch größerer Entrüstung schreibt Lessing

[1]) Schr. III, 123. [2]) III, 124 ff. [3]) III, 99. [4]) V, 227.

über Bonnet's Benehmen, dessen Briefe Mendelssohn ihm zugeschickt hatte.[1] „Der Name Bonnet ist mir so ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Abt Jerusalem den Umstand von der Antedatirung der Vorrede zu der neuesten Ausgabe seines Buches zu erzählen. Der Abt sagte zu verschiedenen Malen: das ist nicht artig. Und ich antwortete dem Abt jedesmal: es ist mehr als nicht artig, es ist niederträchtig. Sie sind wahrlich verbunden, wenn Sie nicht gegen das andere Extremum des kleinen Schleichers ausschweifen wollen, den Umstand bekannt zu machen.“[2]

Vor der Hand schwieg Mendelssohn noch, aber er entschloß sich jetzt doch, so ungern er auch daran ging, seine Betrachtungen über Bonnet's „Palingenesie“ auszuarbeiten und „in das große Wespennest zu stören“.[3] Viele schmerzliche Stiche hatte er schon davon getragen; von allen Seiten stürmte man auf ihn los.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Kölbele und Consorten.

„Mich hielten“, schreibt Mendelssohn am 30. März 1770 einem Freunde in Prag, „vielfache Beschäftigungen, und ganz besonders der religiöse Streit, in welchen ich mit einem christlichen Theologen gerathen bin — immer habe ich dieses gefürchtet und es ist jetzt eingetroffen — vom Schreiben ab. Ich gebrauchte stets die größte Vorsicht, religiöse und dogmatische Streitigkeiten zu meiden, da sie

[1] V, 187. [2] V, 190.
[3] Lessing's Werke, XII, 226.

ja zu nichts führen, wie wir es öfter aus so manchen derartigen Parteikämpfen zur Genüge ersehen. . . . . Nachdem ich nun dem übereilten Theologen sein Sendschreiben öffentlich beantwortet, bestürmen mich seine Glaubensgenossen von allen Seiten; die Einen greifen mich in heftigen und ungestümen, die Andern in sanften und schmeichlerischen Worten an; die Einen lachen, die Anderen spotten, denn das ist ihre Weise; jedenfalls aber belästigen mich ihre Worte und Träumereien, und machen mir viel zu schaffen.“ [1])

Eine ganze Menge neidischer streitsüchtiger Naturen freute sich herzlich, endlich Gelegenheit gefunden zu haben, mit dem von ganz Deutschland gefeierten Berliner Juden einmal zusammenstoßen zu können.

Die immer auf Streit und Zank lauernden Recensenten und Zeitungsschreiber machten sich zuerst über das Antwortschreiben Mendelssohn's her. Ein Gesinnungsgenosse des aus seinen Kämpfen mit Lessing genugsam bekannten Hamburger Hauptpastors beurtheilte es in der „Hamburgischen Neuen Zeitung“ [2]) und verdrehte in der alleinigen Absicht, den Juden in ein falsches Licht zu stellen, Mendelssohn's Worte in so perfider Weise, daß dieser nicht schweigen durfte. Er erließ auch wirklich am 10. Januar 1770 eine Erwiderung. [3])

Noch ärger als einige andere Recensenten, welche gegen Mendelssohn Partei ergriffen, trieb es ein vom Frankfurter

---

1) Schr. VI, 444 f.; vgl. III, 105.

2) „In der neuen Zeitung No. 2 hat man Moses Gedanken ganz verstellt. Moses hat sich deshalb beschwert. Ich schicke heute seinen Aufsatz an Dumpf (den Herausgeber der Zeitung); ich hoffe doch daß er ihn einrücken wird“, schreibt Nicolai an Lessing. (Lessing's Werke, XIII, 231.) Das Datum dieses Briefes (13. Juli 1770) kann unmöglich richtig sein, da Mendelssohn's Erwiderung schon in No. 11 der Zeitung (19. Januar 1770) eingerückt war.

3) Siehe Anhang No. 53.

Judenhaß genährter Doctor beider Rechte, Johann Balthasar Kölbele mit Namen.

Dieser ehrlose längst verschollene Mensch verfolgte Mendelssohn seit langer Zeit. Im Jahre 1765 griff er ihn in einem elenden Roman an, der unter dem Titel „Begebenheiten der Jungfer Meyern, eines jüdischen Frauenzimmers, von ihr selbst beschrieben" erschien. In demselben Jahre veröffentlichte er aus Neid, daß der Jude von der Berliner Akademie den Preis erhalten hatte, eine flüchtige Vergleichung zwischen der Weltweisheit und Meßkunde, wobei zugleich die über die Berlinische Preisfrage von der metaphysischen Evidenz herausgekommenen Schriften kürzlich beurtheilt wurden, und schickte diese Abhandlung mit einem französischen Briefe Mendelssohn zu; es war ein abgeschmackter Bekehrungsversuch. Mendelssohn hielt es für das Beste, nicht zu antworten. Kaum war der „Phädon" erschienen, so versprach Kölbele einen „Antiphädon"; der wurde aber sobald nicht fertig. Jetzt drängte er sich auch in diese Streitigkeiten. Mit wahrer Gier fiel dieses „Ehrenmitglied der Königlich Groß-Britanischen deutschen Gesellschaft in Göttingen" über Mendelssohn und sein Schreiben an Lavater her. „Roheres und Pöbelhafteres habe ich von einem kranken Christen, dessen Krankheit notorisch ist!! noch nicht gelesen!" versichert Lavater, der sich Freundschaft und Briefwechsel des Doctors verbat. [1]) Er schimpft und schmähet, beleidigt auf jeder Seite seines „Schreibens an den Herrn Moses Mendelssohn über die Lavaterische und Kölbelische Angelegenheiten." [2]) Er weiß, freilich nicht in seinem Namen, nur nach der „Möglichkeit", die sich ein „Weltkenner" vorstellet, die zeitlichen Vortheile herzuzählen, die Mendels-

[1]) Schr. III, 95.

[2]) Frankfurt a. M. 1770. (48 S.) Das Schreiben ist datirt vom 26. Hornung 1770.

sohn an seine Religion fesseln: „eine gute Besoldung als Comtoirschreiber bei reichen Juden, so manche Nebenvortheile der Comtoirschreiber, und noch vielleicht ein Gewinnchen von einer jüdischen Handlungsgesellschaft“; er weiß warum er von seinen „professormäßigen Wissenschaften“ keinen Gebrauch macht, „denn was sind die jährlichen kleinen Einkünfte eines Professors der Weltweisheit oder der schönen Wissenschaften gegen die Vortheile eines Comtoirschreibers?“ [1]) Herr Kölbele scheint überhaupt, wie Mendelssohn äußert, von der gemeinen Achtung gar keinen Begriff zu haben, die man dem geringsten Menschen schuldig ist. Mit der äußersten Verachtung spricht er von den vornehmsten und berühmtesten Männern der jüdischen Nation; ihm gilt Maimonides nichts gegen Eisenmenger und ähnliche Creaturen.

Zu solchen Schmähungen lächelte Mendelssohn; ein Kölbele konnte ihm seine Ruhe nicht nehmen.

„Cerberus heißeres
Bellen scheuchet Dir vom Antlitz die lächelnde
Sanftmuth nie; steigt sein Odem
Ihm vom Rachen gleich giftesvoll,
Deinem ewigen Ruhm raubt er den Glanz doch nie“

singt der polnische Jude Isachar Falkensohn Behr in seiner Ode „An Herrn Mendelssohn“ [2]) (den 15. April 1770) und bezeichnet in diesen wenigen Worten treffend das Gebahren des Frankfurter Gegners.

Mendelssohn war übrigens doch herablassend genug, diesen Kölbele, „der ein Thor ist und bloß Verachtung verdient“ [3]), einer kurzen Antwort zu würdigen. Er verspricht dem Doctor beider Rechte, daß er allenfalls hart auf ihn zustoßen, nie aber mit ihm zusammenstoßen könnte,

---

[1]) S. 10 ff.

[2]) Gedichte von einem polnischen Juden (Mitau 1772), 68.

[3]) Lessing's Werke, XIII, 216.

und gibt seinen Lesern die Versicherung, daß er in diesem Streite nichts mehr schreiben würde. „In dieser Angelegenheit mögen Aufforderungen, Zumuthungen, Angriffe, Widerlegungen herauskommen, von wem man will, so viel man will, so höflich oder unhöflich man will, ich werde nicht eher antworten, als bis ich glauben werde, meine Zeit nicht nützlicher anwenden zu können.“ [1])

Und was für ärgerliches Gewäsch kam nicht noch mit jeder Messe heraus! Die Saite, die nur einmal ganz leise berührt war, „schwirrte, wie Mendelssohn sich ausdrückt, eine Zeit lang im Publikum nach und wurde nun von plumpen Fingern bis zum Zerreißen geschlagen.“ [2])

Der Pastor Hesse zu Benneckenstein am Harz trat mit „Anmerkungen über Mendelssohn's Schreiben an Lavater“ [3]) hervor und sandte es ihm nebst einem Privatbriefe durch den reichen Daniel Itzig. [4]) Er verherrlichte das Christenthum; er schrieb nach seiner Ueberzeugung. Da er sich in den Schranken der Mäßigkeit hielt, so erwiderte Mendelssohn seinen Brief und hätte sogar einige der Anmerkungen nicht unbeantwortet gelassen, wenn das Schriftchen ihm einige Wochen früher in die Hände gekommen wäre. [5])

Wir wollen alle die Schriften und Schriftchen, welche in dem Lavater-Mendelssohn'schen Streit an die Oeffentlichkeit traten, unseren Lesern nicht vorführen. Von ihnen gilt, was ein ungenannter Vertheidiger Mendelssohn's in dem holprigen Vers ausdrückt:

So streiten unstudirte Velten
Um Sachen, die sie nicht verstehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren sollten erst zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!

---

1) Schr. III, 78. 2) III, 97.

3) Schreiben des Herrn Mendelssohn in Berlin an den Herrn Diaconus Lavater zu Zürich; nebst Anmerkungen über dasselbe. Halle 1770. 4) Schr. V, 513. 5) V, 513—515.

Die ſtreiten dialectiſch ſchön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die ſie ganz verſtehn,
Und fehlen ihres Weges ſelten,
Weil ſie den Weg der Schule gehn;
Denn da läßt ſich kein Irrlicht ſehn.

Da ſchrieb der Eine einen Bogen voll Gedanken „über die Zumuthung des Herrn Lavater", [1]) und wies nach, daß Mendelsſohn ein Jude bleiben müſſe; der Andere ſtellte Betrachtungen über das Schreiben Mendelsſohn's an; der Dritte erließ ſich in Reflexionen; der Vierte kleidete ſeinen Judenhaß in Briefen ein: Alle trugen den Stempel der Gehäſſigkeit an ſich. [2]) Der Doctor beider Rechte aber wurde von Niemand übertroffen.

[1]) Gedanken über die Zumuthung des Hrn. Diaconus Lavater an Herrn Mendelsſohn ein Chriſt zu werden, in einem Schreiben eines guten Freundes an einen andern. Hamburg 1770. (16 S.)

[2]) Reflexions d'un étranger de la communication catholique sur la lettre de Mr. Mendelssohn à Mr. Lavater, Berlin 1770. (16 S.)

Freimüthige Gedanken über Moſes Mendelsſohn's Sendſchreiben an Lavater, an einen Freund in Sachſen.

Betrachtungen über das Schreiben des Hrn. Mendelsſohn an den Diaconus Lavater zu Zürich. Leipzig 1770. (32 S.)

Unter dem Titel: Lettres Juives du celebre Mendels-Sohn, Philosophe de Berlin avec les Remarques et Reponses de Mr. le docteur Kölbele et autres savants hommes (Francfort et La Haye [Aux Depens de la Compagnie] 1771) (368 S.) erſchienen in franzöſiſcher Ueberſetzung:

Mendelsſohn's Schreiben an Lavater, Lavater's Antwort an Mendelsſohn, nebſt Nacherinnerungen;

Bemerkungen des Paſtor Heſſe (Siehe S. 205 Note 3.)

Kölbele's erſtes und zweites Schreiben an Mendelsſohn;

Betrachtungen über das Schreiben des Herrn Mendelsſohn.

Ferner iſt in dieſer Sammlung enthalten:

Autre Lettre concernant Mr. Mendelssohn;

Remarques Diverses sur le Judaisme Philosophique de Mr. Mendelssohn;

Courte Demonstration que la Religion Chrétienne est visiblement divisé.

Der verächtliche Ton, in welchem sich Mendelssohn in den „Nacherinnerungen zu Lavater's Antwort" über ihn ausgelassen hatte, steigerte seine Wuth aufs Höchste. Er hatte dem „wirklich geliebten Manne" noch vieles zu sagen und stellte sich in einem „Zweiten Schreiben an Herrn Moses Mendelssohn, insonderheit über den ehemaligen Mendelssohnischen Deismus" [1]) wiederholt an den Pranger. Recht nach Jesuiten-Art greift er jetzt aus den früheren Schriften Mendelssohn's, aus den „Briefen über die Empfindungen", den „Philosophischen Gesprächen", aus dem „Phädon" einzelne Stellen aus dem Zusammenhang auf, aus denen dieser Mensch, „der als Deiste die Universität verließ, dann wieder aus wahrer Ueberzeugung zum Christenthum überging", [2]) sophistisch herausklügelte, daß der „geliebte Jude" ein Deist sei und den wahren Glauben an Offenbarung nicht kenne.

Von dieser Schrift, in der sich Gehässigkeit und Verleumdungssucht klar aussprachen, wandten sich alle Bessergesinnten mit Verachtung; nur die Gesinnungsgenossen des „Doctors beider Rechte" und — einige frömmelnde Juden labten sich an seinen Schmähungen, besonders letztere freuten sich, es einmal „schwarz auf weiß" zu haben, daß ihr „neumodischer" Glaubensgenosse als Deist und wie die liebenswürdigen Prädicate, die sie ihm beilegten, sonst lauten, öffentlich verschrien sei.

Mendelssohn schwieg. „Ich würde es mir sehr verdenken", heißt es in einem Briefe an seinen Freund und Verwandten Elkan Herz in Leipzig vom 23. Juli 1771, „wenn ich mit Kölbele ferner Zeit verderben sollte. Rechtschaffene Leute sind nicht damit zufrieden, daß ich ihm das erste Mal geantwortet habe. Hinsichtlich Solcher heißt es:

---

[1]) Frankfurt a. M. 1770 (132 S.), datirt vom 14. Heumonat 1770.

[2]) Zweites Sendschreiben, 46.

Antworte dem Thoren nicht in seiner Thorheit! Seine Beschuldigungen sind so unverschämt und seine Beweise so dumm, daß ich mich schämen würde, darauf zu antworten. Sie sagen, viele unserer Glaubensgenossen könnten ihm Glauben geben. Lieber Herr Elkan! Ueber die Kölbele unserer Glaubensgenossen moquire ich mich herzlich, denn ein vernünftiger Mensch muß die Albernheit dieses unverständigen Schwätzers gar bald einsehen." [1])

Ließen sich auch einige Stimmen triumphirend vernehmen, Mendelssohn könne auf einen solchen kölbelischen Angriff nicht erwidern, so verharrte er dennoch in einem ihn nur ehrenden Stillschweigen. „Wer die Absicht, mich zu reizen, so deutlich merken läßt, der soll Mühe haben, sie zu erreichen." [2]) Er hatte „das Glück oder den Eigensinn, bei solchen Zunöthigungen gleichgültig zu bleiben."

„Aber was ist denn das für ein neuer Angriff", fragte Lessing am 9. Januar 1771 an Mendelssohn, „der in den Jenaischen Zeitungen von Lavater auf Sie geschehen? Ich lese diese Zeitung nicht und habe sie auch in ganz Braunschweig nicht auftreiben können; haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden." [3])

Dieses Zeitungsblatt hat Lessing in der That nicht ohne herzlichen Verdruß lesen können. Ein vorschneller Mensch hatte Lavater den übeln Dienst erwiesen, gerade zur Zeit daß sein Bekehrungsversuch so viel Aufsehen machte, aus seinem lateinischen Reiseberichte die Stelle Moses Mendelssohn betreffend, welche ihm, Gott weiß wie, in die Hände gekommen war, in die damals in Jena herauskommende gelehrte Zeitung [4]) einzurücken. Es kann nichts ungereimter sein als dieser Bericht. Lavater hatte in Mendelssohn Alles gesehen, was

---

[1]) Anhang No. 9; vgl. Anhang No. 7.
[2]) Schr. III, 98. V, 505. [3]) V, 189, 187.
[4]) 1770, 82. Stück; vgl. Schr. III, 98.

er in ihm sehen wollte, sogar, daß dieser einen geistigen Messias erwartete. Allen denjenigen, die Mendelssohn's Gesinnungen und Denkart nur einigermaßen kannten, mußte dieses allerdings lächerlich erscheinen.[1]) Er erkannte sich weder in dem ungeheuren Lobe, das ihm gespendet, noch in den Meinungen, die ihm zugeschrieben wurden. Jenes überstieg so sehr alle Grenzen, „daß wohl Jedermann ein Merkliches auf die Rechnung der Freundschaft und der Begierde eines jungen Menschen, etwas Außerordentliches auf seiner Reise gesehen zu haben, setzen mußte." Aber die Meinungen? „Ich erkenne sie schlechterdings nicht für die meinigen", schreibt er nicht ohne Unwillen an Lavater am 4. December 1770, „denn sie widersprechen theils meinen Religionsbegriffen und theils meinen philosophischen Grundsätzen, und ich glaube im Gewissen verbunden zu sein, mir öffentlich keine Meinungen zuschreiben zu lassen, die ich nicht habe. Ich erwarte nächstens Ihre gütige Antwort und würde es mich unendlich freuen, wenn diese Beschreibung entweder ganz untergeschoben oder wenigstens zum Theil verfälscht wäre, damit ich der Nothwendigkeit überhoben sein möge, diese so schwierige Stelle nochmals zu berühren."[2])

Lavater wollte von dem Aufsatze nichts wissen, er bezeugte vor dem Allwissenden, daß er nicht den mindesten Antheil an der Publication habe, auch nicht errathen könne, wie „der Aufsatz auf Jena gekommen" sei. Er that, was die Pflicht und Redlichkeit von ihm forderten; in derselben „Jenaer gelehrten Zeitung" erklärte er: „Ich kann mein Befremden über die Publication nicht lebhaft genug ausdrücken. Ich hatte den Schritt gegen Herrn Mendelssohn selbst öffentlich als übereilt taxirt. Beinah hätte ich mir Vorwürfe gemacht, der Unterredung mit ihm auch nur in den allgemeinsten und, wie ich glaube, unverfänglichsten Ausdrücken Er-

[1]) Schr. V, 227. [2]) III, 99.

wähnung gethan zu haben — und jetzt erdreistet sich eine fremde Hand ohne all mein Wissen, einen verjährten, jugendlichen Privataufsatz, der nicht einmal von mir, sondern von einem meiner ehemaligen Reisegefährten verfaßt worden ist, als meine Arbeit an das Licht zu setzen! Ich sehe nicht, wer das Recht hat, eines lebenden Verfassers Manuscripte, zumal solche, die persönliche Urtheile, welche von wichtigen Folgen sein konnten, enthalten, ohne sein Wissen dem Publikum aufzudringen." [1])

Mendelssohn, froh der Nothwendigkeit einer Antwort überhoben und des unerquicklichen Streites endlich einmal los zu sein, beruhigte sich bei dieser Erklärung zum großen Verdruß Lessing's, der erwartet hatte, „er würde es doch nicht wiederum nach einem so hämischen Schlage mit einem verrätherischen Streicheln hinterher gut sein lassen wollen." [2])

Mendelssohn war eine zu irenische Natur und bewahrte Ruhe und Stillschweigen, wenn nicht die äußerste Nothwendigkeit ihn zur Vertheidigung antrieb. Wie ganz anders würden die Funken gesprüht haben, wenn sich ein Lavater an Lessing gewagt hätte?

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Vertheidiger.

In diesem ein volles Jahr und darüber währenden Kampfe stand Mendelssohn ganz allein. Hatten sich auch die Bessergesinnten unter den christlichen Gelehrten gegen das Lächerliche, Anmaßende und Unkluge der Lavater'schen

---

1) Geßner, a. a. O. II, 32; Schr. III, 100 ff. V, 228.
2) Lessing's Werke, XII, 289.

Herausforderung ausgesprochen und gewünscht, Mendelssohn hätte vom Beginne an die Rolle eines Voltaire gespielt, auf die gegründeten und ungegründeten Spöttereien geantwortet: „Diesem Manne ist nichts heilig“,[1]) so trat doch Niemand öffentlich für ihn in die Schranken.

Freilich: der liebenswürdige Mann, der berühmte Verfasser des „Phädon“, der geschmackvolle Philosoph war ein Jude, — wie konnte man sich auch eines Juden annehmen! Wer hätte es auch wagen dürfen, in einer so brennenden Frage seine Meinung zu Gunsten des Juden abzugeben! Die aufgeklärten Theologen? Sie mußten für ihre Stellung fürchten, eine unvorsichtige Aeußerung hätte sie um ihr Brot gebracht. Sie begnügten sich, und schon das ist nicht so gering anzuschlagen, dem muthigen Kämpfer in Privatbriefen, gleichsam Condolationsschreiben, ihre Hochachtung zu versichern. Der Hofrath Michaelis in Göttingen gab sein „weises Urtheil“ über den Beschluß des Streites ab, und Mendelssohn dankte ihm dafür.[2]) Der Theologe Semler aus Halle richtete folgendes Schreiben an ihn:

„Hochgeschätzter Mann!

Ich bin zufrieden, wenn Sie bei der Erscheinung, die ich verursache, in die Verwunderung nur einige Genehmhaltung meiner dreisten Entschließung einfließen lassen. Vielleicht ziehe ich einen Theil von jener Aufmerksamkeit auf mich, welche viele gelehrte Zuschauer in Bewegung gesetzt hat, da Lavater Ihnen in einer viel bessern Gemüthsart etwas zuzumuthen scheint, woraus Leute einer gewissen Lage einen (sehr mittelmäßigen) Triumph erwarten. Wenn ich nicht andere Empfehlungen meines Lehrbegriffes und der daran hangenden großen Glückseligkeit hätte, als die ich alsdann ergreifen wollte, wenn Sie

[1]) Lessing's Werke XIII, 211, 231.
[2]) Schr. V, 504.

öffentlich ein Christ würden, so möchte ich der christlichen Religion wohl nicht viele Dienste leisten können. Ich habe ohne Zweifel nun den Unwillen einer großen Anzahl gereizt, aber ich freue mich, daß ich einsehe, es sei die Ehre, einem Menschen zur vernünftigen treuen Anwendung seiner Erkenntniß, zur deutlichen Ehre Gottes behilflich zu sein, von mir überaus wohlfeil erkauft, wenn ich auch zehn theologische Reputationen dabei verloren hätte." [1])

Das war von dem aufgeklärten Semler schon nicht wenig gewagt! Wer äußerte sich aber auch noch in ähnlicher Weise? Heyne in Göttingen wünschte, „den Herrn Lavater hinzugeben und den Herrn Mendelssohn zum Proselyten zu machen, welcher der Religion mehr Ehre bringen würde, als jener hitzige Eiferer." [2]) Der mit der freien Theologie sich brüstende Herder legte pfäffisch die Hand auf den Mund, und der apokryphische Hamann rieb sich seelensvergnügt die Hände und war auf den Ausgang gespannt, der seinen Erwartungen allerdings nicht entsprach. „Der Erfolg hat gezeigt", schreibt er noch acht Jahre nach Beendigung des Streites seinem „Herzensbruder" Lavater, daß „ein Mann wie Mendelssohn, der Mosen und die Propheten hat, Ihrem Bonnet überlegen sein mußte, und es war daher ziemlich abzusehen, daß Sie aus dem ganzen Handel nicht so rein abkommen konnten, als Ihr Widersacher." [3])

Weshalb ergriff aber Lessing nicht für seinen Freund Partei? Lessing hatte längst gewünscht, ihn einmal in eine theologische Fehde verwickelt zu sehen, denn er hoffte, daß sein Moses den christlichen Theologen einmal ordentlich die Wahrheit sagte. [4]) Dringend ersuchte er ihn,

[1]) Schr. I, 20; wir wissen nicht, woher dieser Brief genommen.

[2]) I, 20. [3]) Hamann's Schr. V, 275.

[4]) Als Mendelssohn in der „Epistel eines Layen" für den Verfasser des „Zweckes Jesu und seiner Jünger" ausgegeben wurde, schrieb Les-

mit aller möglicher Freiheit, mit allem nur erſinnlichen Nachdrucke zu antworten. „Sie allein dürfen und können in dieſer Sache ſo ſprechen und ſchreiben und ſind daher unendlich glücklicher, als andere ehrliche Leute, die den Umſturz des abſcheulichſten Gebäudes von Unſinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.“ [1]) Es iſt uns kein Geheimniß, wer die „andern ehrlichen Leute“ waren. Der ehrliche Leſſing wetzte eben in jener Zeit das Schwert, um das ganze glorreiche Lavater'ſche Chriſtenthum, die ganze heilige Orthodoxie, mit einem Streiche zu vernichten. Wie hätte man auch von Leſſing erwarten können, ſich mit einem Lavater allein einzulaſſen!

Dergeſtalt wäre Mendelsſohn ſich allein überlaſſen geblieben, wäre nicht ein Geiſtesverwandter des „Fragmentiſten“ noch gegen Ende des Kampfes herbeigeeilt, ihm Beiſtand zu leiſten. Dieſer treue Secundant iſt der anonyme Verfaſſer des kleinen „dienſtfreundlichen Promemoria's an die, welche den Herrn Moſes Mendelsſohn durchaus zum Chriſten machen wollen, oder ſich doch wenigſtens herzlich wundern, daß er es noch nicht geworden iſt.“ [2])

„Haben Sie das Promemoria geleſen, das in der letzten Meſſe herausgekommen?“ fragte Mendelsſohn im November 1771 ſeinen Freund Elkan Herz in Leipzig. „Ich kenne den Verfaſſer nicht, finde aber viele geſunde

---

fing an ſeinen Bruder Karl: „Vielleicht wird die Beſchuldigung allgemeiner, und ich werde herzlich lachen, wenn Moſes endlich gezwungen iſt, ſeinen ehrlichen Namen zu retten.“ Leſſing's Schr. XII, 512.

[1]) Schr. V, 189.

[2]) Ohne Druckort, 1771. (30 S.) Einzelnen Andeutungen nach zu ſchließen, wohnte der Verfaſſer in Hamburg; S. 10 heißt es: „Nach H.... zu gehen, iſt Mendelsſohn nicht zu rathen; dort könnte was paſſiren, wenn ihn ein G(ötze) an der Spitze ſeiner Gläubigen im Zorne anfähe.“

Vernunft darin.“ [1]) Wahrlich ein solcher Vertheidiger wiegt alle genannten Gegner auf! „Was soll das Geschrei an allen Ecken“, heißt es in dieser trefflichen Schrift, „gleich den Weinrufern, die für richtige Bezahlung, nach einer erlernten Formel, Abnehmer anlocken? Die Sache ganz von der Nähe betrachtet, bewegt zum Unwillen oder zum lauten Lachen. Halb Europa führte Krieg, aber zur Wiederherstellung des lieben Landfriedens ist kaum so viel geredet und geschrieben worden, als jetzt über die ganz unwahrscheinliche Bekehrung eines Berlinischen Juden. Wunder wäre es nicht, wenn dieser aus einem dem Menschen angebornen Hang zur Eigenliebe sich von nun als den Mittelpunkt aller gelehrten und sonderlich der theologischen Bemühungen ansähe. Doch solche Kleinigkeiten mögen ungerügt hingehen: laßt uns lieber unparteiisch prüfen, ob ein Anschein vorhanden sei, daß Moses Mendelssohn zur christlichen Kirche treten werde? Ohne vorzüglich starke Beweggründe wird er es nicht thun; zum Spaß ändert ein Weiser seine Meinung nicht in wichtigen Dingen. Die Mittel kommen hier nicht in Anschlag, man hoffe auf übernatürliche Wirkungen, auf den Dienst eines Pastors, auf das herzerschütternde Geschrei eines Autors, auf die Stärke dogmatischer oder polemischer Schriften; alles dies ist einerlei.“ [2])

Allen Ernstes ruft er den Theologen zu, denen es Wonne ist, Proselyten zu machen: „Ihr werdet unter den Christen Leute genug finden, die in Lehre und Wandel eurer Ermahnungen bedürfen, arbeitet erst an diesen, alsdann, wenn ihr ganz mit ihnen fertig seid, alsdann erst umziehet Land und Wasser, schreibt, ruft, ermahnet, aber

---

1) Anhang Nr. 10 a.
2) Promemoria, S. 6 f.

schimpfet nicht, sondern überzeuget, um neue Mitglieder zu erwerben, nur hütet euch, daß ihr aus ihnen nicht zwiefache Kinder der Hölle machet.“ [1])

Zuletzt nachdem die Waffen von allen Seiten längst gestreckt und der Friede vollends wieder hergestellt war, bot sich dem witzigen Lichtenberg in Göttingen eine erwünschte Gelegenheit, auf die Lavater-Mendelssohn'sche Streitigkeit einen hämischen Blick zu werfen und dem Züricher Schwärmer eins zu versetzen.

Zwei Juden hatten nämlich zu Ende des Jahres 1770 vom heiligen Lavater die Taufe empfangen. Es waren, wie Karl Lessing seinem Bruder meldet, liederliche Leute, die durch nichts zu dem Religionswechsel geführt wurden, als durch ihre Armuth; „einen Schwärmer, wie Lavater, zu hintergehen, waren sie noch zu feine Werkzeuge gewesen.“ [2]) Lavater schwelgte in Glückseligkeit; er meinte in seinem Eifer, die ganze liebe Judenheit würde dem Beispiele dieser schändlichen ihn betrügenden Creaturen folgen. Aus diesem seligen Traume weckte ihn nun Lichtenberg durch die Schrift: „Timorus, das ist, Vertheidigung zweier Israeliten, die, durch die Kräftigkeit der Lavater'schen Beweisgründe und der Göttinger Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben, von Konrad Photorino, der Theologie Kandidaten“, [3]) in welcher dieser seine satyrischen Pfeile gegen den Diaconus richtete, „der sich im Geiste die Stütze der christlichen Kirche und den unsterblichen Bekehrer Mendelssohn's nennen hörte.“ Statt solche Dinge zu unternehmen, rieth ihm Lichtenberg, „lieber zu seiner eigenen höchst nöthigen und nicht lange mehr aufzuschiebenden Cur ein weltliches Buch zu lesen“, denn er hätte sich „durch sein

[1]) Promemoria, 26.

[2]) Lessing's Schr. XII, 294, XIII, 304.

[3]) Berlin (Göttingen) 1773; vermischte Schriften (Göttingen 1844), III, 79 ff.

langes Gucken in die Ewigkeit die Augen ganz für den zeitlichen Horizont verdorben.“ [1])

Dieſes war, ſeiner Anſicht nach, das rechte Mittel, Mendelsſohn und andere ſeines Gleichen vor Lavater'ſchen Zumuthungen in Zukunft zu ſchützen.

Dieſer Bekehrungsverſuch, welcher auch ſpäter mehr als einmal wiederholt wurde, war nicht allein von weſentlichſtem Einfluß auf Mendelsſohn's Leben und Geſundheit, ſondern veranlaßte ihn, auch ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit eine andere Wendung zu geben. Gewiſſensbiſſe folterten ihn, daß er in den bisher veröffentlichten Schriften ſeiner Religion auch mit keiner Silbe erwähnt hatte, er klagte ſich ob dieſes Schweigens eines Vergehens gegen das Judenthum und die Juden an. Und in der That hätte Lavater die Zumuthung vielleicht gar nicht gewagt, wenn Mendelsſohn nicht von jeher verſäumt hätte, ſeine unverbrüchliche Treue, ſeine innige Anhänglichkeit an ſeine Religion öffentlich an den Tag zu legen. Nunmehr holte er das Verſäumte nach. Der Wunſch, ſein philoſophiſches Syſtem weiter auszubauen, wich der unabweisbaren Nothwendigkeit, für das Judenthum und ſeine Bekenner aufzutreten, für ſeine Glaubensgenoſſen thätig zu ſein.

Ehe wir ihn jedoch von dieſer neuen Seite kennen lernen, müſſen wir einen Blick auf ſeine perſönlichen Zuſtände und auf die bittern körperlichen Leiden werfen, welche ihn faſt ſieben Jahre zu jeder geiſtigen Thätigkeit untauglich machten.

---

[1]) Lichtenberg, verm. Schr. III, 123.

Neuntes Buch.

Mendelsſohn's Reiſe nach Braunſchweig.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Mendelsſohn und der Erbprinz von Braunſchweig.

Der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, der Zögling des aufgeklärten früher genannten Jeruſalem, war eine Natur, in deren wunderbarer Miſchung ein ſchrankenloſer Ehrgeiz und eine auf glänzende äußerliche Erfolge gerichtete Eitelkeit Hand in Hand gingen mit jenen philoſophiſch-ſchöngeiſtig-wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, wie ſie damals in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bei den meiſten Fürſten im Schwange gingen.[1] Er hatte den „Phädon“ geleſen und war davon ſo entzückt, daß er ſehnlichſt wünſchte, den Verfaſſer perſönlich kennen zu lernen. Dieſes Verlangen brachte er auch während eines Aufenthalts bei ſeinem königlichen Oheim, dem großen Friedrich, im Herbſte 1769 in Ausführung.

„Montag den 30. Oktober ließ der Erbprinz von Braunſchweig den ſehr berühmten Gelehrten Herrn Moſes Mendelsſohn zu ſich aufs Schloß bitten; er unterhielt ſich

[1] Stahr, a. a. O. II, 37.

mit ihm über philoſophiſche und moraliſche Materien und bezeugte gegen ihn eine beſondere Gnade und Hochachtung.“ [1])

Mendelsſohn's Freunde jubelten über dieſe Auszeichnung. Nicolai berichtete ſofort an Herder, „daß der Erbprinz von Braunſchweig bei ſeiner letzten Anweſenheit in Berlin Herrn Moſes ganz ungemein gnädig begegnet, ihn der größten Hochachtung verſichert und ihm verſprochen habe, mit ihm über den „Phädon“ zu correſpondiren.“ [2]) Leſſing, „der ſchon im Abſchiednehmen begriffen war“, um die kurz vorher erlangte Stelle als Bibliothekar in Wolfenbüttel anzutreten, erhielt durch Ebert, den Freund des Erbprinzen, die erfreuliche Nachricht, daß dieſer „unſern vortrefflichen Moſes Mendelsſohn kennen gelernt hätte und über dieſe neue Bekanntſchaft ſehr glücklich wäre. Mendelsſohn hätte ihm verſprochen, ihm ſeine neue Edition des „Phädon“, zu ſchicken, und der Erbprinz würde ſich darauf mit ihm in eine Correſpondenz einlaſſen; er wünſchte ſehr, daß es möglich wäre, auch ihn nach Braunſchweig zu ziehen.“ „Vielleicht können Sie dazu etwas beitragen.“ [3])

Um wie viel lieber ging Leſſing jetzt nach Wolfenbüttel, da er der frohen Hoffnung leben konnte, mit ſeinem „älteſten und beſten Freunde“ vereint leben zu können. „Ich wüßte nichts in der Welt“, erwiderte er gleich nach Empfang des Briefes an Ebert, „wodurch ſich der Prinz meiner ganzen Ergebenheit und Verehrung mehr hätte verſichern können, als dadurch, daß er Bekanntſchaft mit meinem älteſten und beſten Freunde in Berlin machen wollen; daß ſie einander gefallen würden, war kein Zweifel, und was wollte ich nicht darum geben, wenn es möglich wäre, daß ihn

---

[1]) Berl. Priv. Zeitung von Dienſtag den 31. October 1769.
[2]) Herder's Lebensbild, II, 101.
[3]) Leſſing's Schr. XIII, 198, vgl. 202.

der Prinz aus jenem Orte ziehen könnte, wo ich weiß, daß er ganz gegen seine Neigung ist." [1])

Es ist wahr, das Leben in Berlin behagte Mendelssohn längst nicht. Er sah sich „beständig von einem Wust von Geschäften geplagt, die so unangenehm waren, daß er seine ganze Philosophie zusammennehmen mußte, um das Dasein nur erträglich zu finden"; [2]) die ganze Stellung als Faktor der Bernhard'schen Fabrik mißfiel ihm und in seinem Unmuthe kam ihm sogar einmal der Gedanke, nach dem kleinen Bückeburg überzusiedeln. Er blieb, Dank der Vorsehung, in Berlin.

An demselben Tage, an welchem Ebert Lessing's Brief erhielt, traf auch der „Phädon", in eben erschienener dritter Auflage, von einem Schreiben Mendelssohn's begleitet, bei dem Erbprinzen ein. „Die huldreichen Ausdrückungen", heißt es in diesem herrlichen Schreiben, „in welchen Ew. Durchlaucht Dero Wohlgefallen an diesem kleinen Tractate zu erkennen zu geben geruhet, werden meinem Geiste jederzeit gegenwärtig bleiben, und mich mitten unter unvermeidlichen Zerstreuungen aufmuntern, zum Dienste der Wahrheit und Tugend ein Mehreres zu wagen." [3])

Statt aber um den „Phädon", drehte sich die Correspondenz um ein anderes, den Erbprinzen mehr interessirendes Thema, nämlich um den Lavater'schen Streit. Er hatte das Antwortschreiben an Lavater von dem Verfasser selbst erhalten und in Folge desselben gewünscht, die Betrachtungen über den Bonnet zu sehen, „denn nichts kann Einem unseres Glaubens wichtiger sein", schreibt er am 2. Januar 1770 an Mendelssohn, „als zu bemerken, wie ein unter dem mosaischen Gesetze lebender Philosoph den historischen Beweis von Moses führt, in welchem wir mit ihm ein-

[1]) Lessing's Schr. XII, 238.
[2]) Schr. V, 362. [3]) III, 127.

stimmig sind, und wie zugleich denen historischen Beweisen ausgewichen wird, auf welchen der christliche Glaube sich gründet, welcher ja größtentheils auf Zeugnissen beruht, welche unter dem mosaischen Gesetze als göttliche Eingebung angenommen worden. Ob ich aber wünschen soll, daß ferner in Sie gedrungen werde, diese Betrachtungen öffentlich bekannt zu machen, muß dahin gestellt sein lassen aus den in dem Antwortschreiben angeführten Gründen. Glücklich würde ich mich schätzen", so schließt der Erbprinz, „Denenselben Proben von der wahren Hochachtung geben zu können, mit welcher zeitlebens verbleibe u. s. w." [1])

Wer sich in die Verfassung des schon von Natur ängstlichen und durch die Lavater'sche Zumuthung noch mehr eingeschüchterten Mendelssohn versetzt, kann leicht ermessen, wie weh ihm zu Muthe war, mit einer fürstlichen Person eine Correspondenz über Glaubenspunkte, über die Hauptdogmen des Christenthums, führen zu müssen. Dabei verlangte der Erbprinz, um mit Nathan zu reden, „die Wahrheit so blank, so baar, als ob die Wahrheit Münze wäre!" Nur um die Lösung zweier Fragen war es ihm zu thun: welche Gründe Mendelssohn habe, die historischen Beweise des Alten Testaments anzunehmen, und die des Neuen zu verwerfen; und aus welchen Gründen er die Zeugnisse für den Glauben der Christen verwerfe, die in dem Alten Testament vorkommen und unter den mosaischen Gesetzen selbst als göttliche Eingebungen angenommen werden. [2])

Mendelssohn gehorchte und beantwortete die ihm vorgelegten Fragen am 23. Januar 1770 mit einer solchen Entschiedenheit und Offenheit, daß er selbst den Prinzen ersuchte, das freimüthige Bekenntniß Niemand zu Gesicht kommen zu lassen. Nie hat sich Mendelssohn so kühn

[1]) Schr. III, 128 f. [2]) III, 129, 133.

und unerschrocken über das Christenthum ausgesprochen, als in seinem Schreiben an den Prinzen. Nicht ohne Rührung kann man den Schluß dieses Schreibens lesen. Welche Seelengröße spricht sich darin aus!

„Durchlauchtigster Prinz! Ich fürchte, meiner Feder allzu freien Lauf gelassen zu haben, und würde untröstlich sein, wenn ich das Unglück hätte, durch allzu große Freimüthigkeit mir Ew. Durchlaucht Ungnade zuzuziehen. Ich breche mit Zittern ab und erwarte mein Schicksal mit der quälendsten Ungeduld. Dem allgütigen Herzenskündiger ist bekannt, daß ich die Wahrheit aufrichtig suche, und daß es mein unveränderlicher Vorsatz ist, niemals mit meinem Wissen einer vernünftigen Seele Aergerniß zu geben. Alle Gelegenheiten, jemals über diese Punkte in öffentliche oder auch in Privat-Streitigkeiten zu gerathen, werde ich zeitlebens sorgfältig zu vermeiden suchen. Ew. Durchlaucht allein habe, auf Dero gnädigsten Befehl, meine Gesinnungen weder verhehlen noch verstellen können. Ich bin von Dero erhabener Denkungsart versichert, daß Sie nichts als Aufrichtigkeit von mir erwarten und mir zugleich die Redlichkeit zutrauen, niemals selbst von diesen Gesinnungen schädlichen Gebrauch zu machen. Ich verachte die kleine Denkungsart der Freigeister, die sich ein sehr schadenfrohes Vergnügen daraus machen, die Unschuld in ihrer Zufriedenheit zu stören, und mit dem Eiferer, der Dieses aus irrendem Gewissen thut, kann ich nicht anders als Mitleid haben. Ich nehme mir daher die Kühnheit, Ew. Durchlaucht unterthänigst zu bitten, dieses Schreiben zu vernichten, damit es nicht dereinst in die Hände eines Menschen gerathe, der es mißbrauchen, oder der vermöge seines Standes sich für verbunden halten könnte, darüber Streit zu erregen.“ [1])

Seine Offenheit und allzu große Freimüthigkeit zogen

[1]) Schr. III, 131 f.

ihm keineswegs die gefürchtete Ungnade zu. Der Erbprinz wurde Mendelssohn's Freund.

Diesem seinem fürstlichen Freunde stattete er im October 1770 einen Besuch in Braunschweig ab. Durch die vielen Widerwärtigkeiten der letzten Zeit in Verstimmung gerathen, hoffte er durch die Zerstreuungen einer Reise, welche er nach Braunschweig und Hannover zum Theil in Geschäften unternahm, seine alte fröhliche Laune wiederzugewinnen.

In Begleitung des zwanzigjährigen David Friedländer, der kurz zuvor von Königsberg, seinem Geburtsorte, nach Berlin gekommen war, verließ er am 16. October Berlin. Auch Lessing's Bruder Karl, dem Mendelssohn um eben diese Zeit eine Stelle als Assistent beim General-Münzdirectorium verschafft hatte, beabsichtigte anfangs, die Reise mit ihm zu machen, wurde aber durch seine Stellung verhindert. [1])

Nach einer mehrtägigen Fahrt traf er in Braunschweig ein, trat bei Herz Samson, dem Vater des Gründers der Samsonsschule in Wolfenbüttel, ab und begab sich auch alsbald mit Herrn Friedländer, „den der Erbprinz auch schon kannte", aufs herzogliche Schloß. Mit welcher Freude wurde er von dem Erbprinzen empfangen! Den ganzen Abend mußte er bei ihm zubringen. [2]) Die Herzogin-Mutter, die schöne Philippine Charlotte, die Schwester Friedrich des Großen und die Freundin Jerusalem's, welche die edelsten Lebensfreuden in dem Umgange geistbegabter Zeitgenossen suchte, gewann den kleinen Juden so lieb, daß „sie sein Portrait gleich unter das ihres Vaters, des Königs in Preußen, hing." [3])

[1]) Lessing's Schr. XIII, 249.

[2]) XIII, 251 f.

[3]) Zimmermann's Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz (Aarau 1830), 199.

Beim Abschiede ersuchte der Erbprinz seinen Gast, am folgenden Tage Nachmittags um vier Uhr seinen Besuch zu wiederholen. Mehr als diese Einladung erfreute Mendelssohn die Aufmerksamkeit des Prinzen, daß dieser sofort Ebert auftrug, Lessing die Ankunft ihres Freundes schleunigst anzuzeigen; er hoffte, daß der Herr Bibliothekar „deswegen sobald als möglich von Wolfenbüttel herüber kommen würde." [1])

Es dauerte auch gar nicht lange, so lagen sich die beiden Freunde in den Armen.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Mendelssohn und Lessing.

Ueber drei Jahre waren verflossen, ohne daß sich die beiden Freunde gesehen, ja ohne daß sie einander mehr als ein einziges Mal geschrieben hatten. Sie fanden sich Beide merklich verändert. Der Kummer über die jüngsten Vorfälle malte sich auf Mendelssohn's Gesicht; auch Lessing war nicht glücklich, und wenn die Liebe zu Eva König, der „liebsten, besten, einzigen Freundin," auch tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen hatte, so war er doch mit seinem Geschick im höchsten Grade unzufrieden. Mit Schmerz dachte er daran, daß noch Jahre vergehen könnten, ehe er, der Vierzigjährige, seine Geliebte heimführen und eine Familie begründen könnte.

Einige jener glücklichen Stunden, welche die Freunde an das trauliche Zusammenleben in einer für Beide längst geschwundenen Jugendzeit lebhaft erinnerten, verbrachte Mendelssohn jetzt in Wolfenbüttel, wohin er Lessing be-

[1]) Lessing's Schr. XIII, 251.

gleitete. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß der Bibliothekar ſeinem Freunde auch die Bibliothek und alle ihre Seltenheiten zeigte, wenngleich der Bruder ihn vorher erſucht hatte, „Moſes ja nicht in der Bibliothek herumſtöbern zu laſſen, denn er könnte dort Etwas entdecken und dann ließe er alles Uebrige liegen.“ [1]) Der Verfaſſer des „Phädon“ war wie von Verwunderung verſteinert und rief nach einer Pauſe aus: „Welch' erſtaunliche Menge von Büchern? Wie wenig weiß man!“ Dem Bibliothekar mochte dieſe Betrachtung wohl nicht willkommener ſein als dem Luſtwandler der Kirchhof, aber der Freund erkannte an ſolchen Aeußerungen ſeinen Philoſophen, zumal da dieſer noch hinzufügte: „Ich bin ja zu Ihnen nicht darum, ſondern um Ihretwillen gekommen. Nur Ihre Meinungen will ich wiſſen, nicht was in dieſen ſchönen Särgen iſt.“ [2])

Und gerade Leſſing war daran gelegen, zunächſt Mendelsſohn's Meinung über das zu vernehmen, was ihn jetzt am Meiſten beſchäftigte, über das wichtige Manuſcript, das er vor allen Perſonen, ſelbſt vor dem Erbprinzen, geheim hielt, über die ſpäter ſo berühmt gewordenen „Fragmente“.

Man war über den Verfaſſer dieſer „Schutzſchrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ lange in Zweifel und hat einige Zeit ſogar Mendelsſohn dafür gehalten; [3]) heute iſt es allgemein bekannt, daß der Hamburger Profeſſor Hermann Samuel Reimarus dieſes Werk als ein Fünfzigjähriger begonnen und über zwanzig Jahre daran gearbeitet hat. Die geiſtreiche Tochter dieſes 1768 verſtorbenen Ham-

---

[1]) Leſſing's Schr. XIII, 252.

[2]) Karl Leſſing, a. a. O. I, 320.

[3]) „Daß ich nicht der Verfaſſer der „Fragmente“ ſei“, ſchreibt Mendelsſohn am 24. Sept. 1781 an Herder, „darf ich Ihnen wohl nicht lange betheuern. Wenn ich auch ſo was ſchreiben könnte und wollte, ſo würde ich es ſicherlich nicht ohne Namen thun.“ Aus Herder's Nachlaß, II, 228, vgl. Anhang Nr. 48.

burger Gelehrten, die später noch vielfach von uns genannte Freundin Mendelssohn's und Lessing's, Elise Reimarus, gab dem letztern bei seinem Abgange nach Wolfenbüttel einen Theil des Manuscripts in Abschrift mit. Ob Mendelssohn, vielleicht durch Lessing's Bruder Karl, von dem Inhalte dieser den Geist der freiesten Forschung ausströmenden Fragmente wußte? Er gratulirte dem zukünftigen Herausgeber zu dieser Entdeckung mit der Versicherung, daß er ihn nicht beneide.[1])

Lessing gab dem Freunde das Manuscript mit nach Berlin. Besser als irgendwo zeigt sich gerade in dem Urtheile, welches Mendelssohn über diesen seltenen Schatz fällte, die Verschiedenheit seiner Denkungsart von der Lessing's. Die Fragmente waren ihm „in aller Betrachtung sehr wichtig und allein schon eine Reise von dreißig Meilen werth"; allein es schien ihm, „als wenn der Verfasser zuweilen unbillig wäre"; er sei eben so wider gewisse Charaktere als andere für dieselben eingenommen; er leite Alles aus bösen, grausamen, menschenfeindlichen Absichten her. „Den Menschen als Menschen zu betrachten, ihn nach den Sitten, Gewohnheiten und Kenntnissen seiner Zeit und in Vergleichung mit seinen Nebenmenschen zu beurtheilen, dazu muß man weder Vorurtheile haben, noch sich aus Abscheu gegen Vorurtheile zur Unbilligkeit verleiten lassen; dazu muß man das Maaß der menschlichen Kräfte kennen und keine Phantome im Kopfe haben, die uns schwindlig machen."[2])

Mendelssohn konnte Reimarus nicht folgen, er ging ihm unstreitig zu weit. Mit den Philosophemen dieses sonst von ihm hochgeschätzten Mannes, der für die Wolfische Philosophie dasselbe war, was David Strauß für die Phi-

[1]) Karl Lessing, a. a. O. I, 319.
[2]) Schr. V, 185.

loſophie Hegel's iſt,[1] konnte er ſich nicht einverſtanden erklären; ſie galten ihm für falſch und widerſinnig.[2] Am allerwenigſten konnte er den Fragmenten Beifall geben, die von allen Glaubensrückſichten und aller Bibelautorität ſich losſagten und den Standpunkt des reinſten Deismus einnahmen; er rieth auch Leſſing aufs entſchiedenſte von der Veröffentlichung derſelben ab, weil er ſich wenig Erſprießliches für die Menſchheit und für den Freund ſelbſt davon verſprach.

Sonderbar bleibt es immerhin, daß der Erbprinz durch Mendelsſohn zuerſt von dieſen Fragmenten Kunde erhielt. Sie bildeten bei dem Beſuche, welchen er ihm vor der Abreiſe abſtattete, das Thema der Unterhaltung. Der wiſſenſchaftlich gebildete Prinz wollte das Manuſcript ſelbſt ſehen, aber Leſſing entſchuldigte ſich damit, daß es der Freund in Berlin habe. „Wenn Sie mir antworten," bemerkt Mendelsſohn in ſeinem erſten Briefe nach ſeiner Rückkehr an Leſſing, „ſo melden Sie mir doch, ob die bewußte Perſon noch ferner in Sie gedrungen, ſie das Manuſcript ſehen zu laſſen, oder ob der Eifer nur ein ſo kurzer Uebergang geweſen."[3] „Die Neugierde der bewußten Perſon nach dem Manuſcripte hat ſich halten laſſen," erwidert Leſſing am 9. Januar 1771. „Er hat nicht eher wieder daran gedacht, als bis er mich vor einigen Tagen wieder zu ſehen bekam. Ich fürchte, daß ſein Verlangen, die Sache ſelbſt beſſer einzuſehen, ebenfalls nicht weit her iſt; daher habe ich ihm auch nur bloß die Vorrede mitgetheilt, unter dem Vorwande, daß Sie das übrige Manuſcript bei ſich hätten."[4]

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Braunſchweig und Wolfenbüttel, an welchen mit vielem Vergnügen zurück-

[1] Schwarz, Leſſing als Theologe, 105.
[2] Schr. V, 270; vgl. IV, 2, 176 ff. [3] V, 188. [4] V, 189.

zudenken er alle Ursache hatte,[1]) setzte Mendelssohn seine Reise nach Hannover fort, woselbst er der Gast des reichen Michel David[2]) war, in dessen Hause er auch den philosophisch gebildeten Moses Philippson traf.[3]) Hier machte er die Bekanntschaft verschiedener angesehener Personen. Se. Excellenz der Minister von Münchhausen, „dieser große Beförderer der Wissenschaften, war so gnädig ihn vorzulassen", und Mendelssohn war „so glücklich, diesen würdigen Greis, der kaum vier Wochen nachher verschied, in einer Stunde zu finden, die heiter und fast jugendlich für ihn war."[4]) Der Mathematiker Raphael Levy, der Schüler, Freund und Arbeitsgenosse Leibnizens,[5]) und der Schweizer Zimmermann, der berühmteste Arzt seiner Zeit, wurden von

[1]) Schr. V, 186.

[2]) „Michel David, ein Banquier, der über dreihunderttausend Thaler im Vermögen hat," erzählt Zimmermann (Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz, 134), „gibt mir einen offenen Creditbrief nach Berlin, wo ich so viel Geld auf seine Rechnung nehmen kann als ich will. Er will dagegen absolut keine Sicherheit von mir, keinen Zins und kein Geld (sagt er), bis ich ihm dasselbe eigenhändig in Hannover in guter Gesundheit wieder geben könne. „Aber Herr Michel David", sagte ich, „und wenn ich in Berlin sterbe?" Er antwortete: „Herr Leibmedicus, einen so rechtschaffenen Mann, wie Sie sind, läßt Gott nicht sterben." Er wollte mich auch noch ein gutes Stück Weges mit seinem eigenen Wagen führen lassen und zwar ohne Entgeld; ich habe es aber nicht angenommen." Der eine der Söhne dieses reichen Mannes, Meyer, war der Gründer der noch heute in Hannover blühenden Freischule, welche auch von dem Verfasser dieser Schrift besucht wurde, und der dessen Bruder gegenwärtig als Inspector vorsteht.

[3]) Moses Philippson war Buchhalter im Michel David'schen Comptoir und Verfasser eines „Leben's Spinoza's", so wie eines auf Befehl der Königlich Kurfürstlichen Justizkanzlei zu Hannover abgegebenen Gutachtens „Ueber die Verbesserung des Judeneids (Neustrelitz 1797). In einem Briefe des Hofraths Ebell in Hannover an Philippson heißt es (Judeneid 155): „unser gemeinschaftlicher verewigter Freund Mendelssohn."

[4]) Anh. No. 23.

[5]) Guhrauer, Leibniz (Breslau 1846), II, 369.

ihm besucht. Als Schriftsteller war ihm Letzterer schon lange bekannt; seine Schrift vom „Nationalstolz" hatte er recensirt und dem Verfasser eingeräumt, daß er nächst Iselin zu den ersten gehörte, welcher „die Menschen in der großen politischen Gesellschaft mit wahren philosophischen Augen betrachtete." [1] Zimmermann hatte bald Gelegenheit, Mendelssohn den Besuch in Berlin zu erwidern. Als er sich behuf einer Augenoperation im Herbste 1771 in der preußischen Residenz aufhielt, pflog er mit Sulzer, Nicolai und Mendelssohn vertrauten Umgang. Letzterer besuchte ihn oft an seinem Schmerzenslager, und der in der Blüthe seines Rufes stehende Groß-Britanische Leibarzt kam häufig zu seinem Freunde, „zu seiner vortrefflichen Gattin und seinen liebenswürdigen Kindern." „Er ist ein Mann", heißt es in einem Briefe vom 13. April 1772, „von der größten Redlichkeit und dem feinsten und lehrreichsten Umgange, von allen Menschen geliebt und geehrt; übrigens aus Liebe zur Ruhe und zum Wohlstande dem Ansehen nach ein sehr orthodoxer Jude." [2] Natürlich mußte der Freund Lavater's zu solchen Motiven für die Religiosität des Juden seine Zuflucht nehmen. Soll doch auch er Mendelssohn den übeln Streich gespielt haben, den früher erwähnten lateinischen Reisebericht seines Landsmannes in der Jena'er Zeitung zu veröffentlichen!

Von Hannover wollte Mendelssohn auch noch nach Göttingen, wozu ihn besonders der Minister Münchhausen aufmunterte, um die persönliche Bekanntschaft des Professors Michaelis zu machen, mit dem er seit seinem ersten literarischen Versuche in Correspondenz stand, den er als „Schriftgelehrten, Sprachforscher und Weltweisen" hochachtete und der ihm noch vor wenigen Monaten den ersten Theil des

[1] Schr. IV, 2, 224 ff., IV, 1, 439 ff.
[2] Zimmermann's Briefwechsel, 161.

epochemachenden „Mosaischen Rechtes" als Geschenk zugeschickt hatte.[1] Er hätte gern noch diese zehn Meilen zurückgelegt, wenn es seine Geschäfte und seine Reisegesellschaft zugegeben hätten.[2]

So trat er denn über Halberstadt die Rückreise an. In diesem Orte hielt er sich noch einige Stunden bei Gleim auf, dem er ein Exemplar des gerade erschienenen „Berengarius" von Lessing überbrachte. Er war unerbittlich, den Wünschen des liebevollen „Vaters" der deutschen Dichter nachzukommen, länger bei ihm zu verweilen; „er verrieth so sehr den zärtlichen Vater und eilte zu seinen Kindern."[3]

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Mendelssohn und die Akademie.

Die Ehre, welche Mendelssohn am Braunschweig'schen Hofe, in Hannover und allenthalben fand, wo er auf seiner Reise sich aufgehalten hatte, that seinem gedrückten Gemüthe recht wohl und bot ihm einigen Ersatz für die vielen Kränkungen der letzten Zeit, so wenig Werth er auch sonst auf äußern Glanz legte.

Die höchste Genugthuung aber, welche ihm, dem verläumdeten Juden, zu Theil wurde, ist die zu Anfang des Jahres 1771 erfolgte Erwählung zum Mitgliede der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Die Freunde triumphirten; „allen Vorurtheilen seiner Gegner war nun mit einem Male geradezu ins Gesicht geschla-

---

[1] Anhang No. 22. [2] Anhang No. 23.
[3] Lessing's Schr. XIII, 255.

gen." [1]) Sein Freund Sulzer, „an dessen Seite der Name unseres berühmten Mendelssohn so oft glänzte", wie der Akademiker Formey sich ausdrückt, [2]) hatte ihn in Vorschlag gebracht und ihm auch das Resultat der Wahl im Namen der Akademie am 17. Februar 1771 mit folgenden Worten angezeigt:

„Mein verehrtester Herr!

Die königliche Akademie hat mir aufgetragen, Ihnen zu hinterbringen, daß Ihr Wunsch ist, Sie als ordentliches Mitglied der philosophischen Classe zu besitzen. Sie wünscht also und hoffet, daß eine solche Stelle, obwohl jetzt vor der Hand keine Pension dabei ist, Ihnen nicht zuwider sein möchte. In diesem Falle wird der Vorschlag an den König morgen abgehn. Sein Sie so gütig, mich wissen zu lassen, ob Sie damit zufrieden sind. Mir würde es besonders angenehm sein, Sie zum Collegen zu haben." [3])

Mendelssohn willigte ein, und die Wahl wurde dem Könige zur Bestätigung vorgelegt.

Die Confirmation des Königs ließ lange auf sich warten. Nicolai, der Lessing in seiner Freude schon am 12. Februar die Mittheilung von seines „Moses Wahl zum Akademisten" gemacht hatte, schrieb eben demselben im März: „Man vermuthet, daß jetzt in Potsdam Staatsgeschäfte im Werke sind und daß der König darüber das Schreiben der Akademie zurückgelegt hat." [4]) Den Akademikern selbst war die Verzögerung der Antwort unbegreiflich. Sulzer zog bei dem Hofpostamt Erkundigungen ein und fand, daß das Schreiben der Akademie wirklich abgegangen sei; der ge-

[1]) Lessing's Schr. XII, 289. XIII, 281.

[2]) Eloge de Mr. Sulzer. Lu dans l'assemblée publique de l'académie royale des sciences du jeudi 3 juin par le sécretaire perpetuel [Formey] (Berlin, 1779), 25.

[3]) Schr. I, 24.

[4]) Lessing's Schr. XIII, 278, 281.

heime Cabinetsrath Köper, bei dem alle Depeschen abgegeben wurden, wäre, meinte er, der Einzige, der „einige Aufklärung in dieser einigermaßen unbegreiflichen Sache geben könnte.“ [1])

Das Schreiben der Akademie war allerdings an den König gelangt. Als dieser Mendelssohn's Namen auf der Liste erblickte, wurde er ärgerlich; er erklärte den Herren Akademikern in einer gerade nicht feinen Zuschrift, künftighin mit mehr Sorgfalt die Aktenstücke anzufertigen, welche man ihm vorlege, und befahl ihnen, neue Candidaten in Vorschlag zu bringen. Auch auf der neu entworfenen Liste wurde Mendelssohn's Name beibehalten, vom Könige jedoch gestrichen. Der Akademiker Merian, welcher sich nächst Sulzer am meisten bemühete, Mendelssohn durchzubringen, verfiel in Ungnade.

Lange war man in Zweifel, weshalb der König die Bestätigung der Aufnahme Mendelssohn's verweigerte. Man konnte nicht denken, daß sein Veto gegen den Juden gerichtet war; hatte er ja das unsterbliche Wort gesprochen: „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und liebt, muß unter aller menschlicher Gesellschaft werth gehalten werden.“ Einige suchten den Grund in der früher von Mendelssohn gegen die Akademie gerichteten Schrift „Pope ein Metaphysiker“; man kennt ja aber die edle Rache, welche das beleidigte Tribunal schon 1760 an dem mitbethelligten Lessing nahm, indem es ihn zum Mitgliede creirte. Andere vermutheten, daß der König dem deutschen Mendelssohn die Verachtung der französischen Philosophen und die Kritik nicht hätte verzeihen können, welche er gegen seine Gedichte schrieb: Alles dieses sind vage Vermuthungen. Die Kaiserin Katharina II. von Rußland, die Verfasserin einer russischen Erzählung „Chlore Czarewitz“, wünschte bei der damaligen

[1]) Schr. I, 25.

Wahl aufgenommen zu werden, und es ist erklärlich, daß die philosophische Klytämnestra, deren Freundschaft der König in der ein Jahr später vorgenommenen Theilung Polen's gar sehr bedurfte, dem kleinen armen Juden vorgezogen wurde. [1])

Die Nichtaufnahme Mendelssohn's erregte den Unwillen aller vorurtheilsfreien Gelehrten. Der Philosoph Lambert beklagte die Akademie, daß sie eines so schönen Schmuckes wie Mendelssohn beraubt sei. [2]) Der geistreiche Kästner, der gerade nicht zu seinen Verehrern gehörte und sogar den „Phädon" dadurch lächerlich zu machen suchte, daß er in einer frohen Laune äußerte: „Abbt wäre in meinen Augen ein weit größerer Philosoph, wenn er über die Unsterblichkeit der Seele Moses den Sohn Amram's eher gefragt hätte als Moses Mendelssohn," [3]) eben dieser Kästner fühlte sich bei dieser Gelegenheit veranlaßt, den Zurückgesetzten in dem Epigramme zu verherrlichen:

„Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht;
Ein Plato lebt in seinem Lande,
Und diesen kennt er nicht." [4])

Welche Stärke, welch' ein edler Unwille liegt in diesen wenigen Zeilen!

Mendelssohn selbst nahm diesen Akt königlicher Gnade sehr gleichgültig auf; wunderte er sich doch nicht wenig darüber, daß eine königlich preußische Akademie der Wissen-

---

[1]) Bartholmèss, Histoire philosophique de l'académie de Prusse (Paris 1850), I, 225 ff.; Alexander von Humboldt's Briefwechsel mit Varnhagen von Ense (Leipzig 1859).

[2]) Hennings, Souvenir de Berlin. (Handschriftl.)

[3]) Kästner's gesammelte poetische und prosaische Werke (Berlin 1841), IV, 144.

[4]) J. H. Voß' Briefe (Halberstadt 1829), I, 90.

schaften es sich auch nur einfallen ließ, einen Juden zum Mitgliede zu wählen. [1])

Als sein Freund Herz Homberg, der Erzieher seiner Kinder, von dem noch später die Rede sein wird, zum Correpetitor vorgeschlagen, vom Kaiser Joseph aber nicht bestätigt worden, tröstete er ihn mit den Worten: „Außerordentliche Männer thun selten, was Jedermann von ihnen erwartet; denn sie sind außerordentliche Männer. Was also die Majestät in Ihrer Sache entschieden hat, ist ganz in der Regel; uns in aller Betrachtung zwar unlieb, aber doch im Grunde lieber, als wenn die Majestät Sie approbirt, die Philosophie aber Sie als untüchtig verworfen hätte. Ich habe, wie Sie wissen, ein ähnliches Schicksal gehabt. Die Akademie hat mich zum Mitgliede gewählt, des Königs Majestät aber die Wahl nicht bestätigt. Warum? das weiß ich eben so wenig als Sie jetzt wissen, warum Sie der Kaiser nicht zum Correpetitor haben will. Religionshaß ist es doch sicherlich nicht." [2])

[1]) Schr. III, 420. [2]) V, 679.

Zehntes Buch.

Sieben Ruhejahre.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Mendelssohn's Krankheit.

Mendelssohn, wiewohl schwächlicher Natur, hatte sich durch eine mäßige Lebensart und glückliche Beherrschung seiner Leidenschaften seit seiner Jugend in ziemlicher Gesundheit erhalten. Außer einer Krankheit, welche ihn im April 1757 befiel und vierzehn Tage ans Lager fesselte,[1]) hören wir ihn nur über die „nachtheiligen Einflüsse der ungesunden Luft" zuweilen klagen.[2]) Diese störten ihn freilich in seiner geistigen Thätigkeit, aber doch nicht derart, daß er seine regelmäßige Beschäftigung hätte unterbrechen müssen.

Erst die Aufregungen und Kränkungen, welche die Lavater'sche Herausforderung in ihm erzeugte, ließen den erschütterndsten Eindruck auf seine Gesundheit zurück.

Sein Inneres war verwundet und er verfiel im Februar 1771 in eine Nervenkrankheit, die für sein Leben fürchten ließ. Er fühlte heftige Bewegung im Kopfe und

---

1) Schr. V, 89. 2) V, 143.

einen wallenden Lauf der Säfte von einer Stelle zur andern; es war ihm, wie er selbst schildert, als wenn etwas Glühendes vom Gehirn herab den Rückgrath entlang entströmte und Widerstand fände, oder als wenn Jemand mit glühenden Ruthen ihm den Rücken geißelte. [1]) Bei diesen Anfällen, welche ihn des Nachts nach dem ersten Erwachen aus einem unruhigen Schlafe anzuwandeln pflegten, hatte er sein völliges Bewußtsein; er war im Stande, jede Gedankenreihe mit Ordnung und Deutlichkeit zu verfolgen, aber er war jeder willkürlichen Bewegung unfähig und konnte weder ein Glied am Leibe rühren, noch einen Laut von sich geben, noch die Augen öffnen, bis der Nervensaft durch eine Erschütterung von außen in Bewegung gesetzt wurde. Diese Erstarrungen waren mit Aengstlichkeit, Ohrensausen und Herzklopfen begleitet, zu denen sich später noch der Schwindel gesellte. Er konnte kaum eine Seite schreiben, lesen oder sich vorlesen lassen, so bekam er gleich den heftigsten Schwindel und Nachts die bedrohendsten Anfälle. [2])

Nur durch eine strenge körperliche Diät und dauernd fortgesetzte Entziehung aller sinnlichen Genüsse wurde er von diesen sein Leben bedrohenden Anfällen nach und nach wieder befreit. Wasser mit Citronensäure und einige Tassen Thee dienten ihm Monate lang als Getränk, Brot und Früchte als Speise. Es war unbegreiflich, wie die Nahrung, auf die er sich beschränkte, einen menschlichen Körper erhalten konnte; es war rührend, ihn seine Freunde mit der heitersten Miene zu Speisen und Getränken einladen zu sehen, von denen er selbst bei aller Lüsternheit nicht zu kosten wagen durfte. Das Aergste für ihn war, daß er „seine Seele in Banden schlagen" und sich nicht allein des

[1]) Schr. III, 438.

[2]) Bloch, Medicinische Bemerkungen (Berlin 1774), 60 ff.

tiefen Denkens, sondern auch des Lesens und Schreibens gänzlich enthalten mußte; wahrlich nichts Geringes für einen so regen Geist! Auch diese Unthätigkeit ertrug er mit der Geduld eines wahren Weisen. Als ihn sein Arzt, der früher erwähnte, ihm befreundete Bloch, einst fragte, womit er sich die Langeweile vertreibe, antwortete er mit bitterm Lächeln: „Ich zähle die Dachziegel des gegenüberliegenden Hauses." [1])

Selbst sein Studirzimmer, welches ein Stock höher lag als sein Wohnzimmer und in welchem seine mäßige Bibliothek aufgestellt war, mußte er Monate lang meiden. Der Zufall führte ihn eines Tages dahin; er fand seinen Schreibtisch in Unordnung, seine Stühle leer, und in einige Bücherrepositorien hatte die Frau Confituren gestellt. Ein Schauder überfiel ihn, er glaubte, lebendig todt zu sein und zu sehen, wie es nach seinem Verscheiden in seinem Studirzimmer aussehen würde. Geschwind schlug er die Thüre zu; die Augenblicke, in denen er die Treppe hinunterging, hielt er für die traurigsten seines Lebens. [2])

Nach zwei Monaten war er so weit wieder genesen, daß er einige Stunden des Tages im Geschäfte thätig sein und seinen Freunden wieder ein Lebenszeichen von sich geben konnte. Die ersten Zeilen, die er nach seiner Krankheit schrieb, waren an seinen Lessing gerichtet, der seinetwegen in großer Unruhe lebte. [3]) „Ich befinde mich seit einiger Zeit so übel," schreibt er am 9. April 1771 bei Uebersendung der zweiten Ausgabe seiner „Philosophischen Schriften", [4]) „daß mir das Lesen und Schreiben völlig

---

[1]) Bloch, a. a. O. 63.

[2]) Göckingk, a. a. O. 147; Schr. I, 25.

[3]) Lessing's Schr. XIII, 301.

[4]) Eine neue verbesserte Auflage erschien 1777; Grosfinger übersetzte sie ins Lateinische unter dem Titel: Opera Philosophica e germ. in lat. trad., Vienna 1784. 8.

unterſagt worden iſt. Noch dieſen ganzen Sommer ſoll ich ſo muſenlos hinbringen, und wie jener König der Menſchheit beraubt werden, um unter den wilden Thieren meine Vernunft wiederzuſuchen. Leben Sie wohl, mein Freund! und mäßigen Sie Ihren Eifer zu leſen und zu denken, damit Sie deſto länger aushalten." [1]) Tages darauf ſchrieb er dem Profeſſor Michaelis: „Ich hatte zeither nich. ſchreiben können, weil ich mich ſchlechterdings alles Schreibens enthalten mußte. Ich wurde allſofort von einem Schwindel überfallen, der nicht ohne Gefahr geweſen, ſo oft ich nur eine Seite zu leſen oder zu ſchreiben mich unterſtund. Noch bin ich nicht völlig davon befreiet; es läßt ſich aber nach und nach zur Beſſerung an, und ich hoffe, daß es mir nicht auf immer unterſagt ſein wird, mein Leben zu genießen." [2]) Noch ausführlicher berichtet er über ſeinen Zuſtand ſeinem lieben Vetter Elkan Herz, mit dem er eine ununterbrochene, theils freundſchaftliche, theils geſchäftliche Correſpondenz unterhielt und mit dem er auch „in einen nützlichen Briefwechſel zu kommen" wünſchte. „Ich habe mich ſeit Purim ſo übel befunden", klagt er dieſem theilnehmenden Freunde am 22. Juli 1771, „daß keinen Brief habe ſchreiben können. Ich habe auch im Allgemeinen keinen Geſchäften nachgehen können und habe beſtändig in ärztlicher Behandlung ſein müſſen. Die Krankheit hat im Allgemeinen nachgelaſſen, ſo daß ich Etwas auf dem Wege zur Beſſerung bin, wiewohl ich mich noch ſehr in Acht zu nehmen habe. Es wird mir noch immer ſehr ſauer, einen ordentlichen Brief zu ſchreiben, ſo ſehr bin ich mit Schwindel behaftet." [3])

Eine Wiederholung der Reiſe nach Braunſchweig und Hannover und der Beſuch Göttingen's, welchen er ſich für

---

[1]) Schr. V, 191.

[2]) Anhang No. 24. [3]) Anhang. No. 9.

diesen Sommer vorgenommen und auf welchen er sich so sehr gefreuet hatte, mußten nun unterbleiben, weil die Aerzte glaubten, daß ihm eine so weite Reise schädlich sein könnte; „man ist elend genug daran, wenn man nach dieser Herren Glauben sein Leben einrichten muß." Er vertröstete sich auf den zukünftigen Sommer, in dem er die Heilquellen Pyrmont's zu besuchen und gleichzeitig die projectirte Reise auszuführen gedachte. [1])

Der Sommer kam, seine Gesundheitsumstände hatten sich so merklich gebessert, daß er, wiewohl „zum Nachdenken noch immer unfähig", seinen täglichen Geschäften ohne Störung obliegen konnte; [2]) zur völligen Wiederherstellung wurde ihm der Besuch Pyrmont's von den Aerzten dringend gerathen. Nichtsdestoweniger mußte die Reise dieses Jahr unterbleiben.

Man kann sich kaum des Mitleids bei dem Gedanken erwehren, daß ein Mann wie Mendelssohn nicht einmal so gestellt war, um die erforderlichen Kosten zur Herstellung seiner Gesundheit bestreiten zu können! Ein „reicher Israelit" reiste dieses Jahr nicht nach Pyrmont, und „seine eigenen Privatumstände gestatteten schlechterdings keine Reise von einiger Dauer; er mußte fast täglich an seine Arbeit, so sie sich nicht dergestalt anhäufen sollte, daß sie am Ende seine Kräfte überstiege." [3]) Was war zu thun? Er tröstete sich mit der Hoffnung auf eine bessere Zeit, diesem probaten Mittel, den Unzufriedenen in guter Laune zu erhalten, und — ließ seine Frau einen Brunnen auf Herrn Isaak Dessau's in der Nähe Berlin's gelegenen Fabrik trinken. [4])

Die unausbleibliche Folge der freilich ohne sein Ver-

---

[1]) Anhang No. 23. [2]) Anhang No. 11.
[3]) Anhang No. 26. [4]) Anhang No. 13.

schulden unterlassenen Kur war, daß er den ganzen folgenden Winter nichts thun konnte als die Muster für seine Fabrik zu zeichnen. Alle Beschäftigung mit der geringsten Anstrengung behagte ihm nicht nur nicht, sondern machte ihn auch wirklich krank.[1] Nur die wenigsten Stunden des Tages konnte er gebrauchen und daher auch so manchen Gelehrten, der ihn mit seinem Besuche beehrte, nicht genießen.[2] Noch immer gereichte ihm selbst das Briefschreiben zur Arbeit und er mußte nicht selten ganze Monate auf eine Stunde warten, in welcher er dazu aufgelegt war. So lange er weder las, noch schrieb, noch dachte, befand er sich übrigens physisch wohl, und er war fest entschlossen, „so lange bloß zu vegetiren, bis es dem Herrn über Leben und Tod gefallen würde, ihm neue Kräfte zu verleihen.“[3]

Was hatte der arme Dulder noch Alles zu ertragen, bevor er auch nur einen Theil seiner Kräfte wiedergewann? Im April 1773 befiel ihn das kalte Fieber; anfangs freute man sich damit, denn die Aerzte hielten es für die Krisis der Krankheit und gaben sich der Hoffnung hin, daß diese nunmehr würde gänzlich gehoben werden: doch vergebens. Der Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag, Mendelssohn zehrte immer mehr ab, so daß er sich doch endlich entschließen mußte, die Reise nach Pyrmont zu unternehmen.[4]

Dieses Mal begünstigte ihn das Glück. Zacharias Veitel Ephraim stellte sich als der „reiche Israelit“ ein, „der seine Gesundheit in Pyrmont suchen mußte“, so daß der

---

[1] Lessing's Schr. XIII, 449.
[2] Anhang No. 27.
[3] Schr. V, 517, 527, 532.
[4] Lessing's Schr. XIII, 457.

arme Mendelsſohn „ohne ſonderliche Koſten“ aus den Pyrmonter Quellen ſchöpfen konnte.

Schon im Juni ſollte die Reiſe vor ſich gehen, ein Briefchen an Freund Leſſing war bereits von Karl in Empfang genommen.[1]) Da traten neue Hinderniſſe ein. Mendelsſohn's Kinder wurden plötzlich krank, ſie lagen ſämmtlich an den Blattern danieder, und der zärtliche Vater, der ſeine Kinder über Alles liebte, konnte ſich nicht entſchließen, ſie vor der Geneſung zu verlaſſen. Die Abfahrt mußte ſomit einen vollen Monat verſchoben werden.[2])

Neununddreißigſtes Kapitel.

Pyrmont.

Mendelsſohn und Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe.

„So eben kommen wir hier an“, ſchreibt Mendelsſohn den 16. Juli 1773 von Braunſchweig aus an Leſſing. „Morgen iſt Sonnabend, da kann ich alſo nicht zu Ihnen kommen. Wenn mein Reiſegefährte eilt, ſo reiſe ich den Sonntag wieder von hier ab, nach Pyrmont, ohne Sie geſehen zu haben. Iſt es Ihnen eine Möglichkeit, ſo kommen Sie, der Sie keinen Sabbath zu feiern haben,[3]) zu mir herüber; oder weil von Möglichkeiten die Rede iſt: vielleicht können Sie es möglich machen, daß Sie mit uns

---

[1]) Leſſing's Schr. XIII, 459.

[2]) Chr. Fel. Weißens Selbſtbiographie (Leipzig 1806), 181.

[3]) Sogar dieſe ganz unſchuldige Aeußerung wurde von hirnverbrannten Fanatikern benutzt, Mendelsſohn's Religioſität zu verdächtigen!

nach Pyrmont reisen. Ich gehe mit Herrn Zacharias Veitel Ephraim, den Sie kennen müssen, dahin. Wir haben einen sehr bequemen vierſitzigen Wagen, also ist Raum für noch zwei Personen. Hier ist auch ein Brief von Ihrem Bruder, der sich recht wohl befindet. Wenn es Ihnen beschwerlich sein sollte, morgen herüberzukommen, so berede ich meinen Ephraim doch wohl noch, auf den Sonntag mit mir nach Wolfenbüttel zu reisen.“ [1])

Wer war glücklicher als Lessing, sich so unvermuthet in der Nähe seines Freundes zu sehen! Er kam gleich nach Empfang des Briefchens zu ihm; [2]) in seiner damaligen Stimmung, „den Kopf voller Grillen, das Herz voller Galle“, war es ihm Bedürfniß, seinem besten Freunde einmal wieder sein Leid zu klagen. Die Reise nach Pyrmont mitzumachen, konnte er sich nicht entschließen, wiewohl er, selbst leidend, auf Wunsch seiner Braut ebenfalls den „Pyrmonter“ trinken wollte.

Mendelssohn konnte sich nicht länger als vierzehn Tage an dem Kurorte aufhalten, weil sein Reisegefährte nach Hause eilte. Schon am dritten August reiste er von Pyrmont ab, in der Absicht, seinen Freund bis nach Hannover zu begleiten, über Göttingen und Cassel nach Braunschweig zu fahren und von da die Reise mit Ephraim weiter fortzusetzen. Allein unweit Hameln wurde er von einem heftigen Fieber überfallen, das ihn gegen vier Tage das Bett zu hüten nöthigte und ihn so entkräftete, daß er, ohne Göttingen, ohne seinen Freund Michaelis und andere dortige von ihm verehrte Gelehrte zu sehen, so schnell als möglich an die Heimkehr denken mußte, um in dem Schooße seiner Familie sich wieder zu erholen. [3])

[1]) Schr. V, 192.

[2]) Lessing's Schr. XIII, 397 (das Datum, 14. Juli, kann unmöglich richtig sein), 399.

[3]) Anh. Nr. 28.

Im Ganzen war ihm übrigens die Reise so gut bekommen, daß er glaubte, „die Schwäche des Kopfes würde sich nun bald ganz verlieren“. [1]) Nach langer Zeit besuchte er im October zum ersten Male wieder die Leipziger Messe, [2]) zur großen Freude des dortigen berühmten Predigers Zollikofer, der schmerzlich bedauerte, daß „unsere besten philosophischen Köpfe fast alle krank und schwächlich wären“, und sich nun um so mehr freute, vom Patienten selbst die Wirkung des „Pyrmonters“ zu erfahren, über die ihm Garve keine Auskunft zu geben vermochte. [3])

Auch der Winter ging leidlich vorüber, im Frühlinge aber stellten sich die alten Anfälle häufiger wieder ein, und „Mendelssohn war noch immer der kränkliche Mann, der er zwei Jahre früher gewesen.“ [4]) Lessing's schon am ersten Februar 1774 ausgesprochener Wunsch, den Freund im Sommer wieder bei sich zu sehen, [5]) ging in Erfüllung, natürlich auch die Bitte, „ihn ja die Ankunft in Braunschweig voraus wissen zu lassen, damit er keinen Augenblick verliere, worin er Seiner genießen könnte.“ [6])

Mitte Juli 1774 begab sich Mendelssohn wieder nach Pyrmont.

An diesen zweiten Aufenthalt in dem romantisch gelegenen Kurorte dachte er noch lange Zeit mit inniger Freude zurück, denn er machte dort die persönliche Bekanntschaft des großen Fürsten eines kleinen deutschen Landes, des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe.

Wahrlich ein seltener Mann! „Die feinste griechische Seele in einem rauhen westphälischen Körper“, wie Mendelssohn ihn so treffend bezeichnet. [7]) Er hatte die Lor-

---

[1]) Lessing's Schr. XIII, 481. [2]) Ebd. XIII, 488.
[3]) Briefwechsel zwischen Garve und Zollikofer (Breslau 1804), 95.
[4]) Lessing's Schr. XIII, 503. [5]) Schr. V, 193.
[6]) Schr. V, 195; vgl. Lessing's Schr. XII, 416. [7]) Schr. V, 406.

beeren des Kriegsruhms in Portugal geerntet, liebte den Heldenmuth und die Wissenschaften. Ganze Stellen aus dem Shakspeare konnte er mit der vollen Empfindung des Inhalts hersagen, Locke war sein Lieblingsphilosoph und mit philosophischem Tiefsinn sprach er über die wichtigsten Probleme. [1] „Ich habe nie", sagt Mendelssohn, „einen Mann mit mehr Wärme von den Wahrheiten der natürlichen Religion reden hören. Frei von allen Vorurtheilen, die zu Zwiespalt und Menschenhaß führen, war er von den echten wohlthätigen Lehren der Religion bis zur Schwärmerei durchdrungen." [2]

Ganz unbekannt war der Berliner Philosoph dem Fürsten bei ihrem ersten Zusammentreffen eben nicht. Er hatte mit ihrem gemeinschaftlichen Freunde, dem Regierungs- und Consistorialrathe Abbt häufig über ihn gesprochen und ihm das Bürgerrecht und die Erlaubniß bereitwilligst ertheilt, in seiner Residenz zu wohnen; der „Phädon" war ihm von dem Verfasser selbst zugeschickt, wofür er ihm in einem eigenhändigen Schreiben seinen Dank bezeugte. [3] Der Fürst verehrte Mendelssohn und schloß sich ihm in dem Orte, wo Stolz und Eitelkeit sich gewöhnlich entfalten, aufs engste an.

Sowohl der Fürst als auch seine Gemahlin, „eine Dame von ungemeiner Schönheit und seltenen Gemüthsgaben, voll jugendlicher Sanftmuth und Milde", waren während ihres Aufenthaltes in Pyrmont durch den Tod ihres einzigen Kindes, einer Tochter von drei Jahren, die sie kurz zuvor verloren hatten, tief gedrückt. Sie waren Beide in den Willen Gottes ergeben, aber dieser Geißelstreich des Verhängnisses war zu hart, um so bald verschmerzt zu werden. Es fand sich in ihrem Gemüthe der Rest einer süßschwärmenden Melancholie, die sich in ihre gleichgültigsten

[1] Schr. V, 353. [2] V, 406. [3] V, 364, 367, 445.

Unterredungen mit einmiſchte und ſie für den weichen Mendelsſohn äußerſt intereſſant machte. [1])

Ueber Tod und Unſterblichkeit ſprach das trauernde Fürſtenpaar am häufigſten mit dem jüdiſchen Philoſophen; redet doch der Menſch nach ſchwerer Prüfung ſo gern von jenen Heilswahrheiten, die ſeinem wunden Herzen Troſt und Heilung gewähren! Als der Graf, in ſolche Geſpräche vertieft, einſt mit Mendelsſohn auf Nebenwegen luſtwandelte, ſah er ſich unvermuthet vor einem Graben, der mehrere Fuß breit war. Mit ſeinen langen Beinen ſchritt er leicht darüber hin, und ging und ſprach weiter; Mendelsſohn aber konnte nicht folgen und ſtand ängſtlich und verlegen. Der Graf vermißte nach einer Weile ſeinen Gefährten. Schnell kehrte er zurück, faßte den kleinen Mann in ſeine rieſigen Arme, trug ihn über den Graben und ſetzte dann das Geſpräch ruhig fort, als ſei gar nichts vorgefallen. [2])

Was Wunder, daß das fürſtliche Paar den liebenswürdigen Mendelsſohn innig verehrte, nachdem es ihn durch einen mehrwöchentlichen Umgang genauer hatte kennen lernen. Er war jetzt ihr Idol, ſein Bild prangte in dem gräflichen Zimmer mit der lateiniſchen Unterſchrift:

„Vir bonus et sapiens, quem vix e millibus unum
... tulit consultus Apollo.“

„Weiſe und gut iſt der Mann, wie kaum unter Tauſenden Einen
Apoll, der erfahrene, brachte.“

Eine Frau von Ompteda, Oberhofmeiſterin der unglücklichen nach Celle verbannten Königin von Dänemark, ſoll dieſe Verſe „stande pede“ auf ihn gemacht haben, wie Herder, der ſich zu gleicher Zeit mit Mendelsſohn in Pyrmont aufhielt, an Hamann ſchreibt. [3])

Nicht ohne Neid ſah und hörte dieſer launenhafte, wie

[1]) Schr. V, 406.

[2]) Varnhagen von Enſe, Biographiſche Denkmale, II, 68.

[3]) Hamann's Schr. V, 107.

ein Kind leidenschaftliche Mann, daß der Fürst, bei dem er die Stelle eines Hofpredigers, Consistorialrathes und Superintendenten bekleidete, so viel Aufsehen von dem Berliner Juden machte. Der Aufenthalt in Pyrmont wurde ihm zum Theil dadurch verleidet, daß der „Mardochai ein Gefolge gleich dem Großvezier hatte“. [1]) „Pyrmont sollte mir recht ein Theil des Ueberirdischen werden“, schreibt er Lavater, mit dem er jetzt „wieder gut war“, Ende Juli 1774, „und siehe! es ward eben Versammlungsort eines Unwitters, das mich, wie tief! niederwarf, daß ich auch alle gute Leute daselbst, Zimmermann nicht ausgenommen, auf die ich mich so freute, nur durch eine dicke, trübe Wolke habe ansehen können.“ [2]) „Ich habe auch Mendelssohn kennen lernen“, heißt es in demselben Briefe, „der klarste und heikerste Kopf, den ich beinah auf einem menschlichen Rumpfe gesehen, stark ausgeprägt für sich. Ich aber habe, vielleicht eben vorbemeldeter Ursache wegen, wenig oder keine Punkte der Anhänglichkeit an ihn gefunden, halte ihn aber an sich für sehr glücklich, obgleich, wie es mir scheint, künstlich auf einem, ich weiß nicht wie, selbstgemachten Bollwerke.“ [3])

Noch vor wenigen Jahren hatte er Mendelssohn für den ersten Denker im philosophischen und ästhetischen Fache erklärt und jetzt ging er an ihm vorüber, als ob er ihn nicht gekannt und nie in irgend einer Beziehung zu ihm gestanden hätte. Mendelssohn ließ ihn in seiner hochwürdigen Nervösität seines Weges ziehen und machte keine Versuche, sich ihm zu nähern; er meinte, Herder, der Theologe, scheue Mendelssohn, den Juden, und glaubte in allen

[1]) Hamann's Schr. V, 141.

[2]) Aus Herder's Nachlaß, II, 111.

[3]) Ebend. II, 113; Lavater antwortet ihm am 24. August 1774 (II, 114): Von Mendelssohn — wie Du! Alles Heitre! aber ressort philosophischer Schöpfungskraft, anziehende, begeisternde Erhabenheit — nirgends.

ſeinen Blicken die Bitte zu leſen: „Lieber Mann, ich habe jetzt einen Weg zu gehen, auf dem ich mir Ihre Begleitung verbitten muß. Je näher in Lehre, deſto entfernter im Leben. Sie kennen die Menſchen, auf die ich jetzt wirken muß, wenn ich meinen Endzweck erreichen will. Unſere Wege müſſen divergiren, wenn wir beide zur Herberge kommen wollen.“ [1])

Um wie viel freier bewegte ſich doch der fürſtliche Herr des rückſichtsvollen Theologen!

Von ihm konnte Mendelsſohn nach ſeiner Rückkehr aus Pyrmont gar nicht aufhören zu erzählen; [2]) die in ſeiner Nähe verlebten Tage blieben ihm unvergeßlich, und der Aufenthalt im Kurorte war ihm in dieſer Beziehung überaus wichtig. „Von dem Gebrauche des Waſſers aber“, heißt es in ſeinem Briefe an den Fürſten vom December 1774, „gebe Gott, daß der Frau Gräfin Durchlaucht beſſeren Nutzen verſpüren mögen, als ich dieſes Mal davon habe. Ich bin noch immer zu aller Anſtrengung des Geiſtes unfähig und muß jeder Gelegenheit zum Nachdenken mit Sorgfalt ausweichen. Indeſſen ſo lange ich mich phyſiſch wohl befinde, verläßt mich die Hoffnung nicht, dereinſt wieder zu meiner Lieblingsbeſchäftigung zurückkehren zu können. Nur iſt mein feſter Vorſatz, der Natur keine Gewalt anzuthun, ihr auch nicht den mindeſten Schritt abgewinnen zu können, ſondern ihr mit kindlichem Gehorſam zu folgen, wohin ſie mich leitet. Will ſie mich der vormaligen Gefährtin meines Lebens, der Philoſophie, wieder zuführen, ſo werde ich ſie mit Inbrunſt, wie eine wiedergefundene Geliebte, umarmen. Soll ich aber meine Laufbahn in Unthätigkeit beſchließen, ſo ſei auch dafür die Vorſehung unendlich geprieſen;

---

[1]) Schr. V, 585.

[2]) Henningſ, Souvenirs de Berlin. (Hdſchr.)

ſo hoffe ich jenſeits des Todes den Faden wieder anzuknüpfen, wo ich ihn dieſſeits ſo plötzlich habe abreißen müſſen.“ [1])

Der Fürſt von Schaumburg-Lippe ſah ſeinen jüdiſchen Freund nicht wieder. Die Freude ſeines Herzens, der Troſt ſeiner Gedanken, ja das ganze Glück ſeiner Lebenstage, ſeine „in faſt romanhafter Zärtlichkeit“ von ihm geliebte Gemahlin ſtarb an ihrem zwei und dreißigſten Geburtstage. In tiefer Einſamkeit hing er ſeinem Schmerze nach, in dem „Phädon“ ſuchte er Troſt und Beruhigung; er konnte in dieſem Leben nimmer froh werden, in Kummer verſunken, nahm er an Kraft täglich ab und folgte der geliebten Gefährtin bald nach.

„Und dieſer in aller Betrachtung wichtige Mann“, klagte Mendelsſohn noch nach Jahren, „ſtirbt in Deutſchland hin, ohne daß man ſeinem Andenken ein Denkmal ſtiftet, ohne daß von ſeinen Thaten und Handlungen ſonderlich geſprochen wird! Wenn man hierüber Deutſchland mit Recht der Gleichgültigkeit beſchuldigt, ſo iſt es nicht das gemeine Publikum, das endlich auch gegen Anklagen und Beſchuldigungen gleichgültig wird; es iſt der denkende Theil deſſelben, die Männer von Herz und Kopf, an welchen Deutſchland Gottlob! keinen Mangel hat.“ [2])

Welche Verehrung für den Fürſten, welches warme Nationalgefühl ſpricht ſich in dieſen wenigen Zeilen aus!

Dieſer intereſſanten Bekanntſchaft wegen dachte Mendelsſohn wohl häufiger an Pyrmont zurück, als wegen der Quellen, bei denen er Hülfe und Heilung ſuchte, ſie aber nicht fand; Mendelsſohn kehrte nimmer nach Pyrmont zurück. Er machte andere Reiſen.

---

[1]) Schr. V, 533 f. [2]) V, 407. — Der Graf hatte Mendelsſohn acht Tage länger in Pyrmont gefeſſelt, als die Kur es erforderte. (Hdſchr.)

Vierzigstes Kapitel.

Mendelssohn in Baruth und Dresden. August von Hennings.

Zu Baruth, einem Städtchen an der sächsischen Grenze, lebte bis zu Anfang dieses Jahrhunderts der gräflich Solms'sche Oberförster Jung. Es war ein Biedermann, ohne Schulkenntnisse, aber ein „richtig denkender Kopf", wie Mendelssohn von ihm sagte;[1] er las auch, zwar nicht viel, aber mit Nachdenken. Der „Phädon" hatte ihn gereizt, und als ihn einst ein herrschaftlicher Auftrag nach Berlin führte, suchte er den berühmten Verfasser auf und erhielt dessen Freundschaft, wie er auch mit Spalding in freundschaftlicher Verbindung stand. Jung nahm Mendelssohn das Versprechen ab, ihn einmal im Sommer mit seinem Besuche zu beehren.

Anfangs August 1776 riß er sich von seinen Geschäften los und reiste, dieses Mal in Begleitung seiner Frau, zu dem Oberförster, bei dem er einige Tage verweilte. Der biedere Jung war über diesen Besuch hoch erfreut und zum Andenken an den Aufenthalt des seltenen Gastes hatte er auf den Rasensitz in seinem Garten, auf welchem Mendelssohn alle Morgen zu sitzen und Psalmen zu übersetzen pflegte, einen steinernen Sitz zwischen zwei Pfeilern aufmauern lassen, mit der Inschrift auf dem Mauerwerke:

„Sitz des Herrn Moses Mendelssohn am 12. August 1776."[2]

Von Baruth unternahm Mendelssohn eine Reise nach Dresden, hauptsächlich im Interesse des Oberförsters.[3]

---

[1] Hennings Erinnerungen an Dresden. (Hdschr.)

[2] Neue Berliner Monatsschrift, November 1804, 379 ff; Schr. V, 595.

[3] Hennings, Briefe aus Dresden und Hamburg (Hdschr.): „Um des Oberförsters Jung willen hatte Mendelssohn seine letzte Reise von Berlin nach Dresden unternommen."

Hier wartete er dem churſächſiſchen Kammerherrn Baron von Ferber auf und empfahl ihm einen „Liebhaber der Kunſt“, dem der Kammerherr auch „die Protection verſprach, um die anzuhalten Mendelsſohn nicht kühn genug geweſen war.“ [1])

In Dresden traf er auch den jungen Hennings wieder, einen ſeiner zärtlichſten Freunde und aufrichtigſten Verehrer.

Während der zwei Jahre, welche dieſer geiſtreiche, für Freiheit und Aufklärung glühende junge Mann als Legationsſecretär in Berlin verlebte, war er faſt täglich im Mendelsſohn'ſchen Hauſe. Eine Empfehlung ſeines Schwagers, des Doctor Reimarus in Hamburg, hatte ihn mit dem Philoſophen bekannt gemacht; durch Moſes Weſſely, den Freund Leſſing's, Mendelsſohn's und der Familie Reimarus, deſſen Bruder Naphtali Hartwig er von Kopenhagen aus kannte, war er bei andern angeſehenen Juden Berlin's eingeführt worden. Er wurde Hausfreund des reichen Daniel Itzig, deſſen zahlreiche durch Schönheit, Talente, Muſik und Geiſtesbildung ausgezeichnete Töchter ihm beſonders gut gefielen, und Freund David Friedländer's, des Schwiegerſohns Itzig's, der Aerzte Bloch und Herz. Auch die Dame, welche Mendelsſohn in der Hamburger Zeitung in Verſen gefeiert hatte, ein Fräulein Meyer, lernte er kennen und fand ſie der Lobeserhebung vollkommen würdig.

Der Umgang mit Mendelsſohn war für Hennings der ſüßeſte Genuß in dem an Genüſſen reichen Berlin. Der ganze Ton, der in ſeinem Hauſe herrſchte, behagte ihm. Seine größte Freude beſtand darin, den Philoſophen auf ſeinen Spaziergängen zu begleiten. Als er eines Tages mit ihm und Karl Leſſing unter den Linden promenirte, ſagten einige vorübergehende Damen zu einander: „Da iſt der berühmte Mendelsſohn!“ Leſſing, welcher es zuerſt ge-

[1]) Schr. V, 543.

hört hatte, machte Mendelssohn aufmerksam. „Ich war", sprach dieser, „in diesem Augenblicke nur der Fabrikant; die Schönheit des Musters eines Kleiderstoffes erregte ihre Neugierde." [1])

Gegen Ende des Jahres 1774 verließ Hennings Berlin und kehrte auf einige Zeit nach Hamburg und Kopenhagen zurück. Mendelssohn blieb der Gegenstand seiner Verehrung und Nacheiferung; der mit ihm gepflogene Umgang hatte es dahin gebracht, daß er sich den philosophischen Studien mit Eifer zuwandte, welche einige Zeit vernachlässigt zu haben er sich die bittersten Vorwürfe machte. „Wenn meine Vorstellungen Etwas zu dieser Entschließung beigetragen", heißt es in dem ersten Briefe, welchen Mendelssohn an ihn richtete, „so bin ich stolz auf den wackeren Recruten, den ich der Philosophie zurückgeführt, oder vielmehr auf den tüchtigen Ueberläufer, den ich ihr zurückgebracht habe, zu einer Zeit, da ich selbst nicht mehr für sie zu Felde ziehen kann.

Aber warum sehen Sie noch mit solcher Zerknirschung auf Ihr voriges Leben zurück? So sehr haben Sie doch meines Wissens nie wider die Philosophie gesündigt, daß Sie nöthig hätten, mit diesem bußfertigen Angesichte vor ihrem Throne zu erscheinen. Wo ich nicht irre, so pflegt auch das philosophische Gewissen keine so tiefe Wunden zu schlagen. Diese Göttin züchtigt wie eine Mutter, nicht wie die gekränkte Eifersucht." [2])

Man merkt es dem ersten Briefe ab, wie theuer der talentvolle junge Mann Mendelssohn geworden war. Er hatte ihn herzlich lieb gewonnen und wünschte sehnlichst, häufige Nachricht von ihm zu erhalten. „Den guten Vor-

---

[1]) Hennings, Souvenirs de Berlin. (Hdschr.)

[2]) Schr. V, 531; vgl. auch Anhang Nr. 29.

ſatz, mir öfters zu ſchreiben", heißt es am Schluſſe des erſten Briefes, „laſſen Sie ja von langer Dauer ſein und verſchieben Sie ihn nicht, wie man wohl ſonſt mit guten Vorſätzen zu thun pflegt. Ein Freund, den man einen Poſttag aus dem Gedanken ſchlägt, pflegt ſich die erſten Poſttage darauf nicht leicht wieder einzuſtellen, und wenn ſich ſein Bild nachher wie ein Schemen in der Dämmerung zeigt, ſo iſt es in Gefahr, kaum mehr erkannt zu werden. Wenn auch zuweilen meine Antwort einige Zeit ausbleiben ſollte, ſo ſchreiben Sie die Schuld freundſchaftlich auf Rechnung meiner ſchwächlichen Geſundheit, die mir das Briefſchreiben, meine vormalige Erholung, zu einer beſchwerlichen Arbeit macht." [1])

Nach einer zweijährigen Trennung ſah Hennings ſeinen geliebten Mendelsſohn in Dresden, wo er als däniſcher Geſchäftsträger ſeit einigen Wochen ſich aufhielt, zum erſten Male wieder. Seine Freude war unbeſchreiblich. Drei Tage lang wich er nicht von ſeiner Seite. Jedes Wort, das er ſprach, hätte er niederſchreiben mögen. Seine Unterredung ſchätzte er für Unterricht, ſie galt ihm für einen lautern Quell, aus dem in der ſanfteſten Stille ein Strom von Gedanken fließt; er bewunderte die Wärme ſeines Herzens, die „belebend durch alle Adern rann, aber nicht mit den fieberhaften Aufwallungen, die zu Kopfe ſteigen und den Verſtand betäuben." [2])

„Mendelsſohn iſt in Dresden!" berichtet er freudevoll am 21. Auguſt 1776 ſeiner Eliſe Reimarus. „So habe ich in meiner dürren Wüſte einen Labetrunk gefunden. Seit drei Tagen habe ich mich mit ihm beſchäftigen können. Ihnen Alles zu ſagen, was in dieſem Zeitraume liegt, Ihnen alle praktiſche Philoſophie, alle Zurückführung von

[1]) Schr. V, 532.

[2]) Hennings, Briefe aus Dresden und Hamburg. (Hdſchr.)

kleinen Ideen, die gänzliche Auslöschung der Nebenbegriffe, die Heilung selbst der Wunden, die das Bewußtsein der Kleinheit in die Seele schlägt, mit wenig Worten, Ihnen den ganzen Uebersprung von der Welt zu Mendelssohn, von der Schönheit zum Verstande zu schildern, ist unmöglich."

„Ich habe ihn wenig verändert gefunden. Seine Gesundheits-Umstände haben ihm noch nicht wieder erlaubt, philosophisch zu arbeiten. Sein äußeres Ansehen hat dadurch gewonnen, daß er sein eigenes Haar trägt. Sie wissen, welch ein edler sanfter Ausdruck in seiner Physiognomie ist. Die mancherlei Besuche, die vielerlei Unterredungen scheinen ihn etwas zu ermatten, aber man sieht so deutlich, daß diese Abspannung im Körper liegt, daß sein Geist immer im edelsten Gleichgewichte der Ruhe erscheint. Sein Urtheil ist so hell und gerade, sein Ausdruck immer sich selbst so gleich, daß man nirgends einen höhern Beweis der Unabhängigkeit, der Selbstständigkeit und der Immaterialität der Seele finden kann, als in seiner Art zu denken, zu sein.

„Eingedenk Ihres Wunsches habe ich ihn nach seiner Meinung über Lavater's fortgesetzte Physiognomik befragt. Er glaubt, man sei Lavatern verschiedene neue Anmerkungen in der Physiologie und besonders eine Bereicherung der physiologischen Sprache schuldig. Vorzüglich gefiel ihm der Gedanke, daß die Knochen, da sie als feste Theile der Veränderung weniger unterworfen sind, als die weichen fleischigten Theile, die durch angenommene Gewohnheiten biegsam gemacht werden, immer den natürlichen Charakter richtiger andeuten als diese, und daß in dem Contraste der beiden ein Widerspruch des natürlichen und sittlichen Charakters zu vermuthen sei. Sonst hielt Mendelssohn dafür, daß Lavater mehr eine Pathognomie als eine Physiognomie geschrieben habe [1]) und daß seine Absicht sei, nicht sowohl

[1]) Dieses war auch die Ansicht Lessing's, s. Lessing's Schr. XIII, 564.

auf das Erkennen des innern Menschen und der Physiognomie zu sehen, als die Wunder Gottes in der Bildung des Menschen zu erklären. Er fügte aber immer hinzu, daß er kein Physiognomist sei, und wenn der Menschenkenner und Wahrheitsforscher so spricht, wer kann ihn dann anders verstehen, als daß er nichts auf die Physiognomik halte." [1])

Hennings erzählt der Freundin nun noch, daß er mit seinem Gaste einen Theil der Doubletten durchblättert, welche von der churfürstlichen Bibliothek sollten verkauft werden, und in einem Kapitel von heterodoxen Büchern viel Treffliches gefunden, daß er am Tage vor Mendelssohn's Abreise den Landsmann Pulitsch bei ihm getroffen und daß Zingg das Bild des Philosophen in Profil sehr sauber gezeichnet hätte.

Dieses Tedeum über Mendelssohn's Anwesenheit in Dresden bewirkte einen Freudentag im Reimarus'schen Hause. Lessing war in Hamburg bei seiner Freundin Elise und zwar allein, denn sonst konnte man, wie es in ihrem Briefe vom 28. August 1776 heißt, „dieses überall belagerten Mannes nicht recht froh werden, sich nicht durch und durch wärmen und muß, um von einem Bilde zum andern überzugehen, hart an der Quelle Durst leiden." „Sie wissen, lieber Hennings, was Lessing von Mendelssohn hält. Es befremdete ihn, daß er jetzt in Dresden sei, befremdete ihn, daß er sein eigenes Haar trägt, nur Ihre Freude, ihn bei sich zu sehen, befremdete ihn nicht. Ich fühle so sehr, was das sagen will, Mendelssohn bei sich zu haben, daß ich gerne einen Theil meines Lebens aufgeben möchte, um den andern zu den Füßen dieses Gamaliel's zubringen zu können

[1]) Hennings, Briefe von Dresden und Hamburg. (Hdschr.) Vgl. auch über Lavater's Physiognomik Mendelssohn's Brief an Hennings von Ende September 1775 im Anhange.

und aus ſeinem Munde und Geiſte Wahrheit zu ſchöpfen. Suchen Sie doch für ſich und womöglich auch für mich einen Kopf von ihm zu erhalten. Ueber alle Antiken werde ich ihn ſetzen.“ [1])

Hennings fühlte ſich beim Empfang dieſes Briefes der Freundin „geiſtesarm und verlaſſen“; Mendelsſohn war wieder abgereiſt.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Ein Reiſeabenteuer.

„Um die Ontologie iſt es etwas ganz Vortreffliches“, erzählte Mendelsſohn in einer Abendunterhaltung ſeinen Freunden, als das Geſpräch zufällig auf philoſophiſche Materien kam. „Mir hat ſie einmal ein gutes Nachtlager verſchafft, da ich ſchon darauf gefaßt war, die Nacht in meinem Wagen unter freiem Himmel zuzubringen.“

Alle waren ſehr neugierig, wie dieſes möglich ſein könnte, und Mendelsſohn fuhr daher in ſeiner Erzählung fort:

„Ich war auf einer Reiſe im Sächſiſchen begriffen. Eines Abends wurde ich durch einen Umſtand genöthigt, in einem kleinen Dorfe zu übernachten, in welchem kein ordentlicher Gaſthof war. Das Wetter war ſehr unfreundlich, und da ich erfuhr, daß ein Prediger in dieſem Dorfe wohne, ſchickte ich zu ihm und ließ mich bei ihm als einen Gelehrten aus Berlin melden und um ein Nachtlager bitten. Der Prediger ließ ſich zwar willig dazu finden, hatte aber doch einige Bedenklichkeiten, da er hörte, daß der Gelehrte

[1]) Hennings, Briefe aus Dresden und Hamburg. (Hdſchr.)

aus Berlin — ein Jude sei. Als ich auf das Haus zukam, sah ich den Prediger, der mich erwartete, einen sehr ehrwürdigen Greis, vor der Thüre stehen. Ehe mich aber dieser alte Mann unter sein Dach nöthigte, wollte er erst einige genauere Erkundigungen einziehen und fragte mich mit ausgestrecktem Arm und auf mich gerichtetem Zeigefinger: Quid est Ontologia? (Was ist die Ontologie?) Ich sagte ihm die Wolfische Definition in lateinischer Sprache, und jener fragte nun weiter bis auf den Begriff von Gott. Da ich meine Beantwortung und Erklärung dieses Begriffes mit den Worten schloß: Ens summum optimum maximum! (Das höchste, gütigste und größte Wesen!), so fiel der Greis, gleichsam wie in eine ihm bekannte Melodie, mit Entzücken ein: Ens summum optimum maximum! Jetzt erst bot er mir freundlich die Hand und sagte: Seien Sie mir herzlich willkommen, mein lieber Mendelssohn!

Auf meiner Rückreise kam ich wieder durch dasselbe Dorf. Ich hatte noch einen polnischen Juden bei mir, welchen ich, da er nach Hause ging, eingeladen hatte, eine Strecke mitzufahren. Diesem sagte ich, ich müsse mich in dem Dorfe ein Stündchen aufhalten, ich wolle dem Prediger meinen Besuch abstatten. Eben den will ich auch besuchen, sagte der polnische Jude. Ich verwunderte mich darüber und noch mehr, da er mir folgende Geschichte erzählte: Ich hatte ihm einmal mein ganzes Vermögen in Verwahrung gegeben, und als vor einigen Jahren sein Haus abbrannte, hat er Alles stehen und liegen lassen, hat erst das Meinige gerettet und darüber das Seinige selbst verloren. Ich bin ihm daher viele Verbindlichkeiten schuldig. Wir gingen nun Beide zu dem alten Prediger, der uns freundschaftlich umarmte, und uns bewirthete, so gut er konnte. Sein Sohn, welcher in Halle studirte und meine Schriften gelesen hatte, war während der Zeit von der Universität zurückgekehrt und hatte ihm so Manches

von mir erzählt. Die Freude des alten Mannes war nun um ſo größer, mich unter ſeinem Dache bewirthen zu können. Er ließ ſich aufs Neue in ein eifriges Geſpräch über die Ontologie mit mir ein und nahm bei unſerer Abreiſe von mir und dem polniſchen Juden, wie von alten, guten Freunden, aufs zärtlichſte Abſchied."

Dieſer Prediger wurde ſpäter Mendelsſohn's Freund; ſo oft er durch das Dorf reiſte, beſuchte er ihn und wurde immer von ihm auf das herzlichſte empfangen. [1])

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Mendelsſohn in Königsberg.

Im Sommer 1777 mußte Mendelsſohn in Geſchäftsangelegenheiten eine Reiſe nach Memel unternehmen. Er hatte nämlich unter Leitung ſeines ſpäter in Kopenhagen wohnenden Schwagers Joſeph Gugenheim eine Commandite in genannter Stadt; das Geſchäft iſt, wie Mendelsſohn ſelbſt einige Jahre ſpäter ſeinem Freunde Elkan Herz mittheilt, verunglückt, „es hat aber, Gott behüte! Niemand darunter gelitten, als wir ſelbſt!" [2])

Auf dieſer Reiſe hielt er ſich einige Zeit in Königsberg auf, wo ſein Bild als das einer Berliner Celebrität neben denen Ramler's, Kant's und anderer ſchon ſeit 1768

[1]) Fedderſen und Wolfrath, Nachrichten von dem Leben gutgeſinnter Menſchen (Halle 1790), 150. (Schmidt) Leben und Meinungen Moſes Mendelsſohn's in einem kurzen Abriſſe dargeſtellt. (Hamburg, 1787), 35.

[2]) Anhang Nr. 19.

einen Platz im Kanter'schen Buchladen gefunden hatte. Ein großer Kreis von Freunden und Verehrern, wie der reiche Münzmeister Joseph Seligmann, Glieder der Familie Friedländer, u. A. warteten seiner hier. Daß er auch seinem alten Kampfgenossen, dem Philosophen Kant, mit dem er seit mehreren Jahren in brieflichem Verkehr stand, einen Besuch abstattete, ist selbstverständlich. Er wohnte sogar seinen Vorlesungen bei, wie dieses aus einem Briefe Kant's an seinen Schüler, den Hofrath Herz in Berlin, deutlich hervorgeht: „Mendelssohn that mir gestern die Ehre an, zweien meiner Vorlesungen beizuwohnen, à la fortune du pot, wie man sagen könnte, indem der Tisch auf einen so ansehnlichen Gast nicht gerichtet war.“ [1]) Ein anderer Schüler des Königsberger Alten, Kraus, welcher damals im Keyserling'schen Hause Hofmeister war und später eine ordentliche Professur der Mathematik und der Philosophie an der Königsberger Universität erhielt, theilte seinem Freunde von Auerswald die Anwesenheit Mendelssohn's in Königsberg mit den Worten mit: „Donnerstag kam Mendelssohn an, Sonntag ließ mich Kant zu sich rufen und sagte mir, Mendelssohn sei bei ihm gewesen und habe mit ihm unter andern auch von mir gesprochen, ob ich nämlich nicht Professor in Halle an Maier's Stelle, der kürzlich gestorben, werden wollte. Der Minister von Zedlitz habe ihm (Mendelssohn) aufgetragen, einen zu der Stelle vorzuschlagen, und er wolle es auf Kant ankommen lassen.“ [2])

An einem Sonntag Nachmittag sprach Mendelssohn auch bei dem schwer beladenen Schiffe der deutschen Literatur, wie Hamann von Jean Paul benannt wird, vor. Hören wir, wie Kraus darüber berichtet. „Nachmittags ging ich zu Hamann und fand auf dem Wege nahe an

[1]) Kant's ges. Werke (Rosenkranz'sche Ausgabe). XI, 37.

[2]) Voigt, Leben des Professors Kraus (Königsberg 1819), 68.

dem „Rothen Krahn“ einen Menschen stehen, der durch seine Gestalt und sein Gesicht das roheste Herz zum Mitleiden erweichen konnte. Ich gehe zu ihm und sage: Ich habe gewiß die Freude, Herrn Mendelssohn zu sprechen. Sind Sie nicht Herr Kraus? antwortete er; wir gehen wohl Einen Weg. Die Juden, die mit ihm waren, müssen ihm vorher gesagt haben, daß ich es sei. So gingen wir zu Hamann, wo eine Stube voll Bekannter und Unbekannter unserer wartete. Mendelssohn setzte sich in den Winkel und ich mich neben ihn, denn Hamann glaubte, wir gehörten so am meisten zusammen; wir sprachen von diesem und jenem mit einer Sorglosigkeit, als wären wir mit einander erzogen worden. Er klagte auch, wie ich immer gern klage. Gute Laune, Herr Kraus! das ist besser als alle Medicin, antwortete er mir. Er hat wirklich viele Laune und einen schneidenden talmudischen Witz, der unter der Direction seines scharfsinnigen Verstandes durch und durch fährt, wo er ihn anbringt. Man muß mit ihm etwas vorsichtig sprechen, wie ich jetzt erst zu meiner Lehre und Reue erfahre.“ [1])

Für den damals in Mißmuth und Unthätigkeit ver-

---

[1]) Voigt, a. a. O. 69 ff.

Nur in einer Stimmung der Hypochondrie kann Kraus ein so schiefes Urtheil über den „Phädon“ gefaßt haben. „Wie wäre Mendelssohn's „Phädon“ jemals zu der Celebrität gekommen, deren er sich erfreut, wenn er nicht von der Unsterblichkeit der Seele, dieser erhabensten Angelegenheit aller Menschen, handelte, und wenn er nicht von einem Helden, dem göttlichen Alten, Plato, geschrieben, und von einem Juden, dem bucklichten Buchhalter Mendelssohn, übersetzt wäre.“ (264.) Wie konnte auch nur ein Professor der Philosophie Mendelssohn's Phädon für eine Uebersetzung halten? Er hatte entweder den Platonischen oder den Mendelssohn'schen Phädon nicht verstanden. Manches Falsche und Ungenaue in der Voigt'schen Schrift wurde von David Friedländer in der Broschüre: „Beitrag zur Geschichte der Verfolgung der Juden im 19. Jahrhundert durch Schriftsteller“ (Berlin 1820) (24 S.) berichtigt.

sunkenen Hamann war es eine angenehme Zerstreuung, ja die „größte und einzige Freude, welche er während des ganzen Sommers genoß, seinen lieben Mendelssohn in Preußen zu umarmen.“ Er hatte „sich ein Gesetz gemacht, ihn alle Tage, nolens volens, zur Zeit und zur Unzeit zu besuchen und ihn bis zum Thor hinaus zu begleiten.“ [1]) „Ich habe mehr als eine süße Stunde mit ihm zugebracht,“ schreibt er an Lavater, „auch seine philosophischen Schriften bin ich während seines Hierseins durchgegangen und mit erneuertem Vergnügen Ihren beiderseitigen Platonischen Briefwechsel. Dieser Mann ist wirklich ein Salz und Licht unter seinem Geschlechte und er würde all sein Verdienst und Würdigkeit verloren haben, wenn er unser einer geworden wäre, wie Adam.“ [2])

Mendelssohn verweilte länger auf dieser Reise, als er bei Unternehmung derselben für nothwendig gehalten hatte, und kehrte erst Ende August nach Berlin zurück. [3]) Bald darauf begab er sich zu einem längeren Aufenthalte nach Hannover, und verlebte auf der Rückreise einige glückliche Tage mit seinem ältesten Freunde Lessing.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Mendelssohn's und Lessing's letztes Zusammentreffen.

„Ich bin dem Vergnügen, Sie zu sehen, so nahe gewesen“, schreibt Mendelssohn am 3. November 1777 von Hannover aus an Lessing, „und kränke mich jetzt, daß ich mich habe nach Hannover bringen lassen, ohne Sie gesehen

[1]) Hamann's Schr. V, 262. [2]) V, 275.
[3]) Mend. Schr. V, 540.

zu haben. Mein Vorſatz war, mich allhier etwa acht bis zehn Tage aufzuhalten und meine Rückreiſe über Wolfenbüttel zu nehmen. Billet von Muzelſkoſch und Brief und Blumenſchachtel nahm ich mit Bedacht mit; die Papiere, um ſie Ihnen perſönlich zu überreichen, und die Blumen, um mir bei Madame eine Empfehlung auszuſparen, die ſonſt ein unbekanntes bärtiges Geſicht weniger freundlich aufgenommen haben würde. Aber wie es den frommen Wünſchen auf Erden zu gehen pflegt: wenn ſie auch erfüllt werden ſollen, ſo werden ſie wenigſtens ſehr lange, für den Wünſchenden mehrentheils tödtlich lange verſchoben. Ich werde mich allhier wer weiß wie lange aufhalten und vor Langeweile umkommen müſſen.“ [1])

Der Aufenthalt in Hannover, wohin ſich Mendelsſohn aus uns unbekannten Gründen Mitte October 1777 begeben hatte,[2]) verlängerte ſich von Woche zu Woche. Acht bis zehn Tage wollte er dort verweilen; er war am 18. December noch in der damals kleinen unfreundlichen Reſidenz.[3]) Er ſchmachtete in der ſchrecklichſten Langeweile und machte Leſſing den Vorſchlag, zu ihm herüber zu kommen,

---

[1]) Schr. V, 197.

[2]) Leſſing's Schr. XIII, 590.

[3]) Zufälliger Weiſe machte er hier auch die Bekanntſchaft des zu Münſter verſtorbenen Hauptmanns Rothmann, des Verfaſſers mehrerer Theaterſtücke und Gedichte. Das Geſpräch führte ſie zufällig auf die „philoſophiſchen Unterſuchungen“ des Niederländers Pauw, welcher ſich einige Monate bei dem Favoriten Friedrich des Großen Quintus Icilius aufgehalten hatte und Mendelsſohn perſönlich bekannt war. „Ein wahrheitsforſchender Philoſoph“, ſagte dieſer, „müßte nicht ſo ſehr auf Hypotheſen bauen.“ Rothmann erwiderte: „Vielleicht kann man ihm mehr Glauben ſchenken, wenn er ſeinem Verſprechen gemäß über das deutſche Volk und die deutſchen Sitten ſchreiben wird.“ „So, ſo!“ verſetzte hierauf Mendelsſohn, „ich glaubte nicht, daß Pauw von ſonſt was ſchriebe, als wovon er nichts wüßte.“ (Hormayr's Archiv für Geſchichte, 1811, 472.)

und mit ihm die in dem dortigen Archive aufbewahrten Leibnizischen Papiere zu durchsuchen. [1])

Weiter hätte dem Freunde nichts gefehlt, als sich jetzt aus seinem glücklichen Hausstande zu entfernen und die Leibnizischen Papiere zu durchstöbern!

Lessing war jetzt der zufriedenste, heiterste Mensch. Mit seiner ein Jahr früher stattgefundenen Verheirathung hatte für ihn ein neues Dasein begonnen. Er pries sich glücklich an der Seite seiner trefflichen Frau, er sah seine äußere Stellung gesichert, sah sich befreit von dem Drucke der Schulden, die Jahre lang wie ein Alp auf ihm gelastet hatten; er war voll heiterer Laune und guten Humors, seine Stimmung und sein ganzes Wesen war ein ganz anderes geworden. [2]) Diese wohlthätige Wirkung seiner neuen Zustände war Mendelssohn, dem Freunde, der seinem Herzen am nächsten stand, nicht entgangen. Kurz vor dem Wiedersehen hatte er ihm geschrieben: „Ich komme ganz unfehlbar zu Ihnen nach Wolfenbüttel, ob ich gleich den Tag noch nicht bestimmen kann, wann dieses geschehen wird. Sicherlich soll mich kein Geschäft davon abhalten; denn in der That ist mir keins so dringend, als die Begierde, Sie zu sehen und mich mit Ihnen zu unterhalten. Sie scheinen mir jetzt in einer ruhigen, zufriedenen Lage zu sein, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmonirt, als jene geistreiche, aber auch etwas bittere Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und alles, was ich von Ihnen höre

---

[1]) Schr. V, 200.

[2]) Stahr, a. a. O. II, 216.

und sehe, bestärkt mich in diesem angenehmen Denken, mich dünkt, mein Wunsch sei nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser bessern Lage Ihres Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meisten zu dieser Besänftigung beigetragen. Die Frau oder die Freimaurerei? Bessere Vernunft oder reifere Jahre?" [1])

Außer der italienischen Reise, welche Lessing ein Jahr früher gemacht hatte, trat in der That die Freimaurerei in den Vordergrund ihrer Unterhaltung, als Mendelssohn endlich kurz vor Weihnachten mit seiner Frau in Wolfenbüttel eintraf.

Lessing hatte nämlich seinen „Ernst und Falk", diese meisterhaften Gespräche über Freimaurerei, welche all die Einfalt, all die Süßigkeit, all den Tiefsinn, all die glückliche Mischung von Scherz und Ernst haben, die wir an den Platonischen Dialogen bewundern, seinem Moses im Manuscript zugeschickt und dieser hatte sie während seines Aufenthaltes in Hannover mit vielem Vergnügen gelesen. Seinen Vorwitz stillten sie allerdings nicht; er war überzeugt: was Menschen Menschen verheimlichen, ist selten des Nachforschens werth; wohl aber brachten sie ihm bessere Begriffe von einem Institute bei, das ihm seit einiger Zeit fast verächtlich zu werden angefangen. Er redete ihm zu, diese seine vortrefflichen Ideen von der Nutzbarkeit des Freimaurer-Ordens dem Publikum durch Thaten, aber nicht durch Wort und Schrift zu offenbaren. „Sie wissen", schreibt er ihm am 11. November 1777, „wie der große Haufen gestimmt ist. Sobald man ein Ding bei seinem ächten Namen nennt, so heißt es: je nun, wenn es weiter nichts ist! Das Volk drängt sich nie in größern Haufen, als wenn es nicht weiß, warum." [2])

---

[1]) Schr. V, 198. [2]) V, 199.

Die ganze Idee war ihm, wie er bei der Zurücksendung der „Gespräche“ bemerkt,[1]) so wichtig, so neu, daß er auf die Ausführung derselben außerordentlich begierig war.

Als er nun nach Wolfenbüttel kam, suchte er den Freund über diese wichtige Angelegenheit zu ergründen und führte folgendes Gespräch mit ihm, das für Beide sehr charakteristisch ist:

„Sie sind auch, wie ich gehört habe, Freimaurer geworden? Ist das wahr, Freund?“

„O ja, lieber Moses, wohl bin ich's geworden!“

„Nun?“

„Was nun? Nun soll ich offenbaren? Nicht? Aber das darf ich nicht, kann ich wahrlich nicht, — ich habe geschworen —“

„Sie scherzen, lieber Lessing. Glauben Sie wirklich, mein unschuldiges Nun, das doch auch einen andern Sinn haben kann, ginge dahin, Ihnen die Geheimnisse des Ordens zu entlocken? Das sei fern! Aber wie? Von früher Jugend suchen wir die Wahrheit, seit unserer Bekanntschaft suchen wir sie gemeinschaftlich, mit aller Anstrengung, mit aller Treue, mit welcher sie gesucht sein will. Und nun könnte es Wahrheiten geben, die Lessing seinem fünfundzwanzigjährigen Freunde nicht zu offenbaren geschworen? Feierlichst geschworen? Und ich sollte diese Wahrheiten zu wissen nicht neugierig sein können? Sind es aber nicht Wahrheiten, die der Orden seinen Jüngern mittheilt, so werden Sie noch vielmehr gestehen, daß ich — —“

Lessing lachte herzlich über seines Moses Eifer, und sagte: „Hören Sie auf, lieber Moses, da habe ich meinen Orden für nichts und wieder-nichts compromittirt.“[2])

Auch die Frau, deren schwer errungener Besitz den

---

1) Schr. V, 200.

2) Karl Lessing, a. a. O. I, 299 ff.

Freund auf den Gipfel seines Lebensglücks gehoben hatte, fesselte den Blick des theilnehmenden, liebenswürdigen Mendelssohn's. Wie glücklich war er, seinen Lessing glücklich und zufrieden zu sehen! Die beiden alten, treuen Freunde schwelgten jetzt einen Tag in dem reinen Glück, nach dem sie so lange sich gesehnt hatten; der Tag von Mendelssohn's Anwesenheit in Wolfenbüttel gehört zu den glücklichsten Tagen in dem einen einzigen glücklichen Jahre, welches der viel geprüfte Mann in der Reihe der Lebensjahre aufzuweisen hatte.

Das Herz voller Freude reiste Mendelssohn ab. Den ledigen Sitz in seinem Wagen, füllte er „mit einer Person aus, die seinen Freund Lessing so nahe anging", mit dessen Stiefsohn.[1] Es war ein Abschied, wie er nicht wärmer, zärtlicher gedacht werden kann. Mit Mendelssohn hatte auch das Glück, die Ruhe und Zufriedenheit für immer von Lessing Abschied genommen.

Ehe jener Berlin noch erreichte, fuhr ein Blitz vom heitern Himmel und zerschmetterte das Schifflein von Lessing's Glück im Hafen selbst. Am Weihnachtsabende des Jahres 1777 gebar ihm die Gattin zu seiner unaussprechlichen Freude einen Sohn. Aber diese Freude war von kurzer Dauer. Nach vierundzwanzig Stunden war das Kind eine Leiche und schwebte die Mutter in Todesgefahr. Neun bis zehn Tage lag sie ohne Besinnung da, und Lessing, der Tag und Nacht nicht von ihrem Lager wich, mußte mit Gewalt von demselben entfernt werden, um der Sterbenden den Todeskampf nicht zu erschweren. Sie starb. In der Morgenfrühe des zwölften Januar sah er sein Glück zu Grabe tragen. An demselben Tage schrieb er seinem Bruder jenen herzzerreißenden Brief, in welchem er auch auf den glücklichen Tag hindeutet, den er mit

[1] Schr. V, 200.

Mendelssohn verlebt: „Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat, so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden.“ [1])

So ruhig, so zufrieden sah ihn Niemand mehr; der treueste Freund sah ihn niemals wieder.

---

[1]) Lessing's Schr. XII, 500.

Eilftes Buch.

Mendelsſohn als Vertreter ſeiner Glaubensgenoſſen.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Die politiſche Lage der Juden.

Wir haben abſichtlich Mendelsſohn's Verhältniß zu ſeinen Glaubensgenoſſen und ſeine Leiſtungen für dieſelben bis zu dem Momente verſchoben, wo er, von ſeinen Leiden geheilt, ſich der literariſchen Thätigkeit allmälig wieder hingeben konnte. In den ganzen ſieben Leidensjahren, welche wir unſeren Leſern vorgeführt haben, konnte von einer ſolchen auch nicht im Entfernteſten die Rede ſein. Es koſtete ihm Mühe und Anſtrengung genug, eine mäßige Correſpondenz mit ſeinen Freunden zu unterhalten und den hochgeſtellten Perſonen zu beſcheiden, welche wie die Grafen von Goerz, Lynar, der Coadjutor Dalberg, der Miniſter Hoyer und Andere, ihn um Aufklärung in philoſophiſchen Materien angingen. [1])

Ueberhaupt wuchs Mendelsſohn's Anſehen von Jahr zu Jahr. Sein Ruf drang bis nach Frankreich, Italien und Holland; in ganz Deutſchland zählte der „jüdiſche Metaphyſiker“ zu den berühmteſten Perſönlichkeiten. Dieſes

[1]) Schr. V, 535, 536, 540.

Ansehen, welches er bei den bedeutendsten und einflußreichsten Männern seiner Zeit genoß, machte er zunächst zum Heil und Wohl seiner Glaubensgenossen geltend; er war von der Vorsehung berufen, als Vertreter der Juden zu erscheinen, sich als Anwalt in der Noth ihrer anzunehmen.[1])

Und eines Anwalts bedurften die Juden wie zu allen Zeiten auch damals. Das erleuchtete Jahrhundert hatte die Spuren früherer Barbarei noch nicht verwischt, der finstere Aberglaube des Mittelalters hielt seinen undurchdringlichen Schleier noch überall ausgebreitet. In so mancher lieben Stadt Deutschland's wurde noch damals kein Beschnittener, wenn er auch seinen Glauben verzollt hatte, am hellen Tage ohne Begleitung zugelassen, aus Furcht, er möchte einem Christenkinde nachstellen, ein Christenkind stehlen, oder die Brunnen der Christen vergiften. Des Nachts wurde ihm unter aller Bewachung nicht getraut, wegen seines bekannten Umganges mit den bösen Geistern. Es ist nicht lange her, konnte Mendelssohn 1782 noch sagen, daß die Judenschaft zu Posen beschuldigt wurde, sie hätte ein Christenkind zum Gebrauche der Osterfeier ermordet. Zwei fromme Rabbiner wurden als Häupter der Gemeinde vor Gericht gezogen, eingekerkert, gemartert; unter den Furien gaben die Unschuldigen ihren Geist auf.[2])

Solche Anklagen und Verläumdungen hatten nun allerdings in den Staaten Friedrich des Großen ihre Wirkung verloren. Friedrich betrachtete die Juden vom staatlichen Gesichtspunkte aus; nur insofern sie dem Staate nützlich sein konnten, trat er zu ihnen in ein milderes Verhältniß;

---

[1]) Ein „Mann vom Stande" unterbreitete ihm 1770 das Project zur Wiederherstellung eines jüdischen Reichs, welches Mendelssohn, weil unausführbar, zurückwies. Schr. V, 492 ff.

[2]) Schr. III, 183, 185. Ueber die Verfolgung der Juden in Posen (1736) s. Amude Olam (Berlin 1738) Vorrede. Die beiden den Martern erlegenen Rabbiner hießen R. Arje Löb und R. Jakob.

er duldete und schützte sie, weil sein Staatsschatz dadurch gewann. Er dachte nur daran, die Juden systematisch auszusaugen, und insofern bezeichnet der Amerikaner Prescott die Gesetzgebung des großen Königs in Betreff der Juden als eine westgothische mit vollem Rechte.[1] Um seine Porzellanmanufaktur in Schwung zu bringen, verordnete er, daß jeder Jude bei seiner Verheirathung für dreihundert Thaler Porzellan kaufen mußte, wovon er den größten Theil nicht einmal gebrauchen konnte; von den übrigen Erpressungen bei Verleihung von Concessionen, Schutz- und Niederlassungsrecht wollen wir schweigen.

Derartige Gesetze erließ man damals gegen sie in Preußen, und der preußische Staat galt schon in jener Zeit für den tolerantesten in ganz Deutschland. In allen übrigen Ländern lastete die bürgerliche Unterdrückung noch weit schwerer auf ihnen. Von allen bürgerlichen Ehren entfernt und zur niedrigsten der Stufen herabgestoßen, die die Stände des gesitteten Lebens unterscheiden, konnten sie die ihnen von der Natur in so reichem Maaße verliehenen Talente und Fähigkeiten weder ausbilden noch anwenden, noch zum Besten der Nebenmenschen gebrauchen. Wo die liebreichste Toleranz herrschte, wurde sie gegen die Juden am wenigsten ausgeübt. Wo Künste und Wissenschaften blühten, mußten sie in Barbarei zurückbleiben. Man suchte die Staaten zu bevölkern, sie allein wurden eingeschränkt, damit sie sich nicht vermehrten. Man that alles Mögliche, sie zu unnützen verworfenen Menschen zu machen. Wer die Zunge oder die Feder rühren konnte, borgte sie zu ihrer Kränkung, zu ihrer Erniedrigung.[2] Allenthalben wurden sie gemieden und gehaßt, in den Gassen und auf den öffentlichen Plätzen

[1] Prescott, History of Ferdinand and Isabella of Spain, II, 152; Encyklopädie von Ersch und Gruber, Bd. 27, S. 2. S. 94.

[2] Schr. III, 174.

waren sie der Gegenstand der Verachtung und des Gespöttes. Der von Allen geachtete Mendelssohn selbst hatte von diesen Liebkosungen seiner Mitbürger, selbst in dem gebildeten toleranten Berlin, mehr als eine Probe erfahren. „Allhier in diesem sogenannten duldsamen Lande lebe ich gleichwohl so eingeengt, durch wahre Intoleranz so von allen Seiten beschränkt, daß ich meinen Kindern zu Liebe mich den ganzen Tag in einer Seidenfabrik einsperren muß. Ich ergehe mich zuweilen des Abends mit meiner Frau und meinen Kindern. Papa! fragt die Unschuld, was ruft uns jener Bursche dort nach? Warum werfen sie mit Steinen hinter uns her? Was haben wir ihnen gethan? — Ja, lieber Papa! spricht ein Anderes, sie verfolgen uns immer in den Straßen, und schimpfen: Juden! Juden! Ist denn dieses so ein Schimpf bei den Leuten, ein Jude zu sein? Und was hindert dieses andere Leute? Ach! ich schlage die Augen unter und seufze mit mir selber: Menschen! Menschen! Wohin habt ihr es endlich kommen lassen? Doch weg von diesen Betrachtungen!“ so schließt Mendelssohn diese Erzählung; „sie machen mich zu unmuthig.“ [1])

Mendelssohn trat auch in der That in früheren Jahren von allen Versuchen auf die politische Stellung der Juden irgendwie einzuwirken bescheiden zurück. Er fühlte es, daß die Unterdrückung „wie eine todte Last auf den Schwingen seines so regen Geistes lag und ihn unfähig machte, den hohen Flug des Freigebornen jemals zu versuchen.“ [2]) Der bloße Gedanke an die traurige Lage der Juden erfüllte ihn mit Schmerz und er hörte am liebsten gar nicht davon reden. Als sein Freund Abbt ihm einst mittheilte, daß er sich mit der Frage über die Bestimmung seiner Landsleute beschäftigen wolle, antwortete er ihm: „Was die Bestimmung meiner Landsleute sein wird, fragen

[1]) Schr. V, 567. [2]) V, 437, 494.

Sie? Welcher Landsleute? der Dessauer? oder der Bürger von Jerusalem? Erklären Sie sich deutlicher, und sodann werde ich Ihnen mit dem Pancratius beim Molière antworten: Je m'en lave les mains. Je n'en sais rien. Il en sera ce qu'il en pourra. Selon les aventures. Was mein System nicht beunruhigt, das macht auch mir keinen Kummer. Pompadour, Brühl, die Jesuiten, Glaubensrichter, Seeräuber, Tyrannen, Giftmischer und Landesverräther; was thut das? Mit dem Kaltsinne eines deutschen Metaphysikers hülle ich mich in meinen kahlen Mantel, und sage wie Pangloß: diese Welt ist die beste." [1])

Mendelssohn war, weil kein Staatsbürger, wie Lessing und Kant, Schiller und Winkelmann, mit vollem Bewußtsein Weltbürger. Ihn aber wegen dieses vornehmen Abwendens von den Juden der Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit zu beschuldigen, wäre jedenfalls ungerecht. Was hätte er thun können? War er doch, wie er selber klagt, stets in einer „zu engen Sphäre eingeschränkt, als daß er die Fertigkeit hätte erlangen können, sich zu großen Dingen zu erheben und über gemeine Schwierigkeiten hinwegzusetzen!" [2]) Er lebte in dürftigen Verhältnissen, in einer abhängigen Stellung, war selbst heimathlos und empfand den Druck noch schmerzlicher als viele seiner Glaubensgenossen. Von den Kabineten der Großen und von Allem, was auf dieselben Einfluß hat, war er allzuweit entfernt, um an dem großen Geschäfte der politischen Verbesserung der Juden auch nur den mindesten Antheil nehmen und mitwirken zu können. „Ich lebe in einem Staate", sagte er in der herrlichen Vorrede zu der deutschen Uebersetzung von Menasse Ben Israel's „Rettung der Juden", „in welchem einer der weisesten Regenten, die je Menschen beherrscht haben, Künste und Wissenschaften blühend, und vernünftige

[1]) Schr. V, 325. [2]) V, 493.

Freiheit zu denken, so allgemein gemacht hat, daß sich ihre Wirkung bis auf den geringsten Einwohner seiner Staaten erstreckt. Unter seinem glorreichen Scepter habe ich Gelegenheit und Veranlassung gefunden, mich zu bilden, über meine und meiner Mitbrüder Bestimmung nachzudenken, und über Menschen, Schicksal und Vorsehung, nach Maaßgabe meiner Kräfte Betrachtungen anzustellen. Aber von allen Großen und ihrem Umgange bin ich stets entfernt gewesen. Ich habe jederzeit im Verborgenen gelebt, niemals Antrieb oder Beruf gehabt, mich in die Händel der wirksamen Welt einzumischen, und mein ganzer Umgang hat sich von jeher bloß auf den Zirkel einiger Freunde eingeschränkt, die mit mir ähnliche Wege gegangen sind.“ [1])

Aus dieser dunkeln Ferne trat er aber hervor, sobald die Nothwendigkeit ihn rief. Wenn das Wehgeschrei seiner Brüder zu ihm drang, so raffte der Edle sich auf und nahm sich der Geängstigten und Hilfbedürftigten mit allen Kräften an.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Mendelssohn's Verwendungen für die Juden in der Schweiz und in Sachsen.

Aus Lavater's Heimath drang der erste Hilferuf an ihn. Die freie Schweiz duldete seit Jahrhunderten keine Juden und nur in den beiden, eine halbe Stunde von einander entfernten Orten Endingen und Lengnau [2]) wurden sie unter gewissen Beschränkungen zugelassen. In ihrer

---

1) Schr. IH, 180.

2) Nicht Lengly, wie es Schr. III, 106 heißt.

kümmerlichen Lage wollte man ſie noch mehr einſchränken. Im Jahre 1775 ging die Regierung damit um, ihnen unter anderen drückenden Bedingungen auch das Fortpflanzen und Vermehren, das erſte Gebot des Schöpfers an den Menſchen zu verbieten. Die guten Leute, von denen Mendelsſohn Einige, namentlich der Rabbiner, dem Rufe nach bekannt waren, nahmen ihre Zuflucht zu ihm und erſuchten ihn, ſich für ſie bei Lavater zu verwenden.

So unangenehm es ihm auch war, mit dem frommen Geiſtlichen wieder anzuknüpfen, ſo kam er doch dem Wunſche ſeiner bedrängten Glaubensgenoſſen nach und richtete am 14. April 1775 ein Schreiben an den „verehrungswürdigen Menſchenfreund.“ „Ich wünſchte ſehr, meine Mitbrüder verſichern zu können“, ſo ſchließt dieſes Schreiben, „daß ſie weder von Ihrem Einfluſſe auf Ihre Mitbürger, noch von dem freundſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen uns, ſich unrichtige Vorſtellungen gemacht, und beſchwöre Sie, theuerſter Menſchenfreund, daß Sie ſich dieſer bedrängten Menſchenkinder annehmen und durch Ihr Anſehen und Ihre Ueberredungskraft ihnen wenigſtens ihre alten, hergebrachten Freiheiten zu erhalten ſuchen. Dieſe Handlung iſt Ihrer würdig und führt alſo ihren Dank mit ſich.“ [1])

Lavater blieb mit ſeiner Verwendung nicht zurück, und die Juden in der Schweiz prieſen Mendelsſohn als ihren Retter.

Der Hilferuf des Vorſtandes der jüdiſchen Gemeinde in Dresden erreichte ihn in Hannover.

Die am 15. September 1772 publizirte „Judenordnung für die Reſidenzſtadt Dresden“ hat alle Beſtimmungen mittelalterlicher Intoleranz. „Ausſchaffung“ war denen angedroht, welche es einmal verſäumten, die Perſonenſteuer am feſtgeſetzten Termine zu bezahlen. [2]) Im Herbſte 1777

[1]) Schr. III, 107.

[2]) Sidori, Geſchichte der Juden in Sachſen (Leipzig 1840), 92 ff.

sollten nun mehrere Hunderte durch Unglücksfälle herabgekommene, arme zahlungsunfähige Juden aus der Stadt vertrieben werden. In der Angst wandte man sich bittend und flehend an Mendelssohn. Zum Glück hatte er während seiner vorjährigen Anwesenheit in Dresden den geheimen Kabinetsrath von Ferber persönlich kennen lernen und Versicherungen der innigsten Werthschätzung von ihm auch noch später erhalten.[1]) An diese dem Regenten so nahestehende Person[2]) richtete er am 19. November 1777 folgendes rührend-schöne Schreiben:

„In der äußersten Bestürzung und Niedergeschlagenheit, darin ich mich befinde, wage ich es, mit dem kindlichsten Vertrauen, zu Ihnen, großmüthiger Menschenfreund! meine Zuflucht zu nehmen, und mit der innigsten Wehmuth um Ihren hilfreichen Beistand zu flehen. Gnädiger Herr! ich vernehme mit der letzten Post, daß viele Hunderte meiner Mitbrüder aus Dresden vertrieben werden sollen. Unter denselben befinden sich so Manche, die ich persönlich kenne, von deren Rechtschaffenheit ich überführt bin, die zwar vom Vermögen abgekommen, und vielleicht nicht im Stande sind, die ihnen auferlegten Lasten zu tragen; die aber sicherlich nicht durch Verschulden, nicht durch Verschwendung und Faulheit, sondern durch Unglücksfälle so weit heruntergekommen sind. Gütiger, allwohlthätiger Vater! wo sollen diese Elenden mit ihren schuldlosen Weibern und Kindern hin? wo Schutz und Schirm finden? wenn das Land, in welchem sie um ihr Vermögen gekommen sind, sie ausschleudert? Das Vertreiben ist für einen Juden die härteste Strafe: mehr als bloße Landesverweisung, gleichsam Vertilgung von dem Erdboden Gottes, auf welchem das Vorurtheil

[1]) Siehe Seite 249.

[2]) Irrthümlich heißt es bei Sidori, a. a. O. 98, Mendelssohn habe sich bei dem damaligen sächsischen Gesandten zu Berlin, dem Freiherrn von Fritzsche, verwandt; ohne Zweifel Vermuthung des Verfassers.

ihn von jeder Gränze mit gewaffneter Hand zurückweist. Und diese härteste der Strafen sollen Menschenkinder leiden ohne Schuld und Vergehung, bloß weil sie anderen Grundsätzen zugethan und durch Unglück verarmt sind? Und der Israelit soll ehrlich sein, an dem Armuth so hart als Unehrlichkeit bestraft wird? Nein! Ich enthalte mich aller weiteren Betrachtungen, um das Herz des Menschenfreundes zu schonen, welches dadurch zu sehr verwundet werden würde. Ich habe noch Hoffnung, gegründete, und in meiner Herzensangst mich noch tröstende Hoffnung. Unter der Regierung des besten, liebevollsten Fürsten, unter der Verwaltung weiser Menschenfreunde kann unmöglich Strafe ohne Verbrechen zu befürchten sein; kann der schuldlosen Armuth, in welcher Gestalt, Sitte und Religion sie sich einfindet, nicht Feuer, Wasser und Obdach versagt werden. — Vergeben Sie, verehrungswürdigster Beschützer der Unschuld! wenn ich nicht so an Sie schreibe, wie ich an Sie schreiben sollte. Mein Herz ist zu voll, mein Gemüth zu unruhig und keiner überlegenden Fassung fähig.“ [1])

Dieses Schreiben verfehlte eben so wenig seine Wirkung, wie ein anderes, das Mendelssohn an einen in Sachsen gefangen gehaltenen Talmudisten aus Böhmen einige Jahre früher gerichtet hatte.

Ein Talmudist aus Böhmen, der längere Zeit als Hauslehrer in Berlin lebte und mit Mendelssohn bekannt war, später aber dem Handel sich zuwandte und die Leipziger Messe besuchte, kam in Verdacht eines Diebstahls oder einer Diebeshehlerei und wurde nach einer sächsischen Landesfestung gebracht, wo er zehn Monate in Ketten und Banden saß, ohne vernommen zu werden. In seiner Bedrängniß wandte er sich auf heimlichem Wege an Mendelssohn in einem hebräischen Briefe. Er schilderte ihm seine

[1]) Schr. V, 544 f.

und seiner Familie Noth und bat ihn, sich dafür zu verwenden, daß man ihn wenigstens zum Verhör zulasse, da sich sodann seine Unschuld bald erweisen werde. Mendelssohn wollte gern helfen, allein auf welche Weise es anfangen? Er hatte ja nicht einmal die Ueberzeugung, daß die Angaben des Gefangenen richtig seien, und mußte besorgen, daß man jedes Einschreiten in das gerichtliche Verfahren sehr übel aufnehmen würde. Er entschloß sich daher dem Manne in deutscher Sprache zu antworten und den Brief unter der Adresse des Gefangenen nach der Festung zu expediren, in der Hoffnung, daß die Beamten diesen Brief öffnen und lesen würden. Er schrieb ihm:

„Ich habe Ihr Schreiben richtig erhalten. Da ich Ihre Denkungsart kenne, so zweifle ich nicht, daß Sie gerechte Sache haben, ob ich gleich nicht weiß, was Ihnen eigentlich Schuld gegeben wird. Freilich wird am Ende die Unschuld an den Tag kommen, und Recht doch Recht bleiben müssen. Die Gerechtigkeit thut zwar zur Rettung der Unschuld nur sehr langsame Schritte, aber wir wollen hoffen, desto sicherere. Da Sie übrigens Ihr Trübsal mit so viel Ergebung in den göttlichen Willen ertragen, so hoffe ich zu dem Gotte unserer Väter, daß der Vorfall auch für Ihre arme bedauernswerthe Familie so unglücklich nicht sein wird, als es jetzt scheint. Was ich nur immer beitragen kann, derselben hartes Schicksal zu erleichtern, werde ich gewiß mit Vergnügen thun.“ [1])

Nun folgen in dem Briefe noch einige Anmerkungen über Stellen aus dem religions-philosophischen Werke „Kusari“ [2]) als Antwort auf die Fragen des gefangenen Talmudisten.

---

[1]) Schr. V, 522.

[2]) Ein Exemplar des „Kusari“ mit einigen Randglossen von Mendelssohn's Hand sah ich vor einigen Jahren im Besitze des Hrn. Jolles aus Warschau.

Was Mendelssohn erwartete, traf ein. Die Beamten der Festung erbrachen den Brief, und der Gefangene erlangte durch diese Correspondenz einen großen Werth in ihren Augen. Sie kamen, den Brief in der Hand, zu ihm, trösteten ihn, und entschuldigten sich über ihr Verfahren mit den Worten: „Nicht wir haben Schuld an den Leiden, die Sie erlitten, sondern Ihr Ankläger, dem der Verlust seines Geldes so nahe ging. Nachdem aber der hervorragende Mann, nachdem Moses Mendelssohn glaubt, Sie seien unschuldig; wer darf Sie noch in Verdacht haben? Es thut uns leid, daß Gott Sie auf diese Weise in unsere Hände geführt hat, aber wir wären strafbar, wenn wir Ihr Schicksal nicht sogleich erleichterten, wenn wir nicht alle Kräfte anwendeten, Sie pfeilschnell aus dem Kerker zu befreien.“ [1])

In der That ruhten und rasteten sie nicht, bis sie seine Loslassung erwirkten.

Der arme Talmudist verehrte lange, noch als erblindeter Greis, Mendelssohn als seinen Retter und Befreier aus dem Gefängnisse.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Die Begräbnißfrage.

Die Sitte, welche bei den Juden in Polen und Galizien zum Theil noch heute herrscht, die Todten nämlich sobald als möglich unter die Erde zu bringen, war vor achtzig Jahren in ganz Deutschland noch allgemein. Dem Herzoge von Meklenburg-Schwerin gebührt das Verdienst, diesem Unwesen in seinem Lande zuerst gesteuert zu haben.

---

[1]) Schr. I, 45 f; V, 524.

Er erließ unterm 30. April 1772 an die Juden seines Landes den Befehl, sich der frühen Beerdigung künftig zu enthalten und ihre Todten fernerhin mindestens drei Tage unbegraben zu lassen. [1])

Ein Zetergeschrei erhob sich unter den Juden Meklenburgs, als ob Verbannung oder Ausweisung ihnen angedroht wäre, als ob der Landesherr sie hätte zwingen wollen, die Religion ihrer Väter zu verlassen oder ein mosaisches Recht zu übertreten. Eltern sollten ihre Kinder, Kinder ihre Eltern erst alsdann der Erde übergeben, wenn jede Besorgniß eines Scheintodes gewichen wäre; das nannten sie in irriger Frömmigkeit, „in den Wegen der Völker wandeln, sie von dem Glauben der Väter abwendig machen.“

In der Angst schrieb der Vorstand der Schweriner Gemeinde in Verbindung mit ihrem Rabbiner Mardochai Jaffe aus Berlin gleich nach Publikation des herzoglichen Edikts an Mendelssohn, und ersuchte ihn, durch schleunige Verwendung bei der Regierung und durch Abfassung einer Vorstellung dieses Unglück von ihnen abzuwenden; es „wäre zu besorgen, daß es Gott behüte und bewahre! noch ein größeres nach sich ziehen könne.“ [2])

Mendelssohn antwortete sofort. Zuvörderst erklärte er der Gemeinde, er begreife nicht, daß sie über eine so heilsame Verordnung solche Bekümmerniß und Kränkung an den Tag lege; nach seinem Dafürhalten fordere die Befolgung des landesherrlichen Befehles nicht die geringste Gesetzesübertretung. Der Brauch einer sofortigen Beerdigung sei durch kein Religionsgesetz eingeführt worden und geringfügiger Ursachen wegen häufig umgangen. Das Uebernachten des Todten müsse um so mehr als Pflicht angesehen werden, wenn der entfernteste Zweifel vorhanden sei,

[1]) Sammler, 1785, 155. [2]) Ebend. 169.

daß er noch zu sich kommen und wieder aufleben könne. „Ist es doch fundamental bei uns, daß kein Gesetz stattfindet, wo Lebensgefahr dabei obwaltet.“

Er gibt den Schweriner Glaubensgenossen ferner zu bedenken, daß die Juden in den ältesten Zeiten ihre Verstorbenen in unterirdischen Höhlen zu einer dreitägigen Bewachung beigesetzt hätten, und daß es ein bewährtes Kennzeichen eines wirklich erfolgten Todes nach dem Zeugniß der weisesten Aerzte nicht gebe. Aus diesem Grunde macht er ihnen den Vorschlag, falls der Herzog auf die ihnen überschickte, leider nicht mehr vorhandene Vorstellung keine Rücksicht nehmen würde, auf ihrem Friedhofe eine Leichenhalle zu erbauen, wo die Abgeschiedenen nach hergebrachter Sitte können gereinigt, drei Tage lang bewacht und alsdann erst begraben werden. „Dieses zu thun ist seiner Meinung nach die Pflicht einer jeden frommen Gemeinde, nicht aber von jenen vernünftigen Verordnungen abzugehen. Die Rabbiner unserer Zeit sollten sie dazu anhalten und die Sache befördern.“ „Ich weiß zwar auch“, fügt er zum Schlusse seinem Schreiben hinzu, „daß Sie mir nicht folgen werden, denn die Macht der Gewohnheit ist stark, ja vielleicht werde ich Ihnen gar als ein Irrlehrer durch meinen Vorschlag erscheinen. Immerhin! Habe ich doch mein Gewissen von der Schuld befreit.“ [1])

Hätte Mendelssohn mit weniger Anspruchslosigkeit und Ruhe seinen Bescheid abgegeben, so hätte man ihn in der That damals für einen Irrlehrer gehalten.

Es dauerte gar nicht lange, so erhielt er in dieser Angelegenheit ein Schreiben von dem gelehrten Jacob Herschel aus Altona, an den sich die Schweriner Gemeinde ebenfalls gewandt hatte. Herschel, früher Rabbiner zu Emden, zeichnete sich durch seinen Hang zur kabbalistischen

[1]) Sammler. 1785. 170 f.

Mystik nicht weniger aus als durch seine grenzenlose Zank- und Streitsucht; diesen Eigenschaften, besonders seinem Auftreten gegen den von vielen Seiten verketzerten, den Bestrebungen der Zeit huldigenden Jonathan Eibeschütz, welcher, wie früher erwähnt, Mendelssohn persönlich kannte und ihn zu schätzen wußte, [1]) hatte er am meisten seine spätere Berühmtheit zu verdanken.

Herschel hielt natürlich die frühe Beerdigung für heilige Pflicht und munterte Mendelssohn auf, für Aufrechthaltung derselben nach Kräften zu wirken; ihm sei dieses um so leichter, da er, der deutschen Sprache mächtig, „vor Fürsten treten und mit ihnen reden könnte.“ [2]) In aller Bescheidenheit theilte dieser dem greisen, von ihm wie ein Lehrer verehrten Rabbiner seine in dem Schreiben an die Schweriner Gemeinde bereits ausgesprochenen durch Belegstellen gehörig motivirten Ansichten mit und ersuchte ihn gleichzeitig, ihn mit den für die Beibehaltung des alten Brauchs aus den rabbinischen Schriften zusammengetragenen Gründen bekannt zu machen. [3])

Mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit wies Herschel nun in einem langen Briefe die Wichtigkeit des alten Brauchs und dessen gesetzlichen Boden nach, ermahnte Mendelssohn wie einen Schüler, sich ja nicht vom richtigen Wege zu entfernen, war aber so gütig, ihm seine Ansichten für einen absichtslosen Irrthum zu gute zu halten.

Ganz anders lautete schon das zweite Schreiben, welches er an den sich vertheidigenden und bei seiner Meinung verharrenden Mendelssohn richtete. Der frühere Emdener Rabbiner ließ bald die Zügel schießen, er ermahnte, warnte, warf dem bescheidenen Manne Stolz und Hochmuth vor,

---

[1]) Kerem Chemed, III, 224, s. S. 145.
[2]) Sammler, 1785, 172. [3]) Ebend. 178.

und ließ ihm ziemlich deutlich merken, daß er seiner Religiosität nicht recht traue.

Mendelssohn war vorsichtig und friedliebend genug, dieses verletzende Schreiben nicht zu beantworten; er fürchtete, den zankfüchtigen Eiferer noch mehr gegen sich aufzubringen und als Ketzer verschrien zu werden. [1])

Diese Angelegenheit, über deren Ausgang in Betreff der Schweriner Gemeinde wir nichts erfahren, wurde 1784, zunächst durch die Aerzte Herz in Berlin und Marx [2]) in Hannover, zur großen Freude Mendelssohn's [3]) wieder aufgenommen und zu dem von ihm gewünschten Ende geführt.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Die Ritualgesetze der Juden und der Judeneid.

Als eigentlichen Vertreter der Juden bei der preußischen Regierung lernen wir Mendelssohn durch die Abfassung der Schrift „Ritualgesetze der Juden" und durch die Formulirung des Judeneides kennen.

Im Jahre 1777 erhielt der Berliner Oberlandesrabbiner Hirschel Lewin von der Regierung einen Auftrag, die Ritualgesetze der Juden betreffend. Erbschaften, Testamente, Vormundschaften und Ehesachen, soweit sie das Mein und

---

[1]) Sammler, 1785, 173, 178 ff.

[2]) M. J. Marx (st. 24. Januar 1789 zu Hannover) veröffentlichte 1784 einen Aufsatz über die Begräbnißfrage, in Folge dessen ihm Mendelssohn am 18. August 1784 schrieb. (Der Brief ist nicht mehr vorhanden.) Vgl. Marx, Ueber die Beerdigung der Juden, Hannover 1788, auch als deutsche Zugabe zu dem Sammler, 1789.

[3]) Mendelssohn übergab die zwischen ihm, Jacob Herschel und der Schweriner Gemeinde geführte Correspondenz dem Herausgeber des „Sammlers" selbst zur Veröffentlichung; vgl. Sammler 1785, 154.

Dein angehen, in einen deutschen Auszug zu bringen und dem königlichen Justiz-Departement zu überreichen, in der Absicht, solchen den Landesgerichten, auf welche die Gerichtsbarkeit der Juden von den Rabbinern übergegangen war, zur Richtschnur vorzulegen. Der Oberrabbiner, der deutschen Sprache selbst nicht mächtig, wandte sich an Mendelssohn, welcher sich dieser Arbeit aus Freundschaft und Hochachtung für ihn unterzog und sie 1778 der Oeffentlichkeit übergab. Diese Schrift enthält eine genaue systematische und übersichtlich geordnete Zusammenstellung rabbinischer Bestimmungen über Erb- und Eherecht nebst Formularen jüdischer Contracte und einer Einleitung, welche letztere von der schwachen Geschichtskunde Mendelssohn's zeugt, und an wesentlichen Mängeln leidet. Trotz der vielen Auflagen,[1]) welche diese Schrift erlebte, hat sie doch keine eigentliche Bedeutung erlangt; sie ist das schwächste Produkt, das je aus Mendelssohn's Feder geflossen ist.[2])

Von größerer Wichtigkeit ist der von Mendelssohn formulirte Judeneid.

Der Assistenzrath Klein, welcher von Garve an Mendelssohn empfohlen und mit ihm befreundet wurde,[3]) er-

[1]) Die 4. Auflage erschien 1799, die fünfte 1826, wieder abgedruckt Schr. VI, 3—118.

[2]) Mit wenigen Worten wollen wir hier auch Mendelssohn's „Zufälliger Gedanken über des Hrn. Prof. Kypke Beschuldigungen der Judenschaft zu Königsberg, und besonders über das Gebet Alenu" (1777) (Schr. VI, 418 ff.) Erwähnung thun. In Folge der von Kypke gegen die jüdische Gemeinde zu Königsberg bei dem Ministerium eingereichten Beschuldigungen wandte sich jene an Mendelssohn mit der Bitte, sie zu vertreten. Er gab in genanntem Aufsatze ein Votum ab, welches wenig geeignet war, den Ankläger seiner Ruchlosigkeit zu überführen. Vgl. Moses Mendelssohn's und Georg David Kypke's Aufsätze über jüdische Gebete und Festfeiern. Aus archivalischen Akten herausgegeben von Ludwig Ernst Borowski. Königsberg, 1791.

[3]) Klein's Selbstbiographie in Lowe's Bildnissen jetztlebender Gelehrten (Berlin 1806), 53.

hielt 1782 von der Regierung den Auftrag, einen Entwurf über die bei der jüdischen Eidesleistung zu beobachtenden Formalitäten einzureichen. Er that, wie es in seinem Berichte an Friedrich den Großen vom 7. Januar 1782 heißt, „sich mit Mendelssohn zusammen.“ War dieser nun auch um jene Zeit von den Redactoren des Entwurfes zum allgemeinen Landrecht über philosophische Materien oft zu Rathe gezogen und hatte er auch mit jenen Männern Briefe über diese Materie gewechselt, sogar dem Großkanzler auf dessen Befehl Gutachten abgestattet, [1]) so befand er sich in seiner Aengstlichkeit bei dieser Frage doch in keiner geringen Verlegenheit. Er fürchtete die von Vorurtheilen noch nicht befreiten christlichen Behörden eben so sehr, wie die Juden selbst, und in dieser Furcht entwarf er jene strenge Eidesformel, welche für die Juden des preußischen Staates noch heute eine so drückende Last ist. Hätte er sich seiner Denkungsart gemäß frei und offen erklären dürfen, so wäre schon damals der Judeneid mit allen verdächtigenden und mittelalterlichen Formalitäten aus den preußischen Gesetzbüchern geschwunden. [2])

Und doch müssen wir ihm Dank dafür wissen, daß er ein Jargon aus den Gerichtsstuben vertrieben, welches nicht wenig zur Unsittlichkeit des gemeinen Mannes, wie Mendelssohn sich ausdrückt, und zur Verhöhnung der Juden beigetragen, daß er die „Ermahnungsformel beim Judeneide“ [3]) statt in jüdisch-deutscher Mundart in reiner deutscher Sprache eingeführt hat. „Ich würde es sehr ungern sehen“, heißt es in einem Briefe an Klein, „wenn nach

---

[1]) Schr. I, 28.

[2]) Frankel, der gerichtliche Beweis nach mosaisch-talmudischem Rechte (Berlin 1846), 498 ff., wo M's Meinungen über Eid nach den „Jahrbüchern für Preußische Gesetzgebung“ ausführlich mitgetheilt sind.

[3]) Schr. VI, 405 f. Das „Ein jeder gläubiger Israelit“ hat sich bis heute erhalten.

Herrn Fränkel's Bedenklichkeit die jüdisch-deutsche Mundart und die Vermischung des Hebräischen mit dem Deutschen durch die Gesetze autorisirt würden. Ich fürchte, dieser Jargon hat nicht wenig zur Unsittlichkeit des gemeinen Mannes beigetragen, und verspreche mir sehr gute Wirkung von dem unter meinen Brüdern seit einiger Zeit aufkommenden Gebrauch der reinen deutschen Mundart. Wie würde es mich kränken, wenn die Landesgesetze selbst jenem Mißbrauche beider Sprachen gleichsam das Wort redeten! Lieber mag Herr Fränkel sich die Mühe geben, die ganze „Warnung" in reines Hebräisch zu setzen, damit sie, nach Beschaffenheit der Umstände, rein deutsch, oder rein hebräisch, oder auch in beiden Sprachen abgelesen werden könne. Nur keine Vermischung der Sprachen!"

[1]) Schr. V, 605.

Zwölftes Buch.

Die Bibelüberſetzung.

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Anlaß und Zweck.

Keine Vermiſchung der Sprachen! war der Hauptgedanke, welcher Mendelsſohn leitete, als er den großen Plan aufnahm, die Cultur ſeiner Glaubensgenoſſen zu heben. Daß ein großer Theil der Zurückſetzung und Beſchränkungen, welche die Juden in ſtaatlicher Hinſicht erfuhren, darin ihren Grund fanden, daß ſie ſich von der Cultur, der deutſchen Sprache und den deutſchen Sitten entfernt hielten, war dem Scharfblicke Mendelsſohn's nicht entgangen und deshalb war ſein erſtes Beſtreben, ſie deutſch reden zu lehren, ſie als Deutſche zu erziehen.

An der Hand des göttlichen Wortes ſollte die junge Generation auch zugleich auf die Bahn der Nationalität geführt werden; Judenthum und deutſche Bildung wollte er gemeinſam pflegen. Von dieſem Geſichtspunkte aus legte er Hand ans Werk für ſeinen eigenen Sohn eine deutſche Ueberſetzung der fünf Bücher Moſes zu bearbeiten. Nie dachte er daran, Bibelherausgeber oder Bibelüberſetzer zu werden. „Nach dem erſten Plane meines Lebens,“ ſchreibt Mendelsſohn ſeinem Freunde Hennings, „ſo wie ich ihn

in meinen beſſeren Jahren entwarf, war ich weit entfernt, jemals ein Bibelherausgeber oder Ueberſetzer zu werden. Ich wollte mich bloß darauf einſchränken, des Tages ſeidene Zeuge verfertigen zu laſſen, und in Nebenſtunden der Philoſophie einige Liebkoſungen abzugewinnen. Es hat jedoch der Vorſehung gefallen, mich einen ganz andern Weg zu führen. Ich verlor in Folge der Lavater'ſchen Zudringlichkeit die Fähigkeit zu meditiren und mit ihr anfangs den größten Theil meiner Zufriedenheit. Nach einiger Unterſuchung fand ich, daß der Ueberreſt meiner Kräfte noch hinreichen könnte, meinen Kindern und vielleicht einem anſehnlichen Theile meiner Nation einen guten Dienſt zu erweiſen, wenn ich ihnen eine beſſere Ueberſetzung und Erklärung der heiligen Bücher in die Hände gebe, als ſie bisher gehabt. Dieſes iſt der erſte Schritt zur Cultur, von welcher meine Nation leider! in einer ſolchen Entfernung gehalten wird, daß man an der Möglichkeit einer Verbeſſerung beinah verzweifeln möchte. Ich hielt mich indeſſen für verbunden, das Wenige zu thun, was in meinem Vermögen ſteht und das Uebrige der Vorſehung zu überlaſſen, die ſich zur Ausführung ihres Plans mehrentheils mehr Zeit nimmt als wir überſehen können.“ [1])

Mendelsſohn verfaßte die Pentateuch-Ueberſetzung, nicht etwa um dadurch Ruf und Namen in der Welt zu erlangen, ſondern zunächſt zum Gebrauch für ſeine Kinder; das Uebrige haben die Umſtände veranlaßt. Sein älteſter Sohn war ihm nämlich geſtorben und nur ſein Sohn Joſeph war ihm übrig geblieben; ihn unterrichtete er nach dieſer deutſchen Ueberſetzung, damit er den ſchlichten Sinn der Schrift verſtehen und im ſpätern Alter ihn ſelbſtſtändig erfaſſen lerne.

Durch göttliche Fügung wurde ihm damals der ge-

---

[1]) Mendelsſohn's. Brief an Herder vom 20. Juni 1780, Anhang Nr. 45.

lehrte Grammatiker Salomo Dubno (geb. 1738) zugeführt; er ließ seinem Sohne täglich eine Stunde Unterricht in der hebräischen Grammatik von ihm ertheilen.

Mendelssohn zeigte Dubno die Uebersetzung; sie fand seinen Beifall, so daß er ihn ersuchte, sie zum Nutzen der israelitischen Jugend dem Drucke zu übergeben. Gern willigte er ein, jedoch stellte er die Bedingung, daß Dubno jede Stelle, die er entweder abweichend von den Ansichten der älteren oder gegen die aller Commentatoren übersetzt habe, oder wo er nach den Regeln der hebräischen Sprache und dem Zusammenhange des Sinnes seinen eigenen Weg gegangen sei, sorgfältig prüfe und erläuternde Bemerkungen, einen jedem Leser leicht verständlichen Commentar, der Uebersetzung hinzufüge. Auch über den Zusammenhang im Texte, über die Accente und dergleichen sollte Dubno nach gemeinsamer Erwägung sich auslassen.

Mendelssohn, der bei Abfassung und Niederschreibung des Commentars jeden Beistand zu leisten versprach, verzichtete auf jeden materiellen Gewinn. Dubno sollte mit Mendelssohn's Bruder Saul, einem in dürftigen Verhältnissen lebenden Manne, Druck und Correctur gemeinschaftlich besorgen und gemeinschaftlichen Antheil am Honorare haben.

Es kam ihm also nie in den Sinn, noch hoffte er jemals, Geldnutzen oder Ehre durch die in Rede stehende Arbeit zu gewinnen, ja er wollte sogar nicht einmal seinen Namen nennen, wenn nicht Dubno ihn ausdrücklich darum gebeten hätte, damit das Werk viele Käufer und reiche Gönner fände. [1])

Mit Energie nahm Dubno sofort das Werk in An-

---

[1]) Schr. VI, 447 f.; VII, XXXII ff.; Einleitung zu den 5. B. Mos. (ed. Wien), XXV ff.

griff. Schon im Sommer des Jahres 1778 konnte eine Probe, beſtehend aus drei verſchiedenen Kapiteln der fünf Bücher Moſes, mit deutſcher Ueberſetzung in hebräiſchen Lettern nebſt Text, dem Commentare, und der Ueberſetzung der Elegie Jehuda Halevi's „An die Burg Zion“ [1]), ſo wie einer hebräiſchen Vorrede Dubno's dem Publikum vorgelegt werden. [2]) In dieſer Vorrede werden die Grundſätze aufgeſtellt, welche den Ueberſetzer leiteten, die Commentatoren genannt, denen er folgte, es wird die Verſicherung gegeben, daß der Ueberſetzer, der „weit berühmte Gelehrte Herr Moſes Deſſau“ jeden Vers, jeden Abſchnitt, drei bis vier Mal mit den vier genannten vornehmſten und angeſehenſten Commentatoren verglichen habe, damit die Ueberſetzung getreu und deutlich ſei. Gegen Schluß heißt es:

„Hiermit will ich Euch nun, meine Brüder, bekannt machen, daß ich Willens bin, die fünf Bücher Moſes mit ſchönen Lettern auf gutem Papier und nach aller Möglichkeit correct drucken zu laſſen, nebſt der ſchönen deutſchen Ueberſetzung, die ihres gleichen nicht hat, mit einem Auszuge aus den drei beſten Kritikern. . . . Ich habe auch, um dieſes Werk nützlicher zu machen, alle Regeln der Grammatik kurz zuſammengefaßt. . . . Der gelehrte Herr Saul, ein Bruder unſeres gelehrten Ueberſetzers, Herrn Moſes Mendelsſohn's, iſt mein Gehilfe bei dieſer Ausgabe. Zur Probe haben wir für jetzt drei Kapitel, nämlich das erſte vom zweiten Buch, das 23. und 24. vom vierten Buch Moſes, von dieſem Werke abdrucken laſſen.

---

[1]) Schr. VI, 429.

[2]) Die Probe erſchien zu Amſterdam 1778 unter dem Titel: „Allim Litruphah“, und wurde von dem Proſelyten Chriſtian Gottlob Meyer, vormals Candidat der Theologie in Göttingen, ins Deutſche überſetzt. Göttingen 1780. Die Vorrede iſt datirt vom 12. Auguſt 1779.

Was ist nun aber auch billiger, als daß Ihr Euch, als das Volk Gottes, angelegen sein lasset, ein solches gemeinnütziges Werk auf alle mögliche Art zu befördern.“ [1])

Neunundvierzigstes Kapitel.

Allgemeine Theilnahme, Schwierigkeiten und Kämpfe.

Das Volk blieb bei dem Unternehmen nicht zurück. Aus allen Gegenden Deutschland's, aus Holland, England, Frankreich, ja selbst aus dem in tiefer Unwissenheit schmachtenden Polen liefen Bestellungen auf das Werk ein. Mendelssohn's Freude war außerordentlich.

Auch mehrere sehr angesehene Rabbiner begrüßten das Unternehmen als den Anfang einer neuen Epoche in der Culturgeschichte ihres Volkes. Der damalige Berliner Ober-Landes-Rabbiner R. Hirschel Lewin, hegte die Hoffnung, daß die Unbekanntschaft der deutschen Juden mit der deutschen Sprache aufhören und dieser „Unstern sicher schwinden“ würde. Sein Sohn R. Saul, Rabbiner zu Frankfurt an der Oder, wirkte nach Kräften für die Verbreitung der Uebersetzung und war der Ueberzeugung, daß der dieser Version beigefügte hebräische Commentar die Unkundigen für die deutsche Sprache gewinnen werde, da es eine Schande für Israel sei, daß seine Schullehrer weder hebräisch noch deutsch verständen. Der fromme Naphtali Hartwig Wessely fühlte sich beim Anblick der Probebogen zu einem Lobgesang auf den Uebersetzer begeistert. [2])

---

[1]) Schr. VII, XXXI ff.

[2]) Zunz, Gottesdienstliche Vorträge, 451. Wessely's Gedicht „Mehallel Rea“ vor der Einleitung des Pentateuchs. Vgl. Joseph Haltern's Gedicht, Sammler, 1785, 20.

Es fehlte jedoch auch nicht an Männern unter den „Hochgelehrten Israel's", welche dem edlen Streben Mendelsohn's aus den verschiedenartigsten Gründen hemmend und feindlich in den Weg traten. Mit einigen von ihnen hatte er es von vorn herein dadurch verdorben, daß er nicht, der damaligen Sitte gemäß, sie um ihre Approbation angegangen war. „Wozu sollte er auch die „Hochgelehrten Israel's" um eine Approbation zu einer Sache angehen, die ihm nicht den geringsten Gewinn brachte? Ueberdieß war es ja ein deutsches Buch zur Benutzung für Kinder und deren Lehrer, und den Rabbinern unserer Zeit kam es noch nie in den Sinn, selbst nach jüdisch-deutsch geschriebenen Büchern sich umzusehen und deren Druck zu approbiren oder den Unternehmern zu wehren. Sollte mir Gott das Glück schenken, einst ein hebräisches Buch herauszugeben, dann werde ich es auch nicht unterlassen, darüber bei den Weisen Israel's anzufragen, um Gutachten und Approbation von ihnen pflichtmäßig einzuholen." [1])

Die beleidigten, in ihrer Ehre gekränkten Rabbiner glaubten der heiligen Sache der Religion keinen kleinen Dienst zu erweisen, wenn sie jetzt, gleich nach dem Erscheinen der Probebogen, gegen den „Moses Dessau", wie sie verächtlich ihn nannten, offen und frei mit ihren „Donnerkeilen" aufträten. Lebten sie ja in dem Wahne, der bescheidene Mann überschätze sich und hielt sich für größer und gelehrter als sie! Ohne seine Uebersetzung zu kennen, ohne die poetische Uebertragung in den „Blättern zur Heilung" auch nur zu verstehen, sprachen die Rabbiner zu Prag, Fürth und Altona ein Verbot über das neue, dem Druck noch nicht übergebene Werk aus, und thaten es feierlichst in den Bann.

Dieses „kleine Ungewitter, welches sich über sein armes

[1]) Schr. VI, 449.

Buch zusammengezogen, verursachte ihm anfangs nicht die mindeste Unruhe;“ „es machte ihn herzlich lachen.“ [1]) Dem unedlen Gebahren der Gegner setzte er seine übermenschliche Ruhe entgegen; ihr Schreien und Poltern erwiderte er mit Schweigen. „So leicht soll es keinem Zeloten gelingen,“ schreibt er seinem Freunde Hennings von Strelitz aus am 29. Juni 1779, „mein kaltes Blut in Bewegung zu setzen. Ich sehe das Spiel der menschlichen Leidenschaften als eine Naturerscheinung an, die beobachtet zu werden verdient. Wer bei jedem elektrischen Funken zagt und zittert, taugt nicht zum Beobachter. Ueberhaupt hat mein Herz wenig Reizbarkeit zum Zorn, Verdruß, Reue und dergleichen unangenehmen Affekten. Ich bin nur noch empfindsam gegen Liebe und Freundschaft und auch hierin in einem so gemäßigten Grade, daß mich meine Freunde sehr oft der Lauigkeit beschuldigen. Allein ich kann mir keine Empfindungen geben, die ich nicht habe, und lügen mag ich sie nicht, so sehr die Ziererei der Mode es zu fordern scheint.“ [2])

Wie auch die Gegner über ihn herfuhren, er verhielt sich ruhig; das jugendliche Feuer hatte ihn längst verlassen und „er hielt es für Thorheit, jetzt noch, so nah am Ufer, seine Segel jedem Ungestüm Preis zu geben.“ Deshalb ersuchte er seine zärtlich um ihn besorgten Freunde und Gesinnungsgenossen, die heftigen Gegner ruhig toben zu lassen. Er kannte seine Zeit und war auf Alles gefaßt, wußte er ja, „wie viel Widerspruch, Haß und Verfolgung die geringste Neuerung, wenn sie auch wichtige Verbesserungen zur Folge hat, jeder Zeit findet.“ Das Verfahren der „hochgelehrten Rabbiner“ befremdete ihn, weil er glaubte, daß sie von einem bessern Geiste beseelt wären, vorsichtiger und weniger

---

[1]) Schr. VI, 451; Anhang Nr. 30.

[2]) Anhang Nr. 30.

übereilt handeln würden, setzte ihn aber nicht in Erstaunen. Sobald er Dubno nachgegeben, seine Uebersetzung drucken zu lassen, „nahm er seine Seele in Händen, richtete sein Auge auf die Berge und gab seinen Rücken den Schlägern Preis. Mögen diese immer fluchen, ich werde gesegnet sein!“ war sein Trost und sein Wahlspruch. [1])

Hätte Mendelssohn nicht die Folgen bedacht, es wäre ihm ein Leichtes gewesen, seine ihn schmähenden, verketzernden Widersacher zum Schweigen zu bringen. Mittel und Wege standen ihm reichlich zu Gebote, aber der Edle verschmähte sie.

In Oesterreich war das Toleranz-Edikt Joseph's so eben publicirt, einige Vornehme in Wien, ja die kaiserliche Bibliothek selbst hatten auf das Werk subscribirt. [2]) Der einflußreiche Sonnenfels war sein Freund, und es hätte den Bedrückten nur ein Wort gekostet, den Eifer des Prager Rabbiners beschwichtigen zu lassen.

Mit dem Zeloten in Altona wäre er eben so leicht, ja noch leichter fertig geworden. Der Staatsrath von Hennings, ein Mann, der, wie Mendelssohn sich gegen Elise Reimarus ausdrückt, von den Gemüthern war, „die mehr des Zügels als des Sporns bedürfen“, [3]) scheint sich in der That mit der Idee getragen zu haben, dahin zu arbeiten, daß der herrschsüchtige und unduldsame Rabbi des Landes verwiesen würde.

Mendelssohn unternahm nichts und hielt die Freunde mit aller Macht ab, derartige Maaßregeln in Anwendung zu bringen. Als der Rabbi in Altona eine Zeit lang „seine Donnerkeile ruhen ließ“, um, wie Mendelssohn vermuthete, sie bei einer günstigern Gelegenheit, wenn erst das ganze

[1]) Schr. VI. 453.
[2]) Anhang Nr. 32. [3]) Anhang Nr. 40.

Werk vollendet wäre, mit mehrerem Gepolter auszusenden, bat er Hennings dringend, Sorge zu tragen, daß von Außen nicht auf ihn gewirkt würde, um ihn zum gänzlichen Schweigen zu bringen. Er wollte sehen, was die Wahrheit selbst, frei von allen anderen Rücksichten, bei seiner Nation auszurichten vermöge. Sobald äußere Dinge, Verbote und dergleichen mit wirkten, würden, meinte er, die Zirkel verrückt und die Beobachtung wäre verloren. Er war fest überzeugt, daß so kleine Gährungen seiner Sache recht dienlich wären und nicht dürften gestört werden. Je mehr Widerstand sein Versuch fand, desto mehr hielt er sich von der Nothwendigkeit des Unternehmens überzeugt. „Meine Ansicht ist bisher gewesen: Wenn meine Uebersetzung von allen Israeliten ohne Widerrede angenommen werden sollte, so wäre sie überflüssig. Je mehr sich die sogenannten Weisen der Zeit widersetzen, desto nöthiger ist sie. Ich habe sie anfangs nur für den gemeinen Mann gemacht, finde aber, daß sie für Rabbiner noch viel nothwendiger ist... Nur gelassen und ohne Eifer, mein guter Herr Henoch!“ [1])

Gelassen und ruhig betrachtete Mendelssohn selbst das Treiben der eifervollen „Hochgelehrten Israel's“, so lange sie nichts anderes erstrebten als seinen ehrlichen Namen zu beflecken und seine Religiosität zu verdächtigen. Daran ließ es nun besonders der Rabbi zu Altona, der wüthigste und gefürchtetste von Allen, nicht fehlen. Verhielt er sich eine Zeit lang ruhig, so war doch den ruhig scheinenden Gewitterwolken nicht sonderlich zu trauen, und Mendelssohn war nicht sicher, daß diese sich nicht in einen Regenguß von Verleumdungen und Verketzerungen entladen würden.

Er that seinerseits alles, dem Streit sobald als möglich eine friedliche Wendung zu geben. Er war

[1]) Schr. VI, 452; Anhang Nr. 30.

seiner ganzen Natur nach kein Mann des Streites und noch dazu mit Theologen. „Man muß wie Lessing ein abgehärteter Kämpfer sein, um es mit ihnen auszuhalten. Ich für meinen Theil wäre eher geduldig und standhaft genug, einen erbosten Bienenschwarm von meiner Haut abzuwehren als diese streitsüchtigen Friedensverkündiger.“ „Der liebe Gott behüte Sie und mich“, heißt es in einem andern Brief an Hennings, „für allen Streit mit Ketzermachern. Sie haben einen gar zu starken Haufen. Ein Loth gesunden Menschenverstandes wiegt zwar den ganzen Klumpen auf, aber nur auf jener geistigen Wage des Homers, nach welcher die Schale der Sieger gen Olymp emporsteigt, die Schale der Besiegten aber gen Orkus sinkt. Das Volk aber kennet nur seine gemeine Käsewage, sagte mein alter Rektor Damm, als er uns den Homer erklärte.“ [1])

Hielt er es nun auch für überflüssig ja für unedel, dem Rabbi zu Altona das Handwerk der Ketzermacherei zu legen, so wünschte er doch, um des übeln Streites endlich los zu werden, daß diesem ein Wink gegeben werde, in der Folge regelmäßiger zu verfahren. In dieser Absicht ersuchte er seinen Freund Hennings, den König von Dänemark und einige Großen des Reiches zu bewegen, auf das Werk zu subscribiren; dann würde die Donnerkeile des Rabbis von selbst ruhen.

Unverzüglich wandte sich Hennings an den Minister Hoegh Guldberg und schon am 19. Juli 1779 erhielt er von diesem folgendes Schreiben: [2])

„Monsieur.

„Sa Majesté le Roi et Msgr. Son Frère veulent bien souscrire pour la traduction de M. Mendelssohn, si Vous êtes bien sûr, M., qu'il n'y a rien contre la majesté et

1) Anhang Nr. 33 und 34.

2) Handschriftliche Mittheilung des Herrn Prof. Wattenbach.

la vérité de la S. Ecriture. S. Alt. R. m'a ordonné tout exprès de Vous en assurer pour éviter les inconséquences, en cas que les Juifs d'Altona viennent après démontrer que notre Philosophe tient à la Religion de Berlin. Je vous prie aussi en ami d'y avoir égard, sachant, combien S. Alt. R. trouverait mauvais d'avoir favorisé l'impression d'un ouvrage scandaleux.

Moi j' y souscrirai à tout risque et vous prie, M., d'en avoir soin.

Monsieur

votre très humble et très obéissant serviteur.

C. Hoegh Guldberg."

Frédensbourg, le 19 juillet 1779.

Die ſchlichte Ueberſetzung der fünf Bücher Moſes ein ouvrage scandaleux! Freilich mußte der Miniſter eine ſolche Meinung hegen, wenn der Rabbi ſeines Landes ein ſolches Zetergeſchrei darüber erhob. Hierzu kam noch, daß Mendelsſohn in Berlin lebte, und die „Berliner Religion" nicht im beſten Rufe ſtand.

Mendelsſohn lächelte, als er das übrigens erfreuliche Schreiben des däniſchen Miniſters las und erwiderte Hennings, der ihm daſſelbe eingeſchickt hatte, am 29. Juli 1779 vom Geſundbrunnen bei Berlin aus, wo er ſeit einigen Wochen die Abend- und Morgenſtunden zubrachte.

„Die Beſchwerlichkeiten, die der Staatsmann äußert, ein Werk zu befördern, das als irreligiös angeklagt worden, machen ihm in meinen Augen wahre Ehre. Allein ich hoffe, Sie werden ohne Anſtand die Gewähr übernommen haben, daß Ihr Freund Mendelsſohn kein ouvrage scandaleux herauszugeben im Stande ſei und daß ſeine Ueberſetzung der Heiligen Schrift nichts weniger zur Abſicht habe, als die Majeſtät und Wahrheit derſelben herunterzuſetzen. Was den Ausdruck Religion de Berlin betrifft, ſo halte ich dieſes blos für ein façon de parler, denn wenn Ihr in der That

— wie mich Alles, was ich von ihm höre, versichert — edel denkender Minister Berlin von Innen, und mehr als vom Hörensagen kennt, so muß er wissen, daß in Berlin, wie in allen großen Städten, Glauben und Unglauben, Schwärmerei und Vernunft, Enthusiasmus und Kaltsinn u. s. w. unter einander vermengt sind, und daß die Großen des Reiches sogar mehr zur Schwärmerei als zum Unglauben hinneigen. Ich kenne keinen Ort wo man sich durch ärgerliche Werke weniger Ansehn geben kann als Berlin. Man wird ihn vielleicht nicht verfolgen, man wird ihm erlauben, Luft zu schöpfen, Wasser umsonst und Brod fürs Geld zu genießen, aber er wird wie Edelmann, Damm, und andere vielleicht unschuldige Opfer ihrer altdeutschen Aufrichtigkeit verkannt und verlassen, unter seinen Nebenmenschen wie Schatten herumwandern und am Ende vergessen werden.“ [1])

Der König von Dänemark, die Prinzen und Großen des Reiches subscribirten, und der Rabbi zu Altona mußte dem Fortgange eines Unternehmens ruhig zusehen, das ihm ein Dorn im Auge war. So weit sein Arm reichte, eiferte er freilich fort. Und doch wünschte er, ehe noch die verketzerte deutsche Pentateuch-Uebersetzung die Presse verlassen, sehnlichst, er hätte mit dem „Moses Dessau“ nie angebunden. Die dänische Regierung, einmal aufmerksam gemacht, bewachte ihn und trat bei der ersten Gelegenheit gegen seine Intoleranz entschieden auf. Die Gelegenheit bot sich bald. Ein gewisser Samuel Marcus aus Hamburg, vermuthlich ein Anhänger Mendelssohn's, wurde von dem Rabbi aus nicht näher angegebenen Gründen, auf unerhörte Weise verfolgt, in den Unterbann gethan und mit dem großen Fluchbann bedroht. Marcus beschwerte sich bei der Regierung und diese richtete an den Rabbi folgenden Be-

[1]) Anhang Nr. 32.

fehl, welchen wir als charakteristisch für jene Zeit nicht ungern mittheilen.

„Wann sich der Jude Samuel Marcus jun. von Hamburg allerhöchsten Orts darüber beschwert, daß er von dem Ober-Rabbiner hierselbst auf unerhörte Weise verfolgt werde, indem derselbe nicht allein anfänglich ihn in den Unterbann schreiben lassen, sondern ihm auch nachher unter Androhung des über ihn zu verhängenden großen Fluchbannes eine aus folgenden sechs Punkten bestehende schmerzliche Buße auferlegt habe, nämlich:

1) ein ganzes Jahr lang weder Morgens noch Abends den Gottesdienst zu versäumen;
2) ein ganzes Jahr Montags und Donnerstags zu fasten;
3) des Abends dieser Fasttage niemals etwas Anderes als Milchspeise zu genießen;
4) einen Rabbi zu besolden, der ihn im Gesetze unterrichte;
5) den bisher getragenen Haarbeutel abzulegen und eine runde Frisur zu tragen;
6) einen Bart zu tragen;

diese Beschwerden aber und das despotische Verfahren des hiesigen Ober-Rabbiners allerhöchsten Orts das äußerste Befremden erwecket, so wird Sr. Majestät des Königs unmittelbarer Befehl dem hiesigen Ober-Rabbiner hierdurch zu erkennen gegeben:

1) daß er ohne den allergeringsten Widerspruch sich künftig eines solchen Verfolgungsgeistes enthalte und sich nicht erkühnen solle, dergleichen vermeßliches Unternehmen öfter zu wagen. Falls gegen ihn als einer, der sich strafbaren Eingriffen in die königliche landesherrliche Macht und Gewalt schuldig gemacht, nach Vorschrift der Gesetze verfahren werden wird, und
2) daß es Sr. Majestät des Königs Wille sei, daß gedachter Ober-Rabbiner den Juden Samuel Marcus jun. in Hamburg der ihm auferlegten aus sechs Punkten

beſtehenden Buße ſogleich entlaſſe und alle Arten von Verfolgung wider ihn und ſeine Freunde einſtellen ſoll.

Welchem allerhöchſten königlichen Befehl der Ober-Rabbiner bei Vermeidung der ernſtlichſten Maßregeln ſogleich und ohne Verzug Folge zu leiſten, auch daß Solches pünktlich geſchehen wird, ſofort anzuzeigen hat.

Altona, den 17. October 1781.

(gez.) W. V. Gehlen.“ [1])

Wahrlich ein glänzender Erfolg des Fanatismus! Der Zelot wagte es gewiß nicht, ſeinen Widerwillen gegen die Mendelsſohn'ſche Ueberſetzung ferner laut werden zu laſſen.

Funfzigſtes Kapitel.

Fortgang der Ueberſetzung.

Dubno.

Der Druck des Werkes ging nicht ſo ſchnell von Statten als Mendelsſohn und ſeine Mitarbeiter anfangs dachten. An Eifer ließen ſie es nicht fehlen; beſonders gab ſich Dubno, der den Commentar zu liefern ſich verpflichtet hatte, unſägliche Mühe. Er gönnte ſich weder Schlaf noch Zeit zum Eſſen, achtete weder auf ſeinen einzigen Sohn noch auf ſeine eigene Geſundheit, er vernachläſſigte ſein Geſchäft, um ſich gänzlich dem Werke widmen zu können.[2])

Anfang März 1780 verließ nun das erſte Buch Moſes, zu dem Dubno mit Ausnahme der erſten Kapitel, welche Mendelsſohn ſelbſt bearbeitete, den Commentar voll-

---

[1]) Hdſchr.

[2]) S. den Brief Dubno's an Mendelsſohn in Kobak's Jeſchurun, hebr. Abth. III, 85.

ſtändig geliefert hatte, die Preſſe. Noch vor dem 14. März konnte ein Theil der für Dänemark beſtimmten Exemplare an Moſes Fürſt in Kopenhagen zur weitern Beſorgung abgeſandt werden. „Herr Fürſt wird die Ehre haben“, heißt es in dem Briefe an Hennings vom beſagten Datum, „Ihnen in meinem Namen die erſte Ablieferung der fünf Bücher Moſes, aber nur drei Exemplare auf Groß-Royal für den König, den Erbprinzen K. M. und H., ſowie auch für den Miniſter zu überreichen. Ich habe ſie nicht können binden laſſen, weil noch die zweite Ablieferung, welche nächſtens erfolgen ſoll, mit dazu gehört. Die übrigen Exemplare ſollen, die Koſten zu erſparen, mit dem aufgehenden Waſſer beſorgt werden.“ [1])

Faſt gleichzeitig erſchien auch das erſte Buch Moſes mit Mendelſohn's Ueberſetzung in deutſchen Lettern.[2]) Um ſeine Arbeit auch unter Chriſten zu verbreiten, ließ er eine Ausgabe mit deutſchen Lettern und einem kurzen deutſchen Auszuge aus dem hebräiſchen Commentar beſorgen. Dieſer ſchwierigen und undankbaren Arbeit hatte ſich ein gelehrter Chriſt mit Hilfe eines gelehrten Juden unterzogen. Mehr als das erſte Buch erſchien von dieſer Ausgabe nicht;[3]) vermuthlich weil es an Abnehmern fehlte.

Auch das eigentliche Werk war einmal nah daran in Stocken zu gerathen.

Schon nach Beendigung des erſten Theils nämlich merkte Mendelsſohn, das Ganze würde weit umfangreicher als er berechnet und ſtatt hundert Bogen wenigſtens hundertundzwanzig umfaſſen. Bei dem in dem Probehefte

---

[1]) Anhang Nr. 33.

[2]) Berlin, Nicolai 1780. Der Vorrede iſt auch Mendelsſohn's Ueberſetzung des Deborah-Liedes beigegeben.

[3]) Schr. VII, XXXV; Anhang Nr. 32.

festgesetzten billigen Preise — das Exemplar auf Groß-Medianzu 7½ fl. und auf Groß-Royal zu 9 fl. holländ. Courant —, den er unter keinen Umständen erhöhen wollte, verursachte ihm der nicht unbedeutende Mehrbetrag der Kosten große Sorgen, denn seine eigenen Vermögensumstände erlaubten ihm nicht, Tausende bei diesem Unternehmen zuzusetzen. Ließ er ja das Werk auf eigene Kosten drucken und diese erstiegen die Höhe von nahe zu eintausend Thalern, so daß sie durch die Subscribenten nur zur Hälfte gedeckt wurden.

Materielle Rücksichten entzogen ihm nun auch die geistige Hilfe seines gelehrten Polen. Salomo Dubno kündigte ihm die Freundschaft. Ein geheimnißvolles Dunkel schwebt über diese Zwistigkeit, welches vielleicht die Zeit noch aufhellen wird. Mendelssohn ruft Gott zum Zeugen an, daß er keine Schuld trage,[1]) und versichert in der 1783 geschriebenen Einleitung zu dem Gesammtwerke, daß er nicht wisse, was dem gelehrten Polen in den Sinn gekommen sei. Daß die Schwierigkeiten der Arbeit ihn plötzlich abgeschreckt haben, ist zu bezweifeln; er hatte dem Werke volle vier Jahre gewidmet und besaß gewiß Ausdauer genug, seinen Commentar zu Ende zu führen. Allem Anscheine nach war es verletzte Schriftsteller-Eitelkeit und übertriebener Ehrgeiz, die ihn mit dem Uebersetzer und Redacteur entzweieten. Dubno gehörte überhaupt zu den äußerst wenigen Polen, welche ihrer Ehre den materiellen Gewinn gern zum Opfer bringen wollten. Weil Mendelssohn aus ökonomischen Rücksichten sich weigerte, seine übermäßig lange Vorrede zum zweiten Buche Moses, die Frucht voller zehn Monate, drucken zu lassen, lief er in seiner Melancholie davon, ließ seinen mehrjährigen Verdienst

[1]) Schr. VI, 451.

im Stich und wollte von Mendelssohn und seinem Unternehmen nichts mehr wissen.[1])

Mendelssohn war nun auf sich selbst angewiesen; sein Bruder Saul konnte ihm wenig nützen; er mußte sich daher entschließen, den Commentar zum zweiten Buch Moses, zu dem ihm Dubno nur wenige Bruchstücke zurückgelassen hatte, allein auszuarbeiten.[2])

Dieser zweite Theil konnte zur Leipziger Oster-Messe 1781 ausgegeben werden. Exemplare vom Exodus, schreibt Mendelssohn am 5. Juni 1781 seinem Freunde Henoch, „hat mein Freund David Friedländer vergangene Leipziger Messe nach Ihrem Orte besorgt, und wird der Pränumerant Herr Aron Beer Josz wohl nun mehr das Seinige erhalten haben; wo nicht, so belieben Sie mir es zu melden, damit ich dafür sorgen kann.“[3])

---

[1]) Kobak, Jeschurun III, 87 f.

[2]) Einleitung, XXVII. In einigen, Dubno ertheilten Approbationen (s. Note 3) wird diesem auch der Commentar zum zweiten Buch Moses fälschlich beigelegt.

[3]) Schr. VI, 451. Die Versendung der Exemplare u. dergl. hatte Mendelssohn's Freund Jeremias Bendit übernommen. Vgl. Schr. VI 451; Einleitung, XXVII; Jeschurun III, 86 u. a.

Dubno traf im Jahre 1784 Anstalten seinen Commentar auf den Pentateuch selbstständig herauszugeben. Dieser eitle Mann, der noch 1780 Mendelssohn darüber Vorwürfe gemacht, daß er bei der mit Saul Mendelssohn gemeinschaftlich besorgten Herausgabe des allegorischen Drama's לישרים תהלה von Moses H. Luzzatto sich hatte herablassen müssen, Subscribenten zu sammeln (Jeschurun, III 86), (אין דרכי בכך מעולם אף לא היה בביתי לא לחם ולא שמלה . . . חנפש היקרה תמאס בכל אלה, wanderte nun von Stadt zu Stadt, durch ganz Deutschland, Böhmen und Holland, um sich die Mittel zum Drucke zu erbetteln. Von allen Gelehrten holte er sich Approbationen zusammen; sie wurden ihm um so bereitwilliger ertheilt als Mendelssohn's deutsche Uebersetzung dem Commentar nicht sollte beigegeben werden. Das Werk erschien jedoch nicht. G. J. Polak, Hebreenwische Letteruruchten (בן גרני) [Amsterdam 1851] 41. Das von Polak (a. a. O. XVIII) aus dem Orient 1841, Literatur-

Mendelsſohn war jedoch zu ſchwach, das Werk allein fortzuführen; er ſah ſich nach Hilfe um und fand ſie endlich in ſeinem alten Freunde Naphtali Hartwig Weſſely.

Einundfunfzigſtes Kapitel.

Naphtali Hartwig Weſſely.

Dieſer Mann [1]), der ſo innig mit Mendelsſohn verbunden und ihm in Geſinnung und Streben ſo ähnlich war, verdient wohl hier einen Platz zu finden.

Seine Lebensgeſchicke bilden in mehrfacher Beziehung das Gegenbild zu denen Mendelsſohn's. Dieſer in Armuth geboren und in Wohlſtand geſtorben, jener aus den glän-

blatt, S. 236 mitgetheilte hebräiſche Räthſel (deſſen Löſung von Dubno in einem Briefe an Mendelsſohn von 21 Elul 5537 [Auguſt 1777] bei Polak a. a. O. 39 f.) hat nicht Mendelsſohn zum Verfaſſer; vielleicht wurde es ihm von ſeinem Freunde Henoch eingeſchickt, der ihn ſchon 1770 mit einem ſolchen beehrte. „In der That muß ich geſtehen," heißt es in einem Briefe vom 30. März 1770 an genannten Freund (Schr. VI, 445), daß ich das Räthſel nicht errathen habe; denn von meiner früheſten Jugend bis jetzt habe ich mich mit dergleichen nicht befaßt, und liebte immer meine Gedanken deutlich auszuſprechen, und meine Meinung klar und hell wie die Mittagsſonne darzulegen, nicht aber, ſie in Nebel und Dunkel zu hüllen. Gleichwohl verachte ich auch dieſe Weiſe nicht; denn ich weiß, daß einige große iſraelitiſche Gelehrte Räthſel zu ſchreiben und ihre freie Meinung hinter geſuchten Kunſtausdrücken zu verbergen geliebt haben." Dubno erreichte ein Alter von 75 Jahren und ſtarb in Amſterdam am 23. Juni 1813. Der Katalog ſeiner reichen, aus 106 Handſchriften und 2076 gedruckten Werken beſtehenden hebräiſchen Bibliothek wurde 1814 in Amſterdam gedruckt. Zunz, Zur Geſchichte und Literatur (Berlin 1845), 241.

[1]) Vgl. die Biographie Weſſely's von David Friedrichsfeld (Amſterdam 1809) und von W. A. Meiſel (Breslau 1841).

zendſten Verhältniſſen der Jugend zu einem ſorgenvollen Alter herabſteigend. Dieſer aus einer ausſchließlich talmudiſchen Jugendbildung ſich zu einem vollendeten Meiſter des deutſchen Stils erhebend, jener frühzeitig mit neuern Sprachen bekannt, ſich zum muſterhaften Wiederherſteller der hebräiſchen Sprache emporſchwingend.[1])

Er war nur vier Jahre älter als Mendelsſohn und wurde in Hamburg geboren. Hier lernten ſich die beiden jungen Männer kennen und ſchloſſen einen Bund inniger Freundſchaft[2]). Auch Weſſely war nicht eigentlich Gelehrter vom Fach, ſondern ſtand dem von Ephraim Veitel in Amſterdam errichteten Banquierhauſe als Chef vor und etablirte nach einigen Jahren in Kopenhagen ein eigenes Geſchäft.

Die regſte Theilnahme, welche ihn für das Schickſal ſeiner Glaubensgenoſſen von früheſter Jugend beſeelte, und die glühende Liebe zu den Wiſſenſchaften verließen ihn nie. Er hatte mit Mendelsſohn ein und daſſelbe Streben; beide ſtellten es ſich zur Lebensaufgabe, die Juden aus ihrer Lethargie zu wecken und ſo zu neuem geiſtigen Leben aufzuſtacheln. Während Mendelsſohn ſich bemühte, ſie durch deutſche Schriften für die deutſche Sprache und deutſche Nationalität zu gewinnen, unternahm es Weſſely, die Reinheit und Erhabenheit des Hebräiſchen durch ſeine in claſſiſchem Stile verfaßten Werke wieder herzuſtellen. Dieſes gelang ihm durch ſeinen „Libanon“, deſſen zweiter Theil wenige Monate vor dem „Phädon“ erſchien.

Es iſt charakteriſtiſch für beide, gleiches Ziel verfolgende Männer, daß Mendelsſohn einen Augenblick Anſtand

1) Stern a. a. O. 104.

2) Im October 1761 waren ſie ſchon befreundet; vgl. V, 420: „Herr Hartwig Weſſely“, ſchreibt Mendelsſohn ſeiner Braut am 16. October 1761, „wird vermuthlich bei Anlangung dieſes ſchon abgereiſt ſein, und ich erwarte ihn zu den Feiertagen hier.“

nahm, dieſes eine Grundidee des Judenthums neu behandelnde Werk dem Freunde zu überſenden. Er fürchtete, in ſeinen Augen dadurch zu verlieren, daß er vernunftgemäße Beweiſe für die Unſterblichkeit beigebracht und überhaupt die deutſche Sprache für die Darſtellung gewählt habe; er glaubte ſich förmlich bei ihm entſchuldigen zu müſſen.

Wie wenig aber kannte Mendelsſohn ſeinen Weſſely. Sobald der deutſche „Phädon“ zu ihm gelangte, widmete er ihm einen ganzen Tag; er ergötzte ihn ſo ſehr, daß er ſich nicht von ihm losreißen konnte. „Schlaffe Hände haſt durch Dein Werk Du geſtärkt,“ ruft er ihm zu, „wankenden Knieen neue Kraft verliehn; wie Moſes erhobſt Du Deinen Stab und ſchlugſt den Felſen, es entquoll Waſſer, und das Volk löſchte ſeinen Durſt; Dich hat der Himmel mit der Gabe geſegnet, die Herzen und Gemüther zu erquicken, wie Regen trieft Deine Rede, wie Thau fließt Dein Wort, Deine Lehre tränkt die durſtigen Seelen und erzeugt Ideen göttlicher Wahrheit.“ [1])

Weſſely, der den „Phädon“ ins Hebräiſche zu überſetzen beabſichtigte, hegte den ſehnlichſten Wunſch, mit dem Verfaſſer vereint leben zu können.

Leider mußte dieſer Wunſch durch den Ruin ſeiner Vermögensumſtände in Erfüllung gehen. Mehrere Kopenhagener Handelshäuſer, bei denen er ſehr intereſſirt war, fallirten, und Weſſely ſah ſich ſelbſt in die Nothwendigkeit verſetzt, ſein Geſchäft aufzulöſen. Ihm bangte vor der Zukunft. Da machte ihm Joſeph Veitel den Antrag, ihn zum Führer ſeines Geſchäftes in Berlin zu ernennen. Voller Freude willigte Weſſely ein, er verließ Kopenhagen und ſiedelte im Jahre 1774 mit Weib und Kindern nach Berlin über.

---

[1]) Vgl. Mendelsſohn's Brief an Weſſely und Weſſely's an Mendelsſohn, beide in hebr. Sprache in der Beilage „Ha-Scharon“ zu der Zeitſchrift Ha-Meliz, 1. Jahrg. S. 40.

Hier verlebte er nun in der Nähe seines Freundes einige durch Kummer und Sorge wenig getrübte Jahre. Doch bald sollte dieser wahrhaft fromme Mann die Schicksalstücke in der ganzen Schwere kennen lernen. Joseph Veitel war alt geworden und löste sein Geschäft auf. Wessely stand plötzlich in der fremden Stadt ohne Erwerbszweig. Armuth wurde das Loos des Frommen, er hatte nicht einmal so viel, um die Seinen, eine aus reicher Familie stammende Frau und sechs hoffnungsvolle Kinder, von denen ein Knabe das Dessauer Philanthropin besuchte [1]), vor dem äußersten Mangel zu schützen. Ganze Wochen kamen keine warmen Speisen auf den Tisch des Mannes, der gewöhnt war, Andere von seinem Ueberflusse zu sättigen. Er trug sein Leid tief in sich verborgen; Niemand, auch nicht Mendelssohn, erschloß er sein von Gram zusammengepreßtes Herz; der edle Stolz empörte sich dagegen, bei Anderen Mitleid zu erregen.

In einer so überaus drückenden Lage befand sich Wessely, als Mendelssohn ihn ersuchte, sich an der Bearbeitung des Pentateuch-Commentars zu betheiligen und zwar das dritte Buch Moses zu commentiren. Wiewohl die Schwierigkeiten, welche gerade das ihm überwiesene Buch bot, ihm nicht entgangen waren, so unterzog er sich doch mit Freuden dieser Arbeit, welche ihn einige Monate hindurch wenigstens den drückendsten Nahrungssorgen enthob. In bewundernswürdig kurzer Zeit war der Commentar niedergeschrieben, fast wöchentlich lieferte der Mann mehrere Bogen, der sonst eben nicht der fleißigste Arbeiter war, aber er zeigte, daß die Familie Wessely, wie Mendelssohn von ihr rühmt, Federkraft in ihrer Seele habe, ihre Unternehmungen mit Nachdruck zu treiben! [2]) Mit unübertroffener Meisterschaft löste er seine Aufgabe; er entfaltete die ganze

[1]) Schr. III, 421. [2]) Schr. III, 421.

Fülle ſeiner immenſen Gelehrſamkeit in dieſem Commentare, der, wie der Freund ſich ausdrückt, „zu ſeinem Schaden und zu manches Leſers Langeweile“ viel zu gelehrt gerathen war.[1]) Und in der That hat ſich Weſſely durch dieſen, Ende Auguſt 1761 im Druck beendeten Commentar allein die Unſterblichkeit geſichert.

Wie auch Weſſely ſeiner ſtrengen lautern Religioſität von Allen, ſogar von den Rabbinern geſchätzt wurde, welche Mendelsſohn's Beſtrebungen nicht hold waren, ſo ſollte doch auch er gleich nach Beendigung ſeines Commentars ähnliche Erfahrungen wie ſein Freund machen; „auch über unſeren guten Bruder, den berühmten Hartwig Weſſely, zogen ſich die fürchterlichſten Ungewitter zuſammen.“[2])

Kaiſer Joſeph hatte ſein Toleranzedikt erlaſſen und tauſend neue Keime der Hoffnung für die Juden Oeſterreich's geweckt. Von den alten mittelalterlichen Beſchränkungen waren nur noch wenige in Kraft geblieben und auch dieſe ſollten ſchwinden, ſobald ſich die Juden der vollkommenen Gleichſtellung würdig gemacht hätten. Zu dieſem Zwecke befahl ihnen der Kaiſer, allenthalben dem Bedürfniſſe entſprechende Schulen einzurichten, ſich der Landesſprache zu bedienen und ihre Kinder zu Handwerkern heranzubilden.

Ein paniſcher Schreck überfiel die Juden, die armen Verblendeten glaubten in ihrer Unwiſſenheit nicht anders als der Kaiſer wolle ihnen ihr heiligſtes Gut entziehen und ſie der Religion ihrer Väter abwendig machen. Statt dem Kaiſer durch Gehorſam ihre ſchuldige Dankbarkeit zu zollen, widerſetzten ſie ſich aufs hartnäckigſte.

Sobald die Kunde von den Vorfällen in Oeſterreich nach Deutſchland gedrungen war, raffte ſich Weſſely auf,

---

1) Anhang Nr. 48.
2) Schr. V, 601.

vergaß des eigenen Ungemachs, der schweren häuslichen Sorgen und schrieb an die Gemeinden Israel's in den österreichischen Staaten seine berühmten „Worte des Friedens und der Wahrheit." Er beschwichtigte die Befürchtungen, welche sie wegen der Religion hegten, ermunterte sie, sich die Pflege der Landessprache angelegen sein zu lassen, und ermahnte sie, den Befehlen des Kaisers unbedingten Gehorsam zu leisten und Schulen zu errichten. Wiewohl der entschiedenste Feind jeder Neuerung auf religiösem Gebiete, war er doch allenthalben der erste, wenn es sich um Schulen und geordnete Lehranstalten handelte. Mit löblichem Eifer betrieb er fast allein die Angelegenheit des gegen 1776 errichteten Dessauer Philanthropin, dem persönliche Freunde Mendelsohn's, wie Basedow, Campe, Salzmann, vorstanden; unaufhörlich suchte er bei den Juden dahin zu wirken, daß sie ihre Kinder der neuen Anstalt anvertrauten, er selbst ging mit gutem Beispiele voran und übergab ihr seinen eigenen Sohn.[1])

Seine „Worte des Friedens", der Ausdruck wahrer Innigkeit, fanden Eingang in den Herzen seiner einsichtsvollen Glaubensgenossen. Die Gemüther wurden beruhigt, die Gesetze des Kaisers befolgt und Anstalten getroffen, den Jugendunterricht zu verbessern.

Aber die Männer, die seine Absichten nicht begriffen oder vorsätzlich nicht begreifen wollten, erhoben über ihn ein Zetergeschrei und erklärten ihn, ähnlich wie einige Jahre früher seinen Freund Mendelsohn, für einen Ketzer. Die Rabbiner, welche noch kurz vorher über seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit des Lobes nicht satt werden konnten, schmähten jetzt seine Ehre und seinen Namen. Der Prager Oberrabbiner war auch jetzt wieder der erste, welcher den

[1]) Schr. III, 421.

Bann öffentlich über ihn ausſprach; „aus allen Gegenden Polen's fuhren die Bannſtrahlen über ihn zuſammen, und es fehlte wenig, ſo waren auch ſeine deutſchen Brüder wider ihn in Harniſch.“ [1])

Wirklich war ſelbſt der Berliner Ober-Landes-Rabbiner, der tolerante R. Hirſchel Lewin, aufgereizt von den Rabbinern in Glogau und Liſſa, Willens, gegen den armen Weſſely einzuſchreiten. Er wollte ihm das Drucken verbieten und ihn gar aus der Stadt treiben laſſen. Lange genug hatte Mendelsſohn ruhig zugeſehen; bei ſolchen unerhörten Gewaltsmaßregeln konnte er nicht mehr ruhig bleiben. Er ſtattete dem Miniſter von Zedlitz, bei dem er in großem Anſehen ſtand, einen Beſuch ab. Dieſer richtete auch am 30. März 1782 an den mehrfach genannten Daniel Itzig, den damaligen Vorſteher der Berliner Gemeinde, ein Handbillet folgenden Inhalts:

„Man erzählt mir, daß ein gewiſſer Weſſely, der eine kleine Piece geſchrieben hat, ſehr verfolgt und aus der Stadt zu gehen bedroht iſt. Haben Sie doch die Güte, mein lieber Herr Itzig, mich wiſſen zu laſſen, was an der Sache iſt, und von wem oder von welchem Directorio dieſer Mann gedrückt wird. Es wäre nicht gut, wenn man einen Mann wegen eines gut geſchriebenen Buches willen aus der Stadt triebe, und ich begreife nicht, wie ſich ein Collegium in ſo etwas miſchen kann.“ [2])

Ob dieſes Billet des Miniſters nicht zeitig genug dem Vorſteher zu Händen kam, oder ob Daniel Itzig die Sache zu lau betrieb, genug, der Berliner Ober-Rabbiner ließ von ſeinem Vorhaben nicht ab und „brachte die Angelegen-

---

[1]) Schr. V, 602.

[2]) Das Original dieſes Billets, ſowie das Schreiben an die Ober-Landes-Aelteſten vom 4. Juni 1782 befindet ſich im Beſitze des Herrn Dr. jur. Rubo in Berlin.

heit Weſſely's bei den Vorſtehern der Gemeinde an." Es läßt ſich denken, welchen tiefen Kummer Mendelsſohn darüber empfand; „er wäre ſelbſt zum Rabbiner gegangen, wenn er nicht befürchtet hätte, zu weit mit ihm in den Text zu kommen." Er ſchrieb daher am 17. April 1782 an David Friedländer und erſuchte ihn, ſo wie deſſen Schwager Itzig, ihrem Vater, dem Aelteſten der jüdiſchen Gemeinde, und Herrn Iſaak Wolff ernſte Vorſtellungen zu machen, daß der Rabbiner nicht das Recht habe, gegen den armen Mann das Cenſoramt zu üben. „Jeder Scribent im Lande unſeres gnädigen Königs genießt alle mögliche Freiheit; beſchnitten oder nicht beſchnitten, wer nur die Feder führen kann; und wir wollten Jemand Einhalt thun, der bloß unſere Lehr- und Erziehungsmethode tadelte? Was werden die Miniſter dazu ſagen?" [1])

Auch dieſes Schreiben und das thatkräftige Verwenden der achtbarſten Mitglieder der Berliner Gemeinde muß nicht den erwünſchten Erfolg gehabt haben, denn noch am 4. Juni 1782 erließ der Miniſter Zedlitz an „die Herren Ober-Landes-Aelteſten und Vorſteher der Berliner Judenſchaft" folgendes Reſcript:

„Nach einer mir zugekommenen, jedoch unbeſtimmten Nachricht ſoll der Verfaſſer einer Schrift: „Worte der Wahrheit und des Friedens" ſehr verfolgt werden. Ich habe mich zwar bei verſchiedenen Departements dieſerhalb erkundigt, habe aber nichts Zuverläſſiges erfahren können; da nun die Herren Ober-Landes-Aelteſten und Vorſteher der hieſigen Judenſchaft ſich eines ſo guten Mannes gewiß gern annehmen werden, ſo erſuche ich dieſelben, mir ge-

1) Schr. V, 594. Nach dem Originale dieſes Briefes, im Beſitze des H. Dr. Rubo, muß es S. 594 Z. 14 ſtatt „den" Aelteſten „dem" Aelteſten heißen, Z. 15 ſtatt „Freund" „Schwager," und Z. 16 ſtatt „Herren" „Miniſter".

fälligſt darüber eine Nachricht zukommen zu laſſen, damit man doch einem Manne, der Aufklärung und guten Geſchmack allgemein zu machen ſucht, beiſtehen kann."

Während Weſſely dergeſtalt durch ſeine Freunde perſönlichen Schutz erhielt, fand er in ferner Gegend warme Vertheidiger auch für die von ihm vertretene Sache.

Die Juden des nördlichen Italien's, Unterthanen des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes, ſchritten mit Freuden zur Ausführung der kaiſerlichen Verordnungen. Die Trieſter Gemeinde ging mit gutem Beiſpiele voran. Sie wandte ſich auf den Rath des dortigen Gouverneurs Grafen Zinzendorf wegen einzuführender Lehrbücher an Mendelsſohn, und erbaten ſich ein Verzeichniß aller ſeiner bis dahin erſchienenen Schriften. Indem er ihren Wunſch befriedigte, empfahl er ihnen zugleich als ihrem Zwecke ſehr förderlich, die Werke ſeines Freundes Weſſely und überſandte als Probe für deſſen Denk- und Ausdrucksweiſe die „Worte des Friedens und der Wahrheit". Der alsbald erfolgte Dankbrief der Trieſter Gemeinde an Mendelsſohn enthielt die Bitte um ſchleunige Ueberſendung der Werke Weſſely's. Dieſe ganz unerwartet ihm gewordene Anerkennung bot ihm nun Veranlaſſung zu einem zweiten „Sendſchreiben", in Folge deſſen die angeſehenſten Rabbiner Italien's offen Partei für ihn ergriffen. Mit vieler Freude berichtete Mendelsſohn über dieſe glückliche Wendung der verdrießlichen Angelegenheit am erſten Januar 1783 an Homberg: „Unſer Freund Hartwig Weſſely hat durch Herrn Joſeph Saligo aus Trieſt ein ſehr merkwürdiges Gutachten von venetianiſchen Rabbinern über zwei ſeiner Sendſchreiben erhalten. Wenn die übrigen Gutachten aus Italien, die ihm verſprochen ſind, ankommen, ſo wird ein drittes Sendſchreiben gedruckt werden, wenigſtens ſo groß, als die erſten beiden zuſammen; aber was wird er bei den Sklaven des Vorurtheils

ausrichten? der Sklave wird nicht durch Worte gezüchtigt.“[1])

Hier verlassen wir den würdigsten Genossen Mendelssohn's, welcher ihn bei der Herausgabe seines Pentateuchs so kräftig unterstützte, — bis zu dem am 3. März 1805 erfolgten Tode dieses herrlichen Mannes ging noch so mancher Sturm über sein Haupt dahin! — und wenden uns jetzt dem andern Mitarbeiter, Herz Homberg, zu.

Zweiundfunfzigstes Kapitel.

Herz Homberg.

„Bei dem vierten und fünften Buch Moses“, sagt Mendelssohn in der Einleitung zum Pentateuch, „wurde ich, was den Commentar betrifft, durch andere mir befreundete und mit Kenntnissen ausgerüstete Männer unterstützt; aus allzu großer Bescheidenheit haben sie es mir aber nicht erlaubt, ihren Namen zu nennen.“[2])

Der eine dieser „bescheidenen“ Männer war Aron Jaroslaw, der Commentator des vierten Buches, welcher im Sommer 1782 „einen halben Ruf nach Breslau als Lehrer einer neu errichteten Primärschule erhalten hatte“;[3]) Herz Homberg der andere.

Dieser, im September 1749 in dem Dörfchen Lieben bei Prag geboren, lag in seiner Jugend ausschließlich den talmudischen Studien ob und lernte erst in seinem achtzehnten Jahre deutsch lesen. Er hielt sich einige Zeit in Prag, Preßburg, Glogau, Breslau, Berlin und Hamburg auf, bestimmte sich sodann, durch Rousseau's Emil veran-

---

[1]) Schr. V, 664. [2]) Einleitung, XXVII. [3]) Schr. V, 660.

laßt, für die Pädagogik und machte darin so rasche Fortschritte, daß er, gegen 1779 nach Berlin zurückgekehrt, von Mendelssohn als Erzieher angenommen wurde. In dieser Stellung, welche er bis Ostern 1782 bekleidete, genoß er den Unterricht Mendelssohn's und gewann dessen Freundschaft. Beim Abschied von Berlin heftete ihm der Lehrer und Freund seinen von dem Silhouetteur Hasse gezeichneten Schattenriß mit den Worten in das Stammbuch:

„Mein Freund, mein Sohn, und meines Sohnes zweyter Vater!
„Zeigt sich in diesem Schattenrisse des Herzens
„Dankbarkeit nicht ganz; so klage die Gränzen der Kunst,
„Klage Hassens Unvermögen an, nur nicht
Moses Mendelssohn.“ [1])

Mendelssohn bewahrte ihm die Freundschaft bis an den Tod. Er unterhielt mit ihm einen lebhaften Briefwechsel und verfolgte mit so zärtlichem Interesse das fernere Geschick des Erziehers seines Sohnes, daß er sich sogar nach den geringsten Umständen erkundigte, und ihn mehrere Male ersuchte, ihn über Alles genau zu unterrichten.

Wien, wohin Homberg sich zunächst begeben hatte, war seines Bleibens nicht. Von dem Vorhaben, nach Berlin zurückzukehren, rieth ihm Mendelssohn entschieden ab, wenngleich er es im Interesse seiner Kinder und um seiner selbst willen sehr wünschte. Nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte in der Kaiserstadt siedelte Homberg im December 1782 nach Görz in Illyrien über. Hier fand er bei einem alten Bekannten Mendelssohn's, dem rechtschaffenen Moses Luzzatto [2]) die gastlichste Aufnahme.

---

[1]) V, 654.

[2]) Dieser Moses Luzzatto heirathete als erblindeter Greis eine Tante des Herrn S. D. Luzzatto in Padua, verlor aber die Gattin schon wenige Tage nach der Hochzeit; er selbst starb im Herbste 1816 im 75. Jahre. — S. D. Luzzatto, Nachrichten über die Familie Luzzatto, in Busch's Jahrbuch für Israeliten, VI, 110.

Des Umgangs, den Mendelssohn vor vielen Jahren mit diesem edeldenkenden Manne kurze Zeit gepflogen, erinnerte er sich stets mit wahrem Vergnügen. „Wo mir recht ist", heißt es in dem ersten Briefe, welchen er an Homberg nach Görz richtete, „muß ich Ihnen mehr als einmal davon erzählt haben. Der Mann ist im Umgange sehr angenehm und scheint ein biederer und gemüthvoller Mann zu sein. Machen Sie ihm meine und meiner Frau Empfehlung, die sich noch sehr oft des Streites erinnert, welchen er bei Tische mit Herrn Gerson Homberg aus Havre de Grace zu haben pflegte. Der Franzose berief sich immer auf seine französische Lektüre und Luzzatto auf seinen gesunden Menschenverstand. „Was geht mich der Buk an?" hieß es immer, wenn der kleine Mann seinen Autor aufgeschlagen hatte, seine Meinungen zu behaupten." [1])

Die Aussicht, in den österreichischen Staatsdienst treten und für seine Glaubensgenossen ersprießlich wirken zu können, führte Homberg, der sich inzwischen in Görz verlobt hatte, im October 1784 nach Wien zurück. Nach einer glänzend bestandenen Prüfung wurde er von der philosophischen Fakultät und vom Minister zum Correpetitor an der Prager Universität ernannt. Die Freude, die Mendelssohn hierüber empfand, war sehr groß. „Tausend Dank für die ungemein ergötzende Nachricht, die Sie uns mitgetheilt haben! Ihr Vorhaben mag nunmehr gelingen oder von Mißgünstigen hintertrieben werden, so haben Sie doch einen großen Schritt gethan und verdienen den Dank und die Hochachtung eines jeden rechtschaffenen Israeliten, der Kinder hat, und sie nicht gern alle Trödler und Aerzte sein oder Trödler und Aerzte heirathen lassen möchte. Heil dem großen römischen Kaiser, der auf dem Throne einen so menschlichen Gedanken fassen, zur Reife kommen und

[1]) Schr. V, 664.

zum Vorsatz gedeihen lassen konnte! Aber auch Heil und ewigen Segen den Staatsdienern und den Männern auf den Kathedern in Wien, den Männern, die sonst sehr engen Herzens zu sein pflegen, daß sie sich mit solcher Großmuth den großen Absichten des Regenten anfügen und solche mit so vieler Bereitwilligkeit befördern helfen! Ich kann Ihnen meine Freude nicht genug beschreiben, aber auch die Ungeduld nicht, mit welcher ich den Ausgang erwarte. Bei gelegener Zeit erwarte ich auch umständliche Nachricht von der Art und Weise, wie man sie geprüft hat. Es scheint mir aus Ihrem Schreiben, daß Sie über die Ihnen vorgelegten Fragen aus dem Stegreife hätten reden müssen, wovon ich mir im Grunde keinen rechten Begriff machen kann. . . . Leben Sie wohl, Herr Correpetitor!“[1])

Die Freude war umsonst; der Correpetitor wurde vom Kaiser nicht bestätigt, erhielt hingegen von der Regierung die amtliche Oberaufsicht über alle deutschen Schulen der Juden in Galizien. Was er in dieser Stellung und später als kaiserlicher Schulrath in Prag, als welcher er, ein fast Hundertjähriger, verstarb,[2]) gewirkt hat, wollen wir hier nicht beurtheilen; er war unablässig bemüht, die Cultur der Juden zu befördern und die Idee zu realisiren, auf welche Mendelssohn bei der Bibel-Uebersetzung es abgesehen hatte.

Noch im Mendelssohn'schen Hause betheiligte sich Homberg an diesem Unternehmen; er begann den Commentar zum fünften Buch Moses und beendete ihn während seines sechsmonatlichen Aufenthaltes in Wien. Uebrigens lieferte er nicht den ganzen Commentar zu dem erwähnten Buche, wie irriger Weise allgemein behauptet wird, sein Antheil beschränkte sich auf die mittleren vier und zwanzig Kapitel;

[1]) Schr. V, 678.

[2]) Er starb in den letzten Tagen des August 1841.

das Ende und aller Wahrscheinlichkeit nach auch der Anfang des Buches wurden von Mendelssohn selbst bearbeitet. [1])

Ende September 1782 war Homberg mit dem übernommenen Theile des Commentars bis auf fünf Kapitel ins Reine, [2]) und am 15. October befand sich das Ganze schon in den Händen Mendelssohn's, welcher mit dieser Arbeit wie mit der Wessely's ziemlich frei umging, [3]) und dem Freunde für seinen Commentar ein Honorar von zehn Louisd'or bewilligte. [4])

An dem Pentateuch wurde nun „frisch hinter einander weg" gedruckt, und Mendelssohn gab sich am ersten Januar 1783 der Hoffnung hin, „zu Ostern damit zu Stande zu sein," wie es in dem Briefe an Homberg heißt, welcher die diesem übersandte gedruckte Einleitung zu dem ganzen Werke begleitete. Er schickte sie ihm nicht allein, damit er sie lese, sondern auch seine Anmerkungen hinzufüge. „Hier habe ich keinen Freund, der diese Materie recht beherzigen will. Sie ist den Mehresten der Nation zu dornig; obgleich unsere Gelehrten sonst das Stachelige nicht zu scheuen pflegen." [5])

Um Ostern war der ganze Pentateuch im Drucke beendet; [6]) „Wege des Friedens" hatte er ihn genannt und an die zanksüchtigen Friedensverkündiger zum Schlusse noch die Worte gerichtet: „Ihr Männer der Wahrheit! Ihr Freunde der Lehre Gottes! Prüfet nun, ob ein Unrecht in diesen Büchern ist, und versäumet nicht die etwa getroffenen

---

[1]) Schr. V, 656, 660.

[2]) V, 671. (Statt 4. October 1783 [V, 670] muß es 1782 heißen [vgl. VII, 493].)

[3]) V, 662. [4]) V, 666.

[5]) V, 662. Die Vorrede, „Or Lanthibah" betitelt, erschien in einem besondern Abdrucke zuerst December 1782.

[6]) V, 692.

Verbeſſerungen zu Papier zu bringen und ſie mir zuzuſenden, ſei es in offenem Tadel oder in verborgener Liebe, ſo wie es Euch gut dünkt. Thut ſo vor dem ganzen Hauſe Israel; dann möge man zwiſchen uns entſcheiden, ob ich nicht gern beiſtimme den Worten des Geſchmacks und des Verſtandes, und ob ich nicht die Wahrheit mit Freuden annehme, wer ſie auch ſagen möge. Wer ſeine Augen verſchließt, in den Glanz der Wahrheit zu ſchauen, deſſen Name werde mit Finſterniß bedeckt. Diejenigen, welche die Wahrheit ſuchen, werden nicht ſtraucheln und nicht beſchämt werden, denn ſie iſt das Siegel des Heiligen, gebenedeiet ſei ſein Name!“ [1])

Ehe wir nun den Einfluß betrachten, welchen dieſes Werk auf die Culturgeſchichte der Juden geübt hat, wollen wir einen Blick auf die übrigen von Mendelsſohn theils überſetzten, theils commentirten Theile des bibliſchen Kanons werfen.

Dreiundfunfzigſtes Kapitel.

Die Pſalmen.

„Die Ueberſetzung der Pſalmen, die in Ew. Wohlgeboren Namen verſprochen worden, und auf welche mir Ihre Freunde bald Hoffnung gemacht, erwarte ich mit der größten Ungeduld. Ich muß geſtehen, daß ich mit allen Ueberſetzungen der Pſalmen, die mir bisher zu Geſichte gekommen ſind, ſehr wenig zufrieden bin, mit den poetiſchen noch weniger als mit den proſaiſchen. Wo ſie auch zufälliger Weiſe den Sinn treffen, da verderben ſie doch durch das occidentaliſche Reimgebäude das Eigenthümliche der

[1]) Einleitung, XXXVIII, Schr. VII, XLI.

hebräischen Dichtkunst. Allein, wie gesagt, auch den Sinn treffen sie nur zufälliger Weise. Ich habe vor einiger Zeit etwa zwanzig Psalmen, worunter auch einige von den schwersten, in einem freien Silbenmaße, das dem Hebräischen, meinem Gehöre nach, ziemlich nahe kömmt, ins Deutsche übersetzt. Ich war entschlossen, sie als Probe der lyrischen Poesie der Hebräer bekannt zu machen. Allein nunmehr wird es freilich so lange unterbleiben, bis ich Ew. Wohlgeboren Erklärung gesehen habe. Ich bin versichert, und was ich in der letzten Zeit von Ihnen gelesen, berechtigt mich, versichert zu sein, daß Sie die Psalmen als Poesie behandeln werden, ohne auf das Prophetische und Mystische zu sehen, das sowohl christliche als jüdische Ausleger nur darum in den Psalmen gefunden, weil sie es darin gesucht haben, als wenn die Psalmen in einem Kloster von irgend einem bußfertigen Mönche verfertigt worden wären... Es ist vielleicht gefährlich, diese eingewurzelten Vorurtheile öffentlich zu bestreiten; allein diesen Weg müssen wir doch endlich gehen, wenn die Psalmen mit vernünftiger Erbauung gelesen werden sollen. Man hat uns lange genug durch mystische Deuteleien den klaren Sinn der Schrift verdunkelt." [1])

In diesem schon 1770 an Professor Michaelis in Göttingen gerichteten Briefe spricht Mendelssohn deutlich genug die Motive aus, welche ihn zu einer neuen Bearbeitung der Psalmen bewogen. Seine Hauptabsicht war, zu zeigen, daß in den Psalmen dasjenige nicht zu finden sei, was Christen und Juden bisher in denselben mit so viel er Kritik und Gelehrsamkeit gesucht hatten. [2])

Wollte er einerseits die Authenticität der Psalmen in

[1]) Anhang Nr. 23, vgl. Schr. V, 505.
[2]) Schr. V, 692.

ihrer Ursprünglichkeit wieder herstellen, so sollte mit der Uebersetzung andrerseits noch einem eigenen Bedürfnisse entsprochen werden. Er begann sie während seines Streites mit Lavater.[1]) Sein Inneres war getrübt, er war von der heftigsten Gemüthsbewegung ergriffen und befand sich in einer Stimmung, die jener ähnlich war, in welcher der königliche Sänger selbst seine Psalmen dichtete. Trost und Beruhigung suchte er in diesen Liedern; sie haben ihm so manche angenehme Stunde verursacht, so manches Leid versüßt; er betete und sang sie, so oft er ein Bedürfniß zu beten und zu singen bei sich verspürte.[2])

Es bedarf kaum bemerkt zu werden, daß Mendelssohn dergestalt die Psalmen nicht in ihrer Ordnung, „nach einander weg", übersetzte. Er wählte sich immer einen solchen Psalm, der ihm gefiel, der gerade mit der Lage seines Gemüths übereinkam, und ihn bald durch seine Schönheit bald durch seine Schwierigkeit lockte; diesen trug er bei so mancherlei ungleichartigen Beschäftigungen im Sinne mit sich herum, bis er glaubte, mit dem Geiste seines Dichters so vertraut zu sein, als er es seiner Fähigkeit nach werden konnte, und dann war das Niederschreiben eine geringe Arbeit.[3])

Diese Entwürfe arbeitete Mendelssohn später in müssigen Stunden aus und bereitete seine Uebersetzung zum Drucke vor. Er ging auch allem Anscheine nach schon 1774 mit dem Plane um, die vollständige Uebersetzung der Oeffentlichkeit zu übergeben.[4]) Es hatte sich nämlich Jemand gefunden, der die Gründe der Mendelssohn'schen Uebersetzung in einem hebräischen Commentare auseinander setzen und drucken lassen wollte; auf der andern Seite sollte die deutsche Uebersetzung mit hebräischen Lettern ab-

[1]) Lessing's Schr. XIII, 220. [2]) Schr. V, 650. [3]) VI, 129.

[4]) „Proben einer neuen Uebersetzung der Psalmen von Moses Mendelssohn" erschienen März 1781 im „deutschen Museum".

gedruckt werden. „Ich habe ihm solches erlaubt“, schreibt Mendelssohn; „ich denke auch, daß er es gut machen wird. Selbst aber kann ich nicht Hand anlegen, indem meine wenige Zeit und geringen Kräfte anderweitig engagirt sind. Sollte er allenfalls hier und da meinen wahren Sinn nicht erreichen, so ist dadurch nichts versehen. Ich denke doch unter dem göttlichen Beistande mich einmal über die Arbeit zu machen, wenn erst Kunstrichter unter Christen es wagen werden, ihre gewöhnlichen Erklärungen gegen mich zu vertheidigen.“ [1])

Erst 1782, nachdem der Pentateuch im Druck beinah beendet war, schritt Mendelssohn dazu, auch seine Psalmen-Uebersetzung der Presse zu übergeben. Da er mehr auf christliche als auf jüdische Leser rechnete, denn für erstere hatte er sie eigentlich geschrieben, so ließ er sie auch in deutschen Lettern erscheinen und widmete sie seinem mehrjährigen Freunde Ramler. Diesem kritischen Dichter Deutschland's seine Poesieen im Manuscript vorzulegen, hatte er, seinem eigenen Geständnisse nach, nicht den Muth; wußte er doch, daß er für ihn dieselbe Gefälligkeit würde gehabt haben, welche dieser an Feilen und Verbessern sein Vergnügen findende Mann keinem Fremden, geschweige einem Freunde je versagte. Und doch kann sich die Nachwelt dieser Zaghaftigkeit Mendelssohn's nur freuen; seine Arbeit hätte an dem unnachahmlichen Schmelz durch Ramler sicherlich nichts gewonnen.

Mendelssohn hat sich mit dieser gegen Ostern 1783 [2]) erschienenen Uebersetzung [3]) den Beifall nicht allein aller gebildeteren Juden, sondern auch der Christen erworben; besonders diese bekamen jetzt erst von dem Sänger David

[1]) Schr. V, 446. [2]) V, 663.

[3]) Berlin, Friedrich Maurer, 1783; 2. rechtmäßige und verbesserte Auflage (vermuthlich von David Friedländer besorgt). Berlin, Maurer, 1788.

und der ganzen hebräischen Poesie einen ganz andern Begriff, als sie sich aus der Lutherischen Umschreibung machen konnten. Alle, welche diese erhabenen, unvergleichlichen Dichtungen des Alterthums nicht im Urterte lesen konnten, zog die neue, treffliche Uebersetzung mit unwiderstehlicher Macht an, große und lebendige Naturgemälde und hirtliche Scenen entrollten sich ihnen; der bald sanft elegische, bald feierliche und schwungvolle Ton, der diese Poesieen belebt, übte auf selbst weniger empfängliche Gemüther einen mächtigen Reiz. „Was wird man zu Mendelssohn's Erklärung der Psalmen sagen", ruft Lessing aus, „welche wir Christen bisher für eine Weissagung auf Jesum gehalten? In unsern Himmel können wir ihn unmöglich aufnehmen, so gern ich auch bei ihm bin!" [1])

Aber auch nur ein Mann wie Mendelssohn, der mit einer ausgebreiteten Kenntniß der Ursprache die große Gewalt über die Sprache besaß, in die er übertrug, nur ein Mann wie er, mit seinem philosophischen Geiste und Dichtergefühl, nur eine Seele, wie die seine, die ganz für Wohllaut geschaffen war, konnte eine solche Uebersetzung dieser alten und ehrwürdigen Denkmäler der Dichtkunst liefern. Es ist fast nicht zu glauben, was für Anstrengung, Nachdenken, Fleiß und Mühe er auf diese Arbeit verwandt hat! [2]) Er überlegte, verglich, erwog und feilte jeden Ausdruck, jede Redensart mit der größten Genauigkeit; er mußte vergessen, was er bei Uebersetzern, Auslegern und Paraphrasten jemals über die Psalmen gehört und gelesen hatte: er wollte seinen eigenen Weg gehen. Ohne triftige kritische Gründe wich er jedoch nie von seinen Vorgängern ab, er machte sich diese vielmehr zu Nutze, so weit es anging, er

[1]) Lessing's Schr. XIII, 220.

[2]) Friedländer, Etwas über die Mendelssohn'sche Psalmenübersetzung, in der Berliner Monatsschrift, 1786, S. 523 ff.

hielt sich sogar, was die Sprache betrifft, genauer an Luther als an spätere Uebersetzer. „Wo Luther richtig übersetzt hat", heißt es in dem Vorworte „An den Leser", „scheint er mir auch glücklich verdeutscht zu haben, und ich habe selbst die hebräischen Redensarten nicht gescheut, die er einmal in die Sprache aufgenommen, ob sie gleich nicht ächtes Deutsch sein mögen. . . . Ich glaube also von jeder meiner Abweichungen Rechenschaft geben zu können, und wo ich dem Texte untreu geworden bin, da liegt der Fehler in meiner Einsicht, nicht in meinem Willen. Um aber keinem Urtheile vorzugreifen, liefere ich vorerst die Psalmen, so wie sie sind, ohne alle kritische Wehr und Waffen, ohne Streit mit anderen Uebersetzern, ohne Anmerkungen und Erläuterungen; denn ich wünsche, einmal wenigstens, ohne alle kritische Rücksicht gelesen zu werden. Vielleicht hole ich meine ästhetischen und kritischen Gründe künftig in einem besondern Bändchen nach. . . ." [1])

Dieses besondere Bändchen [2]) zu liefern, war ihm leider eben so wenig vergönnt, wie die Uebertragung der Propheten und Hagiographen, welche er beabsichtigte; [3]) er verfertigte nur noch eine treffliche deutsche Uebersetzung des „Hohenliedes", welche erst nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben wurde, [4]) und einen Commentar des Buches Koheleth, welcher eigentlich einer früheren Periode angehört und gewissermaßen als eine hebräische Bearbeitung des „Phädon" zu betrachten ist.

Seine Hauptabsicht bei dieser bereits 1768 vollendeten

---

[1]) Schr. VI, 130.

[2]) Einzelne Bemerkungen Mendelssohn's zu den Psalmen wurden in den Schr. VI, 355—366 zum ersten Male veröffentlicht.

[3]) Schr. VI, 452.

[4]) Durch Aron Wolf und Joel Bril (Löwe), Berlin, 1788, mit deutschen Lettern durch Brakel, Braunschweig 1789. Die Uebersetzung wieder abgedruckt Schr. VI, 373—390.

Arbeit war, zu zeigen, daß dieses philosophische Buch „nach dem einfachen Wortverstande ohne Weitläufigkeit könne erklärt werden.“ [1]) Nahm Mendelssohn sich auch die Freiheit, die althergebrachte Kapiteleintheilung zu verwerfen und eine neue, wie er sie aus dem Inhalte ermittelte, anzuwenden, und gestand er in der Vorrede auch ganz offen, daß er christliche Ausleger, damals etwas unerhörtes, namentlich die Paraphrase seines Freundes Michaelis, sich zu Nutze gemacht hätte, [2]) so fand der Commentar doch den Beifall der Rabbiner. Der Berliner Rabbiner Aron Moses und der frühere Rabbiner von Kurland, Aron Hurwitz, versahen ihn mit einer sehr schmeichelhaften Approbation; letzterem gebührt überhaupt das Verdienst, ihn an die Oeffentlichkeit gezogen zu haben, denn seine aufmunternden Worte brachten es dahin, daß Mendelssohn das Schriftchen im Herbste 1769 der Presse übergab. [3])

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Wirkungen.

Mendelssohn's Uebersetzung des Pentateuchs und der Psalmen wurde epochemachend für die Culturgeschichte seines Volkes und übte den mächtigsten, nachhaltigsten Einfluß

[1]) Anhang Nr. 8.

[2]) Schr. V, 500.

[3]) Der Commentar erschien anonym 5570 = 1769. Schon September 1769 schreibt Mendelssohn an Elkan Herz, daß er ihm nächste (Michaelis) Messe „Etwas für den geistigen Geschmack auftischen würde“ (s. Anhang Nr. 4), und in seinem Briefe an Michaelis vom 13. März spricht er von der Schrift als „vor einigen Monaten übersandt.“ (Schr. V. 499, vgl. VI, 415.) „Herr Rabe, Kaplan zu Anspach, hat sich die (wie Mendelssohn meinte) vielleicht unnütze Mühe gegeben, den Koheleth

auf die gesammte Geistesentwicklung seiner Glaubensgenossen. Sie wurde die Lehrerin der deutschen Juden nicht nur im Verständniß der Schrift selbst, sondern vornehmlich auch in der deutschen Sprache, sie wurde die Erzieherin der jüdischen Jugend und machte sie empfänglich für deutsche Bildung und deutsche Nationalität. Seitdem die jüdischen Jünglinge mit dem Verständniß des heiligen Gotteswortes zugleich auch den Eindruck der reinen Klänge der deutschen Muttersprache in sich aufnahmen, fühlten sie sich gleichsam an der Hand der Religion in die Lebensatmosphäre der vaterländischen Sprache eingeführt und lernten in derselben mehr und mehr die Lebenssphäre ihres eigenen Denkens und Empfindens kennen. Die wesentlichste Bedingung des Eintritts in das nationale Geistesleben des Vaterlandes stand daher mit der Religion nicht nur nicht mehr im Widerspruch, sondern erschien gleichsam im untrennbaren Bündniß mit ihr, und diese Wirkung war für die Einführung der deutschen Juden in deutsches Cultur- und Geistesleben von entscheidender Bedeutung. [1])

Die Vermittlung zwischen Synagoge und Weltbildung, zwischen Staat und Religion hatte Mendelssohn durch die Uebersetzung zuerst angebahnt, und allenthalben betrat man

---

zu übersetzen" (Anhang Nr. 25); diese deutsche Uebersetzung erschien unter dem Titel: „der Prediger Salomo mit einer kurzen und zureichenden Erklärung nach dem Wort-Verstand zum Nutzen der Studirenden" von dem Verfasser des Phädon. Aus dem Hebräischen übersetzt von dem Uebersetzer der Mischnah, Anspach 1771. Der hebräische Commentar und der deutsche Uebersetzer falsch beurtheilt in Hirt's orientalischer Bibliothek (Jena 1772) I, 71—99; 221—224. Auf wissenschaftlichem Standpunkte fand er einen starken Gegner in Dr. Mordechai Gumpel (Schnaber), der einige Jahre in Upsal Professor war und 1797 in Hamburg starb; in dessen zu Hamburg 1784 erschienenen Werke תוכחת מגולה befindet sich ein Abriß des Phädon in hebräischer Uebersetzung.

[1]) Stern, a. a. O. 85 ff.

mit Freuden die neue Bahn. So gewaltig der Widerstand auch war, welchen das Werk anfangs erfuhr, so allgemein wurde später die Verbreitung. Jede Verdächtigung mußte vor der Anerkennung verstummen, die man dem Unternehmen zollte, und selbst die heftigsten Gegner Mendelssohn's, die es ihm nicht verzeihen konnten, daß er für „Opferstuhl" das unschuldige Wörtchen „Altar" gewählt hatte, söhnten sich mit ihm aus; mußten sie doch wider ihren Willen eingestehen, daß er den Anforderungen der strengsten Orthodoxie vollkommen Genüge geleistet. Mendelssohn's Uebersetzung ist auch in der That gänzlich auf rabbinische Autoritäten basirt: den vorzüglichsten Commentatoren, Raschi, Ibn Esra, Samuel ben Meir, Nachmanides u. A., folgte er fast immer und bemühte sich mit ängstlicher Genauigkeit irgend welche Zweideutigkeit zu vermeiden. Seine meisterhafte Einleitung mußte den verblendeten Eiferern die Augen öffnen, schon aus ihr konnten sie lernen, daß er auch um kein Jota von der Tradition und der traditionellen Auslegung abgewichen war.

Mendelssohn hat das unsterbliche Verdienst, durch seine Uebersetzung neue Bahnen für die Schrifterklärung eröffnet und zuerst wieder auf grammatische und exegetische Studien geleitet zu haben. Er versetzte den tödtlichsten Stoß den polnischen Lehrern, welche die Worte der heiligen Schriften in abgeschmackter und lächerlicher Weise interpretirten,[1])

[1]) Von der Unwissenheit dieser polnischen Jugenderzieher und der Mühe, welche sie sich gaben, Mendelssohn's Uebersetzung in Verruf zu bringen, zeugt folgende Anekdote:

Mendelssohn hat שבת שבתון mit einer „Feier der ersten Classe" übersetzt. Denkt euch Rabbi! rief ein Bachur aus, der „Mosche Dessau" vergleicht den heiligen Sabbath mit der Klassen-Lotterie. Welche Entweihung der heiligen Thora! Und welche Dummheit! fügte ein anderer Bachur hinzu. Wußte er denn nicht, daß die erste Klasse die wohlfeilste ist? Warum sagte er denn nicht, eine Feier der vierten oder fünften Classe? Orient, Literaturblatt, 1851, S. 282.

ſtatt ſie zu überſetzen und zu erläutern. Dieſen unwiſſendſten aller Idioten und roheſten aller Jugendpeiniger, welche ſich in die Familien der deutſchen Juden einniſteten und die vergänglichen Güter derſelben für das als Gelehrſamkeit und Frömmigkeit von ihnen ausgegebene Gaukelſpiel aufs bereitwilligſte eintauſchten, war durch Mendelsſohn's Pentateuch der Weg verſperrt. Nur Wenige, welche an dem polniſchen Schmutze ſich noch labten, ſuchten ſie; jeder Deutſche, der Etwas auf Erziehung hielt, verſchmähte es, ſeine Kinder länger nach dem unäſthetiſchen und unverſtändlichen jüdiſch-deutſchen Jargon der polniſchen Winkelſchulmeiſter unterrichten zu laſſen.

In Folge der Mendelsſohn'ſchen Ueberſetzung erhielt der ganze Unterricht der jüdiſchen Jugend nunmehr eine neue Wendung. Das heranwachſende Geſchlecht, zu einem unbeſtimmten Verlangen nach einem neuen Ziele des Wiſſens angeregt, warf ſich mit unerſättlicher Gier auf das Studium dieſes Allen unmittelbar zugänglichen Werkes. Man gewann ein mehr und mehr wachſendes Wohlgefallen an der Schönheit und Reinheit der Form, in welcher die bekannten Gedanken, die trauten Erzählungen aus Israel's Vorzeit, die Allen heiligen Geſetze und Vorſchriften hier zum erſten Male entgegentraten. Es erwachte in den Juden die Ahnung von dem gänzlichen Mangel des äſthetiſchen Sinnes in ihrer bisherigen Bildungsweiſe und rief ein Alles überwältigendes Verlangen nach Aneignung eines reichern Stoffes der Art in ihnen hervor. Man verlangte mit Leidenſchaft nach deutſchen Schriften und trotz der ſtrengen Verbote ihrer, Polen entſtammenden rabbiniſchen Lehrer wußten ſie ſich auf heimlichen Wegen die erſehnten Werke zu verſchaffen und verſchlangen ſie mit Leidenſchaft in finſterer Mitternacht in ihrer kalten Kammer und bei einer Beleuchtung, deren matter Schimmer nicht bis zum Auge des lauernden Nachbars dringen durfte. Die wenigen

Werke, deren sie habhaft werden konnten, lasen sie immer und immer wieder und bemächtigten sich in wunderbar kurzer Zeit der Gedanken und der Formen, die ihnen bisher so fremd gewesen waren.

Einen wesentlichen Umschwung für die Cultur seines Volkes hatte Mendelssohn von seiner Bibelübersetzung erwartet; er sah sich nicht getäuscht. Das Streben nach Bildung wurde allgemeiner, die Stellung der Juden nach Außen eine geachtetere. Man gründete Schulen; Mendelssohn selbst rief mit Hilfe seiner jüngern Freunde, David Friedländer und Daniel Itzig, die Berliner Freischule ins Leben, er selbst wohnte ihrer ersten öffentlichen Prüfung mit innigem Wohlbehagen bei. [1]) Die in den organisirten Schulen gebildeten jüdischen Jünglinge wählten andere Berufsarten als Handel und Schacher; Mendelssohn wies seine Zeit zuerst wieder auf die Nothwendigkeit hin, daß die Juden den goldenen Boden des Handwerks bebauen müßten. „Ach! wenn ich mit einer Recension fünfzig Judenkinder zu Handwerksgesellen machen könnte, so würde ich den guten Geschmack um Verzeihung bitten und auf eine halbe Stunde ins Nebenzimmer zu gehen ersuchen.“ [2]) Schulen sollten gegründet, jüdische Handwerker gebildet, Cultur und Wissen sollten unter den Juden verbreitet werden, damit auch die Juden jenes Gut beanspruchen könnten, welches ihnen lange, lange vorenthalten wurde, welches ihnen in manchen Gegenden Deutschland's noch heute verweigert wird, weil man ihnen die geistige Reife abzusprechen sich nicht erblödet, jenes Gut der Duldung und Gleichstellung, für welches damals im Bunde mit Mendelssohn edle Geister zu streiten begannen. Außer Dohm, dem philosophischen Staatskundigen, war es beson-

[1]) Sammler, I, 44.
[2]) Anhang Nr. 2.

ders ein philoſophiſcher Dichter, der den großen Zweck der Vorſehung, die Beſtimmung der Menſchen und die Gerechtſame der Menſchheit im Zuſammenhange gedacht und der deutſchen Nation, der geſammten Chriſtenheit es ans Herz gelegt hat, die Juden als Menſchen, als Brüder unter ſich zu dulden, ihnen Menſchenrechte und Bürgerrechte zu verleihen. Mit dieſer Forderung trat der Kämpfer für Wahrheit und Recht, trat der Buſenfreund Mendelsſohn's in ſeinem „Nathan" auf.

Dreizehntes Buch.

Lessing.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Nathan der Weise.

In Schmerz versunken über den Tod seiner geliebten Frau haben wir Lessing verlassen. Er mußte nach dem nur ein einziges Jahr genossenen Glücke seinen Weg, wie er sich ausdrückt, wieder allein so fortdruseln. „Ein guter Vorrath von Laudanum literarischer und theologischer Zerstreuungen“, schreibt er zwei Tage nach der Beerdigung seiner Frau an Eschenburg, „wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen.“

Und noch am Sterbebette seiner theuren Eva erhielt er die ersten Angriffe des Hamburger Zionswächters Goeze. Von dem Sarge sah er sich auf den Kampfplatz für Toleranz und Glaubensfreiheit gerufen. Drei Jahre voll tiefen Leids und schweren Kummers harrte er muthig und standhaft aus.

Diese drei Jahre, voll der herrlichsten Thaten für die Erleuchtung und Befreiung der Menschheit, waren auch zugleich die bittersten seines an Freuden so leeren Lebens.

Was mußte er nicht noch Alles ertragen? Das Zetergeschrei der Theologen über die Bekanntmachung der Fragmente brachte ein polizeiliches Einschreiten gegen ihn zu Wege; ein fürstliches Rescript, welches die Braunschweiger Orthodoxen zu erschleichen verstanden, forderte von ihm die Auslieferung der in seinen Händen befindlichen Handschrift des Fragmentisten und entzog ihm die bisher gestattete Censurfreiheit. Daß es so noch kommen würde, hatte der friedliebende Mendelssohn, der mit Lessing's „Zänkereien" nie zufrieden war und die „Zänkereien", wie er die Briefe an Goeze nannte, niemals „um der Sache willen las," [1] immer prophezeiet. Er wollte jetzt einen Brief an den Verketzerten schreiben und drucken lassen, „damit Lessing und Andere ihn besser lesen könnten." [2] „Mendelssohn wird nächstens", schreibt Elise Reimarus an Hennings am 15. September 1778, „einen philosophischen Brief über jene Art Verbot in geistlichen Sachen zu schreiben, herausgeben. Ich bin begierig, ihn zu sehen." [3]

Von den Theologen verfolgt, wagte sich Lessing noch einmal auf seine alte Kanzel, das Theater.

Er hatte vor vielen Jahren ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art Analogie mit seinen theologischen Streitigkeiten hatte. Das Ding wollte er jetzt auf Subscription drucken lassen, wenn der Bruder und Moses es für gut fänden. „Ich möchte zwar nicht gern, heißt es in einem Briefe an Karl, daß der eigentliche Inhalt des Stücks allzufrüh bekannt würde, aber doch, wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollet, so schlaget das Decamerone des Boccaccio auf; die Erzählung vom Juden-Melchisedek. Ich glaube eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu

[1] Anhang, Nr. 48.

[2] Lessing's Schr., XIII, 606.

[3] Wattenbach's Mittheilungen im „Neuen Lausitzischen Magazin", Bd. XXXVIII, S. 19.

haben, daß sich Alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will als noch mit zehn Fragmenten.“ [1])

„Nathan der Weise“ nannte der Fürst der deutschen Dichtkunst das „auf Subscription gedruckte Ding“, welches Mendelssohn gleich anfangs für das beste Stück Lessing's erklärte, [2]) und welches ihm noch bei Weitem besser gefallen hätte, „wenn es wie Emilia Galotti prosaisch gewesen wäre.“ [3]) Nathan der Weise wurde „das herrlichste Lobgedicht auf die Vorsehung.“ Was Lessing als Jüngling in seinem Jugenddrama „die Juden“ angedeutet, das führte er in dieser vollendetsten und reifsten Dichtung als Mann weiter aus: „Nathan“ ist, wie schon Kant ihn bezeichnet, der zweite Theil oder die Fortsetzung der „Juden“. Kein Werk hat für Duldung und Gleichstellung des jüdischen Volkes so eindringlich, so nachhaltig gewirkt als eben der „Nathan“, keine Dichtung je Herz und Gefühl so mit Toleranz und Liebe erfüllt, als dieses „heilige und werthe Vermächtniß“ des Geistesheroen der deutschen Nation. Toleranz ist die Grundidee dieser erhabenen Dichtung, jene ächte Toleranz, welche nach allen Seiten hin volle Duldung übt, die nichts weiß vom Bekehren und Verdammen Andersdenkender und Andersglaubender, weil sie auf der Ueberzeugung beruht, daß der ausschließliche Besitz der Wahrheit, daß die absolute Wahrheit als Besitz irgend eines Menschen gedacht, eine Unmöglichkeit sei. Diese Toleranz, welche sich auf den uralten biblischen Spruch der Liebe gründet, diese Duldung, zu welcher die ächte werkthätige Religiosität hinführt, in ihrem Gegensatze zu zeigen zu der Intoleranz des auf seinen Alleinbesitz der Wahrheit pochenden

[1]) Lessing's Schr. XII, 509.
[2]) Ebend. XIII, 624; vgl. Schr. V, 582.
[3]) Anhang, Nr. 30.

religiösen Fanatismus, das ist die Aufgabe, deren Lösung sich Lessing's Nathan stellt, das ist das Thema, welches dieser Dichtung ihren welthistorischen Charakter verleiht.[1] Nicht gegen das Christenthum, nicht gegen die Bekenner des christlichen Glaubens ist die Dichtung gerichtet, wohl aber, wie Stahr so treffend sich ausdrückt, gegen den „christlichen Pöbel" aller Stände und Geschlechter, gegen den Pöbel im Patriarchengewande, wie im Frauenkleide einer Daja, gegen den Glaubenspöbel, der sich steifend auf den Besitz einer allein selig machenden Kirche, auch die Erde und die Menschenrechte für sich allein in Anspruch nahm. Schon Mendelssohn, der Jude, hat im Nathan, wenn auch nicht eine Verherrlichung des Christenthums, so aber doch erkannt, daß er „der Christenheit zur wahren Ehre gereiche." „Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk stehen", ruft er in seinen „Morgenstunden" aus, „in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnung hinaufschwingen, zu dieser feinen Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte!"[2]

Um christliche Intoleranz zu beschämen, machte Lessing im Nathan einen Juden zum Hauptträger seiner Idee. Und wer erkennt nicht im Nathan sofort den alten Freund? Wer würde nicht durch den Nathan auch zugleich an Mendelssohn erinnert?

Es ist gewiß, daß Lessing durch die Misachtung, welche Mendelssohn erfuhr, zu diesem Meisterwerke veranlaßt wurde,[3] es ist gewiß, daß seine Indignation über die Stellung, in welcher Mendelssohn und seine Glaubensgenossen verdammt waren, einer der verschiedenen äußeren Anlässe zu der Hervorbringung des Gedichtes war, es ist gewiß, daß er seinem alten Busenfreunde in dem Nathan ein Denkmal setzen

---

[1] Stahr, a. a. O. II, 244. [2] Schr. II, 367.
[3] Menzel, Deutsche Literatur (Stuttgart 1836), III, 300.

wollte, daß er von Mendelssohn mehrere der bedeutendsten Charaktere für seinen Helden und aus dem Mendelssohn'schen Hause die meisten Personen seines Stückes entlehnte.[1])

Und wie treu, wie sprechend ähnlich zeichnete er seinen Freund?

So mild und ruhig, so bescheiden und gelassen wie Nathan, sprach auch Mendelssohn, mit tiefem Sinne, doch nie auffahrend, so floß auch seine Rede hin.

Wie Nathan seine Recha, so belehrte Mendelssohn seine eigene Tochter. Stufenweise verfuhr er bei der Entwickelung ihrer religiösen Idee; er lehrte sie als Kind ein unmittelbares Eingreifen der himmlischen Mächte:

Habt Ihr,
Ihr selbst die Möglichkeit, daß Engel sind,
Daß Gott zum Besten derer, die ihn lieben,
Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt?

er suchte sie auf natürliche Begriffe und naturgemäße Erscheinungen hinzuweisen, sobald er merkte, daß Schwärmerei sich des jugendlichen Gemüthes bemächtigte.

Wie Nathan sich gegen Saladin beträgt, verstand es Mendelssohn, ohne sich zu übernehmen, seiner geistigen Würde auch gegen Große nichts zu vergeben, so stand er seinen fürstlichen Gönnern gegenüber, mit solchem Stolze bekannte auch er:

Ich bin ein Jude.

Wie Nathan der Daja, diesem Urbilde einer bigotten Schwärmerin, mit Witz und Spott begegnete, so spottete Mendelssohn der Schwärmer und Frömmler:

Denn ein „Sich Gott um so viel näher fühlen"
Ist Unsinn oder Gotteslästerung.

Wie Nathan den Samen der Vernunft so rein in jede Seele streute und dem Saladin als entscheidende Ant-

[1]) Schr. I, 21.

wort auf die verfängliche Frage die inhaltsschweren Worte zurief:

Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von Euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! [1])

so war auch Mendelssohn's Kanon: daß „der Mensch berufen sei nach Wahrheit zu forschen, Schönheit zu lieben, Gutes zu wollen und das Beste zu thun." [2])

Wie Nathan mit dem Tempelherrn spricht, war es Mendelssohn's eigene Kunst mit denen zu sprechen, die, wie er wußte, gegen ihn eingenommen waren, so gewann er sich die Freundschaft mancher edlen Seele, die sich einem Juden mit einigem Widerwillen näherte. [3])

Aehnlich der ersten Unterredung, welche Nathan mit dem Tempelherrn führt, muß man sich das erste Zusammentreffen Mendelssohn's mit Lessing denken. Schwebte doch im Tempelherrn Lessing sein eigenes Bild vor, dieser Charakter war Mendelssohn's eigenem Urtheile gemäß dem des Freundes am ähnlichsten: derselbe Edelmuth, dieselbe Entfernung von Eigennutz und Eigendünkel, derselbe Stolz in drückender Noth, derselbe „gute, trotzige Blick, derselbe dralle Gang." Auch er hatte die Bizarrerie, ein abgesagter Feind von äußerer Höflichkeit zu sein; aber „die Schale war nur bitter, der Kern war's wahrlich nicht."

Wie Nathan mit dem Tempelherrn, sprach auch Mendelssohn mit Lessing über den Unterschied der Bekenntnisse:

---

[1]) Nathan, Act 3, Sc. 7. [2]) Schr. V, 389; II, 300.
[3]) Schr. I, 22.

Wir haben Beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch? Ach! wenn ich einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es g'nügt, ein Mensch
Zu heißen!
Ja, bei Gott, das habt Ihr, Nathan!
Das habt Ihr! — Eure Hand! — Ich schäme mich,
Euch einen Augenblick verkannt zu haben.
. . . . . .
Nathan, ja,
Wir müssen, müssen Freunde werden. [1])

Wie der Tempelherr, — doch, wir wollen diesen Vergleich, der aufs genaueste zutrifft, hier nicht weiter ausführen und nur noch einen Blick auf eine andere Person des Stückes, den Derwisch, werfen.

Der Derwisch ist ein getreues Bild des Juden Abraham Wolf, auch Abraham Rechenmeister genannt. Er, der Freund Euler's, war ein großer Kenner der Mathematik und hatte dabei eine bewundernswürdige Fertigkeit, auch die schwersten Rechnungen im Gedächtniß zu rechnen. Er war übrigens ein cynischer Philosoph, der nur Brot und Wasser brauchte und allenfalls sein Wasser aus der hohlen Hand trank. Sein Gemüth war kindlich naiv und dabei äußerst bieder und redlich. [2])

Seines ihm angeborenen Cynismus und seiner Sonderbarkeit wegen hielt Lessing viel auf Abraham, der in Mendelssohn's Hause ein kleines Zimmer unentgeltlich bewohnte. Als er nach Wolfenbüttel ging, bat ihn der arme Abraham um ein seltenes mathematisches Werk. Zufällig besaß Lessing zwei Exemplare des gewünschten Buches, und war gern bereit, ihm das eine zu überlassen. „Sie dürfen es ihm nur mit der Post schicken," heißt es

[1]) Nathan, Act 2, Sc. 5. [2]) Schr. V, 226.

in einem Briefe Mendelssohn's an Lessing, „denn er ist so begierig, daß er keine Nacht mehr ruhig schlafen kann, bis er seinen Diophant — so hieß das Buch — in seinen eigenen Händen hat.“ [1]) Und dieses Buch, das er kaum erwarten konnte, das ihm so theuer war, brachte er nach einiger Zeit zu Mendelssohn und wollte es ihm schenken. „Ihr werdet doch das Buch nicht von Euch lassen? Es ist ja ein Andenken von Lessing!“ „Ja wohl!“ erwiderte er ihm; „aber ich brauche es nicht mehr; die Exempel darin sind recht gut, doch ich verstehe kein Griechisch.“ „Ich wette, Ihr braucht Geld; sagt mir, wie viel Ihr braucht!“ „Nein, nein! Ich habe Geld, ich will kein Geld!“ „Nun so geht in Gottes Namen und braucht Ihr was, so wißt Ihr, wo ich wohne.“

Ein anderes Mal kommt Abraham zu Mendelssohn, der eben den Professor Engel bei sich sieht, steht still und spricht kein Wort. „Nun Abraham! Wie geht's?“ redet ihn Mendelssohn an. „Ihr seid so still; Ihr sehet mich bedeutungsvoll an; fehlt Euch was?“ „Meine Frau [2]) ist von Hannover angekommen, ich habe nur Einen Stuhl.“ Mit diesen Worten ergreift er einen Stuhl und geht damit zur Thür hinaus. [3])

Mit wahrer Leidenschaft war er dem Schachspiele ergeben. Der alte Michel, ein vorzüglicher Schachspieler, kommt zu Mendelssohn; dieser sitzt und spielt mit Abraham Schach. Michel sieht das Spiel an. Endlich macht Abraham eine Bewegung mit der Rechten, um das Spiel als verloren umzuwerfen, und erhält einen so derben Schlag am Kopfe, daß ihm die lange Perrücke abfällt.

---

[1]) Schr. V, 187; vgl. 190.

[2]) Seine Frau wohnte meistens in Hannover bei Verwandten, weil ihr Mann niemals Geld hatte.

[3]) Zelter's Briefwechsel mit Göthe (Berlin 1833) IV, 138.

Abraham hebt ruhig seine Perrücke auf und spricht: Aber bester Michel, wie hätte ich denn ziehen sollen?“[1])

Dieses Originalgenie in der Mathematik, dieser Sonderling im Leben, dieser Abraham, der zwanzig Jahre, bis zu seinem 1802 erfolgten Tode, im Wahnsinn verbrachte, wurde von Lessing im Derwisch verewigt. „Lesen Sie die Rolle Al-Hafi's,“ heißt es in einem Gespräche zwischen Mendelssohn und einem jungen Dichter,[2]) „und Sie haben meinen guten Abraham Wolf, der ihm wirklich zu dieser Rolle gesessen hat, der ganze Charakter, die ganze Seele;“ eben so abstrus, eben so wild und leidenschaftlich im Spiele, eben so versenkt in seinen Ideen; „Wilder, Guter, Edler!“

Die Parallele zwischen den damals im Verkehr mit Mendelssohn lebenden Menschen und den Figuren des Nathan ließe sich wohl fortsetzen; uns genügt es, dargethan zu haben, daß Lessing seinen Mendelssohn in dem Nathan verewigt hat. Mögen auch intolerante Geistliche dem freien Geiste einen Vorwurf daraus machen, daß er den Juden Mendelssohn als Träger der Grundidee seines Stückes hingestellt hat; dieses Werk, das der bescheidene Dichter „den Sohn seines Alters nannte, den die Polemik entbinden helfen“, behauptet nichts destoweniger seinen Ehrenplatz als das eigenthümlichste und deutscheste der gesammten Literatur, als einzig in seiner Art.

Und wie Viele, die sich an Nathan dem Weisen erquicken, wissen es denn, daß Lessing, während er dieses er-

---

[1]) Zelter's Briefwechsel mit Göthe, IV, 137.

[2]) Engel's Philosoph für die Welt (Berlin 1844) II, 107. Einst fragte Abraham seinen Freund Mendelssohn um den Beweis eines nicht leichten geometrischen Satzes. Mendelssohn zeichnete die Figur, aber noch war er mit der Hilfslinie, die er zur Führung seines Beweises nöthig hatte, nicht völlig fertig, so schrie Abraham vor Freuden auf, dankte Mendelssohn wie für eine erwiesene Wohlthat und war verschwunden. Engel, a. a. O. II, 107.

habenste Werk seines Genius schuf, mit der drückendsten Noth, mit der gemeinen Sorge um das tägliche Brod zu kämpfen hatte? Wie viele Deutsche, die, stolz auf diese Nationaldichtung, dennoch in deutscher Treue an alte Vorurtheile festhalten, wissen es, daß Deutschland den Nathan indirect einem Juden verdankt?

Ein alter Bekannter Mendelssohn's und Lessing's, der Kaufmann Moses Wessely,[1] Bruder des früher genannten Hartwig, ein Mann von Geist und feiner Bildung, der sogar über Emilia Galotti anonyme Briefe veröffentlichte, ließ obschon selbst nicht reich, dem Dichter freiwillig durch dessen Bruder ein Darlehn anbieten und half ihm so aus „peinlicher Verlegenheit". Schon allein die Art und Weise, wie er dabei verfuhr, spricht für seine Herzensfeinheit. Nur einen Brief wünschte er von Lessing zu haben. „Aber wenn er Ihnen nun nicht schreibt, so bekommt er kein Geld?" fragte Karl Lessing, der diese Verhandlung dem Bruder völlig dramatisch in einem Briefe beschreibt.[2] Ich werde es ihm dann schicken, und den Empfang wird er mir doch melden, erwiderte der brave Wessely. Lessing zögerte auch nicht, seinen guten Freund mit einigen Zeilen zu erfreuen. „Ich habe an Moses Wessely geschrieben," heißt es in einem Briefe an Karl vom 19. December 1778, „und gebe Gott, daß es nicht bloßer Wille mag gewesen sein.

---

[1] Moses Wessely wurde am 15. März 1737 geboren. Mit Mendelssohn war er schon 1761 befreundet (Schr. V, 420), mit Lessing verkehrte er viel, während dieser sich in Hamburg aufhielt. Der reiche Moses Ries aus Berlin lernte ihn in Hamburg kennen und verhalf ihm zu einer Heirath mit seiner Cousine, einer Schlesinger aus Berlin. Er war ein gewandter Kaufmann und trat auch als Schriftsteller über mercantilische Fragen auf; seine beste Abhandlung ist die über die bürgerliche Verbesserung der Juden. Vergl. Moses Wessely's hinterlassene Schriften (Berlin 1798).

[2] Lessing's Schr. XIII, 616 f.

Sollte er aber der positiven Aeußerungen ungeachtet dennoch verhindert werden, Wort zu halten, so bin ich ganz unglaublich übel daran." [1]) Wessely brachte den guten Willen in Ausführung. Im Verlaufe der Arbeit machte Lessing diese Geldaffaire die größten Sorgen. Während er den letzten Akt des Nathan dichtete, schrieb er seinem Bruder, daß er übel ankommen würde, wenn die Subscriptionen seines Buchhändlers jene Schuld nicht decken sollten, da er schlechterdings nicht wisse, wie er sonst den ihm auf den Hals kommenden Wechsel decken sollte. „Du glaubst nicht," schließt er, „wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich sie zusammenschreibe." [2])

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Lessing's letzte Jahre.

Dieses „herrliche Lobgedicht auf die Vorsehung", bei dem wir gern etwas länger verweilten, eben diese selige Bemühung, die Wege Gottes vor den Menschen zu rechtfertigen, wie theuer ist sie nicht dem unsterblichen Lessing geworden! Ach! sie hat ihm seine letzten Tage verbittert, wo nicht gar am Ende sein kostbares Leben abgekürzet. Bei der Herausgabe der Fragmente war er darauf gefaßt, den ganzen Schwarm von Schriftstellern über sich herfallen zu sehen,

1) Lessing's Schr. XII, 518.

2) Ebend. XII, 524. — Moses Wessely wurde in den letzten Jahren seines Lebens von harten Schlägen betroffen und zuletzt war er noch erblindet. Er starb am 15. März 1792.

die mit und ohne Beruf die Fragmente würden widerlegen wollen, und er hielt sich für stark genug, seinen Gast wider alle ungezogenen Angriffe seiner Gegner zu vertheidigen. So mancherlei auch die Wege waren, welche seine Widersacher einschlagen konnten, und, wie der Erfolg zeigte, auch wirklich einschlugen, um ihn zu bekämpfen, so glaubte er doch allen Denjenigen die Spitze bieten zu können, die sich nicht durch Billigkeit und Liebe zur Wahrheit auszeichnen würden. Aber wie sehr veränderte sich die Scene nach der Erscheinung des Nathan! Nunmehr drang die Kabale aus den Studirstuben und Buchläden in die Privathäuser seiner Freunde und Bekannten mit ein, flüsterte jedem ins Ohr, Lessing habe das Christenthum beschimpft, ob er gleich nur einigen Christen und höchstens der Christenheit einige Vorwürfe zu machen gewagt hatte. Jeden Vorwurf des Eigendünkels und der einseitigen Denkungsart, den er einigen seiner Glaubensbrüder machte, oder durch seine dramatischen Personen machen ließ, hielt ein jeder für persönliche Beleidigung. Der allenthalben willkommne Freund und Bekannte fand nunmehr allenthalben trockene Gesichter, zurückhaltende, frostige Blicke, kalte Bewillkommnung und frohe Abschiede, sah sich von Freunden und Bekannten verlassen, und allen Nachstellungen seiner Feinde bloß gestellt. Traurig sind die Wirkungen, die Dieses in seinem Gemüthe hervorbrachte! Lessing, der aller seiner gelehrten Arbeiten ungeachtet, immer noch der angenehmste, fröhlichste Gesellschafter gewesen, verlor nunmehr seine joviale Laune völlig, ward zu einer schläfrigen, gefühllosen Maschine. [1])

Seit einigen Jahren hatte weder ich — es sind das wieder Mendelssohn's eigene Worte — noch unser beiderseitiger Freund Nicolai Schreiben von ihm erhalten, und er war uns einige Antworten schuldig. Dieses befremdete mich

[1]) Schr. II, 366.

nun zwar nicht, denn er war, wie seinen Freunden bekannt ist, nie der rüstigste Briefschreiber, auch eben im Beantworten nicht pünktlich, wenn es bloß um Freundschaftsversicherung, ohne weitern Inhalt, zu thun war. Indessen öffnete ich doch desto begieriger das Briefchen, das mir, wenige Wochen vor seinem Tode, ein Unbekannter überreichte. Nun hatte sich Lessing, so lange ich ihn kannte, in so verschiedenen äußern Umständen und Lagen ich ihn kannte, nie über Undank seiner Zeitgenossen beschwert, nie beklagt, daß ihm nicht Gerechtigkeit widerführe, daß seine Verdienste nicht belohnt würden, und dergleichen Beschwerden, die so Mancher mit weit geringerm Rechte von sich hören läßt. Die Worte „Ich" und „Mein" war ich gewohnt, aus seinem Munde so selten als möglich zu vernehmen. Auch waren seine Briefe allezeit lebhaft, gedankenreich und von gediegenem Inhalt. Alle Arten von Laune war ich an ihm gewohnt; nur niemals Niedergeschlagenheit oder Mißmuth. Er war allezeit der tröstende, nie der trostsuchende Freund.

Und nun — ich kann die widrige Empfindung nicht beschreiben, die ich hatte, als mir folgende Zeilen einen ganz andern Mann zu erkennen gaben, einen gebeugten, abgehärmten, endlich unterliegenden Kämpfer, einen gleichsam müde gejagten, verschmachtenden Hirsch, der endlich hinsinkt und sein edles Geweih muthlos in den Staub legt.

Liebster Freund!

Der Reisende, den Sie mir vor einiger Zeit zuschickten,[1]) war ein neugieriger Reisender. Der, mit dem ich Ihnen jetzt antworte, ist ein emigrirender. Diese Classe von Reisenden findet sich unter Yorik's Classen nun zwar nicht, und unter diesen wäre nur der unglückliche und unschuldige

[1]) Dr. Flies aus Berlin, der eine Reise nach Italien beabsichtigte und Lessing von Mendelssohn empfohlen wurde. Schr. V, 201.

Reisende, der hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Classe gemacht, als sich mit einer beholfen, die eine so unschickliche Benennung hat? Denn es ist nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unschuldig ist. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen lassen.

Eigentlich heißt er Alexander Davesón,[1]) dieser Emigrant; und daß ihm unsere Leute auf Verhetzung der Ihrigen, sehr häßlich mitgespielt haben, das kann ich ihm bezeugen. Er will von Ihnen nichts, liebster Moses, als daß Sie ihm den kürzesten und sichersten Weg nach dem europäischen Lande vorschlagen, wo es weder Christen noch Juden gibt. Ich verliere ihn ungern; aber sobald er glücklich da angelangt ist, bin ich der Erste, der ihm folgt.

An dem Briefchen, das mir Dr. Flies damals von Ihnen mitbrachte, kaue und nutsche ich noch. Das saftige Wort ist hier das edelste. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmuthig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht Alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen; denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwa bei der und jener Seite täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler knorriger Stamm! Ach, lieber

[1]) Dieser Davesón war später Herausgeber des während der Anwesenheit der Franzosen in Berlin erschienenen berüchtigten Blattes „der Telegraph".

Freund! diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!

Wolfenbüttel, den 19. December 1780. Lessing. [1])

Gern hätte ich dir diesen Trost gegönnt, liebe Seele! Gern wollte ich mich von meinen Geschäften und von meiner Familie losreißen, zu Dir hineilen und Dich noch einmal sprechen. Aber leider! machte ich es, wie wir es bei so manchem guten Beginnen zu machen pflegen. Ich verschob und verweilte — bis es zu spät war. Ach! es waren die letzten Worte, die ich von ihm vernahm!" [2])

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Lessing's Tod.

„Unser Lessing ist hin! Sollten wir, seine Freunde, nicht an den Herzog schreiben, und um seine Papiere bitten?" [3])

Diese wenigen inhaltsschweren Worte schrieb Mendelssohn in der grausigen Stunde, in welcher die Trauerbotschaft von dem am 15. Februar 1781 erfolgten Tode seines Busenfreundes bei ihm eintraf.

---

[1]) Schr. V, 202; II, 408. [2]) II, 407 ff.

[3]) V, 580. „Mendelssohn, Nicolai und noch ein dritter wandten sich gleich nach Lessing's Tod an den Herzog, um ihre Privat-Correspondenz heraus zu bitten. Der Herzog antwortete, daß er keinen Theil daran hätte, und verwies sie an denjenigen (Wesseln hatte den Namen des Ministers vergessen), der alle seine Papiere in Händen habe und sie ihnen allerdings ausliefern solle." Elise Reimarus an Hennings am 18. Septbr. 1781; Neues Lausitz. Magazin, XXXVIII, 38. Vergl. Schr. V, 696.

Lessing war hin! Der Mann, mit dem er dreißig und mehrere Jahre in vertrautester Freundschaft gelebt, mit dem er unaufhörlich nach Wahrheit geforscht, Lessing, den er innig liebte und von dem er innig geliebt wurde, war plötzlich der Erde entrückt. Deutschland hatte den freiesten Geist, den genialsten Denker, Mendelssohn seinen besten, treuesten Freund verloren.

In heiliger Stille ertrug er in den ersten Tagen den Schmerz um den erlittenen Verlust; er wollte das Andenken seines Freundes nicht durch Klagen entweihen; dann aber machte er seinem gepreßten Herzen in folgendem köstlichen Briefe an den Bruder des Dahingeschiedenen Luft.

„Nicht ein Wort, mein Bester! von unserem Verluste, von der großen Niederlage, die unser Herz erlitten. Das Andenken des Mannes, welchen wir verloren, ist mir jetzt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erscheint mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenstände verbreitet. Nein! ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorsehung für die Wohlthat, daß sie mich so früh in der Blüthe meiner Jugend hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, welche ich vor hatte, bei jeder Zeile, welche ich hinschreiben sollte, mir als Freund und Richter vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholisches mit einmischt, so ist es vielleicht die Reue, daß ich seine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach seinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachlässigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schö-

nen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte, zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen: denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen; und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. Ueberhaupt war seine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden; sondern er spornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab.

Alles wohl überlegt, mein Liebster! ist Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen, nicht nur in dem Plane des Weltalls zur rechten Zeit: denn da geschieht eigentlich nichts zur Unzeit, sondern auch in unserer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmesser hat, zur rechten Zeit. Fontenelle sagt von Copernicus: er machte sein neues System bekannt, und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb Nathan den Weisen, und starb. Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über Alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unseren sinnlichen Augen völlig entzieht, und dieß that er. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand. Noch einige Wochen vor seinem Hintritte hatte ich Gelegenheit, ihm zu schreiben: er sollte sich nicht wundern, daß der große Haufe seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werkes verkenne; eine bessere Nachwelt werde noch fünfzig Jahre nach seinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. Er ist in der That mehr als Ein Menschenalter seinem Jahrhunderte zuvorgeeilt." [1])

[1]) Schr. V, 580 ff.

Der Tod dieses Busenfreundes, mit dem Mendelssohn zu leben gleichsam gewohnt war, hatte eine tiefe Wunde in seinem Herzen geschlagen. Sein Tod blieb noch lange Zeit der Refrain, der einzige Gedanke, der ihn unaufhörlich beschäftigte. Er machte ihn, wie es in dem Klagebriefe an Hennings vom 8. Mai 1781 heißt, „nicht traurig, nicht tiefsinnig, aber er war ihm immer gegenwärtig, wie das Bild einer Geliebten." „Ich schlafe mit ihm ein, träume von ihm, wache mit ihm auf und danke der Vorsehung für die Wohlthat, die sie mir erzeigt hat, daß ich diesen Mann so frühzeitig habe kennen lernen und daß ich seinen freundschaftlichen Umgang so lange genossen habe." [1])

Lessing's Bild schwebte ihm vor, so lange er lebte; er fiel ihm bei, so oft er sich nach einem Beurtheiler seiner Arbeiten umsah. Lessing blieb es, nach dessen Beifall und Aufmunterung er rang, so lange noch Odem in ihm war, „denn obgleich der Eifer für die Freiheit der Untersuchung diesen Wahrheitsforscher nur allzufrüh aufgerieben hat, so wird er doch für mich nie todt sein, meinem Geiste immer gegenwärtig bleiben, und ich werde bei jeder Zeile, die ich in philosophischen Sachen niederschreibe, mich immer noch fragen: Würde Lessing dieses billigen?" [2])

Mendelssohn wurde nie mehr froh, Niemand konnte ihm seinen Lessing ersetzen.

---

[1]) Anhang Nr. 35.

[2]) Schr. VI, 127; II, 361.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Herder's Annäherung.

Mendelssohn sah sich mit einem Male wie verlassen; keinem der früheren Freunde konnte und mochte er sich enger anschließen.

Die Innigkeit und Liebe, welche ihn in früheren Jahren mit seinem Berliner Freunde Nicolai verknüpfte, war, wenn auch nicht geradezu erloschen, so doch gewaltig erkaltet. Von der „allgemeinen deutschen Bibliothek", an der er in den sechsziger Jahren noch zuweilen arbeitete, hatte er sich zurückgezogen, sobald sie eine bloße Recensiranstalt zu werden anfing. Wie alle sublunarischen Dinge hatte sich auch sein Verhältniß zu Nicolai verändert. Er sah ihn, wie er Hennings gesteht, des Jahres kaum so oft, als Theile von der Bibliothek erschienen. „Unsere Freundschaft ist noch immer dieselbe, allein unser Hausstand und unsere Geschäfte haben zugenommen, und letztere liegen zu weit von einander. Unser Geschmack und unsere Neigungen, denen man in Erholungsstunden nachzugehen pflegt, mögen sich auch zum Theil verschiedentlich modificirt haben, und was sonst für kleine Ursachen hinzuzukommen pflegen, warum man in zwanzig, dreißig Jahren nicht immer denselben Zeitvertreib liebt." [1])

Der einzige, der Miene machte, sich dem Berliner Vertrauten Lessing's enger anzuschließen, war Herder. Dieser fühlte sich desto lebhafter zu Mendelssohn hingezogen, je mehr er sich von dem excentrischen Lavater entfernte und eine freiere rationalistische Richtung bei ihm zum Durchbruch kam. Kaum hatte Lessing die Augen geschlossen, so

[1]) Anhang Nr. 35; vgl. Schr. V, 583.

richtete er an den ihn überlebenden Freund folgenden Brief, den man nicht ohne tiefe Rührung lesen kann:

„Ohne Zweifel, lieber theurer Mendelssohn, wissen Sie, so gut wie ich, Lessing's Tod; ich kann aber nicht umhin, da ich mich schon seit zwei Tagen damit trage und gegen Niemand mein Herz darüber recht ausschütten und losmachen kann, an Sie, liebster Mendelssohn, zu schreiben, an Sie, dessen Freund er so sehr war und den ich mir in meinen ersten Jahren so gern und oft mit ihm zusammendachte. Die Vorsehung hat auch hierbei, wie bei allem, ihre weisen, guten Zwecke und Wege: er ist bald und frühe des unvollkommenen Wirrwarrs losgeworden, in und mit dem wir uns hier schleppen, um nun die ersten Blicke der Wahrheit und festen Seelenfreiheit thun zu können; Ihnen aber brauche ich's gewiß nicht zu sagen, was Deutschland, was die Wissenschaften, was die edle, männliche Bestrebung in den Wissenschaften an ihm verloren und lange nicht wiederfinden werden. Mir ist's noch immer, so entfernt wir von einander arbeiteten und dachten, so leer zu Muth, als ob Wüste, weite Wüste um mich wäre.

„Lassen Sie sich, lieber Mendelssohn, erbitten, gewissermaßen seinen Platz in mir auszufüllen und mir etwas näher zu sein, als Sie es sind. . . . Ich begehre nicht Ihre Freundschaft, die sich nicht antragen läßt, die ich auch meiner Gemüthsart nach Niemandem in der Welt je angetragen habe; aber Ihre Gutmüthigkeit, Ihr unverhohlenes Wohlwollen in Sachen, wo wir doch einerlei Zwecke in großem Ganzen, wenn gleich in so verschiedenen Sphären zu befördern haben, dies wünsche, dies erbitte ich mir, da ich Sie so innig und aufrichtig hochschätze und liebe, auch mit jedem Jahre des Lebens lieber gewinne."

Welche Gluth von Freundschaft, Liebe und Hochachtung liegt in diesem Briefe des sonst schroffen, hochmüthigen Weimar'schen Superintendenten! Und gar der Schluß!

„Leben Sie wohl, liebster Mendelssohn, und sparen Sie sich, so viel an Ihnen ist, unserer Erde. Da Lessing hin ist, hat Deutschland Sie, wenn Sie auch nur stillwirkender Zeuge sind, vor so vielen Anderen nöthig.“ [1])

Dieses herzliche Schreiben verfehlte den gewünschten Eindruck nicht. Mendelssohn, durch den an Herder ihm ganz neuen Ton angesprochen, nahm die angebotene Hand mit Freuden an. „Auch dieses, mein bester Herder,“ heißt es in seinem Briefe vom 15. März 1781, „ist Weg der Vorsehung, daß Lessing's Tod zwei Gemüther sich einander näher bringen muß, die, wie jetzt am Tage liegt, ein leidiges Mißverständniß von einander entfernt hatte. .... Es ist ein wahres Labsal für meine Seele, daß Sie durch den Tod Lessing's eine gleiche Lücke in Ihrem Herzen empfinden und solche durch die Annäherung mit dem meinigen wieder auszufüllen gedenken. Haben Sie herzlichen Dank dafür, daß Sie den ersten Schritt dazu gethan. Sie sollen mich sicherlich auf halbem Wege treffen. Ich gehe Etwas langsam, aber ununterbrochen. Jeder hat seine Weise, und ich habe das Zutrauen zu Ihrer Menschenkenntniß, daß Sie meine kaltscheinende Weise nicht mißkennen werden. Sie ist in Wahrheit mehr gemäßigt als kalt, und Sie werden sie hoffentlich in der Folge der Zeit immer ächter und bewährter und Ihrer Liebe würdiger finden. .... Ich hoffe, es soll bei diesem ersten Schritte, den wir zur Freundschaft gethan, nicht bleiben, und verspreche Ihnen, allezeit so offenherzig zu sein, als Sie mich jetzt finden. Ich kann Ihnen auf der Laufbahn, auf welcher Sie so große Schritte thun, nicht folgen; aber ohne Neid kann ich Ihnen meinen herzlichen Beifall zurufen, so oft Sie ihn mir zu verdienen scheinen. Lieben Sie mich, Brüderchen!“ [2])

---

[1]) Anhang Nr. 46.

[2]) Schr. V, 584 ff.

Wenn man diese Briefe liest, sollte man glauben, zwischen Herder und Mendelssohn hätte sich ein Freundschaftsband geknüpft, das unauflösbar gewesen wäre, Herder hätte bei Mendelssohn in der That die Lücke wenigstens theilweise ausgefüllt, die der Tod Lessing's in seinem Herzen zurückgelassen hatte. Herder war jedoch kein Lessing. Was Mendelssohn an letzterem so hoch verehrte, war die ächte Toleranz, die er eben so sehr anderen Ueberzeugungen gönnte, als er sie für die seine in Anspruch nahm; Herder, der Apostel der Humanität, eiferte Lessing nach, er erreichte ihn aber nicht. Ihm war Mendelssohn immer noch der Jude, er war der Freund des „Magus im Norden", schloß den innigsten Bund mit Goethe, trat zu Jacobi in nächste Beziehung; wie konnte er auch zugleich der Freund eines Mendelssohn sein?

Was beide noch einige Zeit verbunden hielt, war die gemeinschaftliche Verehrung für Lessing, welcher Herder bald einen so schönen öffentlichen Ausdruck gab, ehe noch Mendelssohn seinen Plan verwirklichte, Etwas über den Charakter seines liebsten Freundes zu schreiben.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Lessing's Charakter.

„Ich bin Willens", schreibt Mendelssohn an Herder am 18. Mai 1781, „diesen Sommer, wenn es meine Gesundheitsumstände erlauben, Etwas über Lessing's Charakter zu schreiben." [1]) Er hielt es für heilige Pflicht, vornehmlich diese Seite seines Freundes zu beleuchten, weil er gerade von dieser Seite verkannt, ja sogar zum Theil miß-

---

[1]) Anhang Nr. 47.

kannt wurde. Niemand war auch hierzu geeigneter, als eben der, welchen Lessing selbst im höhern Sinne seinen Freund nannte; Niemand kannte ihn besser und genauer als Mendelssohn. „Nur seine vertrautesten Freunde kannten ihn als einen von den seltenen Menschen, die besser sind als sie scheinen wollen. Die Gleißnerei der Modesitten und der sogenannten guten Lebensart ist ihnen so zum Ekel, daß sie in ihrem Aeußerlichen lieber das Gegentheil davon annehmen und eine Art von Ungeselligkeit zur Schau tragen, daran ihr Herz nicht den mindesten Antheil hat.“ [1]) „Die Welt kennt Lessing's schriftstellerischen Werth, Wenige aber kennen nur seinen freundschaftlichen Werth; ja ich finde“, schreibt Mendelssohn an seinen lieben Hennings am 8. Mai 1781, „daß sein moralischer Werth überhaupt von vielen sogar mißkannt werde. Auch die Begriffe von Tugend und Sittlichkeit sind der Mode unterworfen, und wer sich nicht nach den Modebegriffen seines Jahrhunderts schmiegen kann, der wird von seinen Zeitgenossen verkannt und verschrien. So viel scheint mir indessen außer allem Zweifel zu sein: Wenn irgend ein Mensch besser war, als er sich in seinen Schriften zu erkennen gab, so war es Lessing. Die am meisten wider ihn eingenommen waren, wußte er in einer Stunde persönlichen Umgangs zu gewinnen und gleichwohl ist ihm meines Wissens nie eine geflissentliche Schmeichelei aus dem Munde gegangen, ja er hatte sogar die — wie soll ich es nennen? — Bizarrerie, ein abgesagter Feind von der äußern Höflichkeit zu sein. Seine gesellschaftlichen Tugenden bestanden vielmehr in ächter Theilnehmung, aufrichtiger Dienstbeflissenheit, in der äußersten Entfernung von Eigennutz und Eigendünkel und in der milden Bereitwilligkeit, einem jeden mit seinem Reichthum an Begriffen so zuvorzukommen, daß man sich

[1]) Anhang Nr. 47.

in einer Unterredung mit ihm allezeit scharfsinniger gl
als man wirklich war, ob man gleich nicht unter
konnte, dessen Ueberlegenheit innerlich recht sehr zu fi
Sarkastisch und bitter gegen jeden Geck, der sich die
heit allein gefunden zu haben einbildete, war er lie
und bescheiden gegen jeden, der Wahrheit suchte, u
allen Zeiten bereit, ihm mit seinem Vorrathe zu diene

Das ist Lessing, das ist sein Charakterbild voll
und Leben. „Das, das allein ist das ächte Gefüh
Weisen!" rief Lessing's treue Freundin Elise aus, a
Mendelssohn's Brief an Hennings gelesen hatte.
Wunsch war die ganze mitgetheilte Stelle über den th
Verschiedenen als den Auszug eines Briefes ins „Muf
einrücken zu lassen. „Kein Mensch kann den Stempel
Mendelssohn darin verkennen, kein Mensch Lessing's
rakter seine Ehrfurcht versagen. Auch Wessely hat
Stelle des Briefes gesehen und noch viel hinzugesetzt,
Mendelssohn's Erfahrung aufs vollkommenste bestätig

Elise freute sich herzlich, daß Mendelssohn en
daran dachte, etwas Zusammenhängendes über Les
Charakter herauszugeben, und wünschte nur, „daß er
lange mehr damit zögern möchte, sich selbst und
Freunde dieses Monument zu setzen." [3])

Ehe Mendelssohn jedoch zur Ausführung seines P
schritt, überraschte ihn Herder mit einem dem gemein
Freunde in Wieland's „Merkur" gesetzten herrlichen
male. Er nahm es mit inniger Freude auf und d
dem Verfasser mit der Versicherung wahrer und währ
Freundschaft. „Meine Hochachtung haben Sie scho
vielen Jahren, aber dieser Aufsatz über Lessing macht,
ich mich näher an Sie schließe, daß ich Sie liebe und

[1]) Anhang Nr. 35.

[2]) Elise Reimarus an Hennings, 29. Mai 1781, im Neuen
Magazin, XXXVIII, 37. [3]) Magazin, XXXVIII, 37.

ichst wünsche, von Ihnen wieder geliebt, Ihr Freund ge=
annt zu werden; denn die Freundschaft eines solchen Mannes
ann den Verlust eines Lessing's auf den Ueberrest meiner
Lage ersetzen."

„Wie es um meinen Aufsatz über Lessing steht?" heißt
s am Schlusse dieses Briefes an Herder. „Ich warte
och immer auf meine Correspondenz, die mir der Bruder
us der Verlassenschaft zuzuschicken versprochen. [1]) Und
enn ich nun diese erhalten, werde ich auch Etwas hervor=
ringen können, das dem Ihrigen an die Seite gesetzt zu
erden verdient?" [2])

Die Correspondenz ließ noch immer auf sich warten;
Mendelssohn entwarf inzwischen die „Hauptzüge" zur Cha=
akteristik des Freundes, welche Karl Lessing in die Hände
ielen und welche dieser „von Wort zu Wort" der Le=
ensbeschreibung seines Bruders beifügte. [3])

Die weitere Ausführung unterblieb einstweilen, weil
Mendelssohn durch andere Arbeiten abgezogen wurde und
Umstände ihn veranlaßten, seinen Glaubensbrüdern seine
Ansichten über Religion im Allgemeinen und Judenthum
n Besondern zu eröffnen.

---

[1]) „Daß Mendelssohn noch nichts von Lessing's Biographie her=
ausgibt, daran ist Lessing's Bruder Schuld," schreibt Elise Reimarus
n Hennings am 18. Septbr. 1781. Magazin, 38; Schr. V, 696.

[2]) Anhang Nr. 48. [3]) Anhang Nr. 62.

Vierzehntes Buch.

Religion und Judenthum.

Sechszigstes Kapitel.

Emancipation.

„Ich habe es jederzeit mit größerm Vergnügen gesehen, wenn das Vorurtheil der Christen wider die Juden von einem christlichen Schriftsteller bestritten wird. Juden müssen sich gar nicht einmischen, um die großmüthige Absicht zu befördern, die Vorurtheile wider sie mit Stumpf und Stiel auszurotten. Sobald dies geschieht, sobald muß sie auch gemißdeutet und übel ausgelegt werden.“ [1])

Mit diesen an den Freiherrn von Hirschen gerichteten Worten entschuldigte sich Mendelssohn gewissermaßen, daß er so wenig zur Verbesserung der politischen Zustände seiner eigenen Brüder beitrage, und von dem hier angedeuteten Gesichtspunkte aus unterließ er es, die Vorurtheile wider sie zu bekämpfen, so oft er auch von Juden und Christen darum angegangen wurde. Sein Wunsch war, daß erst freie Denker Bahn brächen, auf der er ihnen dann willig und freudig folgen wollte.

Als die Elsasser Juden sich an ihn mit der Bitte wandten, ein Memoire zu entwerfen, welches dem franzö-

[1]) Schr. V, 640.

fischen Staatsrathe vorgelegt werden sollte, um diesen zur Milderung ihrer gedrückten Lage zu bewegen, suchte er den als Kriegsrath in Berlin lebenden jungen Dohm für diese Arbeit zu gewinnen. Bei der Neigung zu gemeinnütziger, möglichst weitgreifender Thätigkeit ging dieser auf den ihm gestellten Antrag ein,[1] und so entstand jene Schrift, welche nach dem Urtheile eines berühmten Vorfechters der Emancipation, nicht nur für ihre Zeit ihren Gegenstand vollständig erschöpft hat, sondern auch die genügendsten Widerlegungen aller auch in der neuesten Zeit hier und da wieder zu Tage geförderten Einwendungen enthält.[2]

Dohm's 1781 erschienene Schrift „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden" gehört zu den epochemachendsten ihrer Zeit.[3] Man fing in bessergesinnten Kreisen allmälig an, die Juden als Menschen zu betrachten, und ihre Stellung vom Standpunkte der Menschlichkeit aus zu erwägen. An Gegenschriften fehlte es natürlich nicht. Längst verrostete Waffen aus den Rüstkammern des mittel-

---

[1] Gronau, Christian Wilhelm von Dohm nach seinem Wollen und Handeln (Lemgo 1824), 84.

[2] Riesser, Stellung der Bekenner des Mosaischen Glaubens, 14.

[3] Die im Jahr 1785 erschienene französische Uebersetzung der Dohm'schen Schrift erfuhr ein sonderbares Schicksal. Durch Vermittlung des mit Mendelssohn in Verbindung stehenden Banquier Cerf-Beer ließ Dohm 600 Exemplare der Schrift nach Paris gelangen. Dort wurde der Bücherballen, weil er ohne vorher zu bewirkende Erlaubniß eingebracht worden, mit Beschlag belegt. Durch den Beistand von Lalande und anderen einflußreichen Bekannten gelang es Dohm und seinem Verleger Nicolai binnen Jahr und Tag eine Entscheidung des damaligen Groß-Siegelbewahrers zu bewirken, welche die seltene Begünstigung der Rücksendung des Ballens ertheilte. Allein als man bei der Chambre syndicale um deren Ausführung nachsuchte, erging die Antwort, der Ballen sei bereits vor längerer Zeit in die Bastille geschickt, pour être mis au pillon, d. i. um vernichtet zu werden; die Bücher seien verbrannt und es könne der Entscheidung des Ministers nicht mehr genügt werden. Gronau, a. a. O. 90.

alterlichen Aberglaubens und des gemeinſten Judenhaſſes wurden herbeigeholt, die armen Heimathloſen zu verläumden, und ſogar ſonſt ehrenwerthe Männer, wie der theologiſche Ritter Michaelis in Göttingen, entblödeten ſich nicht, die Juden bei dieſer Gelegenheit der niedrigſten Laſter zu beſchuldigen.

Gegen ſolche Beſchimpfungen durfte Mendelsſohn, als der geachtetſte ſeiner Nation, nicht ſchweigen. Wußte er auch nur zu gut, daß Vernunft und Menſchlichkeit ihre Stimmen umſonſt erheben, ſo wollte er doch wenigſtens „den verjährten Vorurtheilen die Wurzeln durchſchneiden.“

An der Seite eines an Achtung und Anſehen ihm nicht ungleichen Vertreters der jüdiſchen Nation aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert erſchien er als Vertheidiger ſeiner Glaubensgenoſſen. Er ließ durch ſeinen Freund, den Doctor Herz, die „Rettung“ überſetzen, welche der berühmte Amſterdamer Rabbiner Menaſſe Ben Israel[1]) in der Abſicht verfaßt hatte, ſeine Brüder von den Beſchuldigungen und Anklagen frei zu ſprechen, welche von der engliſchen Geiſtlichkeit gegen ſie vorgebracht wurden, als Cromwell das Geſuch Menaſſe's um die Wiederaufnahme der Juden in England ſehr kräftig unterſtützte.

Dieſes Schriftchen begleitete Mendelsſohn mit einer trefflichen „Vorrede“,[2]) in welcher er zunächſt die den Juden gemachten Vorwürfe beſeitigte, dann aber Gelegenheit nahm, über die Grundſätze ſich auszulaſſen, auf welche das große Gebäude der Emancipation könne aufgeführt werden.

Die Widerſprüche, welche ſeine in dieſer Vorrede kurz angedeuteten Principien erfuhren, brachten ihn in ſeinen

---

1) Vgl. mein Menaſſe Ben Israel. Sein Leben und Wirken. Zugleich ein Beitrag zur Geſchichte der Juden in England. Berlin 1861.

2) Schr. III, 179—202.

letzten Lebensjahren zu dem Entschlusse, sich über Religion und Judenthum, über das Verhältniß des Staates zur Religion, in eingehender Weise auszulassen. „In einer demnächst erscheinenden Abhandlung vertheidige ich mich wider einen Angriff, der auf meine Grundsätze geschehen, in einer Schrift „das Forschen nach Licht und Wahrheit" betitelt, die dem Vorgeben nach zu Wien abgefaßt sein soll. Eine so öffentliche Aufforderung durfte nicht unbeantwortet bleiben, so ungern ich mich auch in dergleichen Erörterungen einlasse." [1])

„Jerusalem", oder „über religiöse Macht und Judenthum" lautet der Titel des bedeutungsvollen im Mai 1783 erschienenen [2]) Werkes, in welchem Mendelssohn seine Grundsätze über Staat, Religion und Judenthum zum Staunen seiner Zeitgenossen niederlegte!

Einundsechszigstes Kapitel.

Staat und Kirche.

Kühn und unerschrocken wagte es Mendelssohn, in seinem „Jerusalem" mit einer Forderung aufzutreten, welche damals allgemeines Erstaunen und einen fast panischen Schrecken verbreitete: er verlangte Emancipation des Gewissens und des Gedankens. Als erste Nothwendigkeit, als den ersten Anfangspunkt einer neuen Civilisation und einer freien, politischen Stellung seiner Glaubensgenossen signalisirte er die Scheidung von Staat und Kirche.

„Staat und Kirche — bürgerliche und geistliche Verfassung — weltliches und kirchliches Ansehen — diese

---

[1]) Schr. V, 612. [2]) V, 692.

Stützen des gesellschaftlichen Lebens so gegen einander zu stellen, daß sie sich die Wage halten, daß sie nicht vielmehr Lasten des gesellschaftlichen Lebens werden, und den Grund desselben stärker drücken, als was sie tragen helfen" — diese in der Politik so schwere Aufgabe suchte er dadurch zu lösen, daß er die Begriffe von Staat und Religion, ihre Grenzen und gegenseitigen Einflüsse auf einander scharf trennte.

Staat und Kirche haben zur Absicht, die menschliche Glückseligkeit in diesem und in jenem Leben durch öffentliche Vorkehrungen zu befördern. Beide wirken auf „Gesinnungen" und „Handlungen" der Menschen, auf Grundsätze und Anwendung, der Staat vermittelst solcher Gründe, die auf Verhältnissen zwischen Mensch und Mensch, oder Mensch und Natur, die Kirche, die Religion hingegen, vermittelst solcher Gründe, die auf Verhältnissen zwischen Mensch und Gott beruhen. Der Staat behandelt den Menschen als unsterblichen Sohn der Erde, die Religion als Ebenbild seines Schöpfers. [1])

Eine Hauptbemühung des Staates muß es sein, den Menschen durch Sitten und Gesinnung, durch die Erziehung selbst, zu regieren, d. h. ihm solche Sitten und Gesinnungen einzuflößen, die von selbst zu gemeinnützigen Handlungen führen und nicht immer durch den Sporn der Gesetze angetrieben zu werden brauchen. [2]) Ist dieses unmöglich, so nimmt er seine Zuflucht zu Zwangsgesetzen, Bestrafung des Verbrechens und Belohnung des Verdienstes. „Wenn

---

[1]) Schr. III, 264, 293.

[2]) Aehnlich lautet das politische Glaubensbekenntniß Schiller's, des deutschesten der deutschen Dichter, welches er in der „Thalia" aufstellt: „Das Grundprincip, worauf alle Staaten beruhen müssen, ist, daß Gehorsam und Pflichterfüllung aus Einsicht und Liebe zu den Institutionen, und nicht aus sclavischer Furcht vor Strafe, oder aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Obern entspringe."

der Bürger nicht aus innerem Gefühle seiner Schuldigkeit das Vaterland vertheidigen will, so wird er durch Belohnung gelockt oder durch Gewalt gezwungen. Haben die Menschen keinen Sinn mehr für den innern Werth der Gerechtigkeit, so wird die Ungerechtigkeit gezüchtigt, der Betrug bestraft", denn der „Staat begnügt sich mit todten Handlungen, mit Werken ohne Geist, mit Uebereinstimmung im Thun, ohne Uebereinstimmung im Gedanken." [1])

Ganz anders verhält es sich mit der Religion. Sie kennt keine Handlung ohne Gesinnung, kein Werk ohne Geist, keine Uebereinstimmung im Thun, ohne Uebereinstimmung im Sinne. Religiöse Handlungen ohne religiöse Gedanken ist leeres Puppenspiel, kein Gottesdienst; sie müssen an und für sich selbst aus dem Geiste kommen und können weder durch Belohnung erkauft, noch durch Strafe erzwungen werden; sie fließen entweder aus freiem Antriebe der Seele oder sind ein leeres Spiel und dem wahren Geiste der Religion zuwider. Die Religion verhält sich gegen Handlungen nicht anders als gegen Gesinnungen, weil sie Handlungen bloß als Zeichen der Gesinnungen befiehlt. „Sie weiß von keinem Zwange, wirkt nur mit dem Stabe Gelinde, wirkt nur auf Geist und Herz. Sie treibt nicht mit eisernem Stabe, sondern leitet am Seile der Liebe. Sie zückt kein Racheschwert, spendet kein zeitliches Gut aus, maßet sich auf kein irdisches Gut ein Recht, auf kein Gemüth äußerliche Gewalt an. Ihre Waffen sind Gründe und Ueberführung; ihre Macht die göttliche Kraft der Wahrheit; die Strafen, die sie androhet, sind, so wie die Belohnungen, Wirkungen der Liebe, heilsam und wohlthätig für die Person selbst, die sie leidet. An diesen Merkmalen erkenne ich Dich, Tochter der Gottheit! Religion!

[1]) Schr. III, 265, 268, 281.

die Du in Wahrheit allein die Seligmachende bist auf der Erde, so wie im Himmel.“ [1])

Das sind, nach Mendelssohn's Ansicht, die Grenzen zwischen Staat und Kirche, insoweit sie auf die Handlungen der Menschen Einfluß haben. In Absicht auf Gesinnungen treten sie schon näher zusammen, denn Grundsätze und Gesinnungen sind frei und leiden ihrer Natur nach keinen Zwang, keine Bestechung. Sie gehören für das Erkenntnißvermögen und müssen nach dem Richtmaße von Wahrheit und Unwahrheit entschieden werden. Gutes und Böses wirkt auf das Billigungs- oder Mißbilligungsvermögen, Furcht und Hoffnung lenken seine Triebe, Belohnung und Strafe richten seinen Willen, spornen seine Thatkraft an, ermuntern, locken, schrecken ab. In Absicht auf Gesinnungen kann auch der Staat eben so wie die Kirche nur unterrichten, belehren, aufmuntern, veranlassen, aber weder belohnen, noch bestrafen, weder zwingen, noch bestechen, denn die Gesinnungen der Menschen kennen kein Wohlwollen, leiden keinen Zwang.“ [2])

Der Staat hat also auf die Religion nur von ferne Rücksicht zu nehmen; er hat sich nicht um die Grundsätze zu kümmern, die eine herrschende oder beherrschte Kirche oder Synagoge annimmt, oder verwirft; er hat nur darauf zu sehen, daß keine Lehren ausgebreitet werden, mit denen der öffentliche Wohlstand nicht bestehen kann; er hat nur über die Aufrechthaltung jener Grundsätze zu wachen, in welchen alle Religionen übereinkommen, ohne welche die Glückseligkeit ein Traum, und die Tugend selbst keine Tugend mehr ist. [3])

Aus dieser Sonderung von Staat und Kirche ergibt sich von selbst, daß kein Staat ein Recht habe, Religionsparteien vom Genusse bürgerlicher Rechte auszuschließen,

---

[1]) Schr. III, 268, 284, 296, 353. [2]) III, 294. [3]) III, 287.

weil zwischen Kirche und Staat nie Collisionsfälle vorkommen und zwischen beiden keine Verträge statthaben können.

Weder Staat noch Kirche sind befugt, sich in Glaubenssachen ein anderes Recht anzumaßen als das Recht zu belehren, eine andere Macht, als die Macht der Ueberführung, eine andere Zucht, als die Zucht der Vernunft. [1])

Zweiundsechszigstes Kapitel.

Die Macht der Kirche.

In Folge seiner Grundsätze erhebt auch Mendelssohn seinen energischen Widerspruch gegen Bann- und Ausschließungsrecht; sie sind dem Geiste der Religion schnurstracks zuwider.

„Kirchliche Gewalt und Macht sind Redensarten, von denen ich mir keinen deutlichen Begriff machen kann. Am wenigsten weiß ich von Recht und Gewalt über Meinungen, die die Religion ertheilen und der Kirche zukommen sollen. Die wahre göttliche Religion maßt sich keine Gewalt über Meinungen und Urtheile an, gibt und nimmt keinen Anspruch auf irdische Güter, kein Recht auf Genuß, Besitz und Eigenthum, kennt keine andere Macht, als die Macht, durch Gründe zu gewinnen, zu überzeugen und durch Ueberzeugung glückselig zu machen. Die wahre göttliche Religion bedarf weder Arme noch Finger zu ihrem Gebrauche, sie ist lauter Geist und Herz.“ [2])

Bann und Ausschließung von Kirche und Synagoge widerstreben dem Geiste der Religion. Die wesentliche Ab-

---

[1]) Schr. III, 299. [2]) III, 194.

ſicht einer jeden religiöſen Geſellſchaft iſt gemeinſchaftliche Erbauung und Theilnehmung an der Ergießung des Herzens, mit welcher wir unſere Dankſagung gegen die Wohlthaten Gottes zu erkennen geben. „Verbannen, Ausſchließen, den Bruder abweiſen, der an meiner Erbauung Theil nehmen, und ſein Herz in wohlthätiger Mittheilung mit dem meinigen zugleich zu Gott erheben will! Geht die Unglücklichen durch!“ ruft Mendelsſohn denen zu, welche einem Bannrechte das Wort reden; „gehet die Unglücklichen alle durch, die von jeher durch Bann und Verdammniß haben gebeſſert werden ſollen; Leſer! welcher äußerlichen Kirche, Synogoge oder Moſchee Du auch anhängeſt! unterſuche, ob Du nicht in dem Haufen der Verbannten mehr wahre Religion antreffen wirſt, als in dem ungleich größern Haufen der Verbanner?“ [1])

Mendelsſohn eifert mit aller Macht gegen das Bannrecht, als gegen eine Rechtskränkung, inſofern dieſelbe auch von bürgerlichen Nachtheilen begleitet iſt, gegen dieſes Ungeheuer, welches dem menſchlichen Geſchlechte Jahrhunderte lang Geißelſchläge beigebracht hat. Treffend ſagt er, im vollen Bewußtſein ſeiner Zeit: „Kirchenzucht einführen und die bürgerliche Glückſeligkeit ungekränkt erhalten, gleichet dem Beſcheide des allerhöchſten Richters an den Ankläger: Er ſei in deiner Hand, doch ſchone ſeines Lebens! Zerbrich das Faß, wie die Ausleger hinzuſetzen, doch laß den Wein nicht auslaufen.“ [2])

Den Principien der Gewiſſensfreiheit und den damit in Verbindung ſtehenden Emancipationsbeſtrebungen zufolge mußte Mendelsſohn ſich gegen das Bannrecht erheben; die bisherige Unterdrückung der religiöſen Freiheit innerhalb der Kirche und Synagoge mußte nothwendig aufhören, wenn die Morgenröthe der Humanität und politiſchen

[1]) Schr. III, 297. [2]) III, 297, 199, 201.

Gleichstellung anbrechen sollte. Wohl wußte er, daß er mit dieser Forderung zu früh erschien, daß der Mißbrauch zu sehr um sich gegriffen, zu tief in den Gemüthern der Menschen Wurzel geschlagen hatte, als daß es thunlich oder rathsam wäre, ihn mit einem Male abzuschaffen, aber er hielt es für Pflicht und Schuldigkeit, ihm von ferne her entgegenzuarbeiten und der weitern Ausbreitung einen Damm entgegen zu setzen. [1])

In herzergreifenden Worten bittet er am Schlusse der herrlichen Vorrede zu Menasse Ben Israel's „Rettung" die Rabbiner, welche auf Bann als ein talmudisches Gesetz beharrten, auf dieses schädliche Vorrecht Verzicht zu thun. „Zu den erleuchtetsten und ältesten unter den Rabbinern und Aeltesten meiner Nation habe ich das Zutrauen, daß sie sich eines so schädlichen Vorrechtes gern entäußern, auf alle Religions- und Synagogenzucht gerne Verzicht thun, und ihre Mitbürger von ihrer Seite dieselbe Liebe und Duldung genießen lassen werden, nach welcher sie selbst bisher so sehr geseufzt haben. Ach, meine Brüder! Ihr habt das drückende Joch der Intoleranz bisher allzu hart gefühlt, und vielleicht eine Art von Genugthuung darin zu finden geglaubt, wenn Euch die Macht eingeräumt wird, Euern Untergebenen ein gleich hartes Joch aufzudrücken. Die Rache sucht ihren Gegenstand, und wenn sie Andern nichts anhaben kann, so nagt sie ihr eigenes Fleisch. Vielleicht auch ließet Ihr Euch durch das allgemeine Beispiel verführen. Alle Völker der Erde schienen bisher von dem Wahne bethört zu sein, daß sich Religion nur durch eiserne Macht erhalten, Lehren der Seligkeit nur durch unseliges Verfolgen ausbreiten, und wahre Begriffe von Gott, der, nach unser aller Geständniß, die Liebe ist, nur durch die Wirkung des Hasses mittheilen lassen. Ihr ließet Euch

[1]) Schr. III, 300.

vielleicht verleiten, Ebendaſſelbe zu glauben, und die Macht zu verfolgen, war Euch das wichtigſte Vorrecht, das Eure Verfolger Euch einräumen konnten. Danket dem Gotte Eurer Väter, danket dem Gotte, der die Liebe und die Barmherzigkeit ſelbſt iſt, daß jener Wahn ſich nach und nach zu verlieren ſcheint. Die Nationen dulden und ertragen ſich einander, und laſſen auch gegen Euch Liebe und Verſchonung blicken, die unter dem Beiſtande Desjenigen, der die Herzen der Menſchen lenkt, bis zur wahren Bruderliebe anwachſen kann. O meine Brüder, folget dem Beiſpiele der Liebe, ſo wie Ihr bisher dem Beiſpiele des Haſſes gefolgt ſeid! Ahmet die Tugend der Nationen nach, deren Untugend Ihr bisher nachahmen zu müſſen geglaubt. Wollet Ihr gehegt, geduldet und von Andern verſchont ſein, ſo heget und duldet und verſchonet Euch unter einander! Liebet, ſo werdet Ihr geliebet werden!“ [1])

Umſturz des Kirchenrechts, Abſchaffung des Banns waren Forderungen, welche, wie bereits erwähnt, aus Mendelsſohn's Principien der Glaubensfreiheit reſultirten und mit welchen er ſeinem Jahrhunderte gewiſſermaßen vorangeeilt war. Er war in Deutſchland wenigſtens der Erſte, der die unnatürliche Verbindung von Glaubenszwang, von Staat und Religion gelöſt wiſſen wollte, wie ſolche ſpäter in der Conſtitution der Amerikaniſchen Freiſtaaten gelöſt wurde. Mit dem blanken Schwerte einer philoſophiſchen Kritik zerſchnitt er das unſinnige Band, das ſo viel Unglück über die Völker gebracht, und es nimmt Niemand Wunder, daß wegen dieſer Löſung allein der Revolutionsheld Mirabeau „Jeruſalem“ für ein Buch erklärte, „das in alle Sprachen Europa's überſetzt zu werden verdient.“ [2])

[1]) Schr. III, 202.

[2]) Mirabeau, Sur Moses Mendelssohn et sur la réforme politique des Juifs (Leipzig 1853), 29; Steinheim, die Glaubenslehre der Synagoge (Leipzig 1856), 34.

Mirabeaus gab es damals aber nur wenige. Von allen Seiten traten Widersacher gegen Mendelssohn und seine „Vorrede", wie später gegen „Jerusalem" auf. Er war auf einen solchen Kampf gefaßt, denn er kannte seine Zeit und sein Publikum, kannte seine Schrift als „ein Büchlein besonderer Art, als von einer Beschaffenheit, wie es weder Orthodoxe noch Heterodoxe beider Nationen erwartet hatten." [1])

Die Juden nahmen anfangs wenig Notiz von seiner Schrift, weil sie sie doch nicht verstanden, und kümmerten sich nicht um seine Bestrebungen und Wünsche; desto ärger trieben es die christlichen Theologen. Trugen auch einzelne aufgeklärte Geistliche kein Bedenken, seinen Gründen beizupflichten und seinen gewonnenen Resultaten öffentlich Beifall zu zollen, so behaupteten doch Andere, die Ueberzeugung gegen die Zulässigkeit des Gewissensdrucks verwickle ihn in offenen Widerspruch mit dem Judenthum, welches er als seine nicht bloß angeborene, sondern in freier Liebe und Erkenntniß von ihm erwählte Religion laut und öffentlich zu bekennen, schon so mannigfache Gelegenheit gehabt habe. Das Judenthum, behaupteten seine Gegner, lehre das gerade Gegentheil von dem, was er im Namen der gesunden Vernunft verkündigte, ja, ein anonymer Forscher nach „Licht und Wahrheit" [2]) wagte es wiederum, ihn mit den Worten anzureden: „Sollte der jetzt von Ihnen gethane merkwürdige Schritt wohl wirklich ein Schritt von Erfüllung der ehemals an Sie ergangenen Lavater'schen Wünsche sein? In wie fern können Sie, mein theurer Herr Mendelssohn, bei dem Glauben Ihrer Väter beharren und durch Wegräumung seiner Grundsteine das ganze Gebäude erschüttern,

---

[1]) Schr. V, 665.

[2]) Das Forschen nach Licht und Wahrheit in einem Schreiben an Hrn. M. Mendelssohn (Berlin 1782).

wenn Sie das durch Mosen gegebene, auf göttliche Offenbarung sich berufende Kirchenrecht bestreiten?"

Mendelssohn gestand selbst: „Dieser Einwurf dringt ans Herz." Er sah sich, wie er behauptete, von seinen Gegnern mißverstanden, weil sie keine richtige Anschauung vom Judenthum hätten. Jetzt drängte ihn die Nothwendigkeit mit seinem Princip hervorzutreten und anschaulich darzuthun, daß er mit seinen Ansichten nicht nur in keinem Widerspruch sich befinde, sondern vielmehr durch dieselben erst recht im Boden des Judenthums wurzle. [1])

Dreiundsechszigstes Kapitel.

Judenthum.

Wenn man sich anschickt, Mendelssohn's Judenthum zu construiren, so möchte man von ihm fast dasselbe behaupten, was er selbst einmal über seinen Freund Lessing äußerte: „Seine Anhänglichkeit an der natürlichen Religion ging so weit, daß er aus Eifer für dieselbe keine geoffenbarte, im eigentlichen Sinne, neben ihr leiden wollte." [2])

In der That war Mendelssohn's Hauptbestreben, die Grundwahrheiten der natürlichen Religion auch in seinem Religionssystem zu befestigen und allgemein zu machen: er hatte vor Allem den Menschen als solchen und dann erst den Juden im Auge und erscheint so als der wahre Apostel seines Jahrhunderts.

Auf die Lehren der Vernunftreligion, welche als das

---

[1]) Schr. III, 306. Vgl. Holdheim, Moses Mendelssohn und die Denk- und Glaubensfreiheit im Judenthum (Berlin 1859), 26.

[2]) Schr. II, 362.

Erzeugniß der allen Menschen gemeinsamen Natur, nicht einzelnen Völkern, Secten, Gesellschaften zukommt, sondern allen Menschen, Christen, Juden und Muhamedanern, als Wegweiserin durchs Leben dient, müßte nach Mendelssohn's Ansicht vorzüglich Rücksicht genommen, sie müßten unangefochten, heilig und aufrecht erhalten werden, denn ohne sie könne kein Vertrag geschlossen, Treue und Redlichkeit nicht bewahrt werden, bliebe kein Band der Geselligkeit übrig. Der Glaube an die Gottheit, Nothwendigkeit der Tugend, an eine belohnende oder durch Strafe bessernde Zukunft seien die eigentlichen religiösen Grundwahrheiten, deren Nothwendigkeit die Vernunft eben so sehr verlange wie das dem Menschen inwohnende Gefühl. [1])

Wie verhielt sich aber Mendelssohn mit dieser Anhänglichkeit an Vernunftreligion zum Judenthum? Ohne mit diesem in Widerspruch zu gerathen, konnte er bei den rein theistischen Grundsätzen beharren, daß er „keine andere Wahrheit kenne als die der menschlichen Vernunft nicht nur begreiflich, sondern durch menschliche Kraft dargethan und bewiesen werden könne", „daß er in Absicht auf Lehre und Meinung keine andere Ueberzeugung kenne als die durch Vernunftgründe", denn „unsere Vernunft kann gemächlich von dem ersten sichern Grundbegriff der menschlichen Erkenntniß ausgehen und versichert sein auf eben dem Wege Religion anzutreffen; im Judenthume gibt es keinen Kampf zwischen Religion und Vernunft, keine Aufregung der natürlichen Erkenntniß mit der unterdrückenden Gewalt des Glaubens." [2])

Das Judenthum ist nach Mendelssohn keine Religion, keine geoffenbarte Religion, in dem gewöhnlichen Sinne genommen. „Das Judenthum weiß von keiner geoffenbarten

---

[1]) Hennings, Erinnerungen an Dresden. (Hdschr.)
[2]) Schr. III, 311, 13, 164.

Religion, in dem Verstande, in welchem dieses von den Christen genommen wird; es hat keine Lehrmeinungen, keine Heilswahrheiten, keine allgemeinen Vernunftsätze. Diese offenbarte der Ewige den Israeliten wie allen übrigen Menschen durch Natur und Sache, nie durch Wort und Schrift." „Die Stimme, die sich an jenem großen Tage auf Sinai hören ließ, rief nicht: „„Ich bin der Ewige, dein Gott! das nothwendige, selbstständige Wesen, das allmächtig ist, und allwissend, das den Menschen in einem zukünftigen Leben vergilt nach ihrem Thun."" Dieses ist allgemeine Menschenreligion, nicht Judenthum, und allgemeine Menschenreligion, ohne welche die Menschen weder tugendhaft sind, noch glückselig werden können, sollte hier nicht geoffenbart werden." [1] Diejenigen Wahrheiten, welche Mendelssohn, wie Leibniz, ewige Wahrheiten nennt, die Begriffe von Gott, seiner Regierung und Vorsehung, ohne welche die Menschen ihre Bestimmung nicht erreichen können, durften nicht durch unmittelbare Offenbarung eingegeben, nicht durch Laut und Schriftzeichen, die nur hier und da, diesem oder jenem verständlich sind, bekannt gemacht werden; diese Wahrheiten hat das allerhöchste Wesen allen vernünftigen Geschöpfen durch die Natur selbst und ihre innerlichen Verhältnisse, die Allen leserlich und verständlich sind, gelehrt; er hat den von ihm erschaffenen Geist geweckt, und ihm Gelegenheit und Kräfte gegeben, sich von den Wahrheiten zu überzeugen, die zur Erlangung der Glückseligkeit nothwendig sind.[2]

„Was die Menschen als Menschen brauchen, hat Gott allen, was sie als gewisse Menschen brauchen, auch nur gewissen Menschen gegeben." [3] Die Israeliten hat Gott aus ganz besonderen Absichten für gut befunden, ihnen be-

---

[1] Schr. III, 311, 319. [2] III, 312, 348. [3] V, 497.

sondere Gesetze zu offenbaren, nach welchen sie leben, regiert werden und zur Glückseligkeit gelangen sollen.

Das Judenthum ist nach Mendelssohn's Ansicht also keine geoffenbarte Religion, sondern geoffenbarte Gesetzgebung; es besteht einzig und allein in geoffenbarten Gesetzen, Geboten, Lebensregeln, Unterricht vom Willen Gottes. Dergleichen Vorschriften sind den Israeliten durch Moses auf eine wunderbare und übernatürliche Weise geoffenbart worden. Kenntniß der natürlichen Religion setzte die Offenbarung bei den Israeliten voraus, und die Worte: „Ich bin der Ewige dein Gott! der dich aus dem Lande Egypten geführt, aus der Sclaverei befreiet u. s. w." offenbaren lediglich eine Geschichtswahrheit, auf die sich die Gesetzgebung dieses Volkes gründen sollte. [1])

Dergestalt stellte Mendelssohn das Judenthum als offenbartes Gesetz dar und populariſirte somit eine Ansicht, welche Spinoza in seinem Tractate dunkel angedeutet hatte. Das Judenthum ist keine Religion und kennt also auch keinen Glauben. Auf Vernunft und historische Wahrheiten gründen sich die dem Moses geoffenbarten Gesetze und erwecken zum Nachdenken über dieselben. „Alle diese vortrefflichen Lehrsätze werden der vernunftgemäßen Betrachtung vorgelegt, ohne dem Glauben aufgedrungen zu werden. Daher lautet kein einziges der mosaischen Gesetze und Vorschriften: du sollst glauben oder nicht glauben! sondern alle heißen: du sollst thun oder nicht thun!" Alle Befehle des göttlichen Gesetzes sind an den Willen, an die Thatkraft des Menschen gerichtet, sie sollen geübt aber nicht geglaubt werden. [2])

Natürlich hat das Judenthum, wenn keinen Glauben, auch keine Glaubensartikel, keine eigentlichen Symbole

---

[1]) Schr. III, 13 f. 319 f.

[2]) III, 321. vergl. Anhang Nr. 9.

des Glaubens. „Das jetzige Judenthum hat", schreibt Mendelssohn an den in der Blüthe der Jahre verstorbenen Wolf in Dessau,[1]) welcher wegen seiner 1782 herausgegebenen „Grundsätze der jüdischen Religion" von fanatischen Glaubensgenossen heftig angegriffen war, „eben so wenig wie das vormalige, keine eigentlichen Symbole des Glaubens. Es sind uns sehr wenig Grundsätze und Lehrmeinungen vorgeschrieben. Maimuni zählt derselben dreizehn,[2]) Albo nur drei, Niemand wird den Albo deswegen verketzern. Uns sind Gesetze, Gebräuche, Lebensregeln, Handlungen vorgeschrieben. In Ansehung der Lehrmeinungen sind wir frei. Wo die Meinungen der Rabbiner getheilt sind, kann jeder Jude, der ungelehrte sowohl als der gelehrte, diesem oder jenem beistimmen. . . . Der Geist des Judenthums ist Conformität in Handlungen und Freiheit in Absicht auf Lehrmeinungen; wenige Fundamentallehren ausgenommen, über welche alle unsere Lehrer sich vereinigt haben, und ohne welche die jüdische Religion schlechterdings nicht Statt haben kann."[3])

Mit den bisher betrachteten Grundsätzen, auf deren Kritik wir uns hier nicht einlassen wollen,[4]) bekannte sich Mendelssohn zu einem theologischen Rationalismus, wie ihn Leibniz und Reimarus aufgestellt hatten, und erzielte

---

[1]) Wolf wurde geb. 25. Tamus 1751 und starb 20. Elul 1784. 1779 gab er in Berlin einen Commentar auf Job, משך רבר, heraus, über den sich Mendelssohn sehr günstig aussprach. Vergl. Sammler, 1785, S. 43.

[2]) Diese dreizehn „Grundartikel" bearbeitete Mendelssohn in deutscher Sprache; wobei zu bemerken, daß er אני מאמין nicht durch „ich glaube," sondern durch „ich erkenne für wahr und gewiß" übersetzt. S. Anhang Nr. 63.

[3]) Schr. V, 602.

[4]) Wir verweisen auf die erwähnte Schrift, Moses Mendelssohn und die Denk- und Glaubensfreiheit im Judenthum.

die innigste Verbindung zwischen Religion und Philosophie. Er hatte unbedingte Denk- und Glaubensfreiheit, Sonderung des Staates von der Kirche proclamirt, das Judenthum als Religion negirt und der Welt deutlich bewiesen, daß das Judenthum keine Glaubensartikel habe.

Consequenter Weise stellte nun Mendelssohn als den eigentlichen Kern des Judenthums die von Gott geoffenbarten Gebote und Gesetze auf; mit der unbedingten Glaubensfreiheit verband er den strengsten Gehorsam gegen das Ceremonialgesetz.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Ceremonialgesetz.

Nach Mendelssohn's mehrfach ausgesprochenen Sätzen bildeten Gesetze und Vorschriften das eigentliche Wesen der Offenbarung. Diese Gesetze belegte er nach Vorgang des frommen Simeon Duran und besonders des hochverehrten Joseph Albo mit dem Namen Ceremonialgesetze. Nun hat freilich diese dem Heidenthum entlehnte, unpassende Bezeichnung für Gesetze göttlichen Ursprungs nicht wenig dazu beigetragen, Mendelssohn's Religionssystem in einem anderen Sinne aufzufassen, als es in Wirklichkeit geschehen sollte. Glaubensfreiheit auf der einen und Ceremonien auf der andern Seite: also besteht, so dachte man, das ganze Judenthum aus nichts als Ceremonien!

Ganz anders der Verfasser des „Jerusalem".

Um die reinen von aller Abgötterei entfernten Begriffe der natürlichen Religion bei der jüdischen Nation durch fortdauernde Zeichen zu erhalten, gab Gott den aus ägyptischer Sclaverei Geführten das Ceremonialgesetz, um sie

„zu Handlungen zu treiben und zum Nachdenken zu veranlassen", gleichsam als ein Band, welches Handlungen mit Betrachtungen, Lehre mit Leben stets verbinden sollte.[1] Das Ceremonialgesetz ist, wie Mendelssohn sich ausdrückt, „eine lebendige, Geist und Herz erquickende Art von Schrift, welche bedeutungsvoll ist, gediegenen tiefen Sinn hat, und mit der speculativen Erkenntniß der Religion und der Sittenlehre in genauester Verbindung steht." Weil es zwischen Schule und Lehrer, Forscher und Unterweiser, persönlichen Umgang, gesellige Verbindung veranlassen und zum mündlichen Unterricht führen sollte, deshalb waren der geschriebenen Gesetze anfangs nur wenige; das ungeschriebene Gesetz, die mündliche Ueberlieferung sollte erklären, erweitern, näher bestimmen, was in dem geschriebenen Gesetze absichtlich unbestimmt geblieben ist. In allen öffentlichen und Privatverhandlungen, an allen Thoren und Thürpfosten, wohin der Mensch Auge und Ohr wandte, sollte er Gelegenheit zum Forschen und Nachdenken über den Geist der Gesetze finden. Leben und Lehre, Weisheit und Thätigkeit, Speculation und Umgang sollten auf das Innigste verknüpft und unzertrennlich sein, stets Hand in Hand gehen.[2]

Waren die Ceremonialgesetze nur für die jüdische Nation gegeben, so wurde die Befolgung derselben auch nur von denjenigen gefordert, die in den mosaischen Gesetzen geboren sind. Alle übrigen Völker sollen sich an das Gesetz der Natur halten und Tugend üben, um glückselig zu werden, dem jüdischen Volke aber ist es nicht erlaubt, seine Seligkeit auf einem andern als dem von Gott vorgeschriebenen Wege zu suchen. „Nunmehr muß dieses Volk alle Schmach, Unterdrückung, Verspottung und Verfolgung, die es auf diesem Wege antrifft, mit Geduld und Erge-

[1] Schr. III, 167, 350. [2] III, 324, 340.

benheit in den göttlichen Willen ertragen, ohne einen Schritt breit davon zu weichen. Alle anderen Völker können ihre Gesetze nach Zeit, Umständen, Bedürfnissen und Annehmlichkeiten abändern; mir aber hat der Schöpfer selbst Gesetze vorgeschrieben; sollte ich, schwaches Geschöpf, mich erdreisten, nach meinem Dünkel diese göttlichen Gesetze abzuändern?" [1])

„Wir wissen aber zum Theil ihren Nutzen nicht mehr? Ganz recht. Wo hat aber der Gesetzgeber erklärt, daß sie nicht länger verbindlich sein sollen, als uns ihr Nutzen bekannt sein wird? Und ohne diese Erklärung, welcher Sterbliche ist verwegen genug, ihrer Gültigkeit Grenzen zu setzen? Menschliche Gesetze können von Menschen nach Zeit und Umständen abgeändert werden, aber die göttlichen bleiben unverändert, bis eine völlige Ueberzeugung da ist, daß Gott ihre Abänderung bekannt gemacht habe." [2])

Die Ceremonialgesetze sollten für alle Zeiten um alle im Judenthume Geborenen ein unauflösbares Band der Vereinigung werden. Ihre Nothwendigkeit als Band der Vereinigung hört nicht auf, wenn auch ihre ursprüngliche Bedeutung als Schriftart oder Zeichensprache ihren Nutzen verloren hätte, und diese Vereinigung selbst wird in dem Plane der Vorsehung nach Mendelssohn's Meinung so lange erhalten werden müssen, so lange nach Polytheismus, Anthropomorphismus und religiöse Usurpation den Erdball beherrschen. „So lange diese Plagegeister der Vernunft vereinigt sind, müssen auch die ächten Theisten eine Art von Verbindung unter sich stattfinden lassen, wenn jene nicht Alles unter den Fuß bringen solle. Und worin soll diese Verbindung bestehen? In Grundsätzen und Meinungen? Da haben wir Glaubensartikel, Symbole, Formeln,

[1]) Schr. III, 145, 156. [2]) III, 166.

die Vernunft in Fesseln. Also Handlungen, und zwar bedeutende Handlungen: d. i. Ceremonien." [1])

„Was das göttliche Gesetz gebietet, kann die nicht minder göttliche Vernunft nicht aufheben," [2]) lautet der Bescheid, welchen Mendelssohn Allen gibt, die mit ihren Vernünfteleien die Juden vom Gesetze losmachen und das ganze Convolut bei Seite schieben wollen. „In der That sehe ich nicht, wie Diejenigen, die in dem Hause Jacob's geboren sind, sich auf irgend eine gewissenhafte Weise vom Gesetze entledigen können. Es ist uns erlaubt, über das Gesetz nachzudenken, seinen Geist zu erforschen, hier und da, wo der Gesetzgeber keinen Grund angegeben, einen Grund zu vermuthen, der vielleicht an Zeit und Ort und Umstände gebunden gewesen, vielleicht mit Zeit und Ort und Umständen verändert werden kann — wenn es dem allerhöchsten Gesetzgeber gefallen wird, uns seinen Willen darüber zu erkennen zu geben; so laut, so öffentlich, so über alle Zweifel und Bedenklichkeiten hinweg zu erkennen zu geben, als Er das Gesetz selbst gegeben hat. So lange Dieses nicht geschieht, so lange wir keine so authentische Befreiung vom Gesetze aufzuweisen haben, kann uns unsere Vernünftelei nicht von dem strengen Gehorsam befreien, den wir dem Gesetze schuldig sind, und die Ehrfurcht vor Gott zieht eine Grenze zwischen Speculation und Ausübung, die kein Gewissenhafter überschreiten darf." [3])

Er lebte der Hoffnung, daß diese Grenze zwischen Speculation und Ausübung, zwischen Glauben und Wissen nie würde überschritten und gewaltsam verrückt werden, und ertheilte den Nachkommen des Hauses Jacob's den weisen Rath: „Schicket Euch in die Sitten und in die Verfassung des Landes, in welches Ihr versetzt seid; aber haltet auch standhaft bei der Religion Eurer Väter. Traget

[1]) Schr. V, 669. [2]) III, 352. [3]) III, 356, 157, 166.

beider Lasten, so gut Ihr könnet! Man erschweret Euch zwar von der einen Seite die Bürde des bürgerlichen Lebens, um der Religion willen, der Ihr treu bleibt, und von der andern Seite macht das Klima und die Zeiten die Beobachtung Eurer Religionsgesetze in mancher Betrachtung lästiger als sie sind. Haltet nichts destoweniger aus, stehet unerschüttert auf dem Standorte, den Euch die Vorsehung angewiesen, und lasset Alles über Euch ergehen, wie Euch Euer Gesetzgeber lange vorher verkündiget hat.“ „Schwach und kurzsichtig ist des Menschen Auge! Wer kann sagen: Ich bin in das Heiligthum Gottes gekommen, habe das System seiner Absichten ganz durchschauet, und weiß ihnen Maaß und Ziel und Grenze zu bestimmen? Ich kann vermuthen, aber nicht entscheiden, aber nicht nach meiner Vermuthung handeln.“ [1])

Das in Kürze Mendelssohn's Ansichten über das Ceremonialgesetz, welche mit seinem Religionssystem ein harmonisches Ganze bilden. Aufs gewissenhafteste lebte er selbst den Ceremonialgesetzen gemäß, nicht etwa, weil er, wie das häufig behauptet wurde, den Juden kein Aergerniß geben, ihnen durch sein Beispiel das altväterliche Erbtheil nicht entziehen wollte: seine Religiosität entsprang aus innerer Ueberzeugung, aus dem tiefsten innigsten Gefühl. Er wie sein Freund Lessing hatten neben dem Rationalismus den fruchtbaren Gedanken erfaßt, daß die Religion nicht Sache des Verstandes, sondern des Herzens und Gefühls sei; er huldigte der Vernunftreligion, war mit dem Verstande Philosoph, im Gefühle, im Herzen aber und im Leben streng religiöser Jude. „Seine ächte Religiosität füllte oft seine Augen mit Thränen, die er nicht verbarg, besonders wenn er seinen Freunden Psalmen vorlas, und sein

[1]) Schr. III, 355 f.

Antlitz ward glänzend heiter, wenn sie auch bei ihnen Rührung hervorbrachten.“ [1])

Die Vermittlung zwischen Synagoge und Staat hat Mendelssohn an sich selbst in herrlicher Weise verwirklicht.

Mit einer hohen Achtung, mit dem Gefühle der Heiligkeit leuchtete er seinen jüdischen und christlichen Mitbürgern voran, er war der erste deutsche Jude, welcher Wissenschaft mit Judenthum aufs engste verbunden und gezeigt hat, daß man in unverbrüchlicher Treue, ohne Ostentation und Prahlerei, Jude sein, und sich dennoch an den wissenschaftlichen und Cultur-Bestrebungen der Zeit und des Jahrhunderts betheiligen könne.

Was ist natürlicher, als daß ein Mann mit solchen Principien, ein Mann mit ächter Religiosität und wahrer Bildung, auch die Tugend besaß, ohne welche weder Religion noch Bildung bestehen können! Mendelssohn war tolerant und empfahl bei jeder Gelegenheit, so oft er nur konnte, in Religion wie in Politik, Toleranz und Duldsamkeit.

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Toleranz, nicht Glaubensvereinigung.

Toleranz ist der Culminationspunkt, auf den Mendelssohn's Religionsprincip eigentlich ausläuft; sie ist die nothwendige Folge der Gewissensfreiheit.

Flehentlichst bat er seine Mitmenschen, am Schlusse des „Jerusalem“, den Juden nicht zu verargen, das zu thun, was der Stifter ihrer Religion selbst gethan und

[1]) Friedländer, Moses Mendelssohn. Fragmente von ihm und über ihn (Berlin 1819), 17.

durch sein Ansehen bewährt hat. „Ihr solltet glauben, uns nicht bürgerlich wieder lieben, Euch mit uns nicht bürgerlich vereinigen zu können, so lange wir uns durch das Ceremonialgesetz äußerlich unterscheiden, nicht mit Euch essen, nicht von Euch heirathen, das, so viel wir einsehen können, der Stifter Eurer Religion selbst weder gethan, noch uns erlaubt haben würde? Wenn dieses, wie wir von christlich gesinnten Männern nicht vermuthen können, Eure wahre Gesinnung sein und bleiben sollte; wenn die bürgerliche Vereinigung unter keiner andern Bedingung zu erhalten, als wenn wir von dem Gesetze abweichen, das wir für uns für verbindlich halten, so thut es uns herzlich leid, was wir zu erklären für nöthig erachten; so müssen wir lieber auf bürgerliche Vereinigung Verzicht thun; so mag der Menschenfreund Dohm vergebens geschrieben haben und Alles in dem leidlichen Zustande bleiben, in welchem es jetzt ist, oder in welchen es Eure Menschenliebe zu versetzen für gut findet. Es steht nicht bei uns, hierin nachzugeben, aber es steht bei uns, wenn wir rechtschaffen sind, Euch dennoch brüderlich zu lieben, und brüderlich zu flehen, unsere Lasten, so viel Ihr könnet, erträglich zu machen. Betrachtet uns, wo nicht als Brüder und Mitbürger, doch wenigstens als Mitmenschen und Miteinwohner des Landes. Zeiget uns Wege und gebet uns Mittel an die Hand, wie wie bessere Miteinwohner werden können, und lasset uns, so viel es Zeit und Umstände erlauben, die Rechte der Menschheit mit genießen. Von dem Gesetze können wir mit gutem Gewissen nicht weichen, und was nützen Euch Mitbürger ohne Gewissen?“ [1])

Mendelssohn wollte Toleranz, begehrte bürgerliche Gleichstellung, staatliche Rechte, als Mensch, als Weltbürger, aber er wollte um keinen Preis sein Judenthum in den Kauf geben.

---

[1]) Schr. III, 357.

„Großen Dank für alle Toleranz, wenn man dabei noch immer an Glaubensvereinigung denkt!“ ruft er seinem Freunde Homberg zu;[1]) so lange noch das Vereinigungssystem im Hinterhalte lauerte, schien ihm diese Toleranzgleißnerei noch gefährlicher als offene Verfolgung. So lange noch dieser verkehrte Weg zur Bruderliebe und Bruderduldung eingeschlagen wird und man die Juden durch Sanftmuth und Schmeicheleien ihren Gesetzen abwendig machen will, ist es höchst nöthig, daß sich „das kleine Häuflein derer, welche nicht bekehren und nicht bekehrt sein wollen, eng zusammen dränge und fest aneinander schließe.“[2])

Mit Worten prophetischen Geistes wendete sich Mendelssohn zum Schlusse des „Jerusalem“ an die Regenten der Erde. „Wenn es einem unbedeutenden Mitbewohner vergönnt ist, seine Stimme bis zu Euch zu erheben, trauet den Räthen nicht, die Euch mit glatten Worten zu einem so schädlichen Beginnen, wie die Glaubensvereinigung ist, verleiten wollen. Sie sind entweder selbst verblendet und sehen den Feind der Menschheit nicht, der im Hinterhalte lauert, oder suchen Euch zu verblenden. Es ist gethan um unser edelstes Kleinod, um die Freiheit zu denken, wenn Ihr ihnen Gehör gebet! Um Eurer und unserer Aller Glückseligkeit willen, Glaubensvereinigung ist nicht Toleranz, ist der wahren Duldung gerade entgegen! Bahnet einer glücklichen Nachkommenschaft wenigstens den Weg zu jener Höhe der Cultur, zu jener allgemeinen Menschenduldung, nach welcher die Vernunft noch immer vergebens seufzet. Lasset Niemanden in Euren Staaten Herzenskündiger und Gedankenrichter sein, Niemanden ein Recht sich anmaßen, das der Allwissende sich allein vorbehalten hat.“[3])

Es thut von Zeit zu Zeit Noth, auf solche erhabene Worte wieder hinzuweisen. Solche Worte müssen alle Die-

---

1) Schr. V, 671. 2) V, 677. 3) III, 361.

jenigen mit wahrem Schauder erfaſſen, welche ſich der hehren Tugend der Toleranz ganz und gar entſchlagen. Es thut unſerer Zeit ganz beſonders Noth, ihr ins Gedächtniß zurückzurufen, daß Mendelsſohn als ſtreng religiöſer Jude die Hochachtung Aller hauptſächlich deshalb genoß, weil er Toleranz gegen Andersglaubende und Andersdenkende im weiteſten Sinne übte.

In Abſicht auf ſich dogmatiſch im ſtrengſten Verſtande, hatte er, was ihn betraf, in den wichtigſten Punkten Partei ergriffen, aber eben ſo ſkeptiſch verhielt er ſich, wenn er ſeinen Nebenmenſchen beurtheilen ſollte.[1] Er räumte einem Jedem daſſelbe Recht ein, das er ſich ſelber anmaßte, und war nach den Worten des Dichters:

„Streng gegen ſich, nachſichtig gegen Andere.“

Niemand ſuchte er für ſeine Anſicht zu gewinnen, Niemand verachtete er, weil er nicht ſo dachte und handelte wie er, inquiſitoriſches Ketzergericht war ihm ein Gräuel, und Perſonen, mit denen er ſich über Wahrheiten der Religion nie vereinen konnte, waren dennoch ſeine beſten Freunde. „O, wer dieſe Erfahrung in ſeinem Leben gehabt hat, und noch intolerant ſein, noch ſeinen Nächſten haſſen kann, weil er in Religionsſachen nicht denkt oder ſich nicht ſo ausdrückt, wie er, den möchte ich nie zum Freunde haben, denn er hat alle Menſchheit ausgeſogen!“[2]

---

[1] Schr. III, 69, 168. [2] III, 291.

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Urtheile über „Jerusalem“.

Mendelssohn's „Jerusalem“ darf als eine Verherrlichung des Judenthums betrachtet werden. Die darin niedergelegten Bekenntnisse hatten sich schon deshalb nicht allein des allgemeinen ungetheilten Beifalls nicht zu erfreuen, sondern wurden mehr noch als die „Vorrede“ zur „Rettung“ vielfach angefeindet und mit den unwürdigsten Waffen bekämpft. Mendelssohn wußte im Voraus, daß er es keiner Partei zu Sinne gemacht und nur sehr Wenige zufrieden gestellt habe. Er hatte so mancherlei in damaliger Zeit herrschenden Vorurtheilen und falschen Voraussetzungen so geradezu widersprochen, daß er auf Angriffe von allen Seiten gefaßt sein mußte. Die Geistlichkeit, deren Besoldung er nach jüdischer Anschauung sogar in Frage gestellt,[1] konnte mit seinen Grundsätzen ebenso wenig zufrieden sein, als die weltliche Obrigkeit, und seine Begriffe vom Judenthum waren ebenso wenig für Orthodoxe wie für Heterodoxe. Und nun gar die Consequenzen, in denen das Christenthum[2] davon kam! Er machte sich, wie er seinem Freunde Homberg schrieb, Rechnung darauf,

---

[1] Schr. III, 284; V, 592.

[2] Mendelssohn's Ansichten über das Christenthum, welche er besonders in seinen „Betrachtungen über Bonnet's Palingenesie“ entwickelt, lassen sich aus den gewonnenen Resultaten leicht construiren. Er hatte seinem eigenen Geständnisse nach nichts Neues wider dasselbe vorzubringen, das nicht schon von Juden und Naturalisten unzählige Male gesagt und wiederholt ist, und er wollte sich überhaupt nicht gegen eine Religion auslassen, von der so viele seiner Nebenmenschen Zufriedenheit in diesem Leben und unbegrenztes Glück nach demselben erwarten. (Schr. III, 310.) Seine Schrift über die christliche Religion, vielleicht die Betrachtung, welche im November 1771 im Manuscript vorlag, „niemals aus seinen Händen zu geben“ war sein fester Vorsatz. (Anh. 10a.)

die mehrſten Gemüther wider ſich eingenommen zu finden, und faßte daher den Entſchluß, ſich alle ſchriftlichen ſowohl als mündlichen Privaterörterungen höflichſt zu verbitten und jeden, der ihm einen Einwurf machen würde, auf den Druck zu verweiſen. Ihm lag daran, die Streitpunkte mehr in öffentliche Unterſuchung vor das Publikum zu bringen. So oft ſelbſt ſeine beſten Freunde ihm ihre Zweifel mündlich zu erkennen gaben, erhielten ſie keine andere Antwort als „laſſen Sie drucken.“

Kein durchlauchtiges, hochehrwürdiges oder hochgelehrtes Urtheil über „Jeruſalem“ konnte ihn ſonderlich befremden. „Der Fürſt, der ſich beim Friſiren ſo Etwas vorleſen läßt“, meinte er, „muß dem vorleſenden Abt die Schrift aus der Hand nehmen und ſprechen: Mendelsſohn iſt ein Schwätzer. Ein Leipziger Profeſſor hat geſagt: Mendelsſohn iſt in dem erſten Abſchnitte ein Sophiſt und in dem zweiten Stockjude. Zu Wittenberg ſoll Jemand geurtheilt haben, er ſei Sacrilege und Naturaliſt: alles dieſes ihm nicht unerwartet.“ [1]) Selbſt Kaiſer Joſeph hielt ihn in Folge des „Jeruſalem“ für einen Naturaliſten. Als dieſer den durch ſeine mannigfachen Schickſale, vorzüglich durch ſein Wirken als Geiſtlicher und Freimaurer bekannten Feßler zum Cenſor in Galizien ernannte und ihm die Beförderung der Cultur unter den Juden ans Herz legte, machte Feßler den Vorſchlag, den Raſchi-Commentar zu ſtreichen.

„Wie, wenn ich ihnen dieſen Raſchi ſtreiche und ſtatt deſſen Moſes Mendelsſohn's Ueberſetzung beizudrucken befehle?“

„Nein, nein“, erwiderte der Kaiſer, „das geht nicht. Mendelsſohn war ein Naturaliſt, und ich will nicht, daß meine Juden Naturaliſten werden.“ [2])

[1]) Schr. V, 676.

[2]) Feßler, Rückblicke auf ſeine ſiebenzigjährige Pilgerſchaft (Breslau 1824), 204.

Indeſſen hatte Mendelsſohn doch die Freude, daß ſich einige der hellſten Köpfe und beſten Menſchen in den wichtigſten Behauptungen völlig für ihn erklärten.

Kant bewunderte Jeruſalem „wie ein unwiderlegbares Buch“ [1]) und gab dem Verfaſſer ſeinen Beifall in einem Privatbriefe deutlich zu erkennen. „Herr Friedländer wird Ihnen ſagen“, ſchrieb er ihm am 18. Auguſt 1783, „mit welcher Bewunderung der Scharfſinnigkeit, Feinheit und Klugheit ich Ihren Jeruſalem geleſen habe. Ich halte dieſes Buch für die Verkündigung einer großen, obzwar langſam bevorſtehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein Ihre Nation, ſondern auch andere treffen wird. Sie haben Ihre Religion mit einem ſolchen Grade von Gewiſſensfreiheit zu vereinigen gewußt, die man ihr gar nicht zugetraut hätte und dergleichen ſich keine andere rühmen kann. Sie haben zugleich die Nothwendigkeit einer unbeſchränkten Gewiſſensfreiheit zu jeder Religion ſo gründlich und ſo hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unſerer Seits darauf wird denken müſſen, wie ſie Alles, was das Gewiſſen beläſtigen und drücken kann, von der ihrigen abſondern, welches endlich die Menſchen in Anſehung der weſentlichen Religionspunkte vereinigen muß; denn alle das Gewiſſen beläſtigende Religionsſätze kommen uns von der Geſchichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht.“ [2])

Hennings, der alle Erſcheinungen Mendelsſohn's mit Gier verſchlang, meinte, der „Jeruſalem“ ſei aus dem Feuerſtrom geſchöpft, in den ſich ehemals ſeine eigene Seele hinabſtürzte; er ſchöpfte aber bloß Wärme, was Mendelsſohn herausgenommen habe, ſei ganz Licht. [3])

---

[1]) Jacobi's Werke IV, 3, 142.

[2]) Kant's ſämmtliche Werke, herausgegeben von Roſenkranz und Schubert (Leipzig 1842), XI, 1, 17.

[3]) Erinnerung an Dresden. (Hdſchr.)

Der junge schwärmerische Wizemann, der sich, wie wir später sehen, in so unwürdiger Weise gegen Mendelssohn benahm, mußte „Jerusalem" Gerechtigkeit widerfahren lassen und einräumen, daß der zweite Theil vortreffliche Ideen enthalte. Ihm war es freilich nicht denkbar, wie ein Mann das Judenthum so rein darstellen und das Christenthum läugnen könne.[1])

Auch Herder hielt mit seinem Urtheile nicht zurück. „An Ihrem „Jerusalem"", schreibt er ihm am 4. Mai 1784, bei Uebersendung seiner „Philosophie der Geschichte", „habe ich mit Geist und Herz viel Antheil genommen und Sie über die mancherlei Chikane beklagt, die man hie und da dagegen erhoben. Aber, lieber Mendelssohn, rechnen Sie nicht mit zwei ungleichen Größen? Den Staat setzen Sie so vollkommen, als er sein sollte und — wo ist? und zu einem solchen fügen Sie die Kirche. Ich gebe es zu, auch nach Ihren reinen Grundsätzen; so lange aber jener, wie Sie selbst nicht läugnen, mit der äußersten Unvollkommenheit behaftet ist, so lange wird auch sein pflegbefohlenes Kind, als corpus betrachtet, an seinen ungesunden Säften Antheil nehmen. Und da mag's immer noch gut sein, wenn dieses einigen Halt für sich hat und nicht ganz von seiner Nahrung abhängt. Im Jerusalem droben oder im zukünftigen — freilich da wird Niemand an Ihrer Theorie zweifeln."[2])

Die Urtheile solcher Denker wie Kant, Herder und Garve boten Mendelssohn reichen Ersatz für alle „schale Kritik und alles noch schalere Lob, womit die gewöhnlichen Recensenten die arme Broschüre verfolgten."[3])

Die Meisten, welche über oder gegen die „arme Broschüre" schrieben oder sie zu widerlegen suchten, traten mit

[1]) Von der Goltz, Thomas Wizemann (Gotha 1859), II, 55.
[2]) Anhang Nr. 49. [3]) Schr. V, 616.

ihren süßlichen Wünschen und frommen Bekehrungsversuchen hervor und knüpften mehr oder weniger an die Lavater'sche Herausforderung an; nur sehr wenige ließen alle Persönlichkeit aus dem Spiel und hielten sich streng an die Sache.

Der Berliner Prediger Zöllner, ein mehrjähriger Bekannter Mendelssohn's, schrieb ein ganzes Buch über „Jerusalem“,[1] in welchem, wie Garve gegen Weisse äußerte, „mehrere Sätze nicht immer sehr bündig vertheidigt werden.“[2] Ein noch weitläufigeres Produkt über dieses Werk schickte der Berliner Uhle in die Welt[3], und ein Dritter trat dagegen mit dem pomphaften Titel „Offenbarung, Judenthum und Christenthum“[4] in die Schranken.

Am meisten Aufsehen erregten die durch „Jerusalem“ hervorgerufenen „Philosophischen Betrachtungen über Theologie und Religion überhaupt und über die jüdische insonderheit.“[5] Die Berliner Juden waren so begierig, dieses Schriftchen zu lesen, daß sie es sich einander in der Synagoge zusteckten.[6]

Gelegentlich schaffte sich auch der Judenhaß des theologischen Ritters Michaelis wieder Luft. Mendelssohn stellte nämlich im ersten Theil des „Jerusalem“ den Grundsatz auf, daß alles Beschwören von Lehrmeinungen unzulässig sei, und wandte sich hauptsächlich gegen die Bischöfe und Geistliche der anglicanischen Hochkirche, welche vor Antritt ihres Amtes die neun und dreißig sogenannten Glaubens-

---

[1] Ueber Moses Mendelssohn's Jerusalem. Berlin, Maurer, 1784.

[2] Briefe von Garve an Weisse (Berlin 1808), I, 184.

[3] Ueber Herrn Moses Mendelssohn's Jerusalem, politisch religiöse Macht, Judenthum und Christenthum. Berlin und Leipzig. Im Jahre 1784.

[4] Berlin, Nicolai, 1785.

[5] Frankfurt und Leipzig, 1784.

[6] Hamburger Correspondent, 1786, Nr. 24.

artikel beschwören mußten. In Folge dieser Behauptung warf ihm der Ritter „einen Zank an den Hals, der ihm in mancher Betrachtung gar hämisch angelegt zu sein schien." [1]) Er machte ihm ohne Weiteres den Vorwurf, alle englischen Bischöfe als Meineidige gebrandmarkt zu haben, und beschuldigte in der Recension, wie bei allen Gelegenheiten, die jüdische Nation der abscheulichsten Grundsätze in Absicht auf die Eide. „Gewisse Götting'sche Gelehrte scheinen von jeher mit gemeinen Vorurtheilen wider die Juden eingenommen zu sein", schreibt Mendelssohn in seiner trefflichen Vertheidigung in der „Berlinischen Monatsschrift" „Ueber die neun und dreißig Artikel der englischen Kirche und deren Beschwörung", in welcher er nicht läugnet, „Mißbrauch und Geringschätzung der feierlichsten Betheurung den Bischöfen des Oberhauses, die selbst am Ruder sitzen, vorgeworfen zu haben." [2])

Niemand aber hat „Jerusalem" so anhaltend beschäftigt, als den nordischen Lavater Hamann. Mit tiefem Seelengroll blickte der Mystiker auf dieses Glaubens- und Denkfreiheit beanspruchende Werk. „Mendelssohn's „Jerusalem" habe ich fast dreimal durchgelesen", schreibt er am 4. August 1783 an Herder, „und weiß immer weniger, was er sagen will. Es ist mir zwar lieb, daß er ein Jude ist, aber ich verdenke es ihm noch mehr, einer zu sein." [3]) Auf das Verständniß kam es einem Hamann nun eben nicht an. Pour la rareté du fait, wie er sich ausdrückt, schrieb er in einer Zeit, „wo er von Geschwüren und Ausschlägen und bei dem Mangel jeder Bewegung von einem sehr starken Appetit gequält wurde", seinen „Golgatha und Scheblimini", eine kleine, drei bis vier Bogen umfassende Schrift, mit welcher er den Juden bekämpfen und vernichten

[1]) Schr. V, 706. [2]) Schr. III, 374—385.
[3]) Hamann's Schriften, VI, 350.

wollte. Wie entſetzlich ſauer wurde ihm das Produkt! Nachdem er ein ganzes Jahr daran gearbeitet, über ein Buch Papier verſchmiert und immer gegen Verſtopfung und Durchfall der Gedanken und des Stils zu kämpfen hatte",[1] war er endlich Anfangs Mai 1784 im Stande, das Schriftchen, „deſſen Ende auszuglätten und zu vollenden er überdrüſſig wurde", dem Drucke zu übergeben. Hamann trieb mit ſeinem alten Freunde ein ſchmähliches Spiel und übte gegen ihn die fraudulenteſte Pietät. Sein „Scheblimini" wimmelt von Gehäſſigkeiten der gemeinſten Art, und mit der größten Kaltblütigkeit ſchleudert er ſeine giftigen Pfeile gegen den für Wahrheit und Freiheit kämpfenden Juden: er nennt ihn einen Heuchler und Lügner und ſtempelt ihn ſchlechtweg zum Atheiſten.

Der ſo hochgeprieſene, aber bei aller chriſtlichen Selbſtdemüthigung hochmüthige, geiſtig-zügelloſe, hetzende und eifernde Hamann, wie ein geiſtreicher Theologe ihn ſo treffend bezeichnet,[2] hatte einen ſeiner würdigen Kampfgenoſſen gefunden. Ein anderer Prediger hatte ſich aufgeworfen, der das Ding noch gröber gemacht als jener in der Wüſte. „Der bekannte oder wie in einem Briefe an Herder er genannt wird, der berüchtigte Sirach für Jedermann, Schulz, hat eine philoſophiſche Betrachtung zum Beſten des Atheismus geſchrieben", meldet Hamann ſeinem Buſenfreunde Jacobi, „und der Israelit hat ſeinen Wunſch erreicht, wie ich meinen —; jener, einen beſtimmten und mit zureichendem Grunde ausgerüſteten Gegner gefunden zu haben; ich, abgelöſt zu ſein und einen müßigen Zuſchauer abgeben zu können."[3]

Hatte Hamann Mendelsſohn des Atheismus beſchul-

---

[1] Hamann's Schriften VII, 132.

[2] Schwarz, Leſſing als Theologe (Halle 1855), 9.

[3] Hamann's Briefwechſel mit Jacobi. Herausg. von Roth, 18.

digt, so griff ihn Schulz von der entgegengesetzten Seite an. Er machte ihm, wie dieses auch von dem theologischen Ritter geschah, [1]) den Vorwurf, daß er im „Jerusalem" ein gar zu orthodoxer Jude, ja sogar ein Rabbinite sei. Mendelssohn stand so zwischen zwei Gegnern und befand sich in einer sonderbaren Verlegenheit; er war in der That kein Gegner des Rabbinismus.

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Rabbinismus.

Das gewönliche Loos aller derjenigen, welche eine bedeutende That vollbracht und eine neue Bahn gebrochen haben, war von jeher, von ihren Zeitgenossen verkannt zu werden, und Niemand hätte über solche Verkennung gegründetere Klagen zu führen als Mendelssohn. Weil die ganze Entwicklung, welche die Juden in geistiger und bürgerlicher Beziehung genommen, von ihm ausging, und jede Partei, die im Judenthume sich gebildet, an ihn sich anlehnte, so erkor jede ihn zu ihrem Hort und beurtheilte ihn von dem Standpunkte aus, den sie selbst einnahm. Mendelssohn hat, ohne es zu wollen, der klaren und lichtvollen Darstellung seiner Ideen zum Trotz, die heillose Verwirrung angerichtet, daß sein Jerusalem, statt feste Grundsätze und sichere Ansichten vom Judenthume unter seinen Bekennern zu verbreiten, Confusion herbeigeführt; „Jerusalem" wurde der Tummelplatz der Parteien; für individuelle Auffassung war hier der weiteste Spielraum eröffnet.

---

[1]) Michaelis, Orientalische Bibliothek, No. 326, S. 296.

Am meisten zur Verkennung des Meisters trugen die Männer bei, welche sich seine unmittelbaren Schüler nannten, deren Thun und Treiben nicht in seinem Sinne war und mit seinen Grundsätzen nicht übereinstimmte.

Weil die Schüler gegen Talmud und Rabbinismus zu Felde zogen, pflegte man auch Mendelssohn für einen Gegner des Rabbinismus und für einen Feind des Rabbinenthums zu halten. Er war aber weder das eine noch das andere. Sein Standpunkt in seinen in hebräischer Sprache abgefaßten Schriften ist durch und durch rabbinisch. Seine Einleitungen in den Pentateuch und in Koheleth sind so ganz und gar rabbinisch, daß sie den bedeutendsten talmudischen Autoritäten der Zeit zur Freude gereichten, trotzdem er sich in der einen auf des freisinnigen Eichhorn „Einleitung in das Alte Testament" beruft und in der andern nicht verschweigt, „das Gute, das er in den Commentarien der christlichen Schriftsteller gefunden, als Hebe vor Gott herausgehoben zu haben." Dem Talmud und dessen Auslegern zollte er sein Lebelang die größte Hochachtung,[1]) hielt die Beschäftigung mit jenem wunderbaren Geistesmonument für würdig und nutzbringend und ließ seine eigenen Kinder darin unterrichten. Aber die alte polnische Lehrweise des Talmuds suchte er zu verdrängen, und wer möchte ihm dieserhalb einen Vorwurf machen? „Es gehört wie Sie wissen", schreibt er 1783 an Homberg, „eine ganz besondere Art des Unterrichts dazu, an dieser Geistesübung Geschmack zu finden, und wiewohl wir beide diesen Unterricht selbst genossen haben, so kamen wir doch darin überein, daß Joseph lieber etwas stumpfsinniger bleibe, als daß man ihn in einer so unfruchtbaren Art des Witzes übe."[2])

[1]) Seine Aeußerungen über Talmud in der Recension über Rabe's Mischna im 122. Briefe, die neueste Literatur betr. Schr. IV, 2 134 ff.

[2]) Schr. V, 673.

Es war ein abgesagter Feind des Pilpuls, wie die polnische Disputirkunst genannt wird. Einst kam zu ihm ein Rabbi, da er eben Gesellschaft bei sich hatte, und forderte ihn auf, mit ihm zu disputiren. „Freund!" kam ihm Mendelssohn entgegen, „ich erkläre hiermit öffentlich, daß wir mit einander in Frieden leben, und dieser soll nicht verletzt werden."

Sein Widerwille gegen diese Art von Talmudstudium so wie seine Abneigung gegen das Kauderwelsch, dessen sich die Juden zu ihrer Umgangssprache bedienten, hing aufs innigste mit den Bestrebungen zusammen, welche er nie aus den Augen verlor, und auf welche wir schon häufig hingewiesen haben. Cultur und Bildung war das hohe Ziel, welches ihm beständig vorleuchtete; Cultur und Bildung wollte er unter den Juden verbreiten. Ignoranz und cynischer Schmutz sollten nicht mehr als ihre nothwendigen Begleiter angesehen werden, damit das heranwachsende Geschlecht sich die Achtung der Mitbürger erwerben und bürgerliche Rechte beanspruchen könne.

Will man Mendelssohn einen Reformator nennen, so kann es nur in Hinblick auf seine cultur-historischen Bestrebungen geschehen, in religiöser Beziehung stand er fest auf der Scholle die ihn erzeugt, und Neuerungen anzustreben, kam ihm nie in den Sinn; „seine Gemüthsart war nicht für die Neuerungen."[1] „Gerade dadurch, daß er als kein Reformator sich geberdete, gerade dadurch, daß er keine Reform anstrebte, gerade dadurch ist seine Bedeutung für die spätere Entwickelung des Judenthums eine so außerordentliche geworden."[2] Hiermit wollen wir keineswegs in Abrede stellen, daß er nicht die Abschaffung mancher Mißbräuche vom Herzen wünschte. Er läugnete es nicht,

[1] Schr. V, 513.

[2] Goldschmidt, Festrede bei der am 3. Januar 1861 vom Vereine für die jüdischen Interessen zu Leipzig veranstalteten Gedächtnißfeier Moses Mendelssohn's (Leipzig 1861), 14.

daß er bei seiner Religion menschliche Zusätze und Mißbräuche wahrgenommen, die leider! ihren Glanz nur zu sehr verdunkeln. Welcher Freund der Wahrheit kann sich rühmen, seine Religion von schädlichen Menschensatzungen frei gefunden zu haben? „Wir erkennen ihn Alle, diesen vergiftenden Hauch der Heuchelei und des Aberglaubens, so viel unserer sind, die wir die Wahrheit suchen, und wünschen, ihn ohne Nachtheil des Wahren und Guten abwischen zu können.“ [1]) „Unsere Bemühung sollte deshalb dahin gehen, die eingerissenen Mißbräuche abzuschaffen und den Ceremonien ächte, gediegene Bedeutung unterzulegen, die Schrift wieder leserlich und verständlich zu machen, die durch Heuchelei und Pfaffenlist unverständlich geworden ist.“ [2])

Behutsam und ängstlich wie er war, trug er wohlweislich Bedenken, auf Abschaffung mancher Mißbräuche und Vorurtheile zu dringen. „Ich freue mich“, schrieb er noch wenige Tage vor seinem Tode seiner theuern Sophie Becker, „mit jedem Religionsgebrauche, der nicht zu Intoleranz und Menschenhaß führt, freue mich, wie meine Kinder, mit jeder Ceremonie, die etwas Wahres und Gutes zum Grunde hat; suche das Unwahre so viel als möglich abzusondern, und schaffe nichts ab, bevor ich dessen gute Wirkung nicht durch etwas Besseres zu ersetzen im Stande bin.“ [3])

„Er, der tugendliebende Aufklärer, verfuhr mit Vorsicht und Behutsamkeit; er duldete lieber das Vorurtheil, als die mit ihm so fest verschlungene Wahrheit zugleich mitzuvertreiben.“ [4]) Vermittelst der Cultur sollte Aufklärung sich entwickeln und zur gehörigen Reife kommen. Aufklärung sollte der Cultur nicht voraneilen, um letztere nicht zu hemmen. „Wenn ich es auch in meiner Macht hätte, so würde ich mich gleichwohl sehr hüten, alle Vorurtheile mit einem einzigen Federstriche aufzudecken. Der Aufklärer,

[1]) Schr. III, 41. [2]) V, 669. [3]) V, 649. [4]) III, 402.

der nicht unbedachtsam zufahren und Schaden anrichten will, hat sorgfältig auf Zeit und Umstände zu sehen und den Vorhang nur in den Verhältnissen aufzuziehen, in welchen das Licht seinem Kranken heilsam sein kann. Die Zeloten haben Recht, wenn sie zuweilen die Folgen der Aufklärung für bedenklich halten. Der Trugschluß liegt bloß darin, daß sie Euch bereden wollen, den Fortgang derselben zu hemmen. Aufklärung hemmen ist in aller Betrachtung und unter allen Umständen weit verderblicher als die unzeitigste Aufklärung. Sie rathen also zu einem Mittel, das schädlicher ist als die Krankheit. Das Uebel, welches zufälliger Weise aus der Aufklärung entstehen kann, ist außerdem von der Beschaffenheit, daß es in der Folge sich selbst hebt. Lasset die Flamme nur recht auflodern, so wird sie den Rauch selbst verzehren, den sie hat aufsteigen lassen." [1])

Aufklärung war das Losungswort Mendelssohn's; er war der eigentliche Tonangeber in Berlin, dem wahren Sitze der Aufklärung. Noch in seinen letzten Lebensjahren war in der von Gedicke und Biester redigirten „Berliner Monatsschrift" ein Journal entstanden, das im weitesten Umfange die „Verbreitung nützlicher Aufklärung" und die „Verbannung verderblicher Irrthümer" sich zur Aufgabe gestellt hatte. „Von Mendelssohn wurde dieses Journal unterstützt; hier erschienen seine Aufsätze „Ueber Freiheit und Nothwendigkeit", „Ueber die Frage: was heißt aufklären?" „Soll man der einreißenden Schwärmerei durch Satyre oder durch äußerliche Verbindung entgegenarbeiten" u. A. [2]) Es hatte sich in Königsberg eine Gesellschaft hebräischer Literaturfreunde gebildet, welche den Grund zu dem für Aufklärung und Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter den Juden segensreich wirkenden „Sammler" legte. Von Mendels-

[1]) Anhang Nr. 38. [2]) Schr. III, 399—451.

ſohn's jüngeren Freunden David Friedländer und Euchel[1]) wurde ſie ins Leben gerufen und redigirt, von Mendelsſohn ſelbſt durch Beiträge gefördert; mit ſeinem Bildniſſe iſt auch der erſte Jahrgang der Zeitſchrift geſchmückt.

Aufklärung der religiöſen Idee, Aufklärung des Verſtandes, Aufklärung des politiſchen Bewußtſeins waren ſeine vornehmſten Beſtrebungen.

Als den Repräſentanten der deutſchen Aufklärungsphiloſophie wollen wir ihn nunmehr kennen lernen.

---

[1]) M.-ſ. ſein an Euchel ertheiltes Empfehlungsſchreiben Anhang Nr. 57.

Fünfzehntes Buch.

Philoſophie.

Achtundſechzigſtes Kapitel.

Der Wolfianer.

Die Leibniz-Wolfiſche Philoſophie, welche dem achtzehnten Jahrhundert bis auf Kant als Erbſchaft anheimgefallen war, haben wir als diejenige bezeichnet, in welcher Mendelsſohn ſich gebildet hatte. Wir wiſſen, daß er für Leibniz und Wolf die größte Verehrung hegte, die Lehren von den Monaden und der praeſtabilirten Harmonie für die einzig vernünftigen Hypotheſen in der Metaphyſik hielt, und daß er die Feſſeln der „Schule" auch dann noch nicht von ſich warf, als man vornehm und verächtlich auf dieſelbe herabblickte. „Ich freue mich", ſchreibt er ungefähr ein halbes Jahr vor ſeinem Tode an Profeſſor Schwab in Stuttgart, „in Deutſchland einen Philoſophen gefunden zu haben, der ſich nicht ſchämt, Wolfianer zu ſein. Den Schriften dieſes Weltweiſen habe ich meine erſte Bildung zur Philoſophie zu verdanken, daher ich eine Art von Vorliebe für ihn jederzeit behalte und mir ein Vergnügen machen werde, Alles zu retten, was aus ſeiner Feder gefloſſen iſt." [1])

[1]) Schr. V, 631.

Wolf ist auch in allen Theilen seiner Philosophie der Held, und die Verdienste dieses einst vielbewunderten Mannes hat er in wenigen Blättern anders anzuzeigen und zu würdigen gewußt, als der vielschreibende geistlose Gottsched in seinen dicken Quartanten. Der Hinneigung zu der Schule Wolf's schämte sich Mendelssohn so wenig, daß er nicht allein in Privatbriefen selbst an Gegner,[1] sondern noch in der Vorrede zu seinem letzten größern Werke offen und frei bekannte: „Ich weiß, daß meine Philosophie nicht mehr die Philosophie der Zeit ist. Die Meinige hat noch allzu sehr den Geruch jener Schule, in welcher ich mich gebildet habe.“[2]

Nichtsdestoweniger gab er sich ihr nie auf knechtische Weise hin. Er tadelte das „barbarische Gewäsch des alten Mannes“,[3] suchte die Mängel des Systems aufzudecken und die etwaigen Zweifel zu lösen. „Erinnern Sie sich noch“, schreibt er in einem der „Literaturbriefe“, „welch ein Buch von Widerlegungen wir fertig hatten, als wir den Wolf das erste Mal durchliefen?“[4] Je mehr er aber den vornehmsten Lehren der Wolfischen Philosophie anhing, mit desto größerer Begierde las er die Zweifel, die dawider gemacht wurden,[5] und beklagte um so tiefer den Verfall, in welchen bald nach dem Tode des Meisters auch das System und mit ihm die ganze Metaphysik in Deutschland gerieth. „Sorgen Sie nicht!“ beginnt Mendelssohn's erster Literaturbrief; „Sie sollen zeitig genug mit unseren neuern Weltweisen bekannt werden. Sie werden zeitig genug das traurige Schauspiel, eine Wissenschaft in ihrem Verfall erblicken; — und eine solche Wissenschaft, in welcher wir vor kurzem so wichtige Progressen gemacht, in welcher Deutschland die größten Männer aufzuweisen hatte; eine Wissen-

[1] Schr. V, 722. [2] II, 236. [3] V, 316.
[4] IV, 1, 504. [5] IV, 1, 532.

schaft, die dem unbestimmten Nationalcharakter der Deutschen etwas eigenthümliches zu geben schien. Die Königin der Wissenschaften, die sich sonst aus Herablassung ihre Magd nannte, ist jetzt, dem Wortverstande nach, zu den niedrigsten Mägden heruntergestoßen worden. Die arme Matrone! sagt Shaftesbury; man hat sie aus der großen Welt verbannt und auf die Schulen und Collegien verwiesen. Nunmehr hat sie auch diesen staubigen Winkel räumen müssen. Des Cartes hat die Scholastiker, Wolf den des Cartes, und die Verachtung aller Philosophie auch endlich den Wolf verdrängt. Der Schauplatz ist ledig." [1])

Mendelssohn schritt in jugendlicher Kraft rüstig vor, die Philosophie aus ihrer Gesunkenheit zu erheben und den Schauplatz wieder neu zu beleben.

In diesem Streben ging er über den Kreis der Schule hinaus. Er gehört zu den Wenigen seiner Zeit, welche in den fruchtbaren Geist der Leibnizischen Philosophie selbst eindrangen und das System sich in dem Grade zu eigen machten, daß sie es theils ergänzend weiterbilden, theils durch die Art der Behandlung ihm eine größere Verbreitung verschaffen konnten.

Nun war allerdings die Ergänzung, welche Mendelssohn der Leibnizischen Philosophie zu geben beabsichtigte, eine eigenthümliche und gewissermaßen unphilosophische. Seine Vorliebe für den Sensualismus, dessen Vertreter Locke und Shaftesbury in gleicher Weise wie Leibniz und Wolf von ihm verehrt wurden, führte ihn auf den Gedanken, Leibniz mit Locke und den Engländern überhaupt zu verbinden. [2]) Will man Mendelssohn wegen dieser synkretistischen Bestrebung der Oberflächlichkeit zeihen, so trifft der Vorwurf nicht allein ihn, sondern noch viele An-

[1]) Schr. IV, 1, 499.

2) Danzel, a. a. O. I, 350.

dere, denen ein wenigſtens eben ſo ehrenvoller Platz in den Compendien der Philoſophie eingeräumt wird, als unſerm Denker. Schon Wolf neigt ſich dem Senſualismus hin;[1]) Beauſobre und Merian bemühen ſich, Locke mit Leibniz auszugleichen, und ſelbſt Lambert, der an logiſchem Scharfſinn, an Strenge und Folgerichtigkeit des Denkens über alle gleichzeitigen Philoſophen hervorragt, hatte in ſeiner Architektonik den Einfall, das Fundament des Locke'ſchen mit dem des Leibnizi'ſchen Syſtems zu verbinden. Im Grunde war es Mendelsſohn weniger darum zu thun, die philoſophiſchen Principien der beiden Antagoniſten zu vermitteln, Senſualismus mit Idealismus in Verbindung zu ſetzen, als ſie gegenſeitig zu ergänzen; es kam ihm vielmehr darauf an, eine Einheit beider Gebiete zu gewinnen.

Glücklicher als in dieſem Vermittlungsverſuche war Mendelsſohn in dem Beſtreben, der Leibniz-Wolfiſchen Philoſophie weitere Verbreitung zu verſchaffen. Von den Formen der eigentlichen Scholaſtik machte er ſich frei und ſuchte die behandelten Probleme durch Anmuth der Darſtellung zu verjüngen; er wandte ſich an das größere Publikum und bemühte ſich, ihm die Reſultate der Speculation zugänglich und fruchtbar und für dieſen Zweck die Darſtellung rhetoriſch ſchön und anziehend zu machen. Es entſtand ſo die Popularphiloſophie, als deren vornehmſter Vertreter Mendelsſohn genannt wird.

Neunundſechzigſtes Kapitel.

Der Popularphiloſoph.

An den Namen Popularphiloſoph hat man ſeit dem Kant'ſchen Kriticismus eine verächtliche Nebenidee geknüpft.

---

[1]) Ritter, Geſchichte der Philoſophie, XII, 524.

Popularphiloſophen hießen bei den Anhängern der kritiſchen Schulen alle diejenigen, welche nicht bis zu den erſten Gründen der menſchlichen Erkenntniß hinaufſtiegen und ohne Tiefe und Gehalt dem gewöhnlichen Bewußtſein zu Munde redeten.

Popularphiloſoph in dieſem Sinne war Mendelsſohn nicht, und wenn er in verſchiedenen Compendien der Philoſophie mit Männern wie Cruſius, Engel, Nicolai und andern dieſes Schlages in eine Linie geſetzt wird, ſo beruht dieſer Irrthum auf der ganz äußerlichen Thatſache, daß er zu einigen von ihnen in freundſchaftlicher Beziehung geſtanden und ſogar an Engel's „Philoſoph für die Welt“ [1]) mitgearbeitet hat.

Einer flachen, alles Geiſtes beraubten und aller Speculation Hohn ſprechenden Philoſophie tritt Mendelsſohn auf das entſchiedenſte entgegen. Wie er kein Bedenken trägt, ſelbſt Wolf, den er wohl ſonſt den Großen nennt, über ſeine ſeichte Popularität Vorwürfe zu machen, ſo ſpricht ſich auch an vielen Stellen ſeiner Schriften ſeine Abneigung gegen die Popularphiloſophie aufs deutlichſte aus: „Man trägt ſich heutigen Tages“, ſagt er in ſeinem erſten Literaturbriefe, „mit der Grille, alle Wiſſenſchaften leicht und ad captum, wie man es zu nennen beliebt, vorzutragen. Dadurch glaubt man die Wahrheit unter den Menſchen auszubreiten und ſie wenigſtens nach allen Ausmeſſungen auszudehnen, wenn man ihren innern Werth nicht vermehren kann.... Mich dünkt aber, es ſei nichts ſo ſchädlich, als eben dieſer königliche Weg zu den Wiſſenſchaften, den man hat finden wollen.... Um die Beweiſe der angenommenen Sätze bekümmert man ſich wenig, weil

[1]) Engel's Philoſoph für die Welt (Berlin 1844), 1. Band: Proben rabbiniſcher Weisheit, S. 146 ff. (Schr. 436–443); Hylas und Phylonous, 101 ff.

man überzeugt ſein wollte; noch weniger aber dachte man an die Schwierigkeiten, die durch das beliebte Syſtem gehoben oder die mit demſelben verbunden ſind. Die Wahrheit ſelbſt ward durch die Art, wie man ſie annahm, zum Vorurtheile. Lieber mag ſie mit der größten Heftigkeit angefeindet werden, ehe ſie ſich unter der Geſtalt eines Vorurtheils einen kalten Beifall erſchleichen ſoll!“ [1]) Auf ähnliche Weiſe zieht er in einem Schreiben an Herder über die „ſeichten Metaphyſiker“ her: „Es ſcheint, als wenn die ſeichten Metaphyſiker jetzt das große Wort hätten, und man muß ſich öffentlich zuweilen mit ihnen einlaſſen, ſo lange die wahren Denker nur Privatbriefe ſchreiben wollen. Man kann es in öffentlichen Schriften kaum mehr wagen, metaphyſiſch zu denken, weil dieſe Sprecher der Metaphyſik bei allen Gelegenheiten die Zähne weiſen. Man muß dieſen Herren nur einmal eine Art von Punſch vorſetzen. Wenig metaphyſiſche Gründlichkeit mit einer Menge von wäſſrigem Geſchwätz verdünnt, erhält allgemeinen Beifall.“ [2]) Ja noch in der Vorrede zu den „Morgenſtunden“ klagt er darüber, „daß die beſten Köpfe Deutſchland's von aller Speculation mit ſchnöder Wegwerfung ſprechen.“ [3])

Solche Stellen zeigen zur Genüge, wie Mendelsſohn über Popularphiloſophie dachte, und widerlegen um ein Leichtes die Anſicht des bedeutendſten Literarhiſtorikers unſerer Zeit. Gervinus [4]) nämlich legt Mendelsſohn eine Tendenz bei, über welche ſich der beſonnene Denker nicht wenig entſetzt haben würde. Er ſtellt ihn an die Spitze der Philoſophieverächter und behauptet, er habe wie Hamann und hundert Andere dem Hange nachgegeben, ſich mit nichts Beſtimmtem zu beſchäftigen, überall herum dilettantirt und vertrete überhaupt eine Philoſophie des Lebens

[1]) Schr. IV, 1, 501. [2]) V, 484. [3]) II, 237.
[4]) Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur, IV, 238.

im ſtärkſten Gegenſatze zur Schulphiloſophie. Es iſt das ein Irrthum, der ganz beſonders daher entſtand, daß Mendelsſohn Autodidakt geweſen iſt. Auf Grund dieſer beſonders von Göthe an Mendelsſohn hervorgehobenen Autodidaxis glaubt Gervinus auf eine natürliche Gegnerſchaft gegen ſyſtematiſche Philoſophie ſchließen zu dürfen; ja noch mehr, weil Mendelsſohn in der Vorrede zur erſten Auflage ſeiner „philoſophiſchen Schriften“ [1]) in der ihm eigenen Beſcheidenheit äußert: „Ich traute mir das Vermögen oder die Fertigkeit nicht zu, meine Gedanken beſtändig an eine ſtrenge ſyſtematiſche Ordnung zu binden“, ſpricht er ihm die Fähigkeit eines ſyſtematiſchen Vortrags gänzlich ab.

In einem ſyſtematiſch geordneten Vortrage behandelte er die Philoſophie fürs Leben als Populärphiloſoph. Popularität ſoll aber bei ihm nicht ſowohl die Gegenſtände bezeichnen, welche man behandelt, als die Art und Weiſe, wie man ſie behandelt.

Was Leibniz für die kleine Zahl gebildeter Fürſten und Fürſtinnen, was Wolf für den Kreis der Univerſitäten und Gelehrten zu ſein geſucht, das für die gebildete Welt zu werden, war Mendelsſohn bemüht. Wie Leibniz als feiner Hofmann die Philoſophie im Gewande der Hofſprache zu den Fürſten brachte, wie Wolf aus den Materialien, die ihm Leibniz geliefert, ein großes weitſchichtiges Gebäude mit architektoniſcher Pracht aufführte und mit ſeinen deutſchen Schriften der Lehrer der deutſchen Gelehrten wurde, ſo führte Mendelsſohn mit aller Eleganz einer geſchmackvollen Diction die Philoſophie bei den Gebildeten der deutſchen Nation ein. Innig vertraut mit dem Ideenreichthume der Leibniz-Wolfiſchen Philoſophie, genährt an der Quelle mittelalterlicher Religionsphiloſophen und engliſcher

[1]) Schr. I, 105.

Moraliſten, wußte er die wichtigſten Probleme in einer ſolchen Gefälligkeit darzuſtellen, daß die deutſche Philoſophie keinen beſſern Herold und Dolmetſcher hätte finden können, als ihn. Mendelsſohn iſt ohne Weiteres, ſagt ein trefflicher Bearbeiter der Geſchichte der neuern Philoſophie, [1]) der bedeutendſte unter den Männern, welche, in der Wolfiſchen Schule gebildet, nicht ſowohl darauf ausgingen, ein neues Syſtem aufzuſtellen, als vielmehr Alles einer gebildeten Reflexion zu unterwerfen.

Beſeelt von dem Bedürfniſſe ſeiner Zeit, wollte er der Philoſophie Ueberzeugung abgewinnen, die Begriffe aufheitern, die vorgefundenen Wahrheiten aus einem vortheilhaften Geſichtspunkte zeigen, ihnen Ausbreitung, Licht und Leben geben. Er erreichte es vorzüglich durch ſeinen klaren, eleganten Stil.

Man hat den Stil als das hervorgehoben, was Mendelsſohn am prägnanteſten charakteriſirt. Der Stil iſt, wenn auch nicht immer, doch aber in vielen Fällen der Menſch; er zeigt, wie Stahr mit Recht ſagt, am deutlichſten das Ergebniß, in welchem das innere Weſen ſich auf ein Außenwerk abſpiegelt, und namentlich bei Mendelsſohn läßt er in das lebendige Räderwerk des Innerſten hineinblicken. Seine liebenswürdige Perſönlichkeit, ſein edles Herz, ſein freundlicher, durchdringender Blick treten am klarſten in ſeinem Stil hervor. Eine ſolche Faßlichkeit in dem Vortrage, eine ſo zierliche, ſo gefällige, ſo überaus edle Sprache, ein ſo beſcheidener Ton, eine ſo ungeſuchte, ſich ſchmiegende Beredſamkeit des Herzens hatte man vereinigt noch bei keinem philoſophiſchen Schriftſteller Deutſchlands gefunden. Alles in ſeinen Schriften iſt Licht, und dieſes Licht iſt bei Problemen, welche das Herz berühren, mit einer Wärme verbunden, die bisweilen bis zur Begeiſterung ſteigt.

[1]) Erdmann, Geſchichte der neuern Philoſophie, II, 2, 482.

Mendelsſohn hat für die Philoſophie ein neues Gewand, eine Darſtellung geſchaffen, die noch heute muſtergiltig iſt, die ſelbſt einem Kant unerreichbar ſchien. „Man ſoll zwar", ſagt dieſer einmal, „eben ſo wenig allen Verfaſſern Einen Stil, als allen Bäumen Eine Rinde wünſchen; aber dennoch ſcheint uns Mendelsſohn's Schreibart für die Philoſophie die zuträglichſte zu ſein. So frei von aller Sucht nach blendendem Schmuck und doch ſo elegant; ſo ſcharfſinnig und doch ſo deutlich; ſo wenig auf Rührung dem Scheine nach arbeitend und doch ſo eindringend. Wenn ſich die Muſe der Philoſophie eine Sprache erkieſen ſollte, ſo würde ſie dieſe wählen." [1])

Mit gleicher Anerkennung läßt ſich Garve über Mendelsſohns Stil und ſeine Bedeutung für deutſche Sprache aus. „Als Leſſing's eigener philoſophiſcher Witz, ſein ſchneidender Scharfſinn und ſeine Gedankenfülle ſich unter uns zeigten, war allen Beſonderheiten ſeines Stils unſere Sprache ſo angemeſſen und ſie nahm die ſeltſamſten Formen ſeiner Ideen mit ſolcher Geſchmeidigkeit an, als wenn nur er ein recht originell deutſcher Schriftſteller wäre. Und doch bot zu eben dieſer Zeit eben dieſe Sprache dem ruhigen Denker Moſes Mendelsſohn, der die größte Deutlichkeit mit dem ſanften Fluſſe der Rede ſuchte, alle Wörter und Redensarten eines rein philoſophiſchen Stils an!" [2]) „Der Mann macht Alles ſo helle", ſchreibt derſelbe Garve am 17. November 1785 an Weiſſe, „was er vorträgt, daß man auf eine ſehr angenehme und nützliche Weiſe während der Leſung ſeiner Bücher beſchäftigt iſt, auch wenn man durch dieſelben nicht neue Aufſchlüſſe bekömmt, auch wenn man nicht ſeinen Meinungen beipflichtet." [3])

---

1) Vgl. Jacobi's Werke, IV, 3, 114, 142.

2) Garve, Sammlung einiger Abhandlungen, II, 65.

3) Briefe von Garve an Weiſſe, I, 227.

Wahr und ſchön beurtheilt ihn der edle Hennings in der vollen Würdigung ſeines Stils. „Wenn man Ihnen auch Recht geben wollte, daß Ihre Philoſophie nicht mehr die Philoſophie der Zeiten iſt", ſchreibt er ihm nach Empfang der „Morgenſtunden", „ſo müßte man nicht wiſſen, daß Sie in Ihren Briefen zuerſt den attiſchen Ton mit dem Tiefſinn des ſpeculativen Nachdenkens verbanden und der Schönheit und Wahrheit ſo wie Sokrates den Grazien opferten, daß Sie in den Literaturbriefen Deutſchland's Geſchmack bildeten und zeigten, wie gerade auf dem ſchlichten Pfade der Vernunft die Blumen blühen." [1])

Mendelsſohn galt, man kann wohl ſagen bis auf Göthe, nebſt Leſſing für den beſten Proſaiſten, den die Deutſchen den Ausländern entgegenzuſetzen hatten. Wenn auf irgend einen deutſchen Schriftſteller angewendet werden kann, was Homer von ſeinem Neſtor ſagt:

„Honig entträufelt den Lippen des Redenden",

ſo iſt es unſer Mendelsſohn. Nie iſt Verſtand und Herz ſo gemeinſchaftlich ins Spiel gezogen, nie ſind Wahrheit und Schönheit ſo vertraut Hand in Hand gegangen, als bei ihm. Alles floß bei ihm aus reinem, vollem Herzen. Er wußte allen ſeinen Schriften einen ſo unnachahmlichen Schmelz zu verleihen, daß er die Herzen für alle Probleme, die er behandelte, auf die unfehlbarſte Art erfaßte. Er führte die Philoſophie aus der Schule ins Leben und wurde unter allen Philoſophen ſeiner Zeit der Liebling der deutſchen Nation: man nannte ihn nur den Sokrates des achtzehnten Jahrhunderts.

---

[1]) Handſchr.

Siebzigstes Kapitel.

Der moderne Sokrates.

Wie gleichen sich nicht der Weise Athen's und der Sokrates des achtzehnten Jahrhunderts im Leben, Wirken und Leiden? Jede Zeile, jeder Satz, den Mendelssohn in der dem „Phädon" vorangeschickten Biographie niederschreibt, von den Schwierigkeiten und Hindernissen, welche Sokrates im Wege standen, als er das große Werk der Bildung seines Volkes aufnahm, — Alles findet auf ihn selbst seine Anwendung, Alles ist, wie man zu sagen pflegt, ihm aus der Seele gesprochen. Er hatte die eigenen Vorurtheile der Erziehung zu besiegen, die Unwissenheit Anderer zu beleuchten, Sophisterei zu bestreiten, Bosheit, Neid, Verläumdung und Beschimpfung von Seiten seiner Gegner auszuhalten, Armuth zu ertragen, festgesetzte Macht zu bekämpfen, und, was das Schwerste war, die finsteren Schrecknisse des Aberglaubens und der Vorurtheile zu vereiteln. Von der andern Seite waren die schwachen Gemüther seiner Mitbürger zu schonen, Aergernisse zu vermeiden und der gute Einfluß, den das Alte und Herkömmliche auf die Gemüther seiner Genossen übte, nicht zu verscherzen. Alle diese Schwierigkeiten überstand er mit der Weisheit eines wahren Philosophen, mit der Geduld eines Heiligen, mit der uneigennützigen Tugend eines Menschenfreundes, mit der Entschlossenheit eines Helden, auf Unkosten und mit Verlust aller weltlichen Güter und Vergnügungen. Gesundheit, Macht, Bequemlichkeit, Leumund, Ruhe und zuletzt das Leben selbst, gab er auf die liebreichste Weise für das Wohl seiner Nebenmenschen hin. So mächtig wirkte in ihm die Liebe zur Tugend und Rechtschaffenheit, und die Unverletzlichkeit der Pflichten gegen den Schöpfer und

Erhalter der Dinge, den er durch das unverfälschte Licht der Vernunft auf eine lebendige Art erkannte.[1])

Wie in Sokrates verehrt man auch in Mendelssohn nicht sowohl den Philosophen als den vortrefflichen Menschen, den seltenen Charakter. Jedermann kennt die schon im Alterthume als Muster aufgestellte Bescheidenheit des Lehrers der Weisheit; Niemand wird von Mendelssohn reden, ohne seine Bescheidenheit besonders hervorzuheben. Sie steht allen, die ihn kannten, selbst seinen Feinden als unantastbares Heiligthum da. Alle würdigen seine edle und muthvolle Ergebenheit, seine Gerechtigkeit und Menschenfreundlichkeit, bald erschien er als der Weise des neuen Jerusalems, bald als der Nathan, als der wahrhafte Jude, an dem kein Fehl ist.[2])

Wie Sokrates, so dachte auch Mendelssohn nie daran, ein eigenes philosophisches System zu begründen, und er hätte es bei seinem Scharfsinn und Combinationsgeist mit etwas weniger Bescheidenheit und mehr Kühnheit wohl begründen können. Von dem Ehrgeize, der Stifter einer neuen Schule zu werden, war er so weit entfernt, daß er selbst im Anhange zum „Phädon" sagt: „Ich habe mir niemals in den Sinn kommen lassen, Epoche in der Weltweisheit zu machen, oder durch ein eigenes System berühmt zu werden. Wo ich eine betretene Bahn vor mir sehe, da suche ich keine neue zu brechen. Haben meine Vorgänger die Bedeutung eines Wortes festgesetzt, warum sollte ich davon abweichen? Haben sie eine Wahrheit ans Licht gebracht, warum sollte ich mich stellen, als wüßte ich es nicht? Der Vorwurf der Sectirerei schreckt mich nicht ab,

---

[1]) Schr. II, 74.

[2]) Desto befremdender muß es wohl erscheinen, wenn Hegel (Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, III, 434) Mendelssohn den Vorwurf macht, daß er sich für den größten Philosophen hielt.

von Anderen mit dankbarem Herzen anzunehmen, was ich bei ihnen Brauchbares und Nützliches finde. Ich gestehe es, der Sectengeist hat dem Fortgange der Weltweisheit sehr geschadet, aber er kann, meines Erachtens, von Liebe zur Wahrheit eher im Zaume gehalten werden, als die Neuerungssucht.“ [1]) Mendelssohn will nichts selbst wissen, schreibt gern Alles seinen Vorgängern zu; er war Eklektiker und adoptirte jede Meinung, welche sich mit seiner Gemüthsruhe, seiner religiösen Ueberzeugung und seiner praktischen Richtung vereinen ließ.

Auch Sokrates weiß seinem methodischen Standpunkte gemäß durch sich selbst nichts, was er weiß, hat er von Andern aufgenommen. Die Definitionen, welche er von der Gottheit gab, seine Beweise von dem Dasein des höchsten Wesens, von der Unsterblichkeit der Seele waren keineswegs neu, aber kein Philosoph vor ihm hatte sie so scharf durchdacht, keiner die Wahrheit in ein so reines und anmuthiges Gewand gekleidet, keiner sie auf eine so klare, deutliche, überzeugende Weise vorgetragen, so daß jeder ihn für den Erfinder halten könnte.

Aehnlich Mendelssohn. Sein Hauptaugenmerk ist stets darauf gerichtet, die Grenzen jeglicher Wissenschaft genau abzustecken und die große Bahn der Entdeckungen, welche von seinen Vorgängern gemacht sind, mit Umsicht zu durchlaufen, die aufgedeckten Wahrheiten zu verarbeiten, in das innerste Wesen einzudringen und die Geheimnisse zu erforschen.[2]) Seine Beweise für das Dasein Gottes, für die Unkörperlichkeit und Unsterblichkeit der Seele sind aus früheren entnommen, er hat ihnen nur gleichsam ein neues Gewand angelegt, hat sie im modernen Zuschnitt erscheinen lassen; aber seine zierliche, gefällige, edle Sprache und die Beredsamkeit des Herzens ließen das Alte für neu gelten,

[1]) Schr. II, 191. [2]) IV, 1, 66.

und so wurde Alles auf seine Rechnung geschoben. Als sein Freund Abbt von Genf aus ihm mittheilte, mit welchem Entzücken die Franzosen die in ihre Sprache übersetzten „Briefe über die Empfindungen“ aufgenommen hätten, ersuchte er ihn, ihnen zu verstehen zu geben, „mit welchem Auge man seine philosophischen Schriften betrachten müßte.“ „Die guten Herren schreiben alle philosophischen Lehrsätze, die in denselben vorkommen, auf meine Rechnung und halten mich für einen sehr tiefsinnigen Geist. . . . Das kommt daher, weil sie nicht wissen, wie vieles man in Deutschland als bekannt voraussetzen kann, wie vieles bei uns jedes ehrliche Menschengesicht auf hohen Schulen einsaugt, das ein Franzose in das Land der idées creuses verschickt. Wenn Sie, mein Freund, also denselben vorgreifen und ihnen gewissenhaft anzeigen, wie wenig neues ich hinzugethan, wie vieles ich aus den Compendien habe, welche in Deutschland durchgehends bekannt sind. . . .“ [1]) Auch Sokrates gesteht selbst, wie wenig Neues er seinen Schülern überliefert. Ich bin unfruchtbar, sagt er im Theätet, und habe keine Geistesfrucht von mir aufzuweisen; die Gottheit hat mir das Zeugen versagt, und mich blos bestimmt, Anderen die Geburt zu erleichtern und zu befördern.

Wie bei Mendelssohn, so kann man sich auch bei Sokrates noch in neuester Zeit von dem Gedanken nicht frei machen, daß er, allen speculativen Fragen abhold, nichts als ein populärer Moralphilosoph, als ein ethischer Volksbildner gewesen sei. Es ist wahr, beide waren Philosophen für die Welt, beide haben „die Philosophie vom Himmel herunter gerufen, in die Städte eingesetzt, in die Wohnungen der Menschen geführt und diese über ihr Thun und Lassen Betrachtungen anzustellen genöthigt.“ [2]) Hätten sie für die Entwicklung der Philosophie aber weiter nichts

[1]) Schr. V, 262. [2]) II, 72.

geleistet, so wäre die Wirkung unbegreiflich, welche Sokrates, welche Mendelssohn auf die geistreichsten und speculativsten Köpfe seiner Zeit geübt, unbegreiflich das Aufsehen, welches seine Schriften bei den bedeutendsten Denkern gemacht haben.

In Sokrates begegneten sich verschiedene entgegengesetzte Schulen, die Elemente des Idealismus und Skepticismus fanden sich ebensowohl in ihm als die des Realismus und Mysticismus, daher auch die ganz natürliche Erscheinung, daß von einem Theile seiner Schüler in gleicher Weise die Skepsis ergriffen, wie von einem andern Theile die Mystik als wesentliches Moment aufgenommen und auch dem Idealismus eine Stätte gegründet wurde.

Die Gegensätze mehrerer philosophischen Richtungen treffen auch in Mendelssohn unverkennbar zusammen. Den Angelpunkt seiner Philosophie bildet, wie bereits früher bemerkt, die Leibniz-Wolfische Schule; durch Locke und die Theorie der englischen Gefühlsphilosophen für den Sensualismus und durch Spinoza für ideale Anschauung gewonnen, suchte er Locke mit Leibniz einerseits, wie andererseits Leibniz mit Spinoza zu verknüpfen.

Mit einer fast unbewußten Vorliebe für den Idealismus an die Pforte der neuern Philosophie gedrängt, suchte er mit sinkenden Schultern das einbrechende Gebäude des Wolfischen Dogmatismus noch dadurch zu stützen, daß er letztern populariſirte und in den Dogmatismus des „gesunden Menschenverstandes“ umbildete.

Einundsiebzigstes Kapitel.

Der gesunde Menschenverstand.

Philosophie des gesunden Menschenverstandes und Popularphilosophie sind im Grunde genommen ein und dasselbe. Der gesunde Menschenverstand schlägt auf

dem Gebiete des gemeinen Lebens und Bewußtseins seine Hütte auf; hier glaubt er sich vor den Uebergriffen der Vernunft in Sicherheit; hier scheint ihm der Sitz der wahren Philosophie zu sein.

Der gesunde Menschenverstand ist nämlich der Verstand des gemeinen Bewußtseins, dessen Inhalt durch die sogenannten Lebenserfahrungen bestimmt wird, und mithin in denjenigen Begriffen, Ideen, Ueberzeugungen besteht, die Jeder in seinem Leben theils durch Betrachtungen der äußern Dinge, der äußern Zustände, Verhältnisse, Begebenheiten und Schicksale, theils durch Reflexion auf seine inneren Zustände, Bedürfnisse, Neigungen, Gefühle allmählig gewinnt. Der Verstand, der sich diesen Inhalt zurecht legt, nennt sich den gesunden, weil ihm alle Abwege krankhaft erscheinen; er nennt sich auch den „gemeinen" Menschenverstand (sensus communis, common sense), nicht nur, weil er seine Ueberzeugungen und Maximen für schlechthin allgemein und allgemein gültig hält, sondern auch weil ihm alles Ungemeine, Außerordentliche, außer der Ordnung irrig und verderblich erscheint.[1])

In der Annahme des gesunden Menschenverstandes stimmt Mendelssohn einerseits mit den Schottischen Common sense-Philosophen Reid, Beattie u. a., wie andererseits mit Rousseau wesentlich überein. Im Grunde war der ganze s. g. Rationalismus, der von Leibniz aus der geistigen Zeitbewegungen sich bemächtigte, ein Eklekticismus, der auf gesundem Menschenverstande basirte. Die ganze Zeitströmung hat Goethe richtig charakterisirt, indem er sagt: „Die Philosophie war ein mehr oder weniger „gesunder Menschenverstand", der es wagte, ins Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzusprechen.

---

[1]) Ulrici, Grundprincip der Philosophie, I, 241.

Ein heller Scharfsinn und eine besondere Mäßigkeit, indem man durchaus die Mittelstraße und Billigkeit gegen alle Meinungen für das Rechte hielt, verschafften solchen Schriften und mündlichen Aeußerungen Ansehen und Zutrauen, und so fanden sich zuletzt Philosophen in allen Fakultäten, ja in allen Ständen.“ [1])

Für Mendelssohn ist nun ganz in Uebereinstimmung mit den Schotten der gesunde Menschenverstand das höchste Kriterium für Wahrheit und Irrthum, der Grundsatz, dessen Göttlichkeit er von Allen anerkannt wissen will.

Gesunder Menschenverstand und Vernunft sind ihm im Grunde einerlei und fließen beide aus einerlei Quelle, sie sind eine und dieselbe Erkenntnißkraft. Der Unterschied ist blos dieser. „Der Menschenverstand thut eilige Schritte und geht rasch vorwärts, ohne von der Furcht zu fallen wankend gemacht zu werden“, „er eilt gleichsam wie geflügelt zum Ziele.“ „Die Vernunft hingegen geht langsam mit schwerfälligen Elephantenschritten, fühlt mit dem Stabe umher, bevor sie einen Schritt wagt; sie wankt denselben Weg, zwar vorsichtiger, aber nicht ohne Furcht und Zittern.“ [2])

An einer anderen Stelle vergleicht er den gesunden Menschenverstand mit dem bon-sens, einem glücklichen Wahrheitssinne, und setzt diesen völlig in dasselbe Verhältniß zur Vernunft. „Bon-sens ist eine geübte Vernunft; beide wirken nach ähnlichen Regeln. Diese langsamer, so daß wir die Verbindung der Mittelbegriffe wahrnehmen, jener so schnell, daß wir von der ganzen Folge der Begriffe nichts behalten als Anfang und Ende.“ [3]) Insofern der Wahrheitssinn die Fertigkeit ist, das Wahre vom falschen durch undeutliche Schlüsse, unmittelbar, ohne Re-

---

[1]) Göthe, Dichtung und Wahrheit, II, 95.
[2]) Schr. II, 265, 283. [3]) IV, 1, 80.

flexion richtig zu unterscheiden, soll er im praktischen Leben meistens die Vernunft vertreten, indem wir nicht Zeit haben, die Gründe der Wahrscheinlichkeit durch mühsames Nachdenken nach deutlichen Begriffen abzuwägen.[1])

Mendelssohn ist von der Unfehlbarkeit des Gemeinsinnes oder gesunden Menschenverstandes so völlig überzeugt, daß er behauptet, die Urtheile und Aussprüche desselben in richtige Vernunftschlüsse und Vernunfterkenntnisse auflösen zu können.[2]) Natürlich ist demgemäß auch die Vernunft dem gesunden Menschenverstande unterzuordnen. „So oft jene so weit hinter diesem zurückbleibt, oder gar von ihm abschweift und in Gefahr ist auf Irrwege zu gerathen, wird der Weltweise selbst seiner Vernunft nicht trauen und dem gemeinen Menschenverstande widersprechen, sondern ihr vielmehr ein Stillschweigen auferlegen, wenn ihm die Bemühung nicht gelingt, sie in die betretene Bahn zurückzuführen und den gesunden Menschenverstand zu erreichen.“[3])

Was Wunder, daß, wenn die „spröde Dame Vernunft“ und der Menschenverstand sich entzweien, „in den meisten Fällen das Recht auf seiner Seite zu sein, und die Frauensperson, wider die Erwartung, sich belehren zu lassen pflegt; ja, wenn auch das Recht zuweilen auf ihrer Seite ist, so ist er, der Starrköpfige, nicht zum Nachgeben zu bringen.“[4])

Bei der Untrüglichkeit des Menschenverstandes nimmt ihn Mendelssohn auch zum Compaß und Wegweiser in der Speculation. „Wenn ich Gründe genug für und wider einen philosophischen Grundsatz gesammelt habe, so lasse ich den Eindruck, den sie einzeln auf mich gemacht, etwas schwächer werden, betrachte sie im Zusammenhange, und bringe solchergestalt die Untersuchung gleichsam vor den

---

[1]) Schr. II, 60. [2]) IV, 1. 80; II, 283. [3]) II, 316.
[4]) II, 318.

Richterstuhl des natürlichen Menschenverstandes... Ihn erkenne ich in der That für den obersten Richter der Wahrheit an, und sein Ausspruch pflegt selten zu trügen." [1] So oft die Speculation Mendelssohn zu weit von der Heerstraße des Menschenverstandes abzuführen pflegte, suchte er sich dadurch zu orientiren, daß er auf den Punkt zurücksah, von dem er ausgegangen, und die Vernunft mit dem Menschenverstande verglich. „Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß in den meisten Fällen das Recht auf Seiten des letztern ist, und die Vernunft muß sehr entscheidend für die Speculation sprechen, wenn ich ihn verlassen und der Vernunft folgen soll." [2]

Von dem Grundsatze ausgehend, daß die Wahrheit bei fortgesetztem Nachdenken auf Seiten des Menschenverstandes gefunden werde, hielt es Mendelssohn für „nöthig und nützlich, die Liebhaber der Speculation treulich zu warnen und ihnen durch eclatante Beispiele zu zeigen, welcher Gefahr sie sich aussetzen, wenn sie sich derselben ohne allen Leitfaden, besonders ohne den des Menschenverstandes, überlassen." [3]

Mit einer solchen beständigen Berufung auf den gesunden Menschenverstand trat Mendelssohn der eigentlich speculativen Wissenschaft geradezu entgegen. So groß auch sein Verdienst als Repräsentant der Popular- und Aufklärungsphilosophie ist, nicht nur weil er das gemeine Bewußtsein von der Neigung zum Aberglauben abbrachte, von der blinden Achtung vor Meinungen und Autoritäten befreite, sondern auch zur philosophischen Erkenntniß selbst führte, so konnten seine Leistungen der neuen bedeutsamen Entwicklung, welche die moderne Philosophie durch Kant nahm, keinen Einhalt thun.

Mendelssohn erlebte noch die ganze chaotische Gährung.

---

[1] Schr. V, 564. [2] II, 318. [3] V, 701.

Er erlebte es, daß „Atheismus und die albernste Schwärmerei in die besten Herzen und Köpfe Deutschland's sich einzuschleichen anfingen“ [1]), daß der Königsberger Alte, der „Alles zermalmende“ Kant, das ganze ehrwürdige Gebäude des Dogmatismus der Leibniz-Wolfischen Philosophie zum Sinken brachte. Er sah ein, daß es Zeit sei, „dem Rade einen Schwung zu geben, um dasjenige wieder empor zu bringen, was durch den Zirkellauf der Dinge zu lange war unter die Füße getreten worden. Allein er war sich seiner Schwäche allzusehr bewußt. In seiner Bescheidenheit begnügte er sich, seinen Freunden und Nachkommen Rechenschaft zu hinterlassen, von dem, was er in der Sache für wahr gehalten.“ [2])

Um die verschobenen Balken des Systems der Schule in ihre Fugen wenigstens noch zurecht zu rücken, bot er seine letzten Kräfte in der Schrift auf, welche seine Liebe zu Lessing, sein Streit mit Jacobi hervorgerufen hat.

---

[1]) Schr. III, 415. [2]) II, 237.

Sechszehntes Buch.

Jacobi.

Zweiundſiebzigſtes Kapitel.

Eliſe Reimarus und Jacobi.

Leſſing's Herzensfreundin Eliſe Reimarus, dieſe an Geiſt und Gemüth ſo treffliche Frau, haben wir unſeren Leſern ſchon verſchiedene Male zu nennen Gelegenheit gehabt. Mendelsſohn verehrte dieſe Frau als die Freundin ſeines Leſſing's und Weſſely's, als die Verwandte ſeines lieben Hennings, und wurde noch in größerem Maaße von ihr verehrt. Aus Hochachtung für den Weiſen ließ ſie, eine edelmüthige Beförderin menſchenfreundlicher Abſichten, ſich freudig herbei, Pränumeranten auf die Pentateuch-Ueberſetzung zu ſammeln, wie denn auch ihr Name unter den Männern hervorleuchtet, welche in der Elbſtadt auf das Werk ſubſcribirten. [1])

Auf einer Reiſe, welche ſie im Frühlinge des Jahres 1783 in Begleitung des bekannten Kinderfreundes Campe und deſſen Gemahlin nach Berlin machte, ſah ſie den lang und ſehnlich gehegten Wunſch erfüllt, den theuren Mann perſönlich kennen zu lernen. „Mendelsſohn, meinen lieben

[1]) Anhang Nr. 40; Schr. V, 692.

Mendelssohn sah ich gestern", schreibt sie am 25. März von Berlin aus an einen Freund. „Er ist ganz, wie ich ihn mir dachte; unwiderstehlich einnehmend durch die überall aus ihm redende Glut des Herzens und hervorleuchtende Klarheit seines Geistes. Wir haben viel über Lessing und Sie gesprochen. Lessing's nicht unähnliche Büste war das erste, was beim Hereintreten mir in die Augen fiel.... Mendelssohn hat seines Briefwechsels mit Lessing bis diese Stunde noch nicht habhaft werden können, aber der Bruder hat versprochen, ihm nächstens ein Paquet Schriften zu schicken, worunter auch dieser Briefwechsel sein soll. Und alsdann verspricht Mendelssohn sein Wort wegen des „Etwas über Lessing's Charakter" zu halten. Der Himmel gebe ihm dazu Gesundheit und Heiterkeit, so werden wir doch einmal Etwas über unsern Freund lesen, das des Mannes werth ist." [1])

In den wenigen Stunden, welche Mendelssohn diese um fünf Jahre jüngere Schwester des mit ihm in gleichem Alter stehenden Hamburger Arztes Johann Albert Reimarus zu sehen die Freude hatte, gewann er sie so lieb, daß er als Freund Lessing's sein Recht auf ihre Freundschaft geltend machte; „aus ihren Reden und noch mehr aus ihrem bedeutenden Stillschweigen" schloß er auf Gleichheit der Gesinnungen; er nannte sie seine „theuerste Freundin", seine „verehrungswürdige Schwester", seine „theuerste Elise". Sie blieb ihm eine theure Freundin, wie unangenehm für ihn auch die Folgen ihres Besuches wurden: Elise Reimarus brachte Mendelssohn zunächst mit Jacobi zusammen; an diesen Freund war ihr obiges Schreiben gerichtet.

Friedrich Heinrich Jacobi, der Pempelforter Philosoph, der Bruder jenes gleichnamigen Dichters, welcher Mendels-

[1]) Jacobi's Werke, IV, 1, 38.

sohn in Begleitung Gleim's einst besucht hatte, hielt sich im Sommer 1780 wenige Stunden bei Lessing in Wolfenbüttel auf. Wunderbarer Weise war es Göthe's Gedicht „Prometheus", das Jacobi in der Handschrift mitbrachte. Er hatte an dem Gedichte Aergerniß genommen, und hoffte, daß auch Lessing solches daran nehmen werde. Wie erstaunte er daher, als dieser das Gedicht nicht nur als nach Form und Inhalt durchweht von dem lebendigen Geiste des Alterthums bewunderte, sondern auch hinzufügte, daß der Gesichtspunkt, aus dem es genommen, sein eigener sei. „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. *Ἓν καὶ Πᾶν!* Eins und Alles. Ich weiß nicht anders. Wenn ich mich nach Jemand nennen soll, so weiß ich keinen Andern als Spinoza." [1])

Lessing ein Spinozist! Jacobi staunte. Im Laufe des Gesprächs fragte er ihn auch, ob er gegen Mendelssohn, den er ihm als seinen treuesten besten Freund gerühmt und um dessen persönliche Bekanntschaft zu machen er ihn zu einer Reise nach Berlin hatte bestimmen wollen, seine Anhänglichkeit an Spinoza nie hätte laut werden lassen. „Nie!" antwortete Lessing. „Einmal nur sagte ich ihm ungefähr eben das, was Ihnen an der „Erziehung des Menschengeschlechts" aufgefallen ist. Wir wurden aber nicht mit einander fertig, und ich ließ es dabei." [2])

Drei volle Jahre hatte Jacobi dieses Geheimniß von dem Spinozismus Lessing's bei sich bewahrt. Als er nun durch Elise erfuhr, daß Mendelssohn ernstlich daran dachte, über Lessing's Charakter zu schreiben, hielt er es für nothwendig, die gemeinschaftliche Freundin von etwas sehr

[1]) Jacobi's Werke, IV, 1, 52.
[2]) Ebend. IV, 1, 42; Schr. III, 10.

Wichtigem — von Leſſing's letzten Geſinnungen zu unterhalten, um es Mendelsſohn, wenn ſie es für gut fände, mitzutheilen. „Sie wiſſen vielleicht", ſchrieb er ihr am 21. Juli, „und wenn Sie es nicht wiſſen, ſo vertraue ich Ihnen hier unter der Roſe der Freundſchaft, daß Leſſing in ſeinen letzten Tagen ein entſchiedener Spinoziſt war. Es wäre möglich, daß Leſſing dieſe Geſinnungen gegen mehrere geäußert hätte, und dann wäre es nöthig, daß Mendelsſohn in dem Ehrengedächtniſſe, das er ihm ſetzen will, gewiſſen Materien entweder ganz auswiche, oder ſie wenigſtens äußerſt vorſichtig behandelte. Vielleicht hat ſich Leſſing gegen ſeinen lieben Mendelsſohn eben ſo klar als gegen mich geäußert, vielleicht auch nicht, weil er ihn lange nicht geſprochen, und ſehr ungern Briefe ſchrieb. Ihnen, meine Traute, ſei es hiermit anheimgeſtellt, ob Sie Mendelsſohn hiervon etwas eröffnen wollen oder nicht." [1])

Der gemeinſchaftlichen Freundin ſchien die Sache äußerſt wichtig, ſie ſchrieb augenblicklich an Mendelsſohn und entdeckte ihm das Geheimniß Jacobi's, daß Leſſing in ſeinen letzten Tagen ein Anhänger des Spinoza geweſen ſei.

Dreiundſiebzigſtes Kapitel.

Leſſing Spinoziſt.

Leſſing ein Anhänger des Spinoza! Man denke ſich, welche Begriffe ſich in jener Zeit an Spinoza, dieſes gefürchtete Schreckbild der Jahrhunderte, und an einen Spinoziſten knüpften. So ganz überraſchend kam dieſe Nachricht für Mendelsſohn gerade nicht. Wußte er doch, daß

[1]) Jacobi's Werke, IV, 1, 40.

der Freund in ſeiner frühen Jugend dem Pantheismus geneigt geweſen war und ihn mit ſeinem Religionsſyſtem zu verbinden gewußt hatte. Aber höchſt unangenehm war ihm der Antrag von Seiten Jacobi's. Im Grunde hatte er dieſen Mann nie gekannt. Er wußte von ſeinen Verdienſten als Schriftſteller, aber im metaphyſiſchen Fache hatte er nie Etwas von ihm geſehen. Eben ſo wenig war ihm bekannt, daß er Leſſing's Freundſchaft und perſönlichen Umgang genoſſen hätte. Er hielt alſo die Nachricht vorläufig für eine bloße Anekdote, die dem Freunde Eliſens ein Reiſender mochte zugeführt haben. Indeſſen witterte er bald, daß man geneigt ſei, Leſſing den Prozeß zu machen. Da er nun wirklich im Begriffe war, über Leſſing's Charakter zu ſchreiben, ſo ſah er gar wohl, daß dieſe Anekdote ihn weit vom Ziele abführen würde, daß ſie Erörterungen und Unterſuchungen erforderte, zu welchen ihm ſowohl Stimmung als Kraft fehlte; kurz, die Aeußerung Jacobi's war ihm höchſt unwillkommen, und er drang auf nähere Erklärung. [1])

Ohne Zögern ſchrieb er an die Freundin:

„Was heißt das: Leſſing war in ſeinen letzten Tagen ein entſchiedener Spinoziſt? Wie hat Leſſing dieſes gegen Jacobi geäußert? Hat er mit trockenen Worten geſagt: Ich halte das Syſtem des Spinoza für wahr und gegründet? Hat er das Syſtem ſo genommen, wie es Bayle mißverſtanden, oder wie Andere es beſſer erklärt haben? Hat aber Leſſing etwa geſagt: „Lieber Bruder! der ſo ſehr verſchrieene Spinoza mag wohl in manchen Stücken weiter geſehen haben, als alle die Schreier, die an ihm zu Helden geworden ſind. In ſeiner Ethik insbeſondere ſind vortreffliche Sachen enthalten, vielleicht beſſere Sachen als in mancher orthodoxen Moral oder in manchem

[1]) Schr. III, 6.

Compendio der Weltweisheit. Sein Syſtem iſt ſo ungereimt nicht, als man glaubt" — hat er etwas dergleichen ſich merken laſſen, wie ich von meinem Freunde vermuthe; — beſte Seele! ich weiß nicht, wie nahe oder wie ferne der Tod hinter mir ſteht und mit der Hippe droht: aber ich bin zu aller Zeit bereit, dieſes von ganzem Herzen zu unterſchreiben, man bringe mich, unter welche Rubrik man wolle." [1])

Da Mendelsſohn vermuthete, daß Jacobi der Mann nicht ſei, der ſich die Sachen nur halb ſagen ließe, ſo erſuchte er Eliſe, den Freund zu bewegen, daß er ausführlich berichte, was, wie, bei welcher Gelegenheit und auf welche Veranlaſſung Leſſing ſeinen Spinozismus geäußert habe. Sobald Jacobi ihn hierüber befriedigt hätte, wollte er auch die letzten Geſinnungen ſeines Freundes nicht verſchweigen, auch des beſten Freundes Name ſollte für die Nachwelt nicht heller glänzen, als er es verdiente.

Eliſe kam dem Wunſche Mendelsſohn's nach und theilte den Inhalt des Briefes Jacobi mit. Dieſer genügte der Aufforderung und erließ am 4. November 1783 „unter dem Umſchlag an die Freundin unverſiegelt" ein Schreiben an Mendelsſohn, in welchem er ihm ſeine mit Leſſing gepflogene Unterredung, ſo ausführlich als es ihm möglich war, mittheilte. Die Fragen, welche Mendelsſohn ihm vorgelegt und, wie er ſelbſt geſagt, „vielleicht etwas zu lebhaft" ausgedrückt hatte, [2]) wurden gerade nicht in der zarteſten Weiſe, ſondern „dürr, trocken, ja wohl etwas herb" beantwortet, ſo daß Jacobi am Schluſſe des Schreibens ſich bewogen ſah, den „lieben edlen Mendelsſohn" zu bitten, „es ihm nicht zum Böſen zu deuten. Gegen einen Mann, den ich ſo wie Sie verehre, war dieſer Ton der einzige, der mir geziemte." [3])

---

[1]) Schr. V, 693 ff. [2]) III, 7. [3]) Jacobi's Werke, IV, 1, 94.

Das Schreiben Jacobi's gab Mendelssohn genugsam zu erkennen, daß er seinen Mann nicht gekannt hatte. Er hielt ihn für einen Schöngeist und wurde einen Philosophen gewahr, der Kraft genug besaß, „sich vom Gängelbande loszureißen und seinen eigenen Weg zu gehen". Aus dem „ganzen Gebäude, das sich Jacobi auf eigene Kosten errichtet", glaubte er schließen zu dürfen, daß dieser in die Subtilitäten Spinoza's tiefer eingedrungen und daß die Nachricht von Lessing's Anhänglichkeit an Spinoza keine Anekdote, sondern das Resultat einer wirklichen Unterredung sei.

Den Fragen hatte Jacobi vollkommen Genüge gethan, und Mendelssohn war bereit, den verkannten Ritter, den er selbst zum Zweikampf aufgefordert hatte, förmlich um Verzeihung zu bitten, wenn der Ton, in welchem dieser ihn sein Unrecht hat empfinden lassen, nicht Genugthuung sein sollte.[1])

Jacobi hatte den Handschuh ritterlich hingeworfen, Mendelssohn nahm ihn auf. Der Kampf mit einem neuen Glaubenshelden war begonnen. Es war ein metaphysischer Ehrenkampf, den der schwächliche Mendelssohn unter den Augen der Dame ausfechten mußte, die von ihm und dem Gegner hochgeschätzt wurde. „Waffnen Sie sich nur mit der lieben Geduld!" ruft er seiner Dame zu. „Ich stehe Ihnen dafür, unsere Briefe werden in die Länge immer weitläufiger, dunkler, unentschiedener, rechthaberischer; aber ich hoffe, wir werden unter Ihren Augen die Gesetze der Bescheidenheit, die Grenzen eines ritterlichen, wohlerzogenen Verhaltens nie überschreiten, und uns niemals Ihrer Achtung und Theilnehmung unwürdig machen."[2])

Aus dem ihm von Jacobi übersandten Schreiben hatte Mendelssohn seinen Mann vollkommen erkannt. Er

[1]) Schr. V, 701. [2]) V, 709.

fürchtete, daß dieser Mann, der allenthalben Spinozismus witterte, der auch bei Morus, bei Giordano Bruno, bei Campanella, selbst bei Leibniz und Wolf Atheismus erblickte, daß Jacobi, dem Spinozismus gleichbedeutend mit Atheismus und Fatalismus war, Lessing zum Spinozisten, seiner Auffassung nach zum Atheisten machen würde.

Vom Atheismus wollte Mendelssohn seinen Busenfreund frei sprechen, er wollte, um es kurz zu sagen, „darthun, daß es einen Spinozismus gibt, der nicht auf Atheismus hinausläuft, der sich mit Allem, was Religion und Sittenlehre Praktisches haben, gar wohl verträgt.“ [1])

Er ließ daher Lessing's Charakterschilderung vorläufig bei Seite, um erst einen Gang mit den Spinozisten oder „All Einern“, wie er sie lieber heißen wollte, zu wagen.

Vierundsiebzigstes Kapitel.

Widerlegung Jacobi's.

„Wir müssen nun hoffen, daß Mendelssohn wirklich bald Hand ans Werk legt“, schreibt Elise am 5. Juli 1784 an Jacobi. „Sie aber, lieber Jacobi, müssen sich freuen, daß Sie durch Ihren Aufsatz die Veranlassung zu einer so nützlichen Arbeit gaben, wenn es gleich eigentlich zu einem andern Zwecke dienen sollte und mit der Zeit auch dienen wird.“ [2])

Mendelssohn sah sich in ein Dilemma von Verlegenheiten und Schwierigkeiten gestoßen und wußte keinen Ausweg. Der arme Mann, „der seiner einst treuesten Gefährtin jetzt wie einer Todfeindin auf allen Wegen ausweichen

---

[1]) Schr. III, 5. [2]) Jacobi's Werke IV, 1, 100.

und sie wie eine verpestete Freundin scheuen mußte",[1]) der „alle Hoffnung aufgegeben hatte aus Rücksichten für seine schwächliche Gesundheit jemals zum speculativischen Leben zurückzukehren",[2]) der „in langer Zeit wenig oder vielleicht gar nichts Metaphysisches mehr schreiben wollte, mußte sich nun mit einem Male bis über den Kopf hinweg in transcendentale Spitzfindigkeiten versenken, wozu ihm sowohl Gesundheit als auch Zeit fehlten. Seine häuslichen Geschäfte verzehrten den größten Theil seiner Zeit und Kräfte, und da sie seiner Neigung immer noch fremd waren, schlugen sie auch den Geist nieder und machten ihn selbst in den Erholungsstunden zu besseren Verrichtungen untüchtig."[3]) Ohnedies verbot ihm die Nervenschwäche, die ihn seit mehr als zehn Jahren nicht verlassen, noch immer jede anhaltende geistige Beschäftigung. Er mußte mit einer „schneckenartigen Langsamkeit" arbeiten;[4]) jede Anstrengung drohete mit dem Tode. „Mein Gehirn", heißt es in einem Handbillet an seinen Freund und Arzt Marcus Herz, „ist jetzt wie gekörntes Pulver. Ein Funken, den ein Constabler hineinwirft, entzündet augenblicklich die ganze Masse, und ich muß Gassenkoth darauf werfen, das Feuer zu löschen."[5]) Er fürchtete, daß eine Anstrengung, wie sie jetzt seiner wartete, sein Gehirn gar zersprengen würde.

Jacobi hatte seinen eigenen Weg genommen, der Gang seiner Ideen war Mendelssohn zu fremd, das Bilderreiche in seinen Vorstellungen zu blendend, und die Lücken dazwischen so auffallend, daß er wie betäubt dastand und sich nicht zu rathen wußte. Er fand die Arbeit, ihn zu widerlegen, höchst unangenehm und verdrießlich; „nach dem

[1]) Schr. II, 235.

[2]) Anhang Nr. 41. Ob Mendelssohn versprochen hat, die Ethik des Aristoteles zu übersetzen, wie Satnow in der Vorrede zu der hebräischen Uebersetzung der Ethik versichert, dürfte bezweifelt werden.

[3]) Schr. V, 712, 623. [4]) V, 712, 703; II, 235. [5]) V, 555.

fünfzigsten Jahre will sich unsere Seele nicht leicht einen neuen Weg führen lassen. Wenn sie auch ihrem Führer eine Strecke folgt, so ist ihr doch jede Gelegenheit, in ihren gewohnten Pfad auszuweichen, willkommen, und sie verliert ihren Vorgänger unvermerkt aus den Augen." [1]) „Der verständigste Seefahrer", schreibt er Elisen, „kann auf einer neuen Fahrt an eine Klippe stoßen, oder auf eine Sandbank laufen und scheitern; wenn aber die Warnungszeichen ausgestellt sind, so muß derjenige, der noch Schiffbruch leidet, seine Kunst nicht verstehen, oder es steckt Muthwillen dahinter." Mendelssohn hatte als Widerleger eine „sisyphische Arbeit", wie er sich ausdrückt. Für ihn stand die philosophische Wissenschaft noch auf dem Punkte, auf welchem sie etwa um das fünfundsiebenzigste Jahr seines Jahrhunderts gestanden; die Schriften der großen Männer, die sich unterdessen in der Metaphysik hervorgethan, kannte er nur aus unzulänglichen Berichten seiner Freunde oder aus gelehrten Anzeigen, [2]) nun sollte er in seinem leidenden Zustande wieder an die ersten Begriffe gehen, ohne Ekel wiederkäuen, was Substanz, Wahrheit, Ursache, hauptsächlich, was objectives Dasein sei; „alle diese Subtilitäten wieder vorzunehmen", bekennt er in dem Briefe an Elise vom 5. Januar 1784, „wäre für mich, besonders in dieser abscheulichen Kälte, eine tödtende Arbeit." [3])

Das Schlimmste für ihn war, daß er Jacobi und Genossen nichts Neues, nichts Frappantes zu sagen hatte. Er fand, daß er „zu alt und zu steif sei, sich sein Schiboleth abzugewöhnen, daß er sich in keine andere philosophische Sprache mehr hineinstudiren könne, als die er so lange gewohnt war." [4]) „Die alten bekannten Gründe, so schlußrichtig

---

[1]) Schr. V, 708, 701. [2]) II, 235.
[3]) V, 705. [4]) V, 722.

und bündig sie mir auch vorkommen, sind den Sophisten unseres Jahrhunderts zu Spott und Mähre geworden. Was nicht quer durch den Sinn fährt und wie ein Wetterschlag erschüttert, macht keinen Eindruck mehr, und die Arbeit der Penelope wieder ganz von Neuem anzufangen, mit langsamen, aber festen Tritten alle Schlupfwinkel und Irrgänge der Sophisterei durchzugehen und das Ungeheuer aufzusuchen, dazu habe ich die Kräfte nicht mehr, wenn ich sie auch gehabt haben sollte." [1]) Gern wollte er als treuer Gehilfe oder Schildknappe dem Kämpfer zur Seite stehen, die Pfeile schärfen und sie dem Schleuderer darreichen. Selbst konnte er nicht mit dem Feinde ringen, so lange noch jede Meditation ihm schlaflose Nächte machte und mit dem Schlagflusse drohte. [2])

Jacobi, Lessing, Spinoza beschäftigten ihn unaufhörlich und ließen ihn nicht ruhen. Jacobi hatte ihm eine an Hemsterhuys im Haag gesandte Abhandlung über die Lehre des Spinoza in Abschrift zugeschickt, welche er im buchstäblichen Sinne nicht verstand. Was war zu thun? Bevor er sich in einen Wettkampf einließ, wollte er, um Verwirrung zu vermeiden, zuerst seine Grundsätze darlegen. Er machte sich zwar keine Rechnung, den Gegner durch seine neue Schrift von seiner Meinung zu überführen, aber die Controverse hoffte er wenigstens festzusetzen und so den Streit gehörig einzuleiten. [3]) „Mit unserm würdigen Jacobi wird mich alles dieses nicht zusammenbringen; so viel sehe ich zum voraus. Wie ich mir seinen feurigen Geist vorstelle, wird er alle meine Gründe als bekanntes Schulgeschwätz verwerfen und der Mühe nicht werth achten, es nochmals zu untersuchen. Ja, er nimmt es mir vielleicht noch übel, daß ich den tiefsinnigen Lehren des Spinoza meine platte Compendien-Weisheit entgegensetzte. Am Ende

[1]) Schr. V, 703. [2]) V, 704. [3]) V, 716, 717.

fürchte ich, wir bewirthen uns einander wie der Storch und der Fuchs in der Fabel. Jener läßt in tiefen Flaschen, dieser auf flachen Tellern auftragen.[1]) — Dem sei indessen wie ihm wolle — ich gebe den ersten Theil meiner „Morgenstunden" heraus."

Fünfundsiebzigstes Kapitel.

Joseph Mendelssohn.

Die „Morgenstunden" hatten mit der Pentateuch-Uebersetzung einerlei Zweck. Diese Vorlesungen, durch Jacobi an die Oeffentlichkeit gezogen, waren zunächst zur Belehrung Joseph's, des ältesten Sohnes Mendelssohn's, geschrieben.

Mendelssohn verwandte auf die Erziehung und Bildung seiner talentvollen Kinder stets die größte Sorgfalt. Wiewohl nicht reich, scheute er doch die Kosten nicht, ihnen Hauslehrer zu halten. Als solchen lernten wir früher Herz Homberg kennen, nach dessen Abgang nahm ein Elsasser, Namens Ensheim, seine Stelle ein.[2]) „Auch ich habe Kinder, die ich erziehen soll," schreibt Mendelssohn an Herder am 20. Juni 1780. Zu welcher Bestimmung? Ob im Sachsen-Gothaischen bei jeder Durchreise ihren jüdischen Kopf mit einem Würfelspiel zu verzollen, oder irgend einem kleinen Satrapen das Märchen von den nicht zu unterscheidenden Ringen zu erzählen, weiß nur Der, der uns all unsere Pfade vorgemessen. Meine Pflicht ist, sie so zu erziehen, daß sie in jeder Situation sich von ihrer Seite keine Schande zuziehen, und die ihnen ihre Nebenmenschen unverdient zuwerfen, mit Resignation zu ertragen."[3])

---

[1]) Schr. V, 717. [2]) I, 54. [3]) Anhang Nr. 45.

Ganz besonders ließ er sich die Geistesbildung seines hoffnungsvollen Sohnes Joseph angelegen sein. Von den tüchtigsten Männern der Stadt ließ er ihn in Sprachen und Wissenschaften, Musik und Zeichnen unterrichten. Rector Fischer war sein Lehrer im Lateinischen;[1] Engel, der Erzieher der beiden Humboldts und spätere Gouverneur Friedrich Wilhelm's III., übernahm es aus Liebe und Freundschaft, ihm Anleitung im deutschen Stil zu geben. Dieser Mann eines „sichern Geschmacks" sollte „dem guten gründlichen, lebhaften Vortrage" des jungen Mendelssohn die angemessene, ästhetische Form verleihen.[2] Die Vorlesungen, welche Hofrath Herz über Physik hielt, und welche von Prinzen und Ministern besucht wurden, hörte auch Joseph mit gleichem Eifer wie die über Chemie bei dem Professor Klaproth.[3] Der Vater ließ ihn nach eigenem Gefallen lesen und Ideen sammeln, er ließ ihn Alles lernen, wozu er Lust und Trieb empfand, namentlich „da seine Talente und guten Anlagen zu den gründlichen Wissenschaften berechtigten, etwas vorzügliches von ihm zu erwarten; er drang tief ein, schaute mit festem forschendem Blicke umher, that aber niemals große Sprünge, wie junge feurige Köpfe zu thun pflegen."[4]

Joseph war in der That der Stolz des Vaters; das Herz lachte ihm vor Freude, wenn er von seinem Joseph sprach, wenn er von diesem „guten Jungen" seinen besten Freunden und Freundinnen schrieb. Mit Sehnsucht erwartete er ihn, sobald er von ihm getrennt war; an ihn dachte er zuerst, so oft Schmerz oder Freude ihn erfüllte. Als sein Freund Reimarus einen hoffnungsvollen Sohn verlor, condolirte er ihm mit den süßschwärmerischen Worten: „Ach! das Herz blutete mir, als ich die Nachricht davon in öffent-

[1] Anhang Nr. 51. [2] Schr. V, 666.
[3] V, 680. [4] II, 236; V, 673.

lichen Blättern las. Persönlich habe ich den jungen Mann nicht gekannt, aber Wessely hat mir viel Gutes von ihm erzählt. Ich warf einen Blick auf meinen, auch nicht wenig hoffnungsvollen Sohn, und heiße Thränen entfielen meinen Augen." [1])

Auf einer Reise, welche er den kaum sechszehnjährigen Sohn zu Verwandten nach Hamburg und Strelitz thun ließ, führte er ihn bei der hochgeachteten Familie Reimarus ein und gab ihm folgende charakteristische Zeilen an seine „theuerste Elise":

Ueberbringer dieses, mein Sohn Joseph, hat den Auftrag von meiner ganzen Familie, Sie ihrer ungetheilten Hochachtung und Freundschaft zu versichern; und es gefällt mir, daß er, seiner anscheinenden Keckheit ungeachtet, zu bescheiden ist, sich einer Person, die er so hochzuschätzen gelernt hat, ohne Empfehlung zu nähern. „Sie hat dich doch gesehen, lieber Sohn! und ihr ist nichts unwillkommen", sprach ich, „das aus unserm Hause kommt." — „Mich hat sie lange wieder vergessen", antwortete er, „und überhaupt macht mich nichts so schüchtern als die Hochachtung." [2])

Auch den lieben Freund Hennings sollte er auf dieser Reise kennen lernen, durch ihn, den Sohn, „sollte das Band der alten Freundschaft von Neuem befestigt werden." Hennings war aber gerade damals auf einige Zeit verreist und Joseph kehrte zurück, ohne ihn gesprochen zu haben. [3])

Herzlich bedauerte Mendelssohn, diesen Sohn den Wissenschaften entziehen und einen „Diener des Mammon" aus ihm machen zu müssen; doch zum Arzt hatte er nicht Lust, und als Jude mußte er damals, wie der Vater sich ausdrückt, „Arzt, Kaufmann oder Bettler" werden. [4]) „Er

[1]) Schr. V, 713. [2]) V, 721.
[3]) Anhang Nr. 39. [4]) Schr. V, 722.

mache es allerdings, wie sein Vater es hat machen müssen", heißt es in einem Briefe an Homberg; „stümpere sich durch, bald als Gelehrter, bald als Kaufmann, ob er gleich Gefahr läuft, keines von beiden ganz zu werden." [1])

Gleichviel, ob Kaufmann, ob Gelehrter, — zum Mann der Wissenschaften wollte der Vater ihn erziehen. Er ließ ihn vorläufig Materialien zusammentragen, und als es dann Zeit war, Form und Regel hinein zu bringen, ihm zum ordentlichen und methodischen Nachdenken über die wichtigsten Materien die erforderliche Anleitung zu geben, entschloß er sich, die wenigen Stunden des Tages, in welchen er in seinen letzten Jahren noch heiter zu sein pflegte, die „Morgenstunden", ihm zu diesem Behufe zu widmen.

In diesen „Morgenstunden" unterredete er sich mit ihm und anderen Jünglingen „von schätzbaren Geistesgaben und noch besseren Herzen" von den Wahrheiten der natürlichen Religion oder hielt ihnen, wenn er dazu aufgelegt war, zusammenhängende Vorlesungen über einen und den andern Punkt in denselben, aber, wie leicht zu erachten, ohne allen Schulzwang. Sie hatten die Freiheit, ihn zu unterbrechen, Einwürfe vorzubringen, sie unter sich zu beantworten, und er brach zuweilen seinen Discurs absichtlich ab, um sie unter sich streiten zu lassen. [2])

Es war eine muntere, fröhliche, lernbegierige Gesellschaft junger Leute, die sich um den liebenswürdigen Alten

---

[1]) Schr. V, 674. Joseph Mendelssohn, gest. 24. November 1848, war als Mensch, Bürger und Kaufmann gleich ausgezeichnet und hat sich literarisch unter Anderm durch die beiden Schriften: „Berichte über Rossetti's Ideen zu einer neuen Erläuterung des Dante" (Berlin 1840), und „Ueber Zettelbanken" (Berlin 1846) bekannt gemacht. Er gründete in Berlin mit seinem Bruder Abraham das Handlungshaus J. und A. Mendelssohn, welches jetzt unter der Firma „Mendelssohn und Comp agnie" besteht. [2]) II, 236.

in den frühen Morgenstunden versammelten. Außer Joseph und dessen Schwestern Dorothea und Recha, welche letztere sich noch bei Lebzeiten des Vaters mit Mendel Meyer aus Strelitz verheirathete, fanden sich regelmäßig ein Simon Veit, Dorothea's Gatte, ein edler, strebsamer Mann, der auf dem Dessauer Philanthropin gebildete, sehr begabte junge Wessely, der als Capellmeister berühmte Sohn des alten Jugendfreundes Naphtali Hartwig, des reichen Daniel Itzig's Sohn Daniel, dessen Erziehung Mendelssohn eilf Jahre geleitet, und noch zwei andere junge Männer, die beiden Humboldts.

Sechsundsiebzigstes Kapitel.

Die beiden Humboldts.

„Seit meiner frühesten Jugend hatte ich die Ehre, in Deutschland mit den hervorragenden Männern unter Ihren Glaubensgenossen, welche in der Philosophie und Mathematik geglänzt haben, verbunden zu sein, und einer unserer großen und ältesten Schriftsteller, der Freund Lessing's, Moses Mendelssohn, hatte auf die Erziehung, welche ich und mein Bruder in vorsündflutlicher Zeit genossen, Einfluß ausgeübt", heißt es in einem Schreiben Alexander von Humboldt's [1]) an einen gelehrten Juden in Mantua. Mit wahrem Entzücken sprach dieser erst vor wenigen Jahren verstorbene große Fürst der Wissenschaften, etwa zwei Jahre vor seinem Hinscheiden, von den „Morgenstunden"; „ich habe die Morgenstunden selbst bei Mendelssohn gehört", waren seine eigenen Worte.

---

[1]) Mortara, Comp. d. Rel. Isr. (Mantua 1855), XV; vgl. Steinschneider, Hebr. Bibliographie (Berlin 1859), II, 38. Das Schreiben ist datirt vom 12. November 1853.

Mendelssohn war in der That der eigentliche Lehrer der beiden Jünglinge und trug besonders viel dazu bei, Wilhelm mit den Tendenzen der Berliner Aufklärung zu erfüllen. Mendelssohn's Freunde bildeten den täglichen Umgang der jungen Männer. Auf Engel's Veranlassung hielt ihnen Klein, der früher genannte Mitarbeiter an der großen preußischen Gesetzgebungsreform, Vorlesungen über das Naturrecht; in dem von Wilhelm eigenhändig geschriebenen Collegienheft befindet sich ein kurzer Entwurf „Ueber die erzwungenen Verträge von Moses Mendelssohn",[1] so wie ein von ihm an Klein über dieses Thema gerichtetes Schreiben.[2]

Wie Engel und Klein, so waren alle anderen Lehrer Wilhelm's aus dem Kreise der Freunde Mendelssohn's: in diesen Kreis war, wie sein trefflicher Biograph sich ausdrückt, sein Leben und seine Bildung mitten hineingestellt.[3] Wie ein Jüngerer mit Aelteren verkehrte er mit diesen Freunden, mit Männern wie Friedländer, Herz, Moritz u. A. Bei der Herz, dieser vielgerühmten Henriette, in welcher neben unvergleichlicher Schönheit Geist und Empfindung in reichem Maaße war, wurde sowohl er wie sein Bruder Hausfreund, von ihr erlernten sie beide die hebräische Currentschrift. Mit Mendelssohn's Kindern, besonders Joseph und Dorothea, wurden sie innig befreundet, und diese Freundschaft dauerte bis zum Tode. Der greise Alexander feierte seinen Geburtstag am liebsten und häufigsten in dem stillen Cirkel der Familie Mendelssohn, wo denn auch oft der Jugend und des theuern Moses gedacht wurde.

Der Einfluß, welchen Mendelssohn auf das mit seinen

[1] Anhang Nr. 59. Das Collegienheft handschriftlich auf der Königl. Bibliothek zu Dresden.

[2] Schr. V, 616.

[3] Haym, Wilhelm von Humboldt (Berlin 1856), 10.

Schriften wohlvertraute Bruderpaar übte, tritt auch ganz vorzüglich in Wilhelm und seinem ersten literarischen Versuche merklich hervor. Ueber Gott, über die Vorsehung und Unsterblichkeit philosophirte er in dem ältesten Aufsatze, den wir überhaupt von ihm besitzen und den er als neunzehnjähriger Jüngling an Zöllner zur Einrückung in dessen „Lesebuch für alle Stände" überließ. Er spricht es seinem Lehrer nach, daß in den Fragen über Vorsehung und Unsterblichkeit jene wahre Philosophie enthalten sei, welche brauchbare Resultate für das praktische Leben liefere. Der junge Schriftsteller, sagt sein Biograph,[1]) steht ganz auf dem Standpunkt jener maßhaltenden deutschen Popularphilosophie, welche nichts mit gewagten Hypotheſen und nichts mit den Spitzfindigkeiten der Dialektik zu thun haben will und welche mit dem durch die Gründe des Herzens unterstützten Beifall des geradezu und unparteiischen Menschensinnes zufrieden ist. Er erklärt sich mit gleicher Entschiedenheit wie Mendelssohn gegen den Skepticismus und gegen die Schwärmerei für die echte Weisheit einer Kopf und Herz gleichmäßig befriedigenden Aufklärung.

Wilhelm von Humboldt war in seinen jüngern Jahren ein ächter Anhänger Mendelssohn's, die „Morgenstunden" hatten gute Früchte getragen.

Siebenundsiebzigstes Kapitel.

Entstehung der Morgenstunden.

Mendelssohn arbeitete an den „Morgenstunden", so viel seine Kräfte irgend erlaubten. Da er das Manuscript nicht selbst ins Reine bringen konnte, — war er doch kaum

[1]) Haym, a. a. O. 9.

mehr im Stande, seine freundschaftliche Correspondenz selbst zu führen, denn die Augen fingen an zu versagen[1]) — so ließ er es im April 1785 vollends abschreiben, um es dem Doctor Reimarus zuzuschicken, ohne dessen Censur er in seiner Streitsache nichts öffentlich erscheinen lassen wollte.[2]) Jacobi sollte die ganze Schrift erst gedruckt zu Gesicht bekommen, um diesen nicht zu veranlassen, noch mehrere Erklärungen abzugeben, denn, meinte Mendelssohn, je mehr Erklärungen, desto unverständlicher. Einzig und allein aus diesem Grunde ließ er es länger als billig anstehen, seinem Gegner auf die ihm von diesem zugeschickten „wichtigen" Aufsätze zu erwidern, und es mag den leidenschaftlichen Jacobi nicht wenig verdrossen haben, von Fremden über das Erscheinen der neuen Schrift früher zu hören als von dem Verfasser selbst. Der Schildträger Hamann hatte ihm schon am ersten Juni 1785 gemeldet, daß er wegen der neuen Schrift, an welcher der Berliner arbeitete, neue und zwar verschiedene Nachrichten erhalten hätte; nach Einigen würden es „Morgengedanken über Gott und Schöpfung", nach Andern „über das Dasein und die Eigenschaften Gottes;"[3]) während Mendelssohn erst zwei Monate später ihm anzeigte, er wäre in der Streitsache nicht ganz müssig gewesen, und wenn Reimarus die Arbeit nicht ganz verwerfe, so würde der nächste Meßcatalog sicher Etwas bringen.[4])

Er brachte wirklich Etwas. Anfangs October verließen die „Morgenstunden" die Presse. Kaum trocken, nahm dieser „geistige Sohn" seinen Weg zu der theuren Freundin und zu dem Gegner in Pempelfort.

Auch dem Fürsten von Anhalt-Dessau, dem „Beherrscher seines Geburtslandes, dem weisen Freunde und Be-

[1]) Anhang Nr. 38. [2]) Schr. V, 714.
[3]) Jacobi's Werke, IV, 3, 53.
[4]) Schr. V, 720.

schützer des Guten und Schönen", wartete Mendelssohn mit dieser Schrift auf;[1]) ebenso seinem ehemaligen Gönner dem Erbprinzen, seit 1780 regierender Herzog von Braunschweig, der schon bei Empfang des „Phädon" den Wunsch geäußert hatte, einen ähnlichen Tractat über das Dasein Gottes von ihm zu lesen,[2]) und als „Vorlesungen über das Dasein Gottes" kündigten die „Morgenstunden" sich an.

[1]) Schr. V, 635. [2]) V, 636.

Siebenzehntes Buch.

Morgenſtunden.

Achtundſiebzigſtes Kapitel.

Erkenntnißtheorie.

Die Schrift, welche in den Morgenſtunden der letzten Lebensjahre Mendelsſohn's entſtanden und nach ihnen benannt iſt, darf als die Kundgebung ſeiner metaphyſiſch-religiöſen Ueberzeugungen, gleichſam als ſein philoſophiſches Teſtament betrachtet werden. Sie enthält nicht nur einen neuen Beweis für das Daſein Gottes, ſondern entwickelt auch ſeine Ideen über Pantheismus und Spinozismus, über Leſſing und das verrufene „Alles und Eins“ und ganz beſonders die erſten philoſophiſchen Grundbegriffe, auf die es zur Orientirung mit ſeinem Gegner hauptſächlich ankam. „Ich habe von den erſten Grundbegriffen anfangen müſſen“, ſchreibt er Jacobi bei Ueberſendung der Schrift, „weil ich vermuthe, daß in dieſer Region der Grund enthalten ſei, warum wir uns einander ſo wenig verſtehen.“ [1])

Der ganze erſte Theil der „Morgenſtunden“ beſchäf-

[1]) Schr. V, 722.

tigt sich mit einer ausführlichen Darlegung der ersten Grundbegriffe, mit der Erkenntnißtheorie; sie gehört zu den wichtigsten Früchten seiner philosophischen Leistungen und zeugt von der Tiefe, mit der er in das Leibniz-Wolfische System einzudringen verstand.

Wie die Schottischen Philosophen geht auch er von dem Satze aus, der Mensch sei sich selbst die erste Quelle seines Wissens und müsse also in seiner Untersuchung mit sich selbst beginnen, wenn er sich von dem, was er wisse und nicht wisse, Rechenschaft geben wolle. Gedanken und Vorstellungen sind nur das erste, von dessen Wirklichkeit wir überführt werden; wir schreiben ihnen eine ideale Wirklichkeit zu. Da nun aber jede Vorstellung Etwas zum Voraus setzt, das abgeändert wird, so hat auch das Ich, das Subject dieser Abänderung, eine Wirklichkeit, die nicht bloß ideal, sondern real, wirklich vorhanden ist. „Ich bin nicht bloß Modification, sondern das modificirte Ding selbst; nicht bloß Gedanken, sondern ein denkendes Wesen, dessen Zustand durch Gedanken und Vorstellungen abgeändert wird.“ [1])

Aehnlich wie unser Ich nicht bloß ein abwechselnder Gedanke ist, sondern seine eigene Beständheit hat, so läßt sich auch von verschiedenen Vorstellungen denken, daß sie nicht bloß Vorstellungen in uns, Modificationen unseres Denkvermögens sind, sondern auch äußerlichen, von uns unterschiedenen Dingen als ihrem „Vorwurfe“ zukommen.[2]) Demgemäß unterscheidet Mendelssohn zwischen dem

Gedanken, der idealen Wirklichkeit,

Denkenden, der fortdauernden Substanz, der als Beständtheil unserer Seele reale Wirklichkeit zugeschrieben werden muß, und dem

---

[1]) Schr. II, 245. 275. [2]) II, 245.

Gedachten, dem eigentlichen Vorwurf der Gedanken, dem wir ein reales Daſein zuzuſchreiben geneigt ſind, eine Neigung, die ſehr oft den Charakter der Ueberzeugung, der völligen Evidenz annimmt.[1])

Wie werden wir nun überführt, daß die Dinge außer uns etwas mehr ſind, als bloße Gedanken in uns, und wirkliches Daſein haben?

Erſt alsdann gelangen wir zur völligen Evidenz, wenn wir in vielen Fällen und, wo es angeht, durch verſchiedene Sinne Uebereinſtimmung wahrgenommen haben. „Je mehr Sinne, durch mannigfaltige Mittel betrachtet, übereinkommen, deſto gewiſſer wird unſere Ueberzeugung. Der Grund der Vermuthung kann nicht mehr in der Eingeſchränktheit eines einzigen Sinnes liegen, denn die Uebereinſtimmung führt auf einen gemeinſchaftlichen Grund.“[2])

Mendelsſohn unterſcheidet dergeſtalt drei, gleichſam über einander geſchichtete Grade der Erkenntniß:

Sinnliche Erkenntniß, Erkenntniß der äußeren und inneren Sinne, oder unmittelbares Bewußtſein der Veränderungen, die in uns vorgehen, indem wir ſehen, hören, fühlen, Luſt oder Unluſt empfinden, begehren oder verabſcheuen, hoffen und fürchten;

Vernunfterkenntniß, Erkenntniß des Denkbaren und Nichtdenkbaren, oder Urtheile und Schlüſſe, die durch den richtigen Gebrauch des Verſtandes aus der unmittelbaren Erkenntniß gezogen werden; und

Naturerkenntniß, Erkenntniß des außer uns Wirklichen, oder die Vorſtellungen, die wir davon haben, daß wir uns in einer phyſiſch-wirklichen Welt befinden, in welcher wir

---

[1]) Schr. II, 246.

[2]) II, 246, 256, 287.

wirken und leiden, Vorstellungen annehmen und hervorbringen.[1])

Erkennt nun Mendelssohn auch einerseits an, daß diese verschiedenen Arten der Erkenntniß zu einem solchen Grade der Evidenz steigen können, der keiner Bedenklichkeit mehr Raum läßt, so muß er doch andrerseits zugeben, daß die Masse unserer Erkenntniß von allen Seiten nicht nur an Zweifel und Ungewißheit grenzt, sondern auch innerlich mit Irrthum, Vorurtheil und Ungewißheit durchflochten ist, woran wir erkennen, daß unsere Seelenkräfte eingeschränkt sind.

Jede menschliche Erkenntniß ist daher zum Theil wahr, zum Theil unwahr; wahr, weil wir ein positives Erkenntnißvermögen haben, unwahr, weil dasselbe zugleich negativ, begrenzt, Unvermögen ist.[2])

„Wahrheit" ist daher jede Erkenntniß, insofern sie das positive Vermögen unserer Seele zum Grunde hat, jeder Gedanke, der eine Wirkung, ein Ergebniß unserer positiven Seelenkräfte ist, es findet hier kein Mehr oder Weniger statt, denn die Wahrheit ist mit einer unveränderlichen Größe, einer unzertrennlichen Einheit zu vergleichen, die entweder ganz oder gar nicht angetroffen wird. Jeden Gedanken aber, der eine Folge des Unvermögens ist, insoweit er durch die Schranken unserer positiven Kräfte eine Abänderung gelitten hat, nennen wir „Unwahrheit". Ist Mangel des Verstandes oder der Vernunft, Unvermögen der oberen Seelenkräfte an der Unwahrheit Schuld, so wird das Falsche in der Erkenntniß „Irrthum", „Verblendung" oder „Sinnenbetrug", „Schein" aber genannt, wenn wir durch Täuschung der niederen Seelenkräfte verleitet werden.

„Irrthum" und „Schein" haben beide einerlei Ur-

[1]) Schr. II, 259. [2]) II, 260, 265.

sprung; dieser, der unmittelbaren Erkenntniß zu nahe verwandt, bleibt unveränderlich, läßt keine Ueberführung zu und weicht keiner Ueberzeugung der Vernunft; jener hingegen, als einer höhern Region entstammend, kann durch richtigen Gebrauch des Verstandes verbessert und in Wahrheit verwandelt werden.[1])

Mit diesem in all unser Wissen eingreifenden Unvermögen erkennt Mendelssohn eben so sehr die Principien des Skepticismus als die Grundvoraussetzungen des Mysticismus an. Beide freilich gelten ihm nicht principiell, sondern nur theilweise als negative Elemente unseres Wissens. Um so wichtiger wird daher die Frage: Wo ist der Probirstein, an welchem wir prüfen können, ob eine Erkenntniß, die wir besitzen oder zu besitzen glauben, eine Folge der Denkungskraft oder ihrer Entwicklung, ob sie Wahrheit oder Irrthum sei?

Bei Beantwortung dieser Frage kommt er auf die dreifache Eintheilung unserer Erkenntnisse zurück. Die „anschauende" Erkenntniß, sei sie Empfindung der äußeren oder Wahrnehmung der inneren Sinne, bedarf weder der Vernunft noch des Verstandes, und kann also durch keinen unrichtigen Gebrauch derselben gemißleitet werden; hinsichtlich dieser Erkenntniß findet kein Zweifel statt, sie führt die höchste Ueberzeugung mit sich.[2])

Die Gewißheit der unmittelbar sinnlichen Erkenntniß erstreckt Mendelssohn auch auf das Gebiet der Schönheit und der sittlichen Empfindungen; bei ihnen, weil keine Vernunfterkenntnisse, geht weder Irrthum noch Fehlschluß an:

---

[1]) Schr. II, 260, 265, 296 u. a.

[2]) Mendelssohn erläutert sehr gut, daß nicht die Sinne uns täuschen, sondern der Irrthum darin besteht, daß wir einen gegebenen sinnlichen Eindruck durch den Gedanken falsch subsumiren. Mit dieser Erklärung widerlegt er die Leibniz-Wolfische und verbindet, bewußt oder unbewußt, Locke mit Leibniz.

jeder Schein ist Wahrheit. Erst von den Empfindungen kommt Mendelssohn auf das Dasein selbst und berührt die Frage, ob sich ein Kriterium deutlich angeben lasse, wodurch Vorstellung von Darstellung zu unterscheiden sei, oder ob sich der unwiderstehliche Ausspruch des „gesunden Menschenverstandes" nicht in Vernunfterkenntniß verwandeln lasse?[1])

Er glaubt diesen ganzen Punkt beseitigen zu können durch eine begriffliche Unterscheidung zwischen „Träumen" und „Wachen", und wird dadurch auf die „Ideenassociation" geführt, in deren Behandlung sein Standpunkt als Vermittler des Sensualismus und Spiritualismus klar hervortritt. Die Verbindung der Begriffe kann sowohl subjectiv als objectiv sein: subjectiv, nach den Gesetzen der Einbildungskraft, wo die Begriffe, die wir zu einer andern Zeit gehabt haben, ähnliche Merkmale erzeugen; dieses nennen wir „Traum"; objectiv, wenn die Begriffe in einer von uns abhängigen Causalitätsverbindung auf einander folgen und nach anerkannten Gesetzen der Natur verknüpft sind, wie dieses im „Wachen" der Fall ist.

Mit diesem Unterschiede zwischen „Träumen" und „Wachen" fällt die ganze Frage nach dem Kriterium der Wahrheit in die frühere Frage zurück: ob und welche Vorstellungen nicht bloß in uns existiren, sondern zugleich äußeren Gegenständen als ihrem Vorwurfe zukommen?

Nur von der Beantwortung dieser Frage hängt es ab, ob überhaupt von objectiven Vorstellungen die Rede sein kann. Nach der Antwort, die er auf diese Frage gibt, sind ihm objective Vorstellungen solche, welche zu sinnlichen Empfindungen und Gedanken die Urbilder ausmachen, bloß gedacht werden, aber nicht denken können.[2])

Zum Schluß der Erkenntnißtheorie erörtert Mendels-

[1]) Schr. II, 276 ff. [2]) II, 289 ff.

sohn, daß die Eintheilung der Seelenvermögen in Erkenntniß- und Begehrungsvermögen unvollständig sei, und fügt als drittes noch die „Billigung", das Wohlgefallen, den Beifall hinzu als ein Vermögen, welches gleichsam der Keim der Begierde, nicht aber diese selbst, der Uebergang vom Erkennen zum Begehren ist.[1])

Soweit die Vorerkenntnisse zur Lehre von Gott.

Neunundsiebzigstes Kapitel.

Gott.

Es wird erzählt, daß Mendelssohn über das Dasein Gottes mit solcher Deutlichkeit sprechen konnte wie über ein neues Muster seiner Seidenfabrik.[2])

Er wollte das Dasein Gottes, das Walten der Vorsehung über die Schicksale der Menschen erkennen, vernunftgemäß beweisen, und ließ in diesem Vorhaben jede andere Pflicht und Verbindlichkeit außer Acht. Der Areopagus der Vernunft sollte entscheiden, nicht nach der Neigung, sondern nach der Strenge der Wahrheit die Gründe abwägen und Urtheile fällen. Sich in einem so wichtigen Punkte von vorn herein mit dem Glauben zu begnügen, hielt er für eben so schädlich, wie geeignet, die Menschen zu Aberglauben und Schwärmerei zu verleiten.

Seiner mathematischen Verfahrungsweise zufolge unterscheidet er in der Lehre von Gott einen theoretischen, rein speculativen, und einen praktischen Theil. Ersterer kann mit aller Strenge wissenschaftlicher Methode behandelt, es

---

1) Schr. II, 295 ff.

2) Hildebrand, deutsche Nationalliteratur seit Lessing, 193.

können Begriffe entwickelt und in ihre einfachsten Merkmale und Verhältnisse aufgelöst werden; dieses führt aber zu weiter nichts als zu einer Verbindung und Trennung dieser Begriffe, zu einer Zergliederung und Auflösung der Merkmale, zu Speculationen, die auch der Atheist zugeben kann, ohne deshalb von dem Dasein einer Gottheit überführt zu sein. Um nun auch den Gottesleugner zu überzeugen, sucht Mendelssohn den Uebergang aus dem Reiche der idealischen Wesen in das der Wirklichkeit.

Die Beweisarten, welche auf das Zeugniß der äußeren und inneren Sinne, auf das Dasein einer veränderlichen Welt oder eines veränderlichen denkenden Wesens beruhen, verwirft er, weil sie auf Voraussetzungen basiren, die nicht von Allen zugegeben werden; er ist eingedenk, daß der Idealist das wirkliche Dasein einer materiellen Welt, der Egoist das Dasein aller Substanzen außer sich leugnet, der Spinozist sich selbst für kein für sich bestehendes Wesen, sondern für einen bloßen Gedanken in Gott hält.

Die Wolfische Fassung des ontologischen Beweises, welche schon damals gewissermaßen berüchtigt geworden war, konnte Mendelssohn nicht adoptiren, er gestaltete ihn deshalb zu einem apagogischen um und geht vom Nichtsein aus. „Was nicht ist, muß entweder unmöglich, oder bloß möglich sein. Im erstern Falle müssen sich seine inneren Bestimmungen widersprechen, das heißt: dasselbe Prädicat von demselben Vorwurf zugleich bejahen und verneinen; im letztern aber werden sie zwar keinen Widerspruch enthalten, es wird sich aber aus denselben nicht begreifen lassen, warum das Ding vielmehr sein als nicht sein soll. Eins wird mit dem wesentlichen Theil desselben so wohl bestehen können, als das andere, aus welchem Grunde das Ding möglich genannt wird. Das Dasein eines solchen Dinges gehört nicht zu seiner innern Möglichkeit, nicht zu seinem Wesen, auch nicht zu seinen Eigenschaften, und ist

daher eine bloße Zufälligkeit, deren Wirklichkeit nicht anders, als aus einer andern Wirklichkeit begriffen werden kann. Ein solches Dasein ist also abhängig, nicht selbstständig. Dieses bedarf keines weitern Beweises. Nun kann dem vollkommensten Wesen ein solches Dasein nicht zukommen, denn es würde seinem Wesen widersprechen, indem ein Jeder einsiehet, daß ein unabhängiges Dasein eine größere Vollkommenheit sei, als ein abhängiges; daher der Satz: das allervollkommenste Wesen hat ein zufälliges Dasein, einen offenbaren Widerspruch enthält. Das allervollkommenste Wesen ist also entweder wirklich, oder es enthält einen Widerspruch, denn bloß möglich kann es nicht sein, wie vorher erwiesen worden; daher bleibt für dasselbe nichts weiter übrig, als die Wirklichkeit oder Unmöglichkeit."[1])

Diesem schon 1763 entworfenen und in den „Morgenstunden" wieder vorgetragenen Beweise, in welchem die Möglichkeit der Begriffe mit der Möglichkeit der Dinge zusammengenommen wird, gibt Mendelssohn noch eine andere Wendung, welche jedoch auf die obige Beweisart zurückgeführt werden kann. Er argumentirt nämlich: Was nicht wirklich ist, muß entweder unbestimmbar oder unbestimmt sein; das allerhöchste Wesen kann aber weder unbestimmbar, noch unbestimmt sein, denn es enthält keinen Widerspruch, und was ihm zukommen kann, ist durch seine innere Möglichkeit nothwendig bestimmt; daher ist das allerhöchste Wesen nothwendig vorhanden.[2])

---

[1]) Schr. II, 35, 388.

[2]) II, 36, 43. Daß Mendelssohn in seinem Beweise selbstständig verfuhr, ohne auf Kant's „einzig möglichen Beweis vom Dasein Gottes" Rücksicht genommen zu haben, ergibt sich aus dem Umstand, daß dieser Beweis bereits 1763 ausgearbeitet war, ehe Kant's Büchlein zu ihm gelangte.

Es war Mendelssohn weniger darum zu thun, auseinanderzusetzen was Gott ist, als sein Dasein völlig zu begründen. „Wohl uns, wenn uns unsere Gegner einräumen, daß der Mensch sich eine Gottheit als wirklich vorhanden denken müsse.“ Er bekennt sich zu einem Theismus, wie wir ihn etwa bei Rousseau finden, und ist von den beiden herrschenden Anschauungen, Anthropomorphismus und theologischem Despotismus, gleich weit entfernt; weder auf die Güte, noch auf die Größe Gottes sollte mehr Rücksicht genommen werden. Er wollte seinen persönlichen Gott weder über die sublunarische Welt erheben und ihm nur die Sorge für die Erhaltung des Ganzen mit völligem Verzicht auf die Schicksale der Einzelnen beilegen, noch ihn zu menschlichen Schwachheiten herabwürdigen: beide Wege erschienen ihm als Irrthümer, als zu Atheismus und Unglauben führend.

Ueber das Wesen der Gottheit und ihre Eigenschaften hat Mendelssohn seine Gedanken in aller Kürze entworfen; sie waren für den zweiten Theil der „Morgenstunden“ bestimmt und fanden sich unter seinen handschriftlich hinterlassenen Papieren unter dem Titel „Sache Gottes oder die gerettete Vorsehung.“

Achtzigstes Kapitel.

Kosmologie.

In der „Sache Gottes“, diesem in Paragraphen entworfenen Bruchstücke, entwickelt Mendelssohn seine Ansichten über die Eigenschaften Gottes: Allmacht, Güte, Weisheit und Heiligkeit, und stellt im Allgemeinen eine Art Kosmologie auf. In keinem Producte tritt seine Anhänglichkeit an Leibniz, oder genau genommen an Maimuni, so prägnant hervor, als hier; fast glaubt man ein Stück Theodicée zu lesen.

Länger verweilt auch er bei der uralten von Leibniz wieder angeregten Frage, warum die Welt gerade wie sie ist die beste ist, da es doch in Gottes Rathschluß gelegen, auch eine oder verschiedene andere zu schaffen. Da der Güte Gottes die höchste Weisheit zur unveränderlichen Richtschnur dient, so folgert Mendelssohn hieraus, daß Gott aus allen möglichen Reihen der Dinge die allerbeste Welt gewählt und daß diese allerbeste auch die wirklich existirende sei.[1] Gegen die Behauptung der besten Welt werden die mächtigsten Einwürfe von dem Vorhandensein der Uebel geltend gemacht. Und eben hierin weicht der jüdische Philosoph vermöge seines religiösen Standpunktes von seinem christlichen Lehrer in wesentlichen Punkten ab.

Während Leibniz den Satz aufstellt, daß das metaphysische Uebel nothwendig sei, nothwendig insofern es beschränkte Wesen gäbe, geht Mendelssohn von der Voraussetzung aus, daß der Wille Gottes das Uebel in keiner anderen Betrachtung auffasse, als um es zu verhindern. In der weiteren Untersuchung berührt er auch die Frage über die Austheilung der Güter in diesem Leben, in deren Beantwortung er sich wiederum von Leibniz entfernt. Diesem zufolge ist das physische Leiden selbst eine nothwendige Bedingung, ohne welche die Glückseligkeit weder in diesem noch in jenem Leben genossen werden könne. Nach Mendelssohn hingegen befördert das Gute an und für sich die Glückseligkeit, soll der Mensch nicht erst durch Leiden zur Tugend vorbereitet werden. Wer von der Höhe auf das Schicksal der Menschen herabschaut, Tugend und Laster, Glück und Unglück in ihren wechselseitigen Kämpfen und Umwälzungen betrachtet, und das große Schauspiel in der unabsehbaren Reihe der unerforschlichen Zukunft verfolgt, der wird gegen die Vorsehung nicht murren, sondern mit

[1] Schr. II, 422.

inniger kindlicher Ergebung sein Lebelang anbeten und wohlthun.[1])

So schwindet auch die Schwierigkeit, welche Leibniz betreff der Strafen im künftigen Leben findet. Jede Strafe ist nach Mendelssohn eine Wohlthat für den Menschen, und sie wird ihm erlassen, sobald sie aufhört, Wohlthat für ihn zu sein, denn Gott hat den Menschen erschaffen zu seiner eigenen Glückseligkeit. Sollte aber jede Uebertretung ewiges Elend nach sich ziehen, so würde Gott seine Gesetze zum Verderben gegeben haben.[2]) „Kein Individuum, das der Glückseligkeit fähig ist, ist zur Verdammniß, kein Bürger in dem Staate Gottes zum ewigen Elende ausersehen. Jedes wandelt seinen Weg, jedes durchläuft seine Reihe von Bestimmungen, und gelangt von Stufe zu Stufe zu dem Grade der Glückseligkeit, der ihm angemessen ist."[3])

Ueber diese Fragen führte Mendelssohn einst mit Hennings eine Unterredung, welche uns letzterer in seinen handschriftlich aufbewahrten „Erinnerungen an Berlin" erhalten hat. Sie wurde durch Rousseau's Brief über die Zerstörung Lissabon's, in welchem die Gerechtigkeit der Vorsehung gegen die Klagen der Menschen vertheidigt wird, hervorgerufen, und ist zu interessant, als daß wir sie dem Leser vorenthalten sollten.

Hennings. — Am besten gefiel mir die Parallele, welche Rousseau zwischen seinem eignen Schicksal und dem Voltaire's zieht. Dieser, glücklich und im Wohlleben, klagt die Vorsehung wegen der Uebel an, mit denen die Welt gefüllt ist; jener, arm, krank, verfolgt, findet, daß im Ganzen betrachtet Alles gut sei.

Mendelssohn. Rousseau thut nicht wohl daran, so zu sprechen. Wenn er der Vorsehung nichts verdankte als

---

[1]) Schr. II, 431. [2]) III, 142, 244 ff.; V, 565.
[3]) Schr. II, 432.

Rousseau zu sein, so wäre sie schon verschwenderisch gegen ihn gewesen, denn das ist gewiß, ihr allein verdankt er sein Genie, seine starke Seele und seinen männlichen und durchdringenden Geist.

Hennings. Das gesteht Rousseau selbst. Ich erinnere mich, irgendwo in seinen Schriften gelesen zu haben, daß unsere Talente mit uns geboren werden und daß die Tugend allein unser Werk sei; daß die Natur einen Racine, einen Guido Reni gebildet, daß der tugendhafte Mann aber seinen Werth durch seine Werke und Thaten erst erlange.

Mendelssohn. Hierin bin ich entgegengesetzter Meinung. Wir schulden der Vorsehung selbst die Neigung zur Tugend, welche mit uns geboren wird.

Hennings. Wenn Sie Gott zum Urheber unserer Tugend machen, so machen Sie ihn auch zum Urheber der Laster. Die Lasterhaften werden behaupten, daß sie die ihnen angeborene Neigung zum Bösen ebenfalls von der Vorsehung empfangen haben.

Mendelssohn. Und was folgt hieraus?

Hennings. Daß dem Menschen die freie Wahl zwischen Gutem und Bösem überlassen ist, und daß es von ihm abhängt den Weg zu wählen, welchen er will.

Mendelssohn. Ich würde diesen Schluß nicht ziehen, sondern aus dem Gesagten nur einen Beweis gegen die Ewigkeit der Strafen bringen.

Hennings. Könnte denn auch ein vernünftiger Mensch einen Augenblick an die Fabel von der Hölle glauben? Wenn es Strafen gibt, so begreife ich darunter nur die innere Qual, nicht tugendhaft gewesen zu sein, wie das Plato bewundernswürdig schön durch die Allegorie des Tantalus erklärt.

Mendelssohn. Welche Schlußfolge würden Sie daraus ziehen? Wenn die Strafen so wären, daß die Schuldigen selbst wünschten, lieber bestraft als frei zu sein. Wenn

Gott ſtraft, ſo geſchieht es nur um zu beſſern und auf den Tugendweg zurückzuführen. Die menſchlichen Strafen können nicht immer ſo gerecht ſein. Sie haben eben ſo wohl das Beiſpiel als die Zucht im Auge, bei den Todesſtrafen erſteres ſogar ausſchließlich.

Da dieſes Thema von der Beſchaffenheit derjenigen iſt, welche ich nicht ergründen will, weil ich das Zweckloſe ſolcher Speculationen einſehe, ſo begnüge ich mich mit der Annahme, daß die Tugend zu unſerem irdiſchen Glücke nothwendig iſt, ohne mich in Vermuthungen über das Schickſal einzulaſſen, welches die Tugendhaften in jenem Leben zu erwarten haben.

Einundachtzigſtes Kapitel.

Mendelsſohn und Spinoza.

Die Philoſophie Spinoza's war ſchon lange der Gegenſtand, welcher unſern Denker mächtig anzog. Schon aus den erſten Jahren ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit erinnern wir uns, daß er bemüht war, das Syſtem ſeines verkannten und von ihm gefeierten Glaubensgenoſſen mit ihm ſelbſt wieder zu Anſehen zu bringen.

Durch den früher erwähnten Streit mit Jacobi war Mendelsſohn gleichſam genöthigt, ſeine literariſchen Arbeiten mit demſelben Gegenſtande zu beſchließen, mit dem er ſie eröffnet hat: er mußte nochmals auf das Spinoziſtiſche Syſtem, auf das „Eins und Alles" zurückkommen. Es lag ihm zunächſt daran, den Spinozismus in einer geläuterten Geſtalt dem Publikum vorzuführen und darzuthun, daß das Syſtem mit Religion und Glauben nicht in Widerſpruch ſtehe. Zu dieſem Zwecke ging er von den erſten

Grundbegriffen, der absoluten Einheit des ewigen und nothwendigen Seins, der Substanz aus. Behauptet nun Mendelssohn ausdrücklich, daß keineswegs der Begriff der Substanz Spinoza zu seinen irrthümlichen Ansichten verleitet habe, dieses vielmehr ein wahrer Begriff sei, so findet er doch, daß in der Erklärung des Wortes selbst eine Willkürlichkeit liege. Er gibt zu, daß eine solche selbstgenügende Substanzialität allerdings bloß dem unendlichen und nothwendigen Wesen zukomme, unterscheidet aber das „Selbstständige" von dem „Fürsichbestehenden". „Ersteres ist unabhängig und bedarf keines andern Wesens zu seinem Dasein, ist unendlich und nothwendig, letzteres aber kann in seinem Dasein abhängig und dennoch als ein von dem Unendlichen abgesondertes Wesen vorhanden sein, d. h. es lassen sich Wesen denken, die nicht bloß als Modificationen eines andern Wesens bestehen, sondern ihre eigene Bestandheit haben und selbst modificirt sind." [1])

Mit dieser mehr den Ausdruck als die Sache treffenden Distinction gibt Mendelssohn deutlich zu erkennen, daß er Spinoza's Substanzbegriff von allen ihm bloß äußerlich beigelegten, sich widersprechenden Prädicaten getrennt wissen will. Bei Spinoza ist Alles bloßer Gedanke, reiner Idealismus, seine unendliche so angestaunte Substanz ist gewissermaßen die Sonne, deren Strahlen nie die Erde berühren; es gibt für ihn keinen Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen, von der Einheit zur Vielheit, vom Geist zur Materie; über die einzige Substanz hat er die Menschen vergessen. Das eben ist es, was Mendelssohn ihm besonders zum Vorwurf macht, daß er das Formale, die Körper- und reale Welt der Ideen wegen außer Acht gelassen habe. „Spinoza hat bloß die Quelle der Materie angewiesen. Wo sollen wir aber die Quelle der Form suchen? Wodurch er-

[1]) Schr. II, 343.

hält der Körper seine Bewegung, der organisirte Körper seine Bildung, d. i. seine planvolle und regelmäßige Bewegung, und jeder andere Körper seine Figur? Wo kann der Ursprung hiervon anzutreffen sein? Nicht im Ganzen, denn das Ganze hat keine Bewegung. Das Sämmtliche aller Körper, in eine einzige Substanz vereinigt, kann den Ort nicht verändern und hat weder Organisation noch Figur. Also in den Theilen. Mithin müssen die Theile auch ihr abgetheiltes Dasein haben, und das Ganze ein bloßes Aggregat aus denselben sein." [1])

Das Mangelhafte des Systems zeigt sich demnach in zweierlei Rücksichten. Sowohl in Absicht auf die Körperwelt als auf die denkenden Wesen hat Spinoza bloß für das Materiale, nicht aber für das Formale gesorgt. Würde er letzteres eingeräumt haben, so wäre die größte Schwierigkeit gehoben. Eine reale für sich bestehende Welt ist aber bei Spinoza nicht zu finden, das Princip des Realismus ist ihm gänzlich fremd. Die Welt an sich ist nach Spinoza nichts, sie flieht gleichsam in Gott zurück, wie Gott aus sich in die Welt flieht, oder nach Mendelssohn's Begriffen, „Spinoza versetzt bald Gott zu bildlich in die Welt, bald die Welt zu bildlich in Gott." [2]) Beides, Gott und die Welt, mußte, als für sich bestehend, von einander gelöst werden, und in diesem Sinne stellte Mendelssohn seinen geläuterten Pantheismus in dem schönen Bilde auf: „Mein Pantheismus gleicht einer zweiköpfigen Hydra. Einer dieser Köpfe führt die Ueberschrift: „Alles ist Eins"; der andere: „Eins ist Alles". Ihr müsset beide zugleich abschlagen, wenn ihr das Ungeheuer tödten wollt." [3])

Spinoza sagt: Alles ist Eins, Gott ist auch die Welt; der geläuterte Pantheist spricht: Gott und die Welt. Das Unendliche, behauptet dieser, hat alles Endliche, Eins dieses

[1]) Schr. II, 344. [2]) II, 360. [3]) II, 352.

Viele zur Wirklichkeit gebracht; jener hingegen: das Unendliche umfaßt Alles, ist selbst Alles, ist Eins und zugleich Alles; denn so wenig das Viele ohne das Eine vorhanden sein kann, eben so wenig kann, nach Spinoza, das unendliche Eins ohne Alles existiren. So trennt Mendelssohn Gott von der Natur, der Welt, schreibt Gott ein außerweltliches, der Welt ein außergöttliches Dasein zu, und stellt einen Pantheismus auf, von dem er behauptet, daß er mit der Religion und der Wahrheit im Einklang stehe. [1]

Nicht ohne Interesse ist, daß Mendelssohn den Spinozismus unter einem Gesichtspunkte auffaßt, der manche Einwürfe gegen das Hegel'sche System enthält, [2] und wenn Mendelssohn sagt: „Wenn ich Sie recht verstehe, so geben Sie im Namen Ihres Pantheisten zwar einen außerweltlichen Gott zu, leugnen aber eine außergöttliche Welt, und machen Gott gleichsam zum unendlichen Egoisten", so ersieht man hieraus, daß der Mendelssohn so schnöde behandelnde Hegel nicht der erste gewesen, der Spinoza einen Akomismus zugeschrieben hat. [3]

Schwerlich huldigte Mendelssohn jenem geläuterten Pantheismus, den er für seinen Lessing in Anspruch nahm; wies er doch sogar den bloßen Verdacht eines jeden Idealismus von sich ab: „Niemanden von uns ist es noch eingefallen", heißt es in den „Morgenstunden", „diese sinnlichen Begriffe oder Erscheinungen, welche die Abbildungen der Materie sind, in die Materie selbst hineinzulegen. Wir sagen bloß: die Vorstellung, die wir von materiellen Wesen, als ausgedehnt, beweglich und undurchdringlich haben, sei keine Folge unserer Schwachheit und unseres Unvermögens; sie fließe vielmehr aus der positiven Kraft unsrer Seele, sie sei allen denkenden Wesen gemein, und mithin nicht bloß subjective, sondern objective Wahrheit." [4]

[1] Schr. II, 357 f.; vgl. I, 207. [2] I, 207; II, 41.
[3] II, 352. [4] II, 291.

Deſto überraſchender iſt es, die Sonderung zwiſchen Denken und Sein bei ihm anzutreffen. „Sagen wir, ein Ding ſei ausgedehnt, ſei beweglich, ſo haben dieſe Worte keine andere Bedeutung, als dieſe: ein Ding ſei von der Beſchaffenheit, daß es als ausgedehnt und beweglich gedacht werden müſſe. A ſein, und A gedacht werden, iſt der Sprache, ſowie dem Begriffe nach, ebendaſſelbe. Wenn wir alſo ſagen, die Materie ſei ausgedehnt, ſei beweglich, ſei undurchdringlich, ſo ſagen wir freilich weiter nichts, als es gebe Urbilder außer uns, die ſich in jedem denkenden Weſen als ausgedehnt, beweglich und undurchdringlich darſtellen.“ [1])

Ob Mendelsſohn wohl vermuthet hat, daß er ſich mit dieſem Gedanken dem Idealismus Kant's im Weſentlichen nähert?

Zweiundachtzigſtes Kapitel.

Mendelsſohn und Kant.

Als Mendelsſohn mit den früheſten, an Geiſtesblitzen ſo reichen Schriften des „Philoſophen der Zukunft“ bekannt worden war, hatte er bereits einen feſten Standpunkt eingenommen und einzelne Theile des von ihm ergriffenen Leibniz-Wolfiſchen Syſtems auszubauen begonnen. Hätte er ſie auch früher gekannt und durchdrungen, ſie würden ihn, den begeiſterten Anhänger der „Schule“, ſchwerlich bewogen haben, eine Philoſophie zu verlaſſen, in deren Gängen und Formen er ſich heimiſch fühlte; vielleicht hätten ſie ihn veranlaßt, einen andern Weg, die Bahn einer freiern Forſchung, einzuſchlagen. So viel iſt gewiß, ſeine philoſophiſchen

[1]) Schr. II, 290.

Leistungen wären von größerem Erfolge gewesen, wenn er „von seinem zwanzigsten Jahre einen Kant zum Freunde und Führer gehabt hätte.“ [1])

Mendelssohn würde in der That unter den Philosophen ganz anders glänzen, wenn er mit Kant früh verbunden gewesen wäre. Hielt ihn dieser doch für „ein Genie, dem es zukäme, in der Metaphysik eine neue Bahn zu brechen, die Schnur ganz aufs Neue anzulegen und den Plan zu dieser noch immer aufs bloße Gerathewohl angebauten Disciplin mit Meisterhand zu zeichnen.“

Daß Mendelssohn als Vorläufer Kant's im wahren Sinne des Wortes gilt, wird Niemand bestreiten können. Er arbeitete ihm in den beiden Hauptpunkten der Philosophie, in Inhalt und Form, wacker vor.

Wie er die Sonderung von Denken und Anschauung bereits andeutet, so hebt er auch den Unterschied zwischen beständigen und unbeständigen Erscheinungen deutlich hervor. „Ich glaube, es werde kein Vernünftiger in Abrede stellen, daß es wenigstens zwei verschiedene Arten von Erscheinungen gebe, nämlich beständige und unbeständige. Jene haben ihren Grund in der innern Beschaffenheit der menschlichen Sinne überhaupt, diese aber in gewissen äußern Zufälligkeiten.“ [2]) Es bedarf hier nur einer Veränderung der Begriffe und weitern Motivirung, so haben wir Kant's Unterscheidung zwischen „Schein“ und „Erscheinung“.

Es ist schon früher erwähnt, daß Mendelssohn von der gewöhnlichen Wolf'schen Eintheilung in Erkennungs- und Begehrungsvermögen abgewichen und als ein drittes das Billigungsvermögen eingeschoben hat. [3]) Wer vermöchte darin ein Vorbild des interessenlosen Wohlgefallens Kant's zu verkennen?

---

[1]) Schr. V, 509. [2]) II, 19. [3]) II, 295.

Auch in der Bestreitung des dogmatischen Idealismus sehen wir Mendelssohn ebenfalls einverstanden mit Kant. Durch die Leibnizische Philosophie ist er zu der Ueberzeugung gelangt, daß wir die Objecte der materiellen Vorstellungen nicht unmittelbar erkennen, sondern daß wir bloß auf ihr Dasein schließen. „Ihr sehet von selbst ein, daß durch diese Gründe bloß das Dasein eines Objects der materiellen Vorstellungen geschlossen werden kann; in wie weit sich aber bei der Darstellung materieller Beschaffenheiten das Subjective unserer sinnlichen Erkenntniß mit einmischt und solche in „Erscheinungen" verwandelt, bleibt hierdurch unentschieden. In der sinnlichen Erkenntniß liegt unstreitig Wahrheit. Aber diese Wahrheit ist bei uns mit Schein, das Urbildliche ist mit dem Perspectiven verbunden und kann durch unsere Sinne nicht von demselben getrennt werden."[1]) Er glaubt also, es läge Wahrheit in dem Sinnlichen, die Sinnlichkeit entdecke Prädicate, die den Dingen an sich zukämen. Diesen Idealismus führte Kant weiter durch, indem er die Erkenntniß der Objecte an sich leugnet und sie bloß nach einer nothwendigen Idee in uns voraussetzt; die Sinnenwelt ist, nach ihm, kein Ding an sich, sondern eine bloße „Erscheinung".

Ohne Zweifel würde Mendelssohn über den neuen transcendentalen Idealismus nachdrücklich und triftig sich ausgesprochen haben, wären Kant's epochemachende Schriften nur ein Jahrzehnd früher, in einer Zeit erschienen, in der unser Denker noch mit frischerer Kraft sich zu vertiefen im Stande gewesen wäre.

Schon beim Erscheinen der Schrift: De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, in welcher Kant seinen spätern Standpunkt fixirte, war Mendelssohn „seit Jahr und Tag wegen eines sehr geschwächten Nerven-

[1]) Schr. II, 339.

systems unfähig, etwas Speculatives von solchem Werthe mit Anstrengung durchzulesen", [1]) aber sein Scharfblick erkannte gleich, daß die wenigen Blätter die Frucht von sehr langen Meditationen, die Basis eines neuen Systems enthalten, eines Systems, mit dem er sich unmöglich befreunden könne.

Durch die „Kritik der reinen Vernunft" wurde auch wirklich in der deutschen Philosophie jene Revolution hervorgerufen, welche Mendelssohn längst voraus gesagt hatte. Er war zu alt und steif, um an einer solchen Umwälzung, an einem so freien philosophischen Gange noch Gefallen finden zu können; er „verlangte Dach und Fach für sich und seine Familie und dankte der weisen Matrone", wie er den baulustigen Kriticismus Kant's nennt, „für ihren baulustigen Vorwitz. Sie mag ihn an Kartenhäusern oder Luftschlössern versuchen." [2]) Der alte Mann wollte sich an dem ihm Ruhe gönnenden Gebäude des Dogmatismus nicht stören lassen und legte die schwerfällige „Kritik" bald aus den Händen, ohne sich die Mühe zu geben, ihren tiefen Sinn zu ergründen. „Sehr angenehm war es für mich", heißt es in einem Briefe an Elise Reimarus, „von Herrn Rudolphi zu vernehmen, daß der Herr Bruder nicht viel von der Kritik der reinen Vernunft halte. Ich für meinen Theil muß bekennen, daß ich sie nicht verstehe. Es ist mir also lieb, daß ich nicht sonderlich viel entbehre, wenn ich von dannen gehe, ohne dieses Werk zu verstehen." [3]) Er verstand Kant nicht, wußte aber, daß er mit dem „Alles Zermalmenden" in den Grundsätzen nicht übereinkomme. [4])

Neigte sich auch Mendelssohn dem Rationalismus hin, so war er dennoch von den Fesseln des Dogmatismus zu

[1]) Schr. V, 510. [2]) V, 704. [3]) V, 705.

[4]) Mendelssohn entwarf im November 1783 eine Schaumünze auf Kant und die Kritik mit der Umschrift: „Drohet, aber fällt nicht." Schr. V, 614.

sehr umstrickt, als daß er dem Kriticismus hätte Beifall zollen können. Vollständige Kritik war ihm fremd. Gerieth die Vernunft mit sich selbst in Streit, so führte er die Nachforschungen auf eine gewisse Stufe und stopfte dann dem Frager kurz und gut den Mund. „Wenn ich euch sage, was ein Ding wirket oder leidet, so fraget weiter nicht, was es ist. Wenn ich euch sage, was ihr euch von einem Dinge für einen Begriff zu machen habt, so hat die fernere Frage, was dieses Ding an und für sich selbst sei? weiter keinen Verstand . . Wir stehen an der Grenze nicht nur der menschlichen Erkenntniß, sondern aller Erkenntniß überhaupt, und wollen noch weiter hinaus, ohne zu wissen, wohin.“ [1])

Zuweilen bediente sich Mendelssohn auch des Auswegs, den Streit auf eine bloße Modification des Ausdrucks zurückzuführen. „Sie wissen, wie sehr ich geneigt bin, alle Streitigkeiten der philosophischen Schulen für bloße Wortstreitigkeiten zu erklären, oder doch wenigstens ursprünglich von Wortstreitigkeiten herzuleiten.“ [2]) Kant ist hierin gerade der entgegengesetzten Meinung, und behauptet, daß in Dingen, worüber man, besonders in der Philosophie, eine geraume Zeit gestritten habe, niemals ein Wortstreit zu Grunde liege, sondern der Streit immer die Sache selbst betreffe; ein Verfahren, wie das Mendelssohn's, nennt er „den Durchbruch des Oceans mit einem Strohwisch zustopfen.“ [3])

Wie verschieden die Ansichten und Meinungen der beiden Denker auch waren, durch die Aehnlichkeit der Vernunftbeschäftigungen und die Gleichheit des Strebens fühlten sie sich verbunden. Durch die gemeinschaftliche Lösung der von der Berliner Akademie gestellten Preisaufgabe einander näher gerückt, unterhielten sie von dieser Zeit an eine

[1]) Schr. II, 293. [2]) II, 341, V, 547.
[3]) Kant's sämmtliche Werke, I, 395.

Correspondenz, welche zur Genüge beweist, mit welcher Hochachtung der Königsberger Alte dem Verfasser des „Phädon“ begegnete. Es gereichte ihm zu keinem geringen Vergnügen, ihn bei sich in Königsberg zu sehen und, wiewohl gerade nicht ehrgeizig, schlug er es ihm doch sehr hoch an, daß er seinen Vorlesungen beiwohnte, und bedauerte, einen „so seltenen Mann“ nicht recht genießen zu können. „Ein solcher Mann, von so sanfter Gemüthsart, guter Laune und hellem Kopfe in Königsberg zum beständigen und täglichen Umgange zu haben,“ heißt es in einem Briefe an seinen Schüler und Freund Marcus Herz in Berlin, „würde diejenige Nahrung der Seele sein, der ich hier so gänzlich entbehren muß. Ich bitte Sie, mir die Freundschaft dieses würdigen Mannes ja ferner zu erhalten.“ „Grüßen Sie doch Herrn Mendelssohn von mir auf das verbindlichste“, heißt es in einem anderen Briefe an Herz vom März 1778, „und bezeugen Sie ihm meinen Wunsch, daß er in zureichender Gesundheit seines von Natur fröhlichen Herzens und der Unterhaltungen genießen möge, welche ihm dessen Gutartigkeit zusammt seinem stets fruchtbaren Geiste verschaffen könne.“ [1])

Der beständige Umgang mit einem Manne wie Mendelssohn hätte für Kant und seine Arbeiten höchst ersprießlich sein können; wer weiß, ob er nicht durch ihn von der dunkeln Schreibart abgebracht wäre und sich des lichtvollen Stils befleißigt hätte, den er an Mendelssohn so sehr bewunderte. „Es sind nur wenige so glücklich“, schreibt er ihm am 18. August 1783, „für sich und zugleich in der Stelle anderer denken und die ihnen allen angemessene Manier im Vortrage treffen zu können. Es ist nur ein Mendelssohn.“ [2])

[1]) Kant's sämmtliche Werke, XI, 1, 37. [2]) XI, 1, 42.

Dreiundachtzigſtes Kapitel.

Mendelsſohn und Jacobi.

Die „Morgenſtunden“ hatten Pempelfort noch nicht erreicht, ſo war auch ſchon von Jacobi eine Schrift [1]) in Berlin bei Mendelsſohn angelangt. Ohne das Erſcheinen des verheißenen Werkes abzuwarten, hatte er die ganze zwiſchen Eliſe Reimarus, Mendelsſohn und ihm geführte Correſpondenz ohne irgend welche Erlaubniß veröffentlicht, aus Furcht, der Gegner könnte die ſtreitigen Punkte unrichtig angeben, oder ihn ſelbſt öffentlich mißhandeln, und vor der ganzen Welt in unwürdiger Weiſe behauptet, Leſſing, deſſen Freundſchaft er ſich rühmte, ſei Spinoziſt, ſei, ſeiner Anſicht nach, Atheiſt geweſen.

Welch „ſonderbares, windſchiefes Betragen“! Mendelsſohn war die ganze Verfahrungsweiſe Jacobi's ſo fremd, daß er ihr gar keinen Namen zu geben wußte. „Iſt es Unbeſonnenheit, Schwachheit oder böſer Wille? Will Jacobi heucheln oder ſchwärmt er in der That? Will er den Atheismus oder den blinden Glauben predigen? Ich mag annehmen, was ich will, ſo bleibt mir noch manches in ſeinem Betragen unerklärbar.“ [2]) „Es liegt ſo etwas verſchobenes, ſo etwas verwickeltes in dem ganzen Betragen dieſes Mannes“, ſchreibt er am 21. Oct. 1785 der „verehrungswürdigen Freundin“, welche in ihrer Herzensgüte

---

[1]) Ueber die Lehre des Spinoza. Breslau 1786. (Werke IV, 1.) „Mendelsſohn hat mir ſeine Rabbiniſchen Vorleſungen ſelbſt zugeſchickt,“ ſchreibt Jacobi an Göthe, „ſowie ich ihm auch meine Schriften geſchickt habe. Glücklicher Weiſe kreuzte das Paquet ſich.“ Briefwechſel zwiſchen Göthe und F. H. Jacobi. Herausgegeben von Max Jacobi. (Leipzig 1846), 101.

[2]) Schr. V, 641.

sich selbst einen Theil der Schuld aufbürdete, „darein ich mich nicht finden kann. Warum ist er anfangs so vertraulich, um hernach, ohne Grund und Ursach, so argwöhnisch zu sein? Ist seine Eigenliebe so zündbar, warum kommt er dem Feuer so nah? Warum ist er von der einen Seite so keck, um von der andern so furchtsam zu sein? stößt seinen Nebenmenschen ins Feuer und flieht? reißt Anderen die Maske oder wohl gar die natürliche Haut vom Gesicht, um seine eigene Larve undurchdringlicher zu machen. Ich liebe den Umgang mit solchen Leuten nicht und bin fest entschlossen, allen Privat-Briefwechsel mit Herrn Jacobi von nun aufzuheben. Was wir uns einander zu sagen haben, soll öffentlich geschehen.“ [1])

Mendelssohn wollte antworten, sobald er sich von aller Empfindlichkeit frei glaubte, und den in seinen Augen unredlichen Jacobi ein wenig die Wahrheit hören lassen; vorher wollte er sich jedoch von einsichtsvollen, billig denkenden und rechtschaffenen Männern „ihre Gedanken ausbitten.“ [2])

Und alle billig denkenden, durch Freundschaft für Jacobi nicht geblendeten Männer erklärten sich in der That für Mendelssohn.

„Diese Nacht, mein Theuerster,“ schreibt der alte Gleim am 13. November 1785 an Herder, „las ich Mendelssohn's Morgenstunden, und freute mich herzlich darüber, daß ich alles von Lessing gesagt so fand, wie ich es gesagt oder hätte sagen mögen. Mendelssohn ist doch ein Mann Gottes! Herder sollte ihn sparen zur Schilderung seines nähern Freundes, wie Herder Lessing's Freund war! Mein Lessing Atheist! Wer sagt's? Wer gab's zu lesen? Jacobi! Gott erbarm's! Wär's Götze noch gewesen.“ [3])

---

[1]) Schr. V, 723. [2]) V, 638, 641, 723.

[3]) Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herder's Nachlaß. (Leipzig 1861). I, 114.

„Unter meiner neuesten Lectüre nehmen sich Moses und Jacobi's Schriften aus", heißt es in einem Briefe Garve's an Weisse. „Jenes ist Licht, dieses Finsterniß. Die Metaphysik des einen, wenn auch nicht immer neu, doch immer überzeugend, ist immer deutlich und belehrend; die des andern, die außerordentlich neu sein soll, ist theils unverständlich, theils zwecklos!" [1]) „In der That ist mir die Jacobi'sche Schrift sehr aufgefallen", schreibt derselbe an Zollikofer. „Erstlich was hat Jacobi nöthig, Lessingen vorzuschieben, wenn er überhaupt den Spinozismus erörtern will. Ueberdieß sollte Jacobi einen Brief, der bloß zur Belehrung Mendelssohn's bestimmt war, nicht drucken lassen, ohne diesen erst deshalb zu fragen.... Was für eine ganz andere Arbeit ist Moses seine! Das Licht, das dem Leser auch aus den abgezogensten Speculationen entgegenstrahlt, macht alles nicht nur leicht, sondern auch interessant. Die Bücher dieses Mannes sind zur Uebung des Denkens vortrefflich." [2])

Ganz anders lautete das Urtheil der Freunde des schwärmerischen Jacobi's und aller derjenigen, welche dem jüdischen Philosophen die Ehre mißgönnten, die er allgemein genoß. Ihnen war Jacobi engelrein, grundehrlich; „seine Sache so gut, sein Handel so rein, sein Spiel so groß."

Hamann, der nacherwähnte Mystiker, wünschte seinem Freunde „die größte Kaltblütigkeit gegen alle Conföderirten und Secundanten des Rabbi zu Berlin", und bildete sich ein, der erste gewesen zu sein, der den „Rabbi Moses auf die Sprünge gebracht, mit seinen Vorlesungen herauszurücken." Er stachelte Jacobi auf, „den beiderseitigen Erzfeind die ganze Lection nicht zu Ende lesen zu lassen, und

[1]) Briefe von Garve an Weisse (Berlin 1808), I, 232.

[2]) Briefwechsel zwischen Garve u. Zollikofer (Berlin 1804), 373.

hoffte, über die Vorlesungen die Epistel zu halten und den Metten eine etwas sehr starke Vesperlection entgegenzusetzen.“ [1])

Auf Jacobi's Seite standen, wie sich leicht denken läßt, alle seine damaligen Freunde, besonders Lavater, Herder und Göthe. Nahm doch Jeder ein größeres oder geringeres Interesse an einem Streite, der den von fanatischen Pfaffen verketzerten Lessing und den jetzt zu neuem Leben erstandenen Spinoza betraf.

Wo war Herder's Freundschaft für Mendelssohn geblieben? Der eitle Mann fühlte sich verletzt, daß der alte Freund aus den „Ideen“ nicht so viel Aufsehen machte, wie er wohl erwartet hatte. Der Kammerherr von Seckendorff hatte Mendelssohn besucht und mit ihm über das Werk gesprochen. „Er fürchtet“, berichtet Herder an Hamann, „daß Schwärmerei dahinter stecke und daß ich am Ende ein Flämmchen aufstecken werde, das, wie er gesagt, nicht ‚für uns‘ ist.“ [2])

Eigenthümlich benahm sich Herder auch in diesem Streite gegen Mendelssohn. Trotz der Freundschaft für Jacobi hatte er, und nicht weniger der jetzt in innigstem Bunde mit ihm stehende Göthe sich gleich Lessing insofern als Spinozist erklärt, daß er keinen außerweltlichen Gott annahm [3]), und doch beurtheilte er Mendelssohn, als ob er der größte Gegner des Spinozismus wäre. Das Urtheil, das er über ihn fällte, gereicht ihm gerade nicht zur Ehre. „Mendelssohn ist zu alt“, äußerte er gegen Hamann, „und ein zu elastischer Philosoph der deutschen Nation und Sprache, daß er sich belehren ließe, ein zu pfiffiger Ebräer,

---

[1]) Jacobi's Werke IV, 3, 42, 112.

[2]) Hamann's Schriften VII, 226; Aus Herder's Nachlaß, II, 268.

[3]) Aus Herder's Nachlaß, II, 253, 263 ff.

als daß ein ehrlicher Chriſt mit ihm auskäme. In ſeinen „Morgenſtunden“ hat er ſeinen Schatten von Leſſing aus dem Gefechte zu bringen geſucht, daß er durch dieſe Verrückung der Sterne ſchon gewonnen Spiel hat.“ [1]) Herder hatte einen giftigen Neid auf alles Gute und wie gegen Kant und die neueren Philoſophen, ſo auch gegen den Juden Mendelsſohn das größte Gift auf dem Herzen. [2])

Und nun Göthe! Es verlohnt ſich wohl der Mühe, einen Augenblick zu betrachten, wie ſich Mendelsſohn zu den Schriften dieſes großen Dichters verhielt. Daß er den „Werther“ mit innigem Vergnügen las, haben wir ſchon früher erwähnt. [3]) Hören wir, was Hennings darüber berichtet.

„An einem Sonntagmorgen des Jahres 1774 oder 1775 beſuchte ich Mendelsſohn in Berlin. Ich fand ihn bewegt. Haben Sie, ſagte er mir, ſchon unſern neuen Roman geleſen? (Damals waren Romane noch mehr als jetzt etwas Neues.) Nein, ſagte ich. Nun ſo waffnen Sie ſich, fuhr er fort, mit Ueberlegung, wenn Sie ihn leſen, mich hat er ſehr angegriffen. Was wollen die Leute, die nichts als Gluth erregen, und der erhitzten Phantaſie keinen Führer laſſen, um ſicher hindurch zu kommen. Ich bat mir das Werk aus, es waren „Werther's Leiden“, ich fing an zu leſen. Wie? ſagte ich und las weiter und hörte nicht auf zu leſen und las bis ich zu Ende war; das iſt ja die Geſchichte eines meiner vertrauteſten Freunde, Keſtner in Hannover, der als Legations-Secretär bei der Reviſion des Kammergerichts in Wetzlar mir ſeine Liebe mit ſeiner Lotte geſchrieben und ihre häusliche Lage ganz ſo geſchildert hat, als ich ſie hier finde. Mir iſt geſagt, erwiderte Mendels-

---

[1]) Jacobi's Werke, IV, 3, 143.

[2]) Briefwechſel zwiſchen Schiller und Körner, III, 28.

[3]) Siehe S. 182.

sohn, daß es die Geschichte des jungen Jerusalem ist, der sich in Regensburg erschossen hat, weil er, wie es hieß, in einer adligen Gesellschaft nicht zugelassen werden konnte. Nein, es ist Kestner! rief ich aus; ich will es Ihnen aus seinen Briefen beweisen. Ich glaubte ihn in Hannover glücklich verheirathet, und jetzt sehe ich, daß Lotte den kalten Albrecht nicht liebt, folglich er nicht glücklich sein könne." [1])

Gleichgültig war auch Göthe an Mendelssohn und seinen Schriften nicht vorüber gegangen. Er schätzte ihn als klaren eleganten Schriftsteller, hob an ihm besonders das Vertrauen auf das eigene Wissen, auf die Autodidaxis, auf die Entfernung von der Schulphilosophie hervor, weil auch er jener Empirie anhing, die das Leben einfach anschauen mochte und auf eigene Anschauung eigene Philosophie gründete.

In den Jacobi-Mendelssohn'schen Streit war er durch das denselben indirect veranlassende Gedicht „Prometheus" von vorn hereingezogen, und wünschte Jacobi, sein damaliger Busenfreund, daß er thätigen Antheil nehme. Göthe, jetzt zuerst auf Spinoza geführt, schwieg; er war mit der Polemik des „lieben Bruders" gar nicht zufrieden; er tadelte seine Form nicht weniger, als seine Ansichten. „Wenn die Gegner", schrieb er ihm, „nur halb klug sind, so machen sie auf den langhalsigen Verfasser Jagd, der in unendlicher Selbstzufriedenheit aus den Büschen herausstieht und im Schatten sich seiner Superiorität über Elstern und Raben erfreut, und sie haben das ganze Publikum auf ihrer Seite. Wenn Selbstgefühl sich in Verachtung Anderer, auch des Geringsten ausläßt, muß es widrig ausfallen. Ein leichtsinniger Mensch darf Andere zum Besten haben, erniedrigen, wegwerfen, weil er sich selbst einmal Preis gibt. Wer auf sich Etwas hält, scheint dem

[1]) Handschriftliche Mittheilung des Hrn. Prof. Wattenbach.

Rechte entſagt zu haben, Andere gering zu ſchätzen. Und was ſind wir denn Alle, daß wir uns viel erheben dürfen.“ [1])

Ließe ſich da nicht erwarten, daß er gegen den übel mitgeſpielten Mendelsſohn zum mindeſten gerecht ſei? Aber ſein tiefwurzelnder Judenhaß ſpricht ſich in jeder Zeile aus, welche er über Mendelsſohn niederſchrieb. „Was haſt Du zu den „Morgenſtunden“ geſagt?“ ſchrieb er Jacobi am 1. December 1785. „Und zu den jüdiſchen Pfiffen, mit denen der neue Sokrates zu Werke geht? Wie klug er Spinoza und Leſſing eingeführt hat? O Du armer Chriſte, wie ſchlimm wird es Dir ergehen! Wenn er Deine ſchwirrenden Flüglein nach und nach umſponnen haben wird!“ [2])

Der Streit zwiſchen Jacobi und Mendelsſohn gewann von Tag zu Tag an Bedeutung; durch ihn waren, wie Johannes von Müller mit Recht behauptet, die wichtigſten Unterſuchungen über den Spinozismus recht rege geworden.[3]) Jeder wollte ſich jetzt an dem armen Mendelsſohn die erſten Sporen verdienen.

Profeſſor Jacob in Halle trat gegen ihn in einer beſondern Schrift auf und ließ ſich von Kant ſelbſt den Schild vorhalten.[4])

Kant, welcher die „Morgenſtunden“ für das „letzte Vermächtniß der dogmatiſirenden Metaphyſik und zugleich für das vollkommenſte Produkt derſelben, für ein nie von ſeinem Werthe verlierendes Denkmal des Verfaſſers“ erklärte,[5]) hatte ſich anfangs vorgenommen, „mit aller Kälte ſich in

---

[1]) Briefwechſel zwiſchen Göthe und F. H. Jacobi, 104.

[2]) Ebendaſelbſt 95.

[3]) Johannes von Müller's Werke, B. 38, S. 32.

[4]) Prüfung der Mendelsſohn'ſchen Morgenſtunden. Nebſt einer Abhandlung des Hrn. Prof. Kant. Leipzig 1786.

[5]) Jenaer Literatur-Zeitung, Januar 1786.

einen Gang mit Mendelssohn einzulassen;" er kam jedoch nach reiferer Ueberlegung davon ab, indem die „Morgenstunden" nicht ihn selbst betrafen. [1])

Theodor Wizemann brach für seinen Freund Jacobi unberufen die Lanze und schleuderte in seinen „Resultaten" seine giftigen Pfeile gegen den Berliner Philosophen. Mit welcher Frechheit dieser junge Mann gegen ihn auftrat, ersieht man aus dem einen Satze: „Mendelssohn erscheint klein, tückisch, ohnmächtig-stolz, ängstlich bekümmert den rechten Gesichtspunkt zu verfehlen, hämisch gegen Wahrheit und Christenthum." [2])

Aerger als Alle trieb es ein Prediger in der Nähe Berlin's, Namens Schulz, der Verfasser einer Schrift „der entlarvte Moses Mendelssohn"; selbst ein Hamann empfand Ekel „über den unschlachtigen Ton" dieses „berüchtigten" Geistlichen. [3])

Vierundachtzigstes Kapitel.

An die Freunde Lessing's.

Mendelssohn war über das voreilige ungeziemende Betragen Jacobi's außerordentlich erbittert. Daß er gegen ihn, selbst gegen seine unbescholtene Ehre das Mißtrauen hegte, als ob er seiner Versicherung zuwider des zwischen ihnen vorgefallenen Briefwechsels erwähnen oder ihn in den Verdacht des Atheismus bringen wollte, das kränkte ihn allerdings, doch verzieh er es ihm, und da sein Buch

[1]) Jacobi's Werke, IV, 3, 88, 95, 116.

[2]) Resultate der Jacobi und Mendelssohn'schen Philosophie. Von einem Freiwilligen.

[3]) Jacobi's Werke, IV, 3, 296.

den Ungrund des Mißtrauens durch das Stillschweigen von jenem Briefwechsel so unleugbar bewies, so würde dieses allein seinen Entschluß, sich auszuruhen, nicht geändert haben. Aber daß Lessing, dieser ihm so theure, so unvergeßliche Freund, nicht bloß als Atheist, sondern auch als Spötter und Heuchler vor der Welt erscheinen, und er es zugeben sollte, das war ihm unerträglich. Sein Entschluß sich zu erholen war augenblicklich dahin. Er überwand seine außerordentliche Schwäche, seinen natürlichen Abscheu gegen Streitigkeiten [1]), und wollte sogleich den Eindruck vertilgen, den die Jacobi'sche Schrift gemacht haben konnte, und so opferte er in der Ausarbeitung der Bogen „An die Freunde Lessing's" den letzten Rest seiner Kräfte der Freundschaft und seinem Glauben.

Er sah nämlich in Jacobi's Schrift keine andere Absicht als ihn zu bekehren. „Ich fürchte," schrieb er Kant schon im October 1785, „die Philosophie hat ihre Schwärmer, die eben so ungestüm verfolgen und fast noch mehr auf das Proselytenmachen gesteuert sind, als die Schwärmer der positiven Religion." [2]) Während Jacobi für seine Person „sich unter die Kanone des Glaubens zurückzog und Rettung und Sicherheit in einer Bastion des seligmachenden Lavater's fand," bemühte er sich nach Art seines Züricher Freundes, den Juden in den Schooß der Kirche zu führen.

Lessing und Jacobi beschäftigten ihn unaufhörlich. Die ungewöhnliche Lebhaftigkeit, mit der er gegen Engel,

---

[1]) Mendelssohn hatte eine große Antipathie gegen jede Art von Streitigkeiten. In einem (handschriftlichen) Briefe an Herz in Leipzig vom 16. Juni 1778 heißt es: „Ich bin aus vielen Gründen nicht in der Verfassung Prozesse zu führen." Aehnlich in einem Briefe an Zimmermann vom 12. Mai 1778. Schr. V, 549.

[2]) Jacobi's Werke. IV, 3, 126; Schr. V, 638.

Gleim [1]) und Andere von dieser peinlichen Angelegenheit sprach und so ausführlich selbst in späten Abendstunden sich unterhielt, diese Lebhaftigkeit zeigte deutlich, wie sehr sein Herz und sein Kopf in Bewegung waren.

Der Gedanke ließ ihn nicht ruhen, daß die Welt nun nach Jacobi's Absicht argwohnen könnte, Lessing hätte ihm, seinem ältesten und besten Freunde, nicht sein ganzes Vertrauen geschenkt, und in der That ging Jacobi's Streben dahin, Mendelssohn von diesem Ehrenplatze, den er keinem irdischen Geschöpfe gönnen mochte, zu verdrängen. In stolzer, vornehmer Ueberhebung suchte der neidische Schwärmer das ganze Verhältniß zwischen Mendelssohn und Lessing so darzustellen, als ob sie gar nicht die innigen herzlichen Freunde gewesen wären. Erst Schelling übte in seinem Streite mit Jacobi eine furchtbare Vergeltung. Durch den biedern Meyer, den Biographen Schröder's, wurde er über die Wahrheit der Freundschaft aufgeklärt und schrieb ihm aus München am 29. August 1812: „Was Sie mit einer Gewißheit, die keinen Zweifel verstattet, von Lessing's Denkart in Bezug auf Mendelssohn mir mittheilten, war mir insofern merkwürdig, als ich Jacobi'n nicht einmal von dieser Seite im Unrecht glaubte. Bedenke ich, mit welchen Künsten, wenigstens bei der gesammten nachgewachsenen Welt, jene Meinung hervorgebracht worden, die Sie bestreiten, so entsteht in mir der Wunsch, den alten Mendelssohn noch in das ihm gebührende Recht auf Lessing's wissenschaftliche Achtung wieder eingesetzt zu sehen, ehe die Meinung unwiderruflich auf ihm haftet. So wenig ich mit ihm symphatisire, so oft habe ich mir einen Mann

[1]) Mendelssohn war so voll von der Sache seines Lessing, daß er Gleim, der sich im November 1785 in Berlin aufhielt, bat, einen Abend im Wirthshause für ihn zu sparen, weil sie in seinem Hause gestört würden, um sich einmal darüber auszusprechen. Von und an Herder, I. 117.

von seiner Klarheit zurückgewünscht, mit dem es doch möglich war, ins Reine zu kommen; um so mehr wünsche ich etwas zur Herstellung der Meinung über ihn in Ansehung dieses Punktes beizutragen." [1])

Mit Jacobi kam Mendelssohn nicht mehr ins Reine. Dieser bestand auf dem Erkennen und behauptete: „Was ich als wahr nicht denken kann, macht mich als Zweifel nicht unruhig." Jacobi stand dieser Forderung des Denkens so gegenüber, daß jeder Weg der Demonstration zu Fatalismus, Atheismus und Spinozismus führt.

„Ich glaube", sagt Mendelssohn am Schlusse der letzten von ihm geschriebenen Bogen, „es sei bei so bewandten Umständen durch Disput wenig auszurichten, und also wohlgethan, daß wir aus einander scheiden. Er kehre zu dem Glauben seiner Väter zurück, bringe durch die siegende Macht des Glaubens die schwermäulige Vernunft unter Gehorsam, schlage die aufsteigenden Zweifel durch Autoritäten und Machtsprüche nieder, segne und versiegele seine kindliche Wiederkehr mit Worten aus dem frommen engelreinen Munde Lavater's.

Ich von meiner Seite bleibe bei meinem jüdischen Unglauben, traue keinem Sterblichen einen engelreinen Mund zu, möchte selbst von der Autorität eines Erzengels nicht abhängen, wenn von ewigen Wahrheiten die Rede ist, auf welche sich des Menschen Glückseligkeit gründet, und muß also schon hierin auf eigenen Füßen stehen und fallen... Von dem unwankenden Glauben gestärkt, suche ich Belehrung und Ueberzeugung, wo ich sie finde. Und, Preis sei der seligmachen Allgütigkeit meines Schöpfers, ich glaube sie gefunden zu haben, und glaube, daß Jeder sie finden könne, der mit offenen Augen sucht, und sich nicht selbst das Licht verstellen will." [2])

---

[1]) Erinnerungen an F. L. W. Meyer, II, 149. [2]) Schr. III, 35.

Mendelsſohn hatte ſein Teſtament gemacht, wie Gleim, Göthe u. A. die letzte Schrift nannten.

Bei den Wallungen, die dieſe zu anhaltende, ihn ganz einnehmende Beſchäftigung in ſeinem Blute hervorgebracht hatte, und bei der ohnehin ſchon ſo großen Schwäche bedurfte es nur des mindeſten äußeren Zufalles, und der vortreffliche Mann war verloren.

Er brachte das Manuſcript am letzten December des Jahres 1785 zu ſeinem Verleger Voß und kehrte unwohl nach Hauſe zurück.

Fünfundachtzigſtes Kapitel.

Mendelsſohn's Tod.

Als Hofrath Herz Montag den 2. Januar 1786 zufällig hörte, daß Mendelsſohn nicht wohl ſei und das Zimmer hüte, eilte er zu ihm und fand ihn mit ſeinen Handlungsbüchern beſchäftigt. „Wie geht es, mein lieber Moſes? Sie ſind krank?" „Ich habe mich Sonnabend erkältet," war ſeine Antwort, „als ich meine Schrift in Betreff der Jacobi'ſchen Sache zu Voſſen brachte; es iſt mir lieb, daß ich dieſe verdrießliche Sache vom Halſe habe." Er ſagte das letzte mit einem ihm ungewöhnlichen Widerwillen und Mißmuth, der mir durch die Seele ging. „Sie glauben nicht, lieber Herz," fuhr er fort, „wie ſchwach ſeit einiger Zeit mein Gedächtniß iſt; mein Caſſenbuch iſt voller Unordnung; bald fehlt es hier, bald da, und da muß ich nun ſtehen und mich anſtrengen, um es wieder in die Richte zu bringen."

Mendelsſohn klagte über Schwäche, machte aber nicht

viel aus seiner Unpäßlichkeit; sein Puls war natürlich, der Athem frei, nur der Husten etwas fest; gegen diesen bediente er sich eines unbedeutenden Hausmittels und nahm öfters Zucker. Zucker war überhaupt seine Lieblingsnäscherei, so oft man ihm denselben auch widerrieth. Der Zucker, pflegte er zu sagen, hat nur den einzigen Fehler, daß man keinen Zucker dazu essen kann.

Wir sprachen hierauf, erzählt Herz weiter,[1]) von dem Zustande der Medicin, von dem er eine sehr große Idee hatte, und von den Erfordernissen eines praktischen Arztes, und so verließ ihn der Hofrath, ohne ihm etwas zu verordnen, weil sein Körper schlechterdings keine Arznei vertragen konnte.

Dienstag Vormittag fand er ihn, im Pelz gehüllt, auf dem Sopha unter Lessing's Büste sitzen, dem ersten Blicke nach, kränker und schwächer. „Ich bin heute recht herzlich krank, lieber Doctor," sagte er. „Mein Husten will nicht los, ich kann nicht essen, habe nicht geschlafen und bin sehr entkräftet." Dennoch unterhielt er sich von den Geistesfähigkeiten seines kleinsten Sohnes Nathan, der sich, wie der glückliche Vater an Homberg schrieb, den Weisen nannte,[2]) mit völliger Klarheit des Geistes. Sein Puls war etwas schwach und in einiger Bewegung. Herz beredete ihn, dann und wann von einem sehr gelinde auflösenden kühlenden Trank einen Löffel voll zu nehmen.

Des Abends um fünf Uhr lag er auf dem Sopha in einem etwas starken Fieber, wobei sein Athem aber freier und sein Geist heiterer als des Vormittags war. Um neun Uhr war das Fieber fast gänzlich gewichen; nur zeigte er eine kleine Stelle in der Brust, in welcher er Stiche fühlte. Herz verabredete mit dem noch zu Rathe gezogenen Doctor

[1]) Vorrede zu der ersten Ausgabe von Moses Mendelssohn's „An die Freunde Lessing's" XIII ff.

[2]) Schr. V, 674.

Bloch, auf den leidenden Theil warme Umſchläge zu legen und, falls ſich die Stiche nicht bald verlören, ihm zu Ader zu laſſen. Er war im Uebrigen bei ziemlicher Heiterkeit. Als die Aerzte ſagten, es wären zu viele Leute im Zimmer, antwortete er mit einiger Laune: „Nach Achard's Verſuchen iſt ja dieſe Luft die geſündeſte," und ſo wünſchten ſie ihm eine gute Nacht.

Mittwoch den 4. Januar, Morgens gegen ſieben Uhr kam Joſeph Mendelsſohn beſtürzt zu Herz und bat ihn, ſogleich zu ſeinem Vater zu kommen, der ſehr unruhig wäre. Herz eilte hin und fand ihn auf dem Sopha, Leſſing's Büſte ſtand ihm gegenüber. Seine Augen hatten nicht mehr jenes durchdringende Feuer, ſein Geſicht war eingefallen und blaß. Er empfing den alten Freund nach ſeiner liebevollen Weiſe mit einem Händedruck. „Nehmen Sie es nicht übel, lieber Doctor, daß ich Sie ſo früh beunruhige, ich habe eine elende Nacht gehabt. Die Stiche haben ſich gleich nach den Umſchlägen verloren, aber ich habe Beängſtigung und Unruhe, ich fühle es, daß es mir vom Unterleibe herauftreibt, meine Bruſt iſt ſehr voll."

Sein Puls war faſt natürlich, nur etwas ſchwach, ohne die mindeſte Unregelmäßigkeit. „Ich will mich einmal aufſetzen, vielleicht geht es beſſer," ſagte er nach einer Weile zu ſeinem Arzte, der in Angſt und Verlegenheit gerieth. Er richtete ſich mit ziemlicher Kraft auf, ſetzte ſich auf einen Stuhl, ſtand nach einer halben Minute wieder auf und nahm auf dem Sopha Platz mit den Worten: „Nun iſt es vorüber." Sein Ausſehen wurde immer mißlicher. Herz ging in das benachbarte offene Zimmer, um der Gattin und dem Schwiegerſohne des Kranken ſeinen Zuſtand zu verkündigen. Plötzlich hörte er ein Geräuſch auf dem Sopha. Er ſprang hinzu, und da lag Mendelsſohn, ein wenig von dem Sitze herabgeſunken, mit dem Kopfe rücklings, etwas Schaum vor dem Munde; weg war Athem,

Pulsschlag und Leben. Man versuchte Verschiedenes, ihn ins Leben zurückzurufen, allein vergebens. Da lag er nun ohne vorhergegangenes Röcheln, ohne Zuckung, ohne Verzerrung, mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit auf den Lippen, als wenn ein Engel ihn von der Erde hinweggeküßt hätte. Sein Tod war der so selten natürliche, ein Schlagfluß aus Schwäche. Die Lampe erloschen, weil es ihr an Oel gebrach.

So endete unerwartet das theure Leben, so endete Moses Mendelssohn im 57. Jahre seines Alters.

Tags darauf las man in den Berliner Zeitungen:

„Gestern früh starb hier im 57. Jahre seines Alters plötzlich an einem Schlagflusse Herr Moses Mendelssohn aus Dessau gebürtig; eine Nachricht, die außer dem, der sie niederschrieb, gewiß noch manchem Auge Thränen auspressen wird. Für die Welt sowohl als für seine Freunde bleibt sein Verlust unersetzlich. In welchem künftigen Jahrhundert wird ein solcher Geist in der Hülle eines sterblichen Körpers wieder zur Reife kommen? Er hat die Hülle nur abgestreift; die Scheidewand ist gesunken, die ihn nur kurze Zeit von seinem verewigten Freunde trennte; sein verklärter Geist ist nun wieder bei seinem Lessing, dem er noch kurz vorher in seinen „Morgenstunden“ ein so rührendes Denkmal gestiftet hat.“

Vierundzwanzig Stunden nach dem Verscheiden wurde sein Leichnam der Erde übergeben. Seine herzlichsten Freunde, die Edelsten und Gebildetsten Berlin's, trugen die Bahre; die ganze jüdische Gemeinde, bis auf wenige fanatische Frömmler, die nicht würdig waren, einem solchen Manne die letzte Ehre zu erweisen, und viele Christen schlossen still und trauernd dem Zuge sich an. Einige Fremde, die noch wenige Tage vor seinem Tode nach Berlin gekommen waren, um ihn zu sehen, drängten sich in das Reinigungshaus, um wenigstens seine Hülle zu schauen, und benetzten

mit Thränen die Lippen und die Hände, aus denen so viel Weisheit und Güte floß. Während der ganzen Begräbnißzeit ruhte Handel und Wandel unter den Juden, und in allen Straßen, durch welche der Zug nach dem alten jüdischen Friedhofe sich bewegte, blieben die Läden geschlossen. [1])

„Ein Schauer drang durch meine Seele,
Als ich des Volkes Trauer sah.
Von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang
Sah ich der Wechsler Tische leer,
Der Krämer Haus verschlossen,
Des Handels Lauf gehemmt.
Man trauert um den Redlichsten in Israel
Als um den Obersten im Volk,
Als um den Aeltesten des Landes." [2])

Sechsundachtzigstes Kapitel.

Allgemeine Theilnahme.

Wohl selten hat der Tod eines Mannes so allgemeine Theilnahme erregt als der Mendelssohn's.

Die Juden Deutschland's hatten einen schweren unersetzlichen Verlust erlitten, ihr Lehrer, Rathgeber, Führer und Vertreter, ihr ganzer Stolz war dahin. Wohin die Nachricht von seinem Verscheiden gelangte, war Klage und Trauer; die besser gesinnten Juden condolirten einander,

---

1) Berl. Priv. Zeitung v. Dienstag d. 10. Januar 1786. Sogar die Juden in andern Städten hielten am Begräbnißtage Mendelssohn's ihre Läden geschlossen.

2) Ramler, Sulamith und Eusebia. Eine Trauerkantate auf den Tod Mendelssohn's in der Berliner Monatsschrift. Juni 1786.

und heiße Thränen entrannen ihren Augen bei den Worten „Moſes Deſſau iſt todt.“ [1])

Er, deſſen Blick ſich ſo oft im Lichte der Gottheit verlor,
Stieg ſchnell von der oberſten Stufe der Menſchheit zur Vorſicht empor.
Jetzt blickt er aus hellem Lichte auf ſeines Volkes Trauer herab,
Und Thränen der Chriſten bezeichnen ſein Grab. [2])

Alle ſeine Bekannten, ſelbſt ſeine heftigſten Widerſacher empfanden einen heimlichen Schauer bei der Kunde von ſeinem Ende.

Hamann hatte ſie „ſehr gerührt und ſeine alte Freundſchaft, die wohl noch nicht Schiffbruch gelitten, von Neuem aufgeweckt“ [3]). „Der ſchleunige Tod des armen Mendelsſohn“, ſchrieb er am 15. Januar an Jacobi, „ging mir den ganzen Donnerstag ſo im Kopf herum, daß ich keine Ruhe hatte und immer bedauerte, ihm nicht vor ſeinem Ende, wie ich mehr wie einmal Willens geweſen bin, geſchrieben und mich gegen ihn erklärt zu haben, daß mein Golgatha mehr die Berliner als ihn ſelbſt angehen ſollte.“ [4]) Er quälte ſich mit dem Einfall, gegen den Sohn dasjenige zu thun, was er dem Vater ſchuldig zu ſein glaubte, er wollte dem Sohn und ſeiner Familie, weil er in ſeinem Hauſe Höflichkeiten genoſſen, ſein aufrichtiges Beileid bezeugen; aber die Grille verging ihm, wie ſie ſich ſeiner bemächtigt hatte.

Herder hatte der Tod des alten Freundes frappirt. „Du wirſt ſchon wiſſen,“ ſchrieb auch er am 15. Januar an Jacobi, „daß Mendelsſohn todt iſt. Er iſt den 4. am Schlage geſtorben, und ich wollte, daß ſein Aufſatz nicht

[1]) M. ſ. d. Nachricht aus Halberſtadt in der Berl. Priv. Zeitung vom 21. Februar 1786.

[2]) Mendelsſohn's Andenken geweiht. Berl. Priv. Zeitung vom 16. Februar 1786.

[3]) Jacobi's Werke, IV, 3, 138.

[4]) Ebendaſelbſt IV, 3, 141 f.

ôge vollendet ſein. Mit Todten zu ſtreiten iſt immer ıangenehm: die Göttin hat ihn weggerückt.“ [1])

In Göthe waren durch die Todesnachricht die unan=nehmſten Empfindungen wach geworden [2]), und der junge ;izemann glaubte ſein Unrecht dadurch wieder gut zu machen, ß er folgende Elegie ins „Muſeum“ rücken ließ. [3])

:er iſt der Schatten, der dort im düſtern Schimmer des Mondes
So ruhig emporwallt?
ie er, in Gedanken verloren, ſich hebt! Wie er aufblickt,
Als wär' kein Gerichtstag!
ieh! das iſt nicht des Feigen Blick, auch nicht des Erob'rers.
O, nenne mir Dieſen!
as iſt des Weiſen Schatten, der raſtlos den Schimmer der Wahrheit
Auf Erden verfolgt hat.
oll der Ahnung Gottes und der Unſterblichkeit Ahnung
Voll, hat er gewandelt.
ieſes Wandels, ſich ſelber bewußt, blickt auf er ſo ruhig,
Als wär' kein Gerichtstag.
orch, wie hinter ihm her die Klage tönet! — ich hör' ihn
Beweinen mit Schmerzen.
at er Waiſen zurückgelaſſen, und ringt eine Wittwe
Die Hände vorm Leichnam?
ne Wittwe und Waiſen. Doch weit umher hallen die Seufzer
In Deutſchland's Gefilden.
inglinge, edel und kühn, die im Kampf mit Irrthum u. Wahrheit
Sich ſeiner getröſtet
h! und Germanien's Töchter, die durch ihn Hoffnung geſchöpfet
Des ewigen Lebens,
agen um ihn!

Jetzt nach ſeinem Tode eilte Jeder herbei, ihm, ſeiner :rſönlichkeit und ſeinen hohen Verdienſten die ſchuldige ıerkennung zu zollen. Sein alter Freund Nicolai wid=:te ihm einen Nachruf in der Allgemeinen deutſchen ibliothek, Bieſter in der Berliniſchen Monatsſchrift; durch

---

[1]) Aus Herder's Nachlaß, II, 282.

[2]) Briefwechſel zwiſchen Göthe und Jacobi, 102.

[3]) Von der Goltz, Thomas Wizemann (Gotha 1859), II, 130.

beide, mit dem Feuer der Empfindung geschrieben, ist er, wie Garve sich ausdrückt, wahr geehrt worden. [1])

Der alte Wessely machte seinem von Schmerz zusammengepreßten Herzen in einer meisterhaften hebräischen Elegie Luft [2]), und Ramler feierte in ihm

„Einen Weisen wie Sokrates,
Den Gesetzen der Väter getreu,
Unsterblichkeit lehrend,
Unsterblich wie er."

Auch Kant wollte, trotzdem er keinen Helden aus dem jüdischen Volke und deswegen auch Lessing's Nathan nicht leiden konnte, [3]) Etwas über Mendelssohn's Verdienste um die jüdische und christliche Religion veröffentlichen; er war bis zur Schwärmerei voll von seinem Original-Genie und konnte seine klare leichtfaßliche Schreibart nicht genug bewundern. [4]) Wie bedauerte er, daß von dem vortrefflichen Moses keine brauchbaren Schriften in seinem Nachlaß gefunden wurden! [5])

---

[1]) Briefe von Garve an Weisse, 245. [2]) Sammler, 1786.

[3]) Hamann's Schriften VI, 79.

[4]) Jacobi's Werke IV, 3, 202; Kant's Werke, XI, 1, 100, vgl. I, 371 ff.

[5]) Kant's Werke, XI, 1, 51.

Der junge, mit Gliedern der Familie Mendelssohn später so befreundete Schleiermacher schrieb bald nach dem Tode Mendelssohn's seinem Oheim, dem Professor Stubenrauch in Halle: „Mendelssohn's Tod ist Ihnen ohnstreitig bekannt, vielleicht haben Sie auch das Distichon in den Zeitungen (von Sonnabend, den 7. Januar 1786) gelesen:

Es ist ein Gott: das sagte Moses schon,
Doch den Beweis gab Moses Mendelssohn.

Darauf hat man hier folgende Parodie gemacht:

Der Weise glaubte es Moses schon,
Den Narren bewies es Mendelssohn."

Schleiermacher wünschte über diese Parodie die Meinung des Oheims zu erfahren, welche wir im Folgenden vernehmen:

„Recht sehr hat mir Ihr Urtheil über Moses Mendelssohn gefallen nnd daß Sie das Unschickliche in jenem Distichon bemerkt. Nur scheint mir doch, als ob Sie Mendelssohn nicht Gerechtigkeit genug widerfahren lassen, wenn Sie schreiben, „als Philosoph betrachtet haben-

Mendelsſohn's perſönliche Freunde, die Engel, Garve, Bieſter, Friedländer, Herz, Bloch waren untröſtlich, um ſo mehr, da es allgemein hieß, er ſei in Folge des ihm von Jacobi zugefügten Aergers geſtorben, und wie ſehr auch von Freunden des Glaubensphiloſophen dagegen proteſtirt wurde,[1]) einen nicht geringen Theil der Schuld hat er ſich durch ſein „windſchiefes voreiliges Betragen" zuzuſchreiben. Noch im Jahre 1820 ſchrieb Göthe an Zelter: „Du erinnerſt Dich wohl, daß der gute Mendelsſohn an den Folgen einer voreiligen Publication des Prometheus geſtorben iſt."[2])

In würdiger Weiſe ſollte ſein Andenken in Berlin gefeiert werden. Bald nach ſeinem Tode bildete ſich ein Comité, welches mit dem Plane umging, ihm auf dem Opernplatze ein Denkmal zu errichten. Zu dieſem Zwecke wurde ihm Dienſtag, den 23. Mai 1786 eine Gedächtnißfeier veranſtaltet, für welche Ramler ſein „Sulamith und Euſebia" dichtete und der junge Weſſely, Mendelsſohn's Schüler, die Muſik componirte.

Die Errichtung des Denkmals ſcheiterte an verſchiedenen Hinderniſſen.

---

wir doch Männer, die wir ihm an die Seite ſetzen können und bei deren Tod doch nicht halb ſo viel Aufſehens gemacht wurde. Denn Mendelsſohn war auch mehr als Philoſoph; ihm hat in der That unſere Literatur, unſere Sprache ſelbſt und die geſunde Kritik ungemein viel zu danken." (Aus Schleiermacher's Leben [Berlin 1858], I, 42.)

1) Vgl. Berl. Priv. Zeit. Januar 1786. (Herz, Friedländer); Hamburger Zeitung, Januar 1786. (Reichard); Moldenhauer's Beleuchtung in dem Hamburger Correſpondent, Stück 15; Januar 1786. beſ. abgedr. Berlin 1786.

2) Briefwechſel zwiſchen Göthe und Zelter. III, 87.

Siebenundachtzigstes Kapitel.

Der hundertjährige Geburtstag.

Hundert Jahre seit der Geburt des edlen Mannes waren verflossen, die Juden Deutschland's erkannten in dankbarer Liebe, was er Großes gewirkt, und die Besten und Gebildetsten unter ihnen hielten es für Pflicht, seinen hundertjährigen Geburtstag in würdiger Weise zu feiern. Der 10. September 1829 wurde unverabredet in vielen Städten Deutschland's als Festtag begangen; es wurden Versammlungen und Reden gehalten und wohlthätige Stiftungen errichtet, die Mendelssohn's Namen trugen.[1])

Die nächste Veranlassung zu einer Feier hatte Berlin, wo Mendelssohn über vierzig Jahre gelebt und seine unsterblichen Werke geschaffen hatte, wo seine irdischen Reste ruhten. Seine Kinder und Enkel, seine Freunde und Verehrer versammelten sich am gedachten Tage in dem zu diesem Feste geschmackvoll eingerichteten Saale der „Gesellschaft der Freunde"; Zunz,[2]) Jost und Moser hielten Reden, in welchen sie die Principien Mendelssohn's entwickelten, sein Leben und seine Leistungen für Mit- und Nachwelt schilderten. Würdige Heiterkeit belebte das Fest. Die

[1]) Haude- und Spener'sche Zeitung von Sonnabend den 19. Sept. 1829. Der Verfasser des betr. Artikels ist Zunz.

[2]) Zunz, Rede gehalten bei der Feier von Moses Mendelssohn's hundertjährigem Geburtstage, den 12. Elul = 10. September 1829. Berlin, 1829.

In Berlin erschienen noch gelegentlich dieser Feier:

Zion, Ermunterung für die Glaubensgenossen Moses Mendelssohn's, An dessen hundertjährigem Geburtstage. Von S. B. Schöneberg. Berlin 1829.

Heilberg, Empfindungen bei Gelegenheit der Säcularfeier zu Ehren des sel. Moses Mendelssohn. Ein Gedicht in hebr. Sprache. Berlin 1829.

Vorsteher der jüdischen Gemeinde zu Berlin beschlossen das Andenken an diesen Tag durch die Errichtung einer Stiftung zur Erziehung und Ausbildung armer jüdischer Waisen zu verewigen und ihr den Namen „Mendelssohn'sche Waisen-Erziehungs-Anstalt"[1]) beizulegen.

In Dessau veranstaltete David Fränkel eine Geburtstagsfeier[2]) und legte den Plan zu einer „Mendelssohn's-Stiftung", aus welcher arme jüdische Jünglinge, die sich den Wissenschaften widmeten, Unterstützung erhalten sollten.[3])

Die Juden in Hamburg[4]) Breslau, Frankfurt am Main[5]) und anderen Orten[6]) feierten diesen Tag durch Re-

[1]) Das Vermögen dieser segensreich wirkenden Stiftung belief sich 1855 auf c. 75,000 Thaler.

[2]) Richter, J. A. L., Moses Mendelssohn als Mensch, Gelehrter und Beförderer ächter Humanität. Eine Rede gehalten bei der hundertjährigen Geburtstagsfeier am 10. September 1829 im Saale der Franzschule zu Dessau. Dessau 1829.

[3]) Zu dieser Stiftung liefen aus den verschiedensten Gegenden Beiträge ein; 1831 wurden studirende Israeliten von den Zinsen unterstützt. (Lindner, Geschichte des Landes Anhalt, 252.) Ob die Anstalt noch besteht, wissen wir nicht.

Ihr fiel auch zu der Ertrag der Schrift:

Guttenstein, B., Moses Mendelssohn's Verdienste um die Bildung seines Volkes. Dem Andenken des Unsterblichen geweiht bei Gelegenheit seines am 10. September 1829 gefeierten hundertjährigen Geburtstages. Heidelberg 1829.

[4]) Salomon, G., Denkmal zur Erinnerung an M. Mendelssohn. Zu dessen Säcularfeier im September 1829. Hamburg 1829.

Salomon, G., Licht und Segen, oder auf welchem Wege können Völker wahrhaft erleuchtet und beglückt werden? Predigt am 14. Elul (12. Septbr. 1829) in Beziehung auf den hundertjährigen Geburtstag des Weltweisen Mos. Mendelssohn gehalten in dem neuen Tempel zu Hamburg. Hamburg 1829. (Der bedeutende Kanzelredner trug in dieser Predigt auf die Gründung eines Mendelssohn's-Stipendiums für studirende Hamburger Jünglinge an; S. 22.)

[5]) Weil, J., Erinnerung an Mos. Mendelssohn bei der Feier seines 100jährigen Geburtstages. Frankfurt a. M. 1829.

[6]) Liepmannssohn, Denkrede auf den großen israel. Weltweisen Moses

den und Errichtung von Mendelsohn's Namen führenden Stiftungen.

In besonders erhebender Weise wurde die Feier in Dresden begangen. Der erst vor wenigen Monaten verschiedene Doctor Bernhard Beer, einer der wärmsten Verehrer Mendelsohn's, hielt an jenem Tage eine Festrede[1]) und legte den Grund zu der blühenden „Mendelsohn's-Stiftung" in Dresden, für die er bis zu seinem Tode mit Eifer thätig war.

In Leipzig wird alljährlich eine Gedächtnißfeier[2]) veranstaltet, und die dortige Synagoge wurde am Geburtstage Mendelsohn's im Jahre 1855 von dem Prediger Jellinek[3]) (jetzt in Wien) eingeweiht, der aus Verehrung für den großen Bildner der Juden alljährlich an dem Sabbate vor oder nach dem Todestage eine Gedächtnißrede zu halten pflegt.

Solche nachahmungswürdige Thaten müssen die Denkmäler von Erz und Stein ersetzen, so lange noch deutsche Monarchen Bedenken tragen, dem um die deutsche Literatur so verdienten Juden einen Ehrenplatz auf Nationaldenkmälern einzuräumen. Auf dem Friedrichsmonument zu Berlin hätte Moses Mendelsohn als dem Beförderer der Cultur unter den deutschen Juden, als dem treuesten Freund und Genossen des deutschen Lessing, als dem Verbreiter deutscher Philosophie, ein Platz angewiesen werden müssen.

Mendelsohn bei der am 10. September 1829 veranstalteten hundertjährigen Geburtstagsfeier. Hamm 1830.

[1]) Beer, B., Rede bei der Gedächtnißfeier Mos. Mendelsohn's an dessen hundertjährigem Geburtstage. Dresden 1829.

[2]) Goldschmidt, A. M., Festrede bei der am 3. Januar 1861 veranstalteten Gedächtnißfeier Mos. Mendelsohn's. Leipzig 1861.

[3]) Jellinek, A., die drei Gräber. Eine Predigt. Leipzig 1849.

Lelio della Torre, Mosé Mendelssohn, Orasione Inaugurale letta nella aula dell' Instituto convitto Rabbinico del Regno Lombardo Veneto il 18. Novembre 1854. Padova 1854.

Cottard, L. M., Souvenirs de Moise Mendelssohn. Paris 1858.

Der an dem Entwurfe des Monuments eifrig thätige Kriegsminister von Boyen wünschte den Juden Moses Mendelssohn unter den Relief-Figuren[1]), — die Ausführung scheiterte an der höhern Macht.

Achtundachtzigstes Kapitel.

Der Mensch unter Menschen.

Mendelssohn's äußere Erscheinung contrastirte sehr mit seinem innern Wesen. Er war von kleiner schwächlicher Figur, unansehnlich und verwachsen. Seine ganze Erscheinung hätte, wie Professor Kraus versichert, das roheste Herz zum Mitleiden bewegen können.[2]) Im Gegensatze zu dem übrigen Körper war der Kopf sehr schön gebildet; die Stirn war hoch gewölbt, in dem ganzen Schnitt des Gesichts lag etwas Antikes, und aus seinen tiefen dunkeln Augen leuchtete sein hoher Geist und sein herrliches Gemüth.[3])

Von Seiten seines Charakters war Mendelssohn, wie er selbst gestand, von Natur zur Leidenschaft geneigt, er hatte es aber durch lange Uebung in den stoischen Tugenden und ihrer Beherrschung sehr weit gebracht. So kam einst

---

[1]) Voss. Ztg. v. Sonntag d. 31. März 1861.

[2]) Vergl. das Leben des Professors Kraus, 69.

[3]) Im Alter von ca. 40 Jahren ließ sich Mendelssohn von Graff und ungefähr zehn Jahre später von Frisch malen. Das letztere Gemälde, dessen Original im Besitz des Hrn. Geh.-Rath Mendelssohn sich befindet, ist das treffendste; es wurde von Müller in Stuttgart in Kupfer gestochen. Der Hofbildhauer Tassaram hat Mendelssohn's Büste ca. 1784 aus weißem Marmor verfertigt; sie wurde im Februar 1785 in der jüdischen Freischule in Berlin aufgestellt. Allgem. Lit.-Ztg. 1785, Nr. 49. Sie hat das Störende, daß der Mund geöffnet ist.

der junge B., in der Meinung, daß Mendelssohn ihm Unrecht gethan habe, um ihm darüber Vorwürfe zu machen, und sagte ihm eine Impertinenz über die andere. Mendelssohn stand an einem Stuhl gelehnt, wandte kein Auge von jenem weg und hörte alle seine Impertinenzen mit der größten stoischen Geduld an. Erst nachdem der junge Mensch ausgetobt hatte, ging er zu ihm und sagte: „Gehen Sie, Sie sehen, daß Sie Ihren Zweck nicht erreichen, Sie können mich nicht aufbringen.“ [1])

Mendelssohn verstand die Kunst, sich in die Denkungsart Anderer leicht zu versetzen. Er wußte das Mangelnde in den Gedanken eines Andern zu ergänzen und die Lücken auszufüllen. Die polnischen Juden, deren Ideengang meistens verworren und deren Sprache unverständlich ist, konnte er recht gut verstehen, und sie fühlten sich heimisch in seiner Unterhaltung; dadurch, daß er ihre Ausdrucksweise annahm, suchte er seine Unterhaltungsart zu der ihrigen herabzustimmen und sie zu der seinigen zu erheben.

Er verstand es auch, die gute Seite eines jeden Menschen bald ausfindig zu machen. Nicht selten behagten ihm die Gespräche mit Personen, deren Umgang sonst gemieden wurde; nur Dummheit, Trägheit und Stolz waren ihm aufs höchste zuwider. Sonst war er gegen Jedermann sehr höflich, sogar in einem gewissen Sinne ceremoniell. Alle Aeußerlichkeiten und Titulaturen beobachtete er mit einer an Aengstlichkeit streifenden Genauigkeit, so daß er nur seine Frau, seine Kinder und seinen Bruder mit „Du“ anredete, sonst aber Niemand auch nur schlechtweg bei seinem Vornamen nannte, ohne „Herr“ oder dessen sonstige Titulatur vorzusetzen. [2])

---

[1]) Salom. Maimon's Leben, II, 171.

[2]) Mittheilungen von Marcus Herz im Hamburger Correspondent (Januar 1786); vgl. der entlarvte Moses Mendelssohn, 63.

Gutmüthigkeit mit Verstand verknüpft schätzte er über Alles, und er war im Lobe derjenigen Personen unerschöpflich, bei denen er diese Eigenschaften antraf. Wenn zuweilen bei ihm von auffallend guten Handlungen die Rede war, die man durch liebloſe Urtheile verunglimpfen und ihnen unedle Motive unterlegen wollte, so war er sehr lebhaft in der Vertheidigung solcher guter Handlungen gegen dergleichen Beschuldigungen. Sagte man, daß sie durch Ehrsucht veranlaßt wären, so erwiderte er, daß eben dies ja schon etwas Vortreffliches sei, in guten Handlungen Ehre zu suchen. [1])

Freund von Ehrenbezeigungen war er in seiner Bescheidenheit nicht, sie waren ihm doppelt zuwider, wenn sie den Schein der Schmeichelei hatten. Einst besuchten ihn ein paar junge Edelleute aus Frankreich und versicherten, daß sie vorzüglich um den König von Preußen und ihn, den Philosophen Mendelssohn, zu sehen, die Reise nach Deutschland unternommen hätten. Dieser, ohne darauf zu antworten, fragte sie, ob sie etwa auch nach Weimar reisen würden, und nahm Gelegenheit, von Wieland, Göthe und Herder mit so außerordentlichen Lobeserhebungen zu sprechen, daß seine eignen Verdienste in Schatten traten. Er lenkte das Gespräch auf mehrere der vorzüglichsten Köpfe Deutschland's und schilderte deren Verdienste gegen seine beiden Bewunderer aus Frankreich sehr lebhaft, bloß in der Absicht, daß sie ihn selbst vergäßen. [2])

Edelmüthige Güte des Herzens bewies er in allen Verhältnissen und unterstützte großmüthig Andere ohne Unterschied des Glaubens und des Standes mehr, als seine eigenen Vermögensumstände es erlaubten. Seine Mildthätigkeit war unbegrenzt. Als er eines Abends zu seinem

1) Moritz, Denkwürdigkeiten zur Beförderung des Edlen und Schönen.

2) Leben und Meinungen Moses Mendelssohn's, 30.

Freunde Müchler kam, erzählte ihm dieser, daß ein gewisser Herr von F., den Mendelssohn nur dem Rufe nach als einen gescheiten und redlichen Mann kannte, von seinem Posten bei der Oesterreichischen Gesandtschaft verabschiedet und hierdurch als Gatte und Familienvater in die äußerste Bedrängniß gerathen sei. Mendelssohn war sichtbar gerührt. „Ich habe", sagte er nach einer Weile, „zweihundert Thaler einbekommen, die will ich dem Herrn von F. leihen." „Lieber großmüthiger Mendelssohn!" entgegnete Müchler; „ich kann nicht dafür stehen, ob mein redlicher Freund je wieder in den Umständen sein wird, die Summe zurück erstatten zu können." „Das verlange ich auch nicht", versetzte Mendelssohn. „Ist Herr von F. ein ehrlicher Mann, so wird er seiner Verpflichtung gedenken, und kann er seine Schuld nicht wieder abtragen, so bin ich mit dem Lohne meines Bewußtseins zufrieden." Mendelssohn half dem armen Brodlosen auf. Er hatte später nie von der Sache gesprochen, und der ihn überlebende Müchler wußte nicht, ob ihm die Summe zurückgekommen sei.

Ein andres Mal trat Mendelssohn traurig und verstimmt bei demselben Freunde ein. Müchler fragte ihn, was ihm widerfahren sei. „Ich bin wegen einer armen Frau in solcher Bewegung. Diese Frau, der ich schon oft Seide zum Wickeln gegeben hatte, kam heute mit Thränen zu mir. „Was fehlt ihr, Frau? Habe ich ihr denn nicht gute Seide gegeben?" Es ist sonst meine Gewohnheit, die gute zum Wickeln leichtere Seide den bedürftigen Frauen zuzuwenden, und die schlechtere, welche zum Wickeln mehr Zeit erfordert, für die Frauenzimmer aufzubehalten, die das Verdiente zu ihrem Putze verbrauchen. „Ich bin sehr zufrieden, lieber Herr Mendelssohn!" antwortete die Frau, „und verdiene leicht so viel, um mich und mein Kind zu ernähren. Aber einen Kummer habe ich, der mich ins Grab bringen wird. Mein verstorbener Mann hatte mir

fünfhundert Thaler hinterlaſſen, um ſie für unſere Tochter aufzubewahren. Nun kam vor Kurzem ein dem Scheine nach redlicher Menſch zu mir und verſprach, mich zu heirathen, wenn ich ihm die fünfhundert Thaler zu ſeinem Gewerbe vorſchießen wollte. Ich thörichtes Weib willigte ein, und der Schändliche ging mit dem Gelde davon. Jetzt quälet mich mein Gewiſſen Tag und Nacht, daß ich mein Kind ſo leichtſinnig um das Seinige gebracht habe." Mendelsſohn wollte gern helfen und half.[1]

Er erinnerte ſich mit innigem Vergnügen der drückenden Lage ſeiner Jugend, nahm oft Veranlaſſung, von ſeiner niedern Herkunft zu ſprechen, und fand Freude daran, von ſeiner eigenen Armuth zu erzählen.

Er ſprach gern, und nahm an der Unterhaltung ſtets Antheil, ſobald ſie nicht fade und gedankenlos war. Durch geſchickte Wendungen gab er den Geſprächen, ohne ſie zu unterbrechen, oft eine zweckmäßige Richtung.[2] Jedes Wort von ihm war lehrreich und unterrichtend, weil er kein einziges Wort überflüſſig oder am unrechten Orte ſagte. Sobald ſein Urtheil über einen Gegenſtand der Unterhaltung nicht entſchieden war, ſo ſchwieg er. Aber wenn er dann ſprach, waren Gedanken und Ausdruck abgewogen. Viele ſeiner Geſpräche würden, wie Moritz bezeugt, ſokratiſchen Denkwürdigkeiten an die Seite zu ſetzen ſein.

Humor und Laune verließen ihn auch im ſpätern Alter nicht, und mit treffenden Antworten war er ſtets bei der Hand. Als der Probſt Teller ſich einſt an ihn mit der ſcherzenden Anrede wandte:

„An Gott den Vater glaubt ihr ſchon,
So glaubt doch auch an ſeinen Sohn,
Ihr pflegt doch ſonſt bei Vaters Leben
Dem Sohne gern Credit zu geben!"

[1] Jedidja, II, 2, 237 ff.
[2] Maimon, a. a. O. II, 175.

gab er die bekannte Antwort:

„Wie könnten wir Credit ihm geben?
Der Vater wird ja ewig leben.“ [1])

Schüler im eigentlichen Sinne des Wortes hat Mendelssohn nie gehabt, die Kinder Bernhard's ausgenommen, deren Erziehung er als Hauslehrer geleitet hatte. Die jungen Leute, welche er namentlich in den Nachmittagsstunden der Sabbath- und Festtage um sich versammelte, belehrte er gesprächsweise und er hatte dabei die Manier des Sokrates angenommen. Er suchte das, was er lehren wollte, aus dem Geiste der Schüler heraus zu entwickeln, statt es in sie hineinzutragen. Als die Materie von der Freiheit des menschlichen Willens unter den Philosophen aufs Neue in Anregung kam, hatte ihm ein junger Schriftsteller hierüber einen Aufsatz zum Durchlesen gebracht und kam nach einiger Zeit, um sein Urtheil über die Arbeit zu hören. „Ich habe Ihren Aufsatz über die Willensfreiheit nicht lesen können,“ sagte Mendelssohn. Der junge Mann war hierüber betroffen, schob die Schuld auf seinen Aufsatz und versicherte, daß es ihm leid thäte, Herrn Mendelssohn damit belästigt zu haben. Mendelssohn sprach dem etwas gedemüthigten jungen Manne Muth zu, indem er ihm versicherte, die Schuld läge gar nicht an seinem Aufsatze, daß er ihn nicht gelesen habe, sondern er sei durch Umstände daran gehindert worden. „Wie konnten Sie aber auch“, fuhr Mendelssohn fort, „aus meinen vorigen Aeußerungen schließen, daß ich Ihren Aufsatz für schlecht hielt?“ „Weil ich glaubte, Sie hätten ihn nicht lesen wollen,“ erwiderte Jener. „Sie machen also, wie ich höre, einen Unterschied zwischen wollen und können,“ versetzte Mendelssohn, „dann darf ich ja Ihren Aufsatz über Willensfreiheit gar nicht lesen, denn ich höre, wir sind einig.“ [2])

[1]) Zeitung für die elegante Welt, 1837; Schr. I, 37.
[2]) Schr. I, 40.

Das Gepräge der ausgebildetsten Sittlichkeit und der musterhaftesten Redlichkeit trug jede seiner Handlungen und kennzeichnete ihn in allen Beziehungen, als Schriftsteller und Freund sowohl, wie auch als Geschäftsmann. [1])

Als Vater und Gatte haben wir seine unbegrenzte Liebe und Aufopferungsfähigkeit im Laufe unserer Erzählung kennen gelernt. Zwei seiner Kinder verlor er im zarten Alter, und auch ein zwölfjähriger Sohn wurde ihm entrissen; jeder Verlust versetzte ihn in die größte Betrübniß. Sechs Kinder überlebten ihn, von denen das jüngste bei seinem Tode gegen sechs Jahre alt war.

Sein Hausstand verzehrte so ziemlich seine Einnahme, und er konnte nur ein sehr mäßiges Vermögen sammeln. Kurz vor seinem Tode fand ihn einer seiner Freunde unter dem Baume vor seinem in der Spandauerstraße belegenen Hause sitzen und fragte ihn: „Was haben Sie, lieber Herr Mendelssohn? Sie sehen ja so besorgt aus." „Ja," antwortete er, „ich bin es auch! ich denke daran, wie es meinen Kindern nach meinem Tode ergehen wird, da ich Ihnen nur wenig Vermögen hinterlasse."

Und doch war sein Haus und seine Hand stets Allen geöffnet. „Nur von Einem Gelehrten in Berlin", sagt die vertraute Freundin von Mendelssohn's geistreichen Töchtern, Henriette Herz, „läßt sich sagen, daß er ein Haus ausmachte, wenn man es nämlich als ein Kennzeichen eines solchen betrachtet, daß Freunde und Eingeführte auch ungeladen eines guten Empfangs sicher sind, und dieses Eine gehörte, seinem äußern Berufe nach, dem Kaufmannsstande an. Es war Moses Mendelssohn's. Das Haus dieses trefflichen Mannes, dessen Einkünfte als Disponent in einer Seidenwaarenhandlung im Verein mit dem Ertrage

[1]) Wie edel entschied er einen „Gewissensfall im Handel". Jedidja, I, 1. 173 ff.

ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten immer noch wenig bedeutend waren, und welchem die Sorge für ſechs Kinder oblag, war dennoch ein offenes."

So ſteht er vor uns da, dieſer einzige Mann, der durch perſönliche Würde, durch wiſſenſchaftlichen Eifer, durch Klarheit und Tiefe des Denkens die Bewunderung ſeiner Zeit auf ſich zog, dieſer Mann, ein wahrhaft religiöſer Jude und ein deutſcher Schriftſteller, als ein hohes Muſter der Nachwelt, auf deſſen Denkmal wir getroſt die Worte ſetzen dürfen:

Moſes Mendelsſohn,
Ein Weiſer wie Sokrates,
Den Geſetzen der Väter getreu,
Unſterblichkeit lehrend,
Unſterblich wie er.

Anhang.

Briefe von und an Moſes Mendelsſohn.

Moſes Mendelsſohn's Briefe an Friedrich Nicolai in Berlin.

1.

Liebſter Freund!

Da haben Sie eine Recenſion von der Bibliothek, daran können Sie ſich erbauen. Ein beſſeres Bavemeto [1]) ſollen Sie machen, oder die erſte nicht tadeln! Wahrhaftig! eine närriſche Pretenſion! Meine Fabrikanten wollte ich den Augenblick abſchaffen, wenn ſie mir ihre verdorbene Waare unter dieſem Vorwande aufdringen wollten.

Dem Verfaſſer der *ſittlichen Schilderungen* ſoll zu viel geſchehen ſein? Das kann ſein. Aber warum machen es die Leute ſo toll, daß man niemals weiß, wie man ihnen genug, und nicht zu viel thun ſoll?

Leſſing wird vielleicht die Abhandlung machen, *ob es beſſer ſei Schönheiten oder Fehler aufzuſuchen*, davon Sie mir einſt ſagten. Aber auch nur vielleicht. Sie wiſſen, daß Leſſing's *ganz gewiß* nur ſo viel iſt, als eines Andern vielleicht. Und was ſein *vielleicht* iſt, werden Sie bald erfahren. Hat er nicht zu Ihnen geſagt, er werde *vielleicht* zu Ihnen kommen? — Nun, das geſchieht *ganz gewiß nicht*.

Stoßen Sie ſich ja heute an meinem verwirrten Schreiben nicht. Ich bin heute früh um fünf Uhr von einer kleinen Reiſe zurückgekommen, habe die ganze Nacht nicht geſchlafen, und jetzt ſchlägt's acht. Nun gute Nacht!

Ich bin

Ihr
unveränderlicher Freund
Moſes.

Berlin, den . . . Juny 1857.

(Aus Kayſerling's Moſes Mendelsſohn's philoſophiſche und religiöſe Grundſätze, 156; das Original dieſes Briefes im Beſitze des H. Geh.-Rath *Mendelsſohn* in Berlin.)

---

[1]) So iſt zu leſen, nicht Ballade, wie in der citirten Schrift irrthümlich ſteht.

2.

Bester Freund!

In einem Jahrhundert schon habe ich das Vergnügen nicht gehabt, mich mit Ihnen zu unterhaltn. Die Schuld liegt freilich mehr an mir, als an Ihnen, denn ich war einige Wochen verreist, und habe mir zu Strelitz die Weile verkürzen lassen, so gut es Meklenburger können. Indessen war es zum Theil eine Reise in Geschäften, und stand es nicht bei mir, solche zu vermeiden.

Ich habe unterdessen beikommendes Schreiben von Hennings, nebst der Einlage an Sie erhalten. Der Mann hat wirklich gute Absichten, und führt sie zum Theil auch da in Dänemark, wo er wichtigen Einfluß hat, wirklich aus. Sie haben ihn also, nach den Grundsätzen des guten Geschmacks, sehr richtig beurtheilt, aber er scheint von seiner Seite mit gutem Grunde diesen süßlichen Honigseim gewählt zu haben, um die Pillen verschlucken zu machen. Da seine Schrift Olavides[1]) im Grunde doch auch nicht schlecht ist, so thun Sie, bester Freund! der guten Sache immer den Dienst und recensiren sie selbst. Ach! wenn ich mit einer Recension funfzig Judenkinder zu Handwerksgesellen und dreißig Leibeigene zu Freibauern machen könnte, so würde ich den guten Geschmack um Verzeihung bitten, und auf eine halbe Stunde ins Nebenzimmer zu gehen versuchen.

Und nun wieder zu Geschäften. Michaelis Uebersetzung des A. T., so weit davon heraus ist, bitte einpacken, und unter Adresse Joseph Seeligmann Vater, Sohn und Comp. mit erster Post nach Königsberg in Preußen abgehen zu lassen, mir aber Faktura zuzusenden, die ich allsofort bezahlen will, daher ich sie zu quittiren bitte.

Leben Sie recht wohl! Den Sonnabend besuche ich Sie gewiß.

Moses Mendelssohn.

Den 8. July 1779.

(Aus Kayserling's Moses Mendelssohn's philosophische und religiöse Grundsätze, S. 160 f.)

---

[1]) Olavides. Herausgegeben und mit einigen Anmerkungen über Duldung und Vorurtheile begleitet von August Hennings. Kopenhagen, 1779. 12. Die Recension in der Allg. Deutsch. Bibliothek. B. 39, St. 11.

Moſes Mendelsſohn's Briefe an Naphtali in Deſſau.

3.

Berlin, 14. October 1765 (27. Tiſchri 5526).

Sehr geehrter Herr Naphtali!

Ihr liebes Schreiben habe ich empfangen und mich gefreut, aus demſelben Ihr Wohlſein zu erſehen. Möge Gott Sie und die lieben Ihrigen ferner in Geſundheit erhalten!

Was die Partie betrifft, die Ihnen vorgeſchlagen worden, ſo werde ich Ihnen die voll ſtändige Wahrheit ſagen.

Die bewußte Familie iſt Ihnen bekannt und wiſſen Sie, daß überhaupt daran nichts auszuſetzen iſt. Der Vater des jungen Mannes war ein angeſehener, würdiger, im Talmud und in den Wiſſenſchaften wohlunterrichteter Mann, wie auch alle ſeine Brüder und Schwäger reiche, unterrichtete und fromme Leute ſind. Er ſelbſt iſt ſehr würdig und wird von der Welt auf einhundertfunfzigtauſend Thaler taxirt. Wiewohl auf dergleichen Taxen nichts zu geben, ſo iſt mir doch von jeher bekannt, daß er reich iſt, (עכברא דשכיב אדינרא[1], er iſt ein ſehr karger Mann und verdient viel Geld.

Die Braut ſelbſt (das קרן) iſt mir unbekannt, weiß auch noch nicht, wie mich darnach erkundigen ſoll, denn ich gehe nicht gern auf anderer Leute Bericht; jedoch, wenn es näher zur Sache kömmt, ſo werde wohl Mittel finden, ſie ſelbſt zu ſehen. Nur ſoll mich wundern, wenn derſelbe ſich reſolviren ſollte, ſein Kind nach Deſſau zu geben. Ich weiß, daß Sie, lieber Herr Naphtali! ein wohlerzogenes Kind haben und, wie mir Herr Bezalel ſagt, zehntauſend Thaler als Heirathsgut geben wollen ohne andere Avantage, mithin iſt keine Partie für Ihr Kind zu gut, allein ich fürchte doch, daß gar kein Grund daran iſt. Herr Bezalel iſt heute bei mir geweſen und hat mir geſagt, er würde vor Sonnabend ſichere Antwort bekommen. Dieſer Herr Bezalel iſt ein würdiger und gelehrter Mann, und wünſchte ich wohl, daß dieſe Sache durch ihn zu Stande kommen möchte, daß der ehrliche

---

[1]) Eine talmudiſche Sentenz (Talmud Babli, Sanhedrin 29b): „Eine Mans, die auf Goldmünzen ruht", ähnlich dem Reichen, der von ſeinem Reichthum keinen Genuß hat.

Mann etwas verdient. Ich aber erbiete mich, stets Ihr Bestes zu observiren und bin gern bereit, Ihnen so weit möglich zu dienen. Moses Dessau.

Viele Grüße an Ihre liebe Frau Gütel.

Frau Röschen, die Gattin meines Lehrers R. Hirsch, wird Ihnen zwei Louisd'or zustellen, welche gütigst meiner Schwester zu geben ersuche, wünsche übrigens wohl und vergnügt zu leben. Meine liebe Frau grüßt bestens; bitte Ihren lieben Sohn, Herrn Elkan, zu grüßen.

(Von No. 3 — No. 22, handschriftlich im Besitze der Familie Goldschmidt in Cassel.)

4.

Berlin, September 1769.[1])

Lieber Freund!

Ob ich gleich oft das Vergnügen habe, von guten Freunden viel Gutes von Ihnen und den Ihrigen zu vernehmen, so war es mir doch überaus angenehm, Solches von Ihnen selbst zu erfahren. Es könnte nicht schaden, wenn wir uns das Gesetz machten, uns wenigstens einmal im Jahre ein Zeichen unserer Existenz zu geben; zwar nicht immer ein Zeichen für die Küche, wie der Lachs ist, den Sie mir verehren. Unser hiesiges Klima bringt nichts für den leiblichen Geschmack hervor. Ich werde Ihnen nächste Messe Etwas für Ihren geistigen Geschmack auftischen[2]), das vielleicht so gut nicht schmeckt, aber doch von Ihnen weit eher genossen werden kann, als leider! leider! der Lachs von Ihrem schwächlichen Vetter.

Was Ihre Anfrage betrifft, lieber Vetter! so brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen, wenn die Hypothek gut ist, sie auf Ihren Namen eintragen zu lassen. Der Jude darf zwar keine Güter besitzen, so wenig wie ein Christ bürgerlichen Standes,

[1]) Das Datum fehlt am Originalbriefe, ergibt sich aus dem Inhalte.

[2]) Mendelssohn meint seinen hebräischen Commentar zum Koheleth.

ohne beſondere Erlaubniß, aber Hypotheken kann er ohne Bedenken annehmen.

Leben Sie wohl, grüßen Sie Ihre rechtſchaffene Frau in meinem und meiner Frau Namen. Ihr

Moſes Deſſau.

Moſes Mendelsſohn's Briefe an Elkan Herz in Leipzig.

5.

Berlin, Dienſtag 25. März 1770. (R Chodeſch Niſſan 5530.)

Lieber Freund!

Nach getroffener Beſtimmung iſt heute Ihr Hochzeitstag und der Tag meiner Herzensfreude, und ich wünſche, daß bei Anlangen dieſes Schreibens in Freude und Fröhlichkeit celebrirt, und daß mein Freund in dem neuen Stand, in welchen er getreten, vergnügt und glücklich ſein möge. O, mögen Sie Ihre Nachkommen recht alt werden ſehen, an der Seite Ihrer liebevollen und anmuthigen Gattin, deren Beſitz köſtlicher iſt als Perlen.

Beikommendes Pentateuch (חקון סופרים) von R. Iſaak Premslau[1]) bitte ich zum Andenken als Hochzeitsgeſchenk von mir anzunehmen. Wäre billig geweſen, mit einem ſilbernen Geräthe mich einzuſtellen, jedoch „die Thora iſt köſtlicher als Perlen, ihr Beſitz iſt beſſer als der Beſitz von Silber.“

Nun freuen Sie ſich mit der geliebten Frau, welche Sie heimgeführt haben. Möge der Herr Sie weilen laſſen an den Pforten der Lehre und der Weisheit, ſo daß Seine Lehre Ihr Ergötzen ſei, nach dem Wunſche Ihres

ſtets dienſtfertigen Freundes

Moſes Deſſau.

Ihrem lieben Vater, dem hochgeehrten Herrn Naphtali, ſo wie deſſen biedern Gemahlin Frau Gütel herzliche Grüße

---

[1]) Von dieſer Pentateuch-Ausgabe beſaß Mendelsſohn noch 1783 einen Vorrath; vgl. Schr. V, 663.

von mir und meiner Frau. Wir wünschen sämmtlich Glück und Segen. Möge der Herr sie Enkel sehen lassen, welche sich mit der Thora und guten Handlungen beschäftigen!

Die Adresse auf der Rückseite dieses Briefes lautet:

Herrn Herz Elkan
in
Dessau.

Nebst einem Päckl. in Wachstuch. Sig. H. E.

6.

Berlin, Juli-August 1770.[1])

Lieber Freund!

Ich hätte Ihnen zwar meine letzte Antwort und den Schluß der Controverse (נסר הויכוח)[2]) zugeschickt, allein sie war zu Leipzig fast eher zu bekommen als hier, und so wollte ich die Post nicht umsonst bereichern. Aus dieser Antwort werden Sie deutlich ersehen, daß ich weit entfernt bin, einen der Aussprüche unserer Weisen für Scharteke zu erklären; keiner meiner christlichen Widersacher, der mir dies hätte Schuld gegeben, oder diese falsche Auslegung aus meinen Worten gemacht hätte. Wenn dieses meine Meinung gewesen wäre, so hätte ich mich ja als Karaite und nicht als Rabbinite angeben müssen. Ich will mich hierüber nicht weiter auslassen; wer Einsicht hat, wird mich wohl verstehen.

Ueberbringer dieses ist der Rabbiner der Gemeinde Neuwied, Bruder des würdigen Rabbiners zu Cleve, welcher mir von guten Freunden recommandirt worden, ich habe mich mit ihm in einer gelehrten Unterhaltung eingelassen und gefunden, daß er sehr unterrichtet und in den „Poskim" wohl bewandert ist. Dieser hat mich um Ihre Adresse ersucht, welche ihm nicht habe verweigern wollen.[3])

Stets der Ihrige
Moses Dessau.

---

[1]) Das Datum fehlt am Originalbriefe, ergibt sich aber aus dem Inhalte.

[2]) Lavater's Antwort mit Mendelssohn's Nacherinnerungen (Berlin-Stettin, Nicolai 1770).

[3]) Der Schluß des Briefes lautet:

ומצוה לכבדו ולהדרו שהוא בן גדולים כרעא דאבוהו המפורסם בחבוריו והוא ממשפחתנו המיוחסת נין ונכד לבעל הסמ"ק ז"ל, (Abele Gumbinner) כאשר יעידו כתביו, וחי' אם יבואו דבריו אלי כבד אכבדהו כיד ה' הטובה עלי . . .

7.

Berlin, 16. November 1770. (Freitag, 28. Cheſchwan 5531.)

Ihr liebes Schreiben habe ich richtig erhalten. Mit Herrn Hirſch Präger muß ein Irrthum vorgefallen ſein. Dieſer hat ſeine Kinder alle bis auf eine Tochter bereits verheirathet; ſein jüngſter Sohn hat ſchon vor zwei Jahren Hochzeit gemacht, mithin muß das ein Mißverſtändniß ſein. Sonſt iſt Herr Hirſch, ein ſehr angeſehener Mann, hat ſeines Alters wegen die Fabrik ſeinen Söhnen abgetreten und ſich zur Ruhe begeben, מי יתן ותהי אחריתי כמוהו [1]).

Warum ich mich in Disput eingelaſſen, fragen Sie mich? Ich wollte nur, ich hätte mich etwas mehr eingelaſſen. Noch habe ich Gottlob keine Reue darauf. „Wer nur ein Hirn in ſeinem Schädel hat", begreift wohl, daß es abgeſchmackte Reden (דברים בלי טעם) ſind. Wollte Gott! ich bekäme nur wieder eine ſolche Gelegenheit, ſo thue ich wieder, was ich dieſes Mal gethan habe. Hat Mancher geglaubt, zu Allem ſtillſchweigen zu müſſen; ich glaube es nicht. Wenn ich bedenke, was man zur Anerkennung der Heiligkeit unſerer Religion zu thun ſchuldig iſt, ſo begreife ich gar nicht, wie ſo Manche unſerer Glaubensgenoſſen immer ſchreien, ich ſolle um des Himmels willen nicht mehr davon ſchreiben. Auch habe ich es, Gott weiß es, nicht gern gethan, daß ich mich vom Disput losgemacht habe; mein eigener Wille trat gegen den Willen Anderer zurück. Wäre es mir nachgegangen, ſo hätte ich eine ganz andere Antwort geben wollen.

Was auf Ihrer Hochzeit vorgefallen ſein ſoll, lieber Herr Elkan! iſt mir gänzlich unbekannt. Ich habe mit dem Arzt aus Deſſau niemals correſpondirt. Daß er ſo undankbar gegen Ihren Herrn Vater iſt, macht ihm ſicherlich keine Ehre. Es iſt mir bekannt, und er hat es mir ſelbſt geſtanden, daß er von Ihrem Vater viele Wohlthaten empfangen, und wie ſollte er Böſes ſtatt Gutes vergelten?

Uebrigens bin ich immer

Ihr Freund
Moſes Deſſau.

---

[1]) 4. B. Moſ. 23, 10. (Möchte mein Ende gleich dem ſeinen ſein!)

8.

Berlin . . 1770.

[1]) . . . . . .

Die Ehrenſäule daſelbſt im „Paulina“ iſt mir zu Ehren nicht errichtet worden, mein lieber Herr Elkan! Es war eine Grille, wie ich gehört, von dem alten vortrefflichen Oeſer, daß er auf einer Urne für einen jungen Adligen die Unſterblichkeit durch das Wort „Phädon“ wollte abbilden, und dieſes ſollen die Freunde dieſes Adligen nicht haben zugeben wollen.

Kann ich Ihnen hieſigen Orts dienen, ſo geſchieht es mit Vergnügen.

Ihr

Moſes Deſſau.

N. S. Ich habe vor einiger Zeit an Präſident Stubenrauch nach Deſſau geſchrieben und ihn erſucht, die Angelegenheit meiner ſeligen Schweſter nach jüdiſchem Rechte ausmachen und beſchleunigen zu laſſen. In ſeiner Antwort hat er mit vieler Höflichkeit verſprochen, es zu thun, hat auch wirklich den Gemeindevorſtand zu ſich kommen laſſen und mit ihm deswegen geſprochen. Wenn Sie alſo Etwas dazu beitragen können, daß die Sache gut zu Stande kommt, ſo bitte, nicht zu negligiren. Es geſchieht meinem Bruder Saul damit ein großer Gefallen.

9.

Berlin, 22. Juli 1771. (11. Ab 5531.)

Lieber Freund!

Wenn ich auf Ihr angenehmes Schreiben lange Zeit nicht geantwortet, ſo iſt Solches nicht aus Geringſchätzung geſchehen, ſondern ich habe mich ſeit Purim ſo übel befunden, daß keinen Brief habe ſchreiben können. Ich habe auch im Allgemeinen

[1]) . . . Kleinigkeit iſt, die ich gemacht, um zu zeigen, daß Koheleth nach dem einfachen Wortverſtande kann erklärt werden, ohne Weitläufigkeit.

keinen Geſchäften nachgehen können und habe beſtändig in ärztlicher Behandlung ſein müſſen. Die Krankheit hat im Allgemeinen nachgelaſſen, ſo daß ich etwas auf dem Wege der Beſſerung bin, wiewohl ich mich noch ſehr in Acht zu nehmen habe. Es wird mir noch immer ſehr ſauer, einen ordentlichen Brief zu ſchreiben, ſo ſehr bin ich mit Schwindel behaftet. Uebrigens wird es mir überaus angenehm ſein, mit Ihnen, mein lieber Vetter, in einen nützlichen Briefwechſel zu kommen.

Mit Hildburghauſer Papieren iſt hier nichts zu machen. Herr Moſes Barbi in Breslau hat eine Partie davon gehabt. Wenn Sie aber meinen, daß es ſich der Mühe lohnt, ſo wollte wohl an ihn ſchreiben. Aber es wundert mich, daß Sie ſich dieſerhalb nicht an unſern Herrn Jeſaias wenden, der alle Taſchen davon voll hat.

Was Kölbele betrifft, lieber Freund! Ich würde es mir ſehr verdenken, wenn ich mit ihm ferner Zeit verderben ſollte. Rechtſchaffene Leute ſind nicht damit zufrieden, daß ich ihm das erſte Mal geantwortet habe. Hinſichtlich ſolcher heißt es: „Antworte dem Thoren nicht in ſeiner Thorheit.“ Seine Beſchuldigungen ſind ſo unverſchämt und ſeine Beweiſe ſo dumm, daß ich mich ſchämen würde, darauf zu antworten. Sie ſagen, viele unſerer Glaubensgenoſſen könnten ihm Glauben geben. Lieber Herr Elkan! Ueber die Kölbele unſerer Glaubensgenoſſen moquire ich mich herzlich, denn ein vernünftiger Menſch muß die Albernheit dieſes unverſtändigen Schwätzers gar bald einſehen. Ueberhaupt pflegen Chriſten und beſonders Theologen leicht Jemanden des Deismus zu beſchuldigen, weil ihre geoffenbarte Religion gar erſchrecklich viel zu der natürlichen hinzu zu thun hat, das über und wider die Vernunft iſt. Aber gelobt ſei Gott, der uns die Lehre der Wahrheit gegeben. Wir haben keine Glaubensſätze, die gegen die Vernunft oder über dieſelbe ſeien. Wir thun nichts mehr zu der natürlichen Religion hinzu, als Gebote, Satzungen und gerade Vorſchriften, aber die Grund- und Glaubensſätze unſerer Religion beruhen auf dem Fundamente des Verſtandes, ſie ſtimmen mit der Forſchung nach jeder Seite hin, ohne jeden Widerſpruch und Widerſtreit, überein. Und das iſt der Vorzug unſerer Religion, der wahren und göttlichen, vor allen übrigen Glaubensbekenntniſſen. Die Chriſten werden alle unſere Glaubensſätze des Deismus oder Naturalismus beſchuldigen. Doctor Erneſti dort hat in ſeiner „Bibliothek“ ſchon geſagt:

Er ſehe wohl, daß das heutige Judenthum ein verfeinerter Naturalismus ſei, weil ich gezeigt habe, daß nach unſerer Lehre die übrigen Völker, ſo ſie nur die ſieben noachidiſchen Gebote halten, des ewigen Lebens theilhaftig werden. Ich will mich hierbei nicht länger aufhalten, denn bei all' dieſem gereicht Redſeligkeit nur zum Nachtheil. Unſere Glaubensgenoſſen ſollten billig dies alles von ſelbſt einſehen, denn das iſt unſer Ruhm und unſer Stolz, und alle Schriften unſerer Weiſen ſind voll davon. Ein andermal weitläufiger von

Ihrem,
Ihnen ganz ergebenen
Moſes Deſſau.

10.

Berlin, ... September 1771.

Lieber Freund!

Auf Ihren lieben jüngſten Brief ſchreibe ich heute noch keine Antwort, weil ſolches mit Nächſtem und zwar ausführlich geſchehen ſoll. Ich habe in Ihrem Schreiben Verſchiedenes zu erinnern, das mir von großer Wichtigkeit ſcheint, es erfordert aber Zeit und Luſt zum Schreiben, die ich wegen meiner jetzigen Unpäßlichkeit ſehr ſelten habe. Gegenwärtig will ich Sie, lieber Freund, nur erſuchen, mir durch Ueberbringer zu berichten, ob dort viele Paradiesäpfel (אתרוגים) zu bekommen und ob ſie theuer ſind? Es iſt mir an dieſer Nachricht viel gelegen und ich bin in ähnlichen Fällen wieder zu Dienſt.

Es wünſcht indeſſen ein „gutes Jahr, ein Jahr des Segens und des Friedens,“

Ihr
ſtets dienſtfertiger Vetter und Freund
Moſes Deſſau.

Ihren lieben Eltern meine Glückwünſche zum neuen Jahre; ein Gleiches Ihrer lieben Frau unbekannter Weiſe.

---

10 a.

Berlin, 15. Nov. 1771. (8. Kislew 5532.)

Lieber Freund!

Ich hatte mir vorgenommen, Ihren Brief vom 24. Ab weitläufig zu beantworten und deswegen meine Antwort von Zeit zu Zeit verschoben. Ich bin aber Solches noch nicht im Stande zu thun, weil meine Unpäßlichkeit mich zum Nachdenken immer noch unfähig macht. Ich muß mich begnügen, so kurz als möglich zu sein, weil ich sehe, daß Sie abermals auf den Gedanken kommen, es sei aus Geringschätzung geschehen.

Ich komme zuerst auf die Stelle in Kölbele's Schreiben [1], S. 32., die Jemand angeführt und triumphirt, daß ich nicht hätte darauf antworten können. Ich sage nämlich an einer Stelle in meinen Briefen [2]: Nichts von Offenbarung! Sie trauen keiner. Haben Sie aber die Stelle im Zusammenhang gelesen? Ich habe daselbst erst den Selbstmord nach der Ansicht derer widerlegt, die die Fortdauer leugnen, sodann auch nach der Ansicht der Offenbarungsgläubigen. Zuletzt aber ist die Rede, wie ich den Selbstmord nach der Ansicht derer widerlegen wollte, die an Fortdauer glauben, wenn sie keiner Offenbarung trauen, also nach der Meinung der Deisten. In der Antwort darauf muß ich ja beständig ihrer Absicht entsprechend reden, daher sage ich: „Nichts von Offenbarung! Sie trauen keiner." Wenn man einige Worte aus dem Zusammenhange nimmt, so kann man trefflich beweisen, was man will.

So kann ich sagen, der König David s. A. hat behauptet: „der Allmächtige sieht nichts und der Gott Jakob's merket nichts." [3] Allein das heißt unehrlich gehandelt, und ich muß Ihnen sagen, daß bloß die unredliche Art, mit welcher mich der Kölbele anführt, mich abgehalten, ihn zu widerlegen. „Wer nur ein Hirn in seinem Schädel hat," wird erst nachschlagen und den Ungrund der Kölbele'schen Beschuldigungen selbst finden.

Der Satz, den Sie angeführt: אין משגיחין בכח קול (man

---

[1] Zweites Schreiben an den Herrn Moses Mendelssohn, insonderheit über den ehemaligen Mendelssohnischen Deismus, über das Mendelssohnische Kennzeichen einer Offenbarung und kürzlich über die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte. Frankfurt a. M. 1770.

[2] Briefe über die Empfindungen, Schr. I, 165.

[3] Psalm 94, 7.

achtet nicht auf Bath-Kol), hat seinen guten und wichtigen Grund. Das ist ein Hauptgrundsatz der israelitischen Lehre, wir sollen keiner Prophetie, geschweige denn einem Bath-Kol trauen, die gegen ein Gebot der göttlichen Lehre oder gegen eine Erklärung unserer Weisen in Betreff der dreizehn Erklärungsregeln läuft [1]). Schlagen Sie, mein Freund, in der Vorrede des Maimuni zur Erklärung der Mischnah nach und Ihre Seele wird Ruhe finden.

Haben Sie das „Promemoria" [2]) gelesen, das in der letzten Messe herausgekommen? Ich kenne den Verfasser nicht, finde aber viele gesunde Vernunft darin.

Ich vergaß oben bei der Stelle aus meinen Briefen anzuführen, daß der Theokles, den ich allda reden lasse, ein Philosoph ist, der aus des Grafen Shaftesbury „Moralisten" bekannt ist, und der in des Grafen Schrift deistische Grundsätze hegt, darum habe ich sagen können, es habe sich schon Theokles zu dieser Mittelgattung bekannt. Glauben Sie nicht, daß Kölbele dieses Alles nicht weiß. Er weiß es, ist aber unredlich genug, sich unwissend zu stellen.

Genug hiervon. Sie verlangen in Ihrem letzten Schreiben meine Handschrift über die christliche Religion, ich muß Ihnen aber sagen, daß erstlich Solches nicht im Stande ist, von einem Andern gelesen zu werden, so unordentlich und unzusammenhängend steht noch Alles darin. Zweitens muß ich auch dieses gestehen, daß ich den festen Vorsatz habe, Solches niemals aus meinen Händen zu geben, geschweige über Land zu schicken. Gott gebe mir meine Gesundheit wieder, so will ich sehen, was daraus zu machen ist.

Ihr Freund
Moses Dessau.

11.

Berlin, 5. Mai 1772. (17. Omer 5532.)

Lieber Freund!

Es war mir sehr angenehm aus Ihrem lieben Schreiben Ihr Wohlsein zu vernehmen. Meinerseits bin ich, Gott sei Dank!

---

1) נגד מצוה אחת שבתורה או נגד מדרש חכמינו ז"ל ע"פ י"ג מדות.

2) Dienstfreundliches Promemoria an die, welche den Herrn Moses Mendelssohn durchaus zum Christen machen wollen u. s. w. s. l. 1771.

mit meinen Geſundheitsumſtänden zufrieden, ich befinde mich Gottlob doch viel beſſer als verwichenen Sommer, ob ich gleich noch immer nicht im Stande bin, die geringſte Anſtrengung des Geiſtes zu vertragen.

Was die aufgegebene Affaire betrifft, iſt mir von guter Hand Hoffnung gemacht worden, und habe daher mit der Antwort ſo lange verzögert; nächſte Woche werde ich etwas Sicheres zu melden im Stande ſein. Da das Capital ſo groß iſt, ſo erfordert es freilich nähere Erkundigung und Ueberlegung, welches ſich nicht ſo thun läßt. Könnten Sie mir inzwiſchen mehr Auskunft geben, ſo wäre es mir lieb. Ich habe auch nach Holland geſchrieben, allwo man leichter zu einem ſolchen Darlehn ſich zu entſchließen pflegt, als in Deutſchland. Vergangene Woche iſt Herr Baruch Levi hier geweſen; ſollte es wohl dieſerhalb ſein?

Ich verbleibe

Ihr Vetter und Freund
Moſes Deſſau.

Ihren lieben Eltern, ſowie Ihrer lieben Frau beſte Grüße von mir und meiner Frau.

12.

Berlin, 2. Juni 1772. (Roſch Chodeſch Siwan 5532.)

Lieber Freund!

Nur mit wenigen Zeilen will ich das Schreiben meiner Frau an Ihre liebe Frau begleiten.

Vom Haag iſt in der verlangten Sache noch keine Antwort erfolgt. Wie ich vermuthe, wird ſich Herr Tobias erſt erkundigen, ob Gelder zu bekommen ſind, ſonſt iſt es ſeine Art nicht, mit ſeiner Antwort aufzuhalten. Sonſt nichts Neues.

Ihr Vetter und Freund
Moſes Deſſau.

Die für meine Frau gehabte Auslage werde nächſtens nebſt Dankſagung für Ihre Mühe erſtatten.

Meine kleine Muhme Vögelchen bitte ich zu grüßen.

13.

Berlin, 30. Juni 1772. (29. Siwan 5532.)

Lieber Freund!

Endlich ist von Herrn Tobias Antwort gekommen, wie er sich Mühe gegeben, auch einige Hoffnung gehabt, es weigerte sich aber ein Jeder, sobald er von Sachsen hörte, wohin man schwerlich Geld bekommen kann. Von dieser Seite ist also nichts zu machen. Hier ist aber gar nicht daran zu denken, denn unsere Capitalisten suchen auch Geld. Dieses habe ich nicht ermangeln wollen, alsofort zu melden.

Sollte Ihnen etwas Stramin-Seide um guten Preis gelegentlich vorkommen, so bitte mir unter Adresse Bernhard Isaak's Witwe Proben davon aus. Man pflegt dort zuweilen guten Einkauf machen zu können, wenn man Gelegenheit sucht.

Meine Frau befindet sich nicht in der Stadt, sie trinkt einen Brunnen auf Herrn Isaak Dessau's Fabrik und vermeldet indessen ihre dienstliche Empfehlung Ihnen und Ihrer lieben Frau. Meine Schuld habe ich noch nicht abzutragen Gelegenheit gefunden; machen Sie, daß der Posten größer wird. Ich bin stets bereit und erwarte Ihre Vorschläge.

Ihr
stets dienstfertiger Vetter und Freund
Moses Dessau.

Ihre l. Frau sowie Ihre l. Eltern bitte ich bestens zu grüßen; auch dem gelehrten Herrn Bär [1]) meine Empfehlung.

14.

Berlin, 12. Decbr. 1773. (Am 3. Tage Chanuka 5534.)

Lieber Freund!

Ihr Schreiben nebst Einlage habe ich erhalten; letztere erfolgt hiermit zurück. Sie ist von Herrn Aron, dem Schwiegersohne des Herrn Veitel, genannt Aron Joresch, [2]) der ver-

[1]) s. S. 137.
[2]) Schr. V, 593.

muthlich in Zerſtreuung ſeinen Namen zu unterſchreiben vergeſſen; ich werde ihn wacker damit auslachen.

Haben Sie die Gewogenheit die kleine Commiſſion richtig zu beſorgen; es iſt für eine große Prinzeſſin, der damit gedient wird.

Ohne ein Mehreres bin ich ſtets der Ihrige
Moſes Deſſau.

Die Adreſſe des erwähnten Herrn Aron iſt:

Aron Meyer in Berlin.

Viele Grüße Ihrer lieben Frau von mir und meiner Frau. Ihre lieben Eltern bitte ich gleichfalls zu grüßen.

15.

Berlin, 22. April 1776. (19. Omer 5576.)

Lieber Freund!

Ich erſuche Sie, lieber Freund, die eingegangenen 70 Thaler gegen Quittung an Ueberbringer Dieſes, den Buchhändler Nicolai aus Berlin, zu bezahlen, die Tratte aber davon abzuziehen. Ich muß hier ſchließen, weil ich erſt vor einigen Tagen vom Fieber befreit worden und noch ſehr ſchwach bin.

Stets der Ihrige
Moſes Deſſau.

Ihre lieben Eltern und liebe Frau bitte ich vielmals zu grüßen.

16.

Berlin, 12. Januar 1777. (4 Sch'wat 5537, Abends.)

Lieber Freund!

Herr Hirſch Halle iſt vergangenen Dienſtag oder Mittwoch von hier abgereiſt, vermuthlich nach Leipzig. Er iſt alſo

weder krank noch gestorben, und Ihr Ring befindet sich in Sicherheit. Einliegend erfolgt Ihr Brief an denselben zurück.

Ihr
stets dienstfertiger Vetter und Freund
Moses Dessau.

Viele Grüße für Ihre liebe Frau von mir und meiner Frau, welche heute Schulgang gehalten nach der Geburt eines Söhnchens, womit sie mich Ereb Rosch Chodesch Teweth[1]) beglückt hat. Gott verleihe mir seinen Segen, das Kind zu einem gottesfürchtigen Manne zu erziehen.

17.

Berlin, 23. Juni 1778. (28. Siwan 5538.)

Lieber Freund!

Vergangenen Donnerstag hat mich Baron Kospot[2]) besucht und mich versichert, innerhalb weniger Tage müsse seine Frau zurückkommen, alsdann sollte ich in der bewußten Angelegenheit befriedigt werden. Wollen Sie also, lieber Vetter, um diese Zeit hier sein? Mein Haus hat noch Raum genug, um einen guten Freund aufzunehmen. Sie werden mir also ja nicht vorbeigehen. Daß Herr Benjamin hier Casse bekommen haben soll, ist ganz unglaublich, ich zweifle sogar, ob er hier gewesen.

Stets der Ihrige
Moses Dessau.

Meine liebe Frau, die Wöchnerin, grüßt bestens.

---

[1]) 9. December 1776.

[2]) Elkan Herz hatte Mendelssohn einen auf Kosrot gezogenen Wechsel zur Eincassirung geschickt. Die darüber geführte Correspondenz haben wir nicht zum Abdruck gebracht.

18.

Berlin, 24. Auguſt 1778. (2. Elul 5538.)

Lieber Freund!

Sie ſind mir auf mein jüngſtes Schreiben noch Antwort ſchuldig. Seitdem habe ich eine Luſtreiſe nach Strelitz unternommen, einen guten Freund zu beſuchen, allwo ich mich circa 14 Tage aufgehalten. Bei der Durchreiſe durch Fürſtenberg ſind wir bei Herrn Löb von dort abgetreten, allwo wir, nämlich ich mit meiner Frau und meinem Sohne, ſehr gut aufgenommen wurden. Dort fand ich auch den Bruder Ihres ſel. Vaters, der ſich mit ſeiner Frau, der Schweſter der Frau des genannten Herrn Löb, daſelbſt aufhält und zu etabliren gedenkt. Wie mir derſelbe berichtet, haben Sie, lieber Vetter, ihm verſprochen, wenn er ſich irgendwo zu etabliren Gelegenheit hat, ihm zu aſſiſtiren. Nun bittet er mich, ihm durch meine Unterſchrift zu atteſtiren, wie ich es zu Fürſtenberg gefunden. Gern gebe ich zu erkennen, daß genannter Ort dem Anſehen und Verlaut nach geeignet zu ſein ſcheint, ſeinen Lebensunterhalt dort zu gewinnen. Den Schutz kann ihm ſein Schwager Herr Löb vom Herzoge leicht verſchaffen, und wenn er Etwas in Händen hat, ſo kann er ſich mit ſeiner Frau dort wohl ernähren, beſonders ſcheint mir die Frau ſehr geſchickt zu ſein (לחם טרף לביתה ולהביא ממרחק[1]). Ich habe mich zwar in Fürſtenberg nur etwa 6 Stunden aufgehalten, allein das Sprichwort ſagt: „Ein Gaſt auf einer Weile“. Wenn Sie alſo Etwas für Ihren Verwandten zu thun beſchloſſen, ſo belieben Sie nur mir Ordre zu geben. Ich habe Gelegenheit, ihm bald zu übermachen. In allen Fällen bitte, es mir nicht übel zu deuten. Es iſt dem Anſehen nach ein honetter Mann, dem ich dieſe Gefälligkeit nicht habe verſagen können.

Gern bereit Ihnen zu dienen, verbleibe ich

Ihr Vetter und Freund
Moſes Deſſau.

Viele Grüße für Ihre liebe Frau von mir und meiner Frau.

---

[1]) Sprüche Salomonis, 31, 14. 15.

19.

Berlin, 5. Juni 1781. (12. Siwan 5541.)

Lieber Freund!

Es dient Ihnen hiermit zur Nachricht, wie sehr angenehm es mir ist, daß mein Schwager Joseph mit Ihnen in Handlungsverbindung gekommen ist. Ich hoffe, daß Sie ihn rechtschaffen bedienen werden, und er wird Gelegenheit haben, mit göttlicher Hilfe gute Geschäfte zu machen. Ich habe meinerseits alles Zutrauen zu seiner Redlichkeit, die mir bewährt ist. Das Geschäft, welches ich unter seiner Leitung in Preußen gehabt, ist zwar verunglückt, aber ohne sein Verschulden, auch hat Gott behüte! Niemand darunter gelitten, als wir selbst. Uebrigens ist er, wie mir wohl bekannt ist, Niemandem einen Groschen schuldig geblieben. Dieses ist Alles was ich Ihnen sagen kann. Ich wiederhole es, ohne mein Präjudiz, daß ich meinerseits alles Zutrauen in seine Rechtschaffenheit setze.

Stets der Ihrige
Moses Dessau.

20.

Berlin, 27. April 1784. (21. Omer 5544.)

Lieber Freund.

Diejenigen, welche Gegenwärtiges überreichen, sind zwei associirte Kaufleute aus Strelitz: Lemle's Sohn, mein alter Bekannter und Freund, und Mendel Meyer, Sohn meines sehr speziellen und innigst geliebten Freundes Herrn Nathan Meyer (נ"כ), herzoglicher Hofagent zu Strelitz. Da sie das erste Mal die Messe besuchen, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, sie an Sie, meinen lieben Vetter und Freund, zu adressiren. Es sind beide gute Kinder, auch fleißig, bieder und rechtschaffen, es fehlt ihnen weder an Kräften, noch an gutem Willen, nützliche Geschäfte zu unternehmen und gut zu führen; es fehlt ihnen auch nicht an Talenten, außer den Geschäften eine angenehme Stunde in Ihrem Umgange zu genießen. Ich wünsche,

daß Sie alles Dieſes ſelbſt erfahren mögen und will durch meine vorläufige Verſicherung davon nur die Gelegenheit und die Veranlaſſung dazu an die Hand geben.

Ihr Vetter und Freund
Moſes Deſſau.

21.

Berlin, 11. Januar 1785. (Dienſtag, 29. Teweth 5545.)

Lieber Freund!

Die „Ritualgeſetze der Juden", wie ſie auf Veranlaſſung des Staatsraths allhier von mir herausgegeben worden[1]), finden Sie in allen Buchläden. Daſelbſt finden Sie die Rechte über teſtamentliche Verfügungen deutlich vorgetragen und ein beſonderes Kapitel über Rechte von teſtamentlichen Verfügungen und Schenkungen von an Krankheit Verſtorbenen.

Nach unſeren Rechten ſind die von ſolchen Kranken vermachten Schenkungen und teſtamentlichen Verfügungen wie feſtgeſetzte Mitgifte und brauchen keinen קיום (keine weitere Beſtätigung). Die Frau hat alſo nur zu beweiſen, daß er an derſelben Krankheit verſtorben und nicht nach der Teſtamentsaufnahme wieder ausgegangen; alsdann bleibt ſie in Allem ſitzen ohne alle Widerrede.

Jedoch würde die teſtamentliche Verfügung gegen die Verſchreibung eines halben Mannes-Antheils an ſeinen Eidam oder an ſeine Tochter nichts gelten. Die Tochter würde alſo berechtigt ſein, auf eine Erklärung zu dringen, ob man ihr eine beſtimmte Summe auszahlen oder halben Mannes-Antheil geben will. Ja, meiner Anſicht nach braucht ſie ſich nicht einmal abziehen zu laſſen, was die übrigen Kinder zur Ausſteuer bekommen. Auch hierin ſcheint mir das Teſtament des Verſtorbenen nicht kräftig genug, jedoch läßt ſich hier noch Manches dafür und dawider ſagen. Im übrigen aber wäre die Witwe nach jüdiſchem Rechte Erbin, Vormünderin und Verwalterin aller Beſitzthümer ihres verſtorbenen Mannes, ſo wie das Teſtament lautet. Es iſt auch unnöthig, daß ſie ſich jetzt erkläre, ob ſie wieder heirathen wolle oder nicht.

---

[1]) 1778.

Dieſes hat ihr der Mann gar nicht auferlegt. Sie bleibt im Beſitze bis ſie ſich wieder verheirathen will und bis dahin gibt ſie Niemandem Rechenſchaft außer ihrem Vormund Abraham Marcuſe.[1])

Daß ſich die dortige Juſtiz auf das römiſche Recht beruft, vermöge deſſen ein Jude nicht teſtiren kann, hat mich ſehr befremdet. Wenn dieſes Geſetz auch gelten ſoll, ſo gibt nach meiner Meinung der geſunde Menſchenverſtand, daß es nur alsdann gelten kann, wenn Jemand darunter intereſſirt iſt, der nicht Jude iſt, wie z. E., wenn ein Erbe den chriſtlichen Glauben angenommen. Wenn aber Jude gegen Jude agirt, was gehn dieſe die römiſchen Geſetze an? Warum ſollen die Puderhähne unter ſich nicht nach ihren Puderhahngeſetzen gerichtet und behandelt werden?

Geſegnet ſei die Juſtiz im preußiſchen Lande! Herrn Moſes Chalven's[2]) beide Töchter haben die Religion verändert und das Teſtament umſtoßen wollen, vermöge deſſen ein Kind, das die Religion verändert, vom Fideicommiß ausgeſchloſſen war, und ſie haben durch alle gerichtlichen Inſtanzen den Prozeß verloren. Abſchriften von den gefällten Sentenzen kann ich Ihnen ſchicken, wenn Sie es verlangen.

Stets der Ihrige
Moſes Deſſau.

Nachſchrift: So eben erfahre ich, daß auch die Erben des Herrn Moſes Chalven noch nicht völlig gewonnen Spiel haben. Die Töchter, welche die chriſtliche Religion angenommen, haben noch Remedium ergriffen, und hoffen noch ihr Ziel zu erreichen.

---

[1]) Abraham Marcuſe war ehemal. Königl. Aſſecuranzdirector, accreditirter herzogl. Meklenburg-Schwerin'ſcher Hofagent und Aelteſter der jüdiſchen Gemeinde zu Berlin; er ſtarb am 23. Februar 1786.

[2]) Der am 13. Mai 1776 zu Berlin verſtorbene Banquier Moſes Chalven oder Moſes Iſaac hatte in ſeinem in deutſcher Sprache abgefaßten Teſtamente in Betreff des in demſelben geſtifteten Fideicommiſſes verordnet: „Sollte das eine oder das andere meiner fünf Kinder nicht bei der jüdiſchen Religion bleiben, ſo ſoll daſſelbe von Allem ausgeſchloſſen ſein.“ Nach ſeinem Tode traten zwei ſeiner Töchter (die ſpätere Frau von Boſe und Frau von Runckel) zum Chriſtenthum über. Sie wollten das Teſtament umſtoßen, und es entſtand ein viele Jahre hindurch währender Prozeß, welcher endlich mit einem Vergleich endete. Vergleiche hierüber: Teller, Beytrag zur neueſten Jüdiſchen

Moſes Mendelsſohn's Briefe an Joh. David Michaelis in Göttingen.

22.

Berlin, 8. April 1770.

Unſer פסח 531 trifft auf den Sonnabend und den Sonntag, den 30. und 31. März 1771, denn es iſt annus ordinarius und das קביעת iſt ה"כ. Wie kommen die Herren zu Regensburg auf den Einfall, daß es mit ihren Oſtern zuſammentreffe? Oder wollen ſie, daß unſer zweyter Feſttag auch mit ihrem erſten nicht übereinkommen ſoll? ne videantur judaizare.

Ew. Wohlgeboren Abhandlung vom „jüdiſchen Kalender" hat mir, die Wahrheit zu geſtehen, kein Genüge geleiſtet. Ich kann gegen einen Gelehrten von Ihrem Range nicht anders als aufrichtig ſeyn, und ich bin verſichert, Sie halten mir dieſe Aufrichtigkeit zu gute, und wenn ich auch allenfalls im Irrthum ſeyn ſollte.

Der „Aehrenmond" ſoll ungefähr mit dem Monate übereinkommen, da die Sonne im Widder iſt. Sie tritt in dieſes Him-

---

Geſchichte für Chriſten und Juden gleich wichtig und veranlaßt durch die vor dem Königl. Cammergerichte zu Berlin erhobene Streitfrage: Bleibt der Jude, der zum Chriſtenthume übergeht, bey der jüdiſchen Religion? Berlin, Mylius 1788. (Gutachten von Prof. Tychſen in Bützow, Probſt Teller in Berlin und Iſrael Lohnſtein, Aſſeſſor bei der Judengemeinde zu Glogau, ſpäter Lehrer in Berlin.)

Tychſen's Nachtrag zu des Herrn Oberconſiſtorialraths Teller Beytrag u. ſ. w. Roſtock und Leipzig, 1788.

Andere Briefe geſchäftlichen Inhalts richtete Mendelsſohn an Elkan Herz:

den 2. März 1773.
" 10. März 1778.
" 19. Mai 1778.
" 16. Juni 1778.
" 5. Jan. 1779.
" 14. Jan. 1779.
" 17. Jan. 1779.
" 20. Jan. 1779.
" 23. Jan. 1779.
" 21. Febr. 1779.
" 1. März 1779.

melszeichen am 21. März, und unſer ראש חדש ניסן wird niemals mehr als höchſtens vier oder fünf Tage vorher, deſto öfter aber nachher, und zuweilen in den erſten Tagen des Aprils einfallen. Wenigſtens drei Viertel des Monats, da die Sonne im Widder iſt, kommen mit unſerm ניסן überein, und wir können alſo unmöglich um einen Monat zu früh ſeyn. Jedes andere novilunium würde dieſem Himmelszeichen offenbar weniger entſprechen.

Die alten Hebräer richteten ihre Zeiten, wie es ſcheint, gar nicht nach Rechnungen, ſondern nach einer gemeinen Beobachtung ein. Dieſes bezeugen die Rabbiner, wenn ſie ſagen: היו מקדשין על פי ראיה ולא על פי חשבון.

Wenn der Neumond ſich ſehen ließ, ſo war ראש חדש, und wenn die Aehren ſich zu füllen anfingen, war אביב. Von dieſer Zeit hieß es: „nimm den Neumond im אביב wohl in Acht“, denn in der Mitte dieſes Monats ſollte das פסח gefeyert werden. Nun mußten zuweilen zwölf, zuweilen dreyzehn Neumonde geſehen werden, bevor der אביב ſich einfand, und man merkte, daß in einer Periode von neunzehn Jahren, ſiebenmal der אביב einen Neumond länger ausblieb. Hieraus entſtand der kleinere Cyclus, und in der Folge die ganze Chronologie der Juden. Etwas Umſtändliches hiervon finden Ew. Wohlgeboren in אבן עזרא, im 2. B. Moſ. 12, 1.

Sonderbar iſt in der That, daß dieſe gemeine Beobachtung auf eine Zeitrechnung geführt hat, die der Wahrheit ſo erſtaunlich nahe, weit näher als die Julianiſche Rechnung kömmt.

Nach dieſer Vorſtellung fallen, wie es ſcheint, die Schwierigkeiten, die Ew. Wohlgeboren nach unſerer Einrichtung in den Geſetzen der Hebräer finden, größtentheils weg, und es zeigt ſich, daß die Einſchaltungen wirklich durch das Geſetz veranlaßt worden ſind, indem der Aehrenmonat zuweilen länger ausblieb, als man vermuthete. Die Einſchaltung geſchah auch zuweilen aus politiſchen oder Polizey-Urſachen, wie aus der Schrift zu erweiſen. Aber an chronologiſche Rechnungen wurde erſt in der Folge gedacht.

Geſtern habe ich Ew. Wohlgeboren angenehmes Geſchenk, Ihr Moſaiſches Recht[1]), zu erhalten das Vergnügen gehabt.

[1]) Der erſte Theil erſchien zu Frankfurt a. M. 1770. Vergl. hierzu V, 490.

Ueberhäufter Geschäfte halber habe ich nur einen neugierigen, aber sehr flüchtigen Blick hineinwerfen können. Es dünkt mich vollkommen Ihrer würdig, als Schriftgelehrten, Sprachforschers und Weltweisen.

Ich habe die Ehre mit der aufrichtigsten Hochachtung zu seyn Moses Mendelssohn.

(Aus dem „Litterarischen Briefwechsel von Johann David Michaelis. Geordnet und herausgegeben von Joh. Gottlieb Buhle". [Leipzig 1795], II, 537—540.)

23.[1])

Berlin, den 12. November 1770.

Vor einigen Tagen bin ich von einer kurzen Reise nach Braunschweig und Hannover zurückgekommen, allwo ich Gelegenheit gehabt habe, verschiedene von Ew. Wohlgeboren Freunden und Gönnern zu sprechen. Se. Excellenz, der Herr von Münchhausen, dieser große Beförderer der Wissenschaften, waren so gnädig, mich vorzulassen, und ich war so glücklich, diesen würdigen Greis in einer Stunde zu finden, die heiter und fast jugendlich für ihn war. Ich sollte auch nach Göttingen reisen, war sein erster Antrag, „um seinen Bibelübersetzer zu sehen und zu sprechen". Wie gerne hätte ich noch diese zehn Meilen zurückgelegt, wenn es meine Geschäfte und meine Reisegesellschaft zugegeben hätten. Indessen ist mein fester Vorsatz, künftigen Sommer, so Gott will, diese Reise zu thun, vorausgesetzt, daß ich wieder eine Gelegenheit finde, sie ohne sonderliche Kosten zu machen. Es wird doch wohl wieder ein reicher Israelit zu Pyrmont seine Gesundheit suchen wollen?

Die Uebersetzung der Psalmen, die in Ew. Wohlgeboren Namen versprochen worden, und auf welche mir Ihre Freunde bald Hoffnung gemacht, erwarte ich mit der größten Ungeduld. Ich muß gestehen, daß ich mit allen Uebersetzungen der Psalmen, die mir bisher zu Gesichte gekommen sind, sehr wenig zufrieden bin, mit den poetischen noch weniger als mit den prosaischen.

---

[1]) Der mittlere Theil dieses Briefes stimmt mit dem Schr. V, 505 abgedruckten fast wörtlich überein.

Wo sie auch zufälliger Weise den Sinn treffen, da verderben sie doch durch das occidentalische Versgebäude das Eigenthümliche der hebräischen Dichtkunst. Allein, wie gesagt, auch den Sinn treffen sie nur zufälliger Weise gleichsam. Ich habe vor einiger Zeit etwa zwanzig Psalmen, worunter auch einige von den schwersten, in einem freyen Sylbenmaße, das dem Hebräischen, meinem Gehöre nach, ziemlich nahe kömmt, ins Deutsche übersetzt. Ich war entschlossen, sie als „Probe der lyrischen Poesie der Hebräer" bekannt zu machen. Allein nunmehr wird es freylich so lange unterbleiben, bis ich Ew. Wohlgeboren Erklärung gesehen habe. Ich bin versichert, und was ich in der letzten Zeit von Ihnen gelesen, berechtigt mich versichert zu seyn, daß Sie die Psalmen als Poesie behandeln werden, ohne auf das Prophetische und Mystische zu sehen, das sowohl christliche als jüdische Ausleger bisher in den Psalmen gesucht haben, als wenn die Psalmen in einem Kloster, von irgend einem bußfertigen Mönche verfertigt worden wären. Ich will mir die Freyheit nehmen, einen von meinen Psalmen hier abzuschreiben, und zwar den 91sten, weil dieser, wegen der plötzlichen Personenveränderung, wie Ew. Wohlgeboren in den Anmerkungen zum Lowth bemerken, einige Schwierigkeit hat.

1. Der Du im Schirm des Höchsten sitzest,
   Und ruhest in der Almacht Schatten!
2. Gott, meine Burg und meine Zuversicht?
   Der Herr, auf den ich stets vertraue,
3. Er rettet dich von falschen Stricken,
   Von Seuchen, die urplötzlich tödten.[1])
4. Mit seinem Fittig deckt er dich;
   Dein Schutz ist unter seinen Flügeln,
   Denn seine Treue ist Schild und Harnisch:
5. Dich fürchte nicht für nächtlich Grauen,[2])
   Für Pfeile, die des Tages schwärmen.
6. Nicht, wenn der Tod im Finstern schleicht,[3])
   Nicht, wenn am Mittag Seuchen wüthen.

[1]) Dieser Vers lautet in der Psalmen-Ausgabe:
Er, sag' ich, wird Dein Retter seyn,
Wenn Netze drohn, wenn Seuchen tödten.

[2]) Psalmen-Ausgabe:
Erzittre nicht bei nächtlicher Gefahr;

[3]) Psalmen-Ausgabe:
Nicht wenn die Pest u. s. w.

7. Ob tauſend dir zur Seite fallen,
Und Myriaden dir zur Rechten;
Dir naht kein Unfall ſich.
8. Du ſchauſt ſie nur mit deinen Augen,
Die Strafe, die den Frevler trifft.
9. Haſt du zu meiner Zuverſicht,
Zu Gott, dem Ewigen, Vertraun;[1])
10. So ſchonet jede Plage dich,
Und jede Noth weicht deiner Hütte.[2])
11. Denn Er befiehlt den Himmliſchen,
Auf allen Wegen dich zu ſchützen.
12. Sie müſſen dich auf Händen tragen,
Daß deinen Fuß kein Stein verletze.
13. Du magſt auf Löw und Otter gehen,
Zertreten Löwenbrut und Drachen.[3])
14. „Denn er begehret mein,
„Darum errett' ich ihn.
„Er kennet meinen Namen,
„Drum heb' ich ihn empor.[4])
15. „Er ruft mich an, ich höre,
„Bin in der Noth bey ihm,
„Entreiß' ihn der Gefahr,
„Und ſetz' ihn hoch in Ehren,
16. „Des langen Lebens ſatt,
„Soll er mein Heil erblicken."

Ich darf Ew. Wohlgeboren nicht erſt die Hypotheſe anführen, nach welcher ich die Schwierigkeit der Perſonenveränderung zu heben glaube. Sie werden ſolche aus der Ueberſetzung ſelbſt leicht erkennen, und iſt die Frage nur, ob Sie ſolche billigen?

---

1) Pſalmen-Ausgabe:
Denn du haſt dein Vertraun auf Gott,
Den Höchſten, meine Zuverſicht.

2) Pſalmen-Ausgabe:
Dir kann kein Unglück widerfahren,
Und keine Noth ſich deiner Hütte nahen;

3) Pſalmen-Ausgabe:
Du wirſt auf Leopard und Otter treten,
Zerdrücken Löwenbrut und Drachen.

4) In der Pſalmen-Ausgabe ſind die Verstheile in zwei zuſammengezogen und lauten:
„Denn er begehret mein, d'rum rett' ich ihn,
„Ich heb' ihn hoch empor, denn er erkennet mich.

Auch möchte ich überhaupt wissen, ob diese Art, die Psalmen zu übersetzen, Ihren Beyfall hat? Ich werde sie zwar niemals ganz liefern können; denn sehr viele davon verstehe ich wahrlich nicht. Allein, wie gesagt, etliche zwanzig habe ich bey müssigen Stunden zum Vergnügen übersetzt, und wenn mir Ew. Wohlgeboren Uebersetzung den Sinn zu finden erleichtert haben wird, folgen vielleicht mehrere.

Ich bin mit aller Hochachtung

Moses Mendelssohn.

(Aus „Liter. Briefwechsel", II, 540—544.)

24.

Berlin, 10. April 1771.

Ich hatte zeither nicht schreiben können, weil ich mich schlechterdings alles Schreibens und Lesens enthalten mußte. Ich wurde allsofort von einem Schwindel überfallen, der nicht ohne Gefahr gewesen, so oft ich nur eine Seite zu lesen oder zu schreiben mich unterstund. Noch bin ich nicht völlig davon befreyet; es läßt sich aber nach und nach zur Besserung an, und ich hoffe, daß es mir nicht auf immer untersagt seyn wird, mein Leben zu genießen. Indessen beraubt mich doch schon eben diese Schwachheit des Vergnügens diesen Sommer, wie ich mir vorgenommen und schon zum voraus darauf gefreut habe, Göttingen und in Göttingen Ew. Wohlgeboren zu sehen. Die Aerzte glauben, daß mir eine weite Reise schädlich seyn könnte, und man ist elend genug, wenn man nach dieser Herren Glauben sein Leben einrichten muß. Ich bin indessen Ew. Wohlgeboren für Dero freundschaftliche Bemühung unendlich verbunden und danke dem Herrn Gumprecht[1]) in einliegendem Schreiben für sein gütiges Anerbieten mit wahrem Bedauern, daß ich so bald keinen Gebrauch davon machen kann. Ich hätte sehr gewünscht, mich mit Ew Wohlgeboren über verschiedene Punkte und vornehmlich über die Psalmen- und die darin liegen sollenden Prophezeyungen zu

[1]) Jakob M. Gumprecht wird auch als Subscribent auf die Zeitschrift „der Sammler" genannt.

unterreden. Schriftlich aber läßt sich dieses nicht thun. Vielleicht erlauben mir die Aerzte, zu Ende künftigen Sommers die Reise vorzunehmen, wenn es nicht eher seyn kann.

Der Verfasser der Reflexions sur les Americains heißt Pauw[1]), ein Niederländer, der Kanonikus zu Xanten im Clevischen ist und daselbst sehr eingezogen lebt. Er hat sich einige Monate zu Potsdam bey dem Obersten Quintus[2]) aufgehalten und sich dessen trefflicher Bibliothek bedient. Seine Défense, in welcher er seine Reflexions wider den Angriff des Königlichen Bibliothekars Dom. Pernetti vertheidigt, gefällt mir besser, als die Reflexions selbst. Er scheint einiges zurückzunehmen, das in den Reflexions zu allgemein, zu durchschneidend behauptet worden. Da er selbst nie in Amerika gewesen und keine Autoritäten anführt, sondern sich immer auf geheime Nachrichten bezieht, so scheinen allerdings andere mehr Glauben zu verdienen, die selbst in Amerika gewesen sind, und wenn sie gleich keine so treffliche Raisonneurs sind, als Herr Pauw, doch Augen haben, mit welchen sie sehen können. Ich habe einen dänischen Offizier gesprochen, der zwölf Jahre in Amerika gelebt, einen vernünftigen Mann, der sehr gute Einsichten hatte, ohne damit glänzen zu wollen; dieser versicherte von vielen Dingen gerade das Gegentheil von dem, was Herr Pauw behauptet, und zeigte verschiedene Fehler und Unrichtigkeiten an, die blos daher kamen, daß Herr Pauw Amerika nur aus Beschreibungen kennt. Seinem philosophischen Kopfe ließ er übrigens alle Gerechtigkeit widerfahren. Dieses ist in der That die Seite, von welcher er seinen bisherigen Gegnern Allen überlegen ist, vom Dom. Pernetti an, der ihn abermals in zwey Bänden widerlegt hat, bis dem Philosophen La Douceur, qui a fait le noble metier de tuer les hommes sans les manger, der ihm mit sehr schlechtem Erfolge hat lächerlich zu machen gesucht. Herr Pauw soll ein Werk „Sur la Chine“ unter der Feder haben, das vermuthlich eben so voller scharfsinnigen Betrachtungen und eben so voller Unwahr-

---

1) Corneille de Pauw, geboren zu Amsterdam 1739, starb als Kanonikus zu Xanten 1799. Seine Schriften sind: Recherches sur les Americains, 2 Bände. Berlin 1768, 1770, 1772; Defense des Recherches, 2 Bände, Ibid. 1770, 1772; Examen des Recherches, 2 Bände, Ibid. 1771; Recherches philosophiques sur les Egyptiens et sur la Chine, 2 Bände, Ibid. 1773, deutsch, Berlin 1774.

2) Quintus Icilius, der Vertraute Friedrich des Großen, hieß eigentlich Charles Guichard, er starb den 13. Mai 1775. 51 Jahr alt.

heiten seyn wird. Der jetzige Modeton, alle berühmten Namen mit Füßen zu treten, und Dinge, die in Ansehen stehen, durch Spott herunter zu setzen, dieser armselige Ton, der fast die französischen Schriftsteller des jetzigen Jahrhunderts charakterisirt, ist mir in den „Reflexions“ des Herrn Pauw äußerst zuwider gewesen.

Es ist sehr zu bedauern, daß des Herrn von Haller's Meinung in der Natur mit gegründet ist. Mir sind traurige Beispiele vom Gegentheile bekannt. Ich wüßte auch nicht, wie die Selbstbefleckung schmerzhaft seyn könnte? Ew. Wohlgeboren bemerken auch mit Recht, daß die Rabbinen sehr wider diese Unzucht eifern und zwar wider die eigentliche Manustupration, יד לאסה תקצץ u. dgl. Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht unangeführt lassen, was Buxtorf für einen lustigen Fehler macht. In seinem Lex. Rab. Art. נדוי erklärte er המקשה עצמו לדעת, difficilem se praebens ad sciendum vel discendum!

Ich merke, daß ich die mir vorgeschriebenen Gränzen bereits überschritten habe. Leben Sie beständig wohl! Fahren Sie fort, mich Ihres gütigen Andenkens zu würdigen.

Durch Herrn Voß lasse ich Ihnen ein Exemplar von der zweiten Auflage meiner „Philosophischen Schriften“ besorgen.

Ich habe die Ehre mit der aufrichtigsten Hochachtung zu seyn

Moses Mendelssohn.

(Liter. Briefwechsel II, 545—549.)

25.

Berlin, den 3. December 1771.

Ich habe Ew. Wohlgeboren geneigte Zuschrift meinem Freunde, dem Buchhändler Herrn Nicolai, vorgelesen. Derselbe hat mir aufgegeben, Ew. Wohlgeboren in seinem Namen zu versichern, daß Herr Faber in der allgemeinen Bibliothek niemals eine Sylbe von Ew. Wohlgeboren recensirt habe, und daß solches auch künftig nie geschehen werde; daß dieser Gelehrte überhaupt mit der Bibliothek in keiner Verbindung mehr stehe, und daß derselbe zur Bibliothek nur eine einzige Re-

cenſion geliefert, die weder Sie noch Ihre Schriften angeht. Ich für meinen Theil gebe mich nun zwar mit der Bibliothek nicht ab und bin von der geheimen Oeconomie derſelben gar nicht unterrichtet. So viel bin ich indeſſen verſichert, daß mein Freund Nicolai in dieſem Stücke die aufrichtige Wahrheit ſpricht.

Die beiden Stücke von Ihren Schriften, die Ew. Wohlgeboren mir gütigſt zugedacht haben, belieben dieſelben nur dem daſigen Buchhändler zuzuſtellen. Dieſer hat ſehr oft Sachen nach Leipzig zu ſchicken, die für Herrn Nicolai beſtimmt ſind, und kann bei dieſer Gelegenheit dies höchſt angenehme Geſchenk mit übermachen, ohne daß Ew. Wohlgeboren ſich deswegen in Koſten ſetzen dürfen.

Herr Rabe hat ſich die vielleicht unnützliche Mühe gegeben, meinen Koheleth zu überſetzen. Dieſer Mann iſt ein ſtarker Talmudiſt, und ich bewundere ſeine Geduld. Bis auf einige wenige Fehler, die ihm entwiſcht ſind, hat er den Sinn allenthalben glücklich erreicht. Wozu er aber die beiden alten unbrauchbaren Ueberſetzungen mit hat abdrucken laſſen, kann ich nicht begreifen. Die Ihrige hätte nur an wenigen Stellen abgeändert werden dürfen, um meiner Erklärung völlig anpaſſend zu ſein.

Eben dieſer Mann hat die drei erſten Theile des Babyloniſchen ſowohl als des Jeruſalemiſchen Talmuds, wie er mir ſchreibt, ins Deutſche überſetzt und zum Drucke fertig liegen, kann aber keinen Verleger dazu finden. Es iſt mir ganz unbegreiflich, wie man aus freien Stücken eine ſo ermüdende Arbeit unternehmen kann, wovon man weder ſich noch andern einen ſonderlichen Nutzen zu verſprechen Urſache hat. Damit aber die Mühe dieſes guten Mannes nicht ganz verloren ſein möchte, wünſchte ich in der That ihm einen Verleger ſchaffen zu können, der Luſt und Gelegenheit hat, dieſes Werk ohne Schaden zu drucken. Auf meine Nation iſt, meines Erachtens, nicht die geringſte Rechnung zu machen, wiewohl ſie doch nur eigentlich von der Ueberſetzung Gebrauch machen und Nutzen haben könnte.

Viele Freunde und Verehrer Ihrer Verdienſte haben ſich verwichenen Herbſt die Hoffnung gemacht, Sie hier zu ſehen. Ich hoffe indeſſen, Sie noch vor künftigem Herbſte in Göttingen zu beſuchen. Mit meiner Geſundheit geht es zwar etwas langſam, aber doch allmälig zur Beſſerung. Wenn es ſo fortfährt, ſo

werde ich im Stande seyn, künftigen Sommer Pyrmont mit Nutzen zu besuchen, und dieser Ort ist nicht weit von Göttingen. Vielleicht habe ich alsdann das Vergnügen, meinen Rückweg nach Berlin in Ihrer Gesellschaft zu nehmen.

Ich bin bis dahin mit der aufrichtigsten Hochachtung

Moses Mendelssohn.

(Liter. Briefwechsel. II, 549—552.)

26.

Berlin, den 25. Juni 1772.

Ew. Wohlgeboren mir überaus werthe Zuschrift mit der Post und mündlicher Gruß durch Herrn Spener[1]) haben mir nicht wenig Vergnügen gemacht. Die Achtung eines Mannes von Ihrem Werthe ist mir das schätzbarste Gut auf Erden und jedes Merkmal davon verdoppelt meinen Eifer, mich ihrer immer würdiger zu machen. Den Louisd'or habe ich dem Herrn ..... eigenhändig zugestellt. Der arme Mann befindet sich in sehr elenden Umständen, und Ew. Wohlgeboren bringen in der That Dero Wohlthat an den rechten Mann. Ich bin völlig überzeugt, daß die Möglichkeit ein Mehreres zu thun, so bald sie sich ereignen wird, für Ihr gutthätiges Herz Antrieb genug seyn wird, öfter an diesen armseligen Mann zu denken!

Auch ich finde abermals Abhaltungen und Hinderniße, die meine Reise nach Pyrmont unmöglich machen, so sehr sie mir auch von einigen Aerzten angerathen wird. Meine Privatumstände scheinen schlechterdings keine Reise von einiger Dauer zu gestatten. Ich muß fast täglich an meine Arbeit, wo sie sich nicht so sehr anhäufen soll, daß sie am Ende meine Kräfte übersteiget. Meine Gesundheitsumstände haben sich indessen, Gottlob! in so weit verbessert, daß ich meiner täglichen Beschäftigung obliegen kann. Ich hoffe auch mit der Zeit wieder dahin zu kommen, in den Nebenstunden meine literarischen Belustigungen fortsetzen zu können, welche für jetzt noch völlig ausgesetzt bleiben müssen. Diese Hoffnung einer bessern Zeit ist es, die mich bey guter Laune

[1]) Der Begründer der noch heute in Berlin bestehenden Zeitung.

erhält, und ohne sie würde ich unglücklich seyn. In Ihren Umständen, mein hochzuverehrender Herr Hofrath, dächte ich, müßte es leicht möglich zu machen seyn, daß Sie einige Wochen Ihre Arbeiten aussetzten und zu uns kämen. Wenn Sie sich gleich von keinen apostolischen Händen in Berlin Charismata des Geistes versprechen, so wartet doch so manche angenehme Stunde auf Sie, die Sie allhier genießen und genießen machen können.

Herrn Dr. Semler habe ich nicht das Vergnügen zu kennen. Seine Dedication hat mich in der That ein wenig in Verwunderung gesetzt. Da ich bis dahin, die Wahrheit zu gestehen, von seinen Schriften noch gar nichts gelesen hatte, und mir sein Verdienst blos aus den unzuverlässigen Berichten der Recensenten bekannt war, so schienen mir sowohl der Einfall überhaupt, als verschiedene Redensarten in dem Zueignungsschreiben nicht wenig räthselhaft. Ich habe aber nachher eines und das andere von ihm gelesen und glaube nunmehr das Seltsame in seinen Aeußerungen gar wohl erklären zu können. Eifer für die Wahrheit und Mangel der Kenntniß der Welt und des Menschen, Nachforschungsgeist ohne Weltweisheit und kritische Belesenheit ohne Kenntniß des Schönen scheinen in ihm diese Vermischung von Stärke und Schwäche, Kühnheit und Schüchternheit, Originalität und Nachahmungsgeist hervorgebracht zu haben, die uns Anderen so sehr auffällt. Im Grunde halte ich ihn für einen sehr rechtschaffenen Mann, der auf der Universität Halle viel Gutes stiftet.

Ich bin übrigens mit der aufrichtigsten Hochachtung und Verehrung Moses Mendelssohn.

(Aus „Liter. Briefwechsel" II, 552—555.)

27.

Berlin, den 25. Januar 1773.

Ueberbringer dieses, Herr Cacault[1]), ist ein französischer Gelehrter, der, um sich mit der deutschen Sprache und Literatur bekannt zu machen, die vornehmsten Oerter Deutschland's besucht. Die

[1]) Franz Cacault aus Nantes kam zu Anfang des Jahres 1773 nach Berlin und wurde bei Ramler und in dem ganzen Kreise

hiesigen Gelehrten haben seinen Umgang unterhaltend und angenehm gefunden; ich selbst aber habe ihn nur wenig genießen können, weil ich noch immer in den Umständen bin, die wenigsten Stunden des Tages brauchen zu können. Er trägt ein großes Verlangen, Ew. Wohlgeboren Bekanntschaft zu machen, und ich ergreife diese Gelegenheit mit Vergnügen, dieselben meiner beständigen Hochachtung und Ergebenheit zu versichern, und für die Freyheit, die ich mir nehme, um Entschuldigung zu bitten. Ich wünsche Ihnen übrigens von Herzen ein beständiges Wohlergehn und eine bessere Gesundheit, als ich mich zu erfreuen habe, damit Sie noch viele Jahre die Anstrengung aushalten mögen, mit welcher Sie schon eine geraume Zeit arbeiten.

Ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung

Moses Mendelssohn.

(Aus „Liter. Briefwechsel" II, 555—556.)

28.

Hannover, den 9. August 1773.

Es ist, als wenn ich durchaus das Vergnügen nicht haben sollte, Göttingen zu sehen, und die würdigen Männer, die ich so sehr verehre, zu sprechen. Ich bin von Pyrmont den 3. d. M. abgereiset,[1]) einen Freund,[2]) der mich dahin gebracht, bis nach Hannover zu begleiten, mit dem Vorsatze, ihn daselbst zu ver-

der Berliner Gelehrten einheimisch. Mendelssohn wurde von ihm für den besten Kopf in Berlin erklärt. In den ersten Tagen des Februar traf er bei Lessing in Wolfenbüttel ein und blieb dort bis Mitte April (vergl. Lessing's Werke XII, 396); er übersetzte Lessing's Dramaturgie ins Französische und kehrte später nach Frankreich zurück; er starb 1805.

[1]) Vgl. den Brief Klockenbring's, Secretair des Geh. Staatsraths in Hannover, an Lambert (Lambert's deutscher gelehrter Briefwechsel, herausgegeben von Bernoulli [Berlin, 1782] II, 263) datirt: Hannover, den 8. August 1773, in welchem es heißt: „Ich gebe die ganze Sammlung der Schriften dem Herrn Moses Mendelssohn, welcher hier durchreist, mit."

[2]) Dieser Freund war Zacharias Beitel Ephraim; vgl. Schr. V, 192.

laſſen, und über Göttingen und Caſſel wiederum zu ihm nach Braunſchweig zu kommen. Allein ich ward unweit Hameln von einem heftigen Tertianfieber überfallen, das mich bis geſtern um dieſe Zeit das Bette zu hüten nöthigte, und mich in den wenigen Tagen ſo entkräftet hat, daß ich an die Heimreiſe denken muß, um in dem Schooße meiner Familie mich wieder zu erholen. Ich überſchicke Ew. Wohlgeboren alſo die verlangte Bibelausgabe, die ich ſo ſehr gewünſcht habe, ſelbſt überreichen zu können. Ew. Wohlgeboren können dieſelbe ſo viele Monate behalten, als Sie gut finden, und mir ſolche alsdann mit Gelegenheit wiederum zurückſenden.

Ich empfehle mich Ihrer beſtändigen Gewogenheit und Freundſchaft, und habe die Ehre zu ſeyn

Moſes Mendelsſohn.

(Aus „Liter. Briefwechſel" II., 557—558.)

Moſes Mendelsſohn's Briefe an Auguſt von Hennings in Kopenhagen.

29.

September 1775.

Sie beklagen ſich immer noch über Zerſtreuung und Unruhe des Gemüthes, und ich fange in der That an zu fürchten, daß Ihnen dieſe beſchwerliche Geſellſchaft allenthalben auf dem Fuße nachfolge und Sie nicht eher verlaſſen wird, bis Sie ſterben — oder ſich verheirathen. Die Welthändel, der Umgang, die Bücher u. ſ. w. haben, wie es ſcheint, nicht anziehendes genug für Sie, Ihren flüchtigen Geiſt zu fixiren, vielleicht hat es die Liebe. Denn ich ſetze voraus, wenn der Satz ausgemacht iſt, daß Sie ſterben, oder ſich verlieben müſſen, um ruhigen Gemüthes zu werden, ſo werden Sie es mit mir für vernünftiger halten, das letzte zu thun.

Aber im Ernſte, liebſter Hennings, worüber beklagen Sie ſich? Warum ſind Sie ſo unzufrieden mit ſich ſelber, da doch, ſo viel ich weiß, Jedermann mit Ihnen zufrieden iſt? Warum ſind die Federn Ihres Geiſtes immer auf Dinge geſpannt, die der

Zeit und der Lage, in welcher Sie sich befinden, nicht gemäß sind? Denn ich muß gestehen, ich halte es für einen himmlischen Ehrgeiz, der sich in der Unzufriedenheit mit sich selber verstellt, um das nicht zu scheinen, was er ist. Man erzählt mir ähnliche Dinge von einem unserer besten Köpfe. Er soll in beständiger Unruhe seyn, mit allem was er macht unzufrieden, so sehr es auch Andere erheben; verdrießlich, wenn ihn die Narren loben, noch verdrießlicher, wenn sie ihn tadeln; immer auf höheres Beginnen angespannt, ohne zu wissen, wo hinaus; zuweilen unzufrieden, daß er nicht Gott ist. Ich will nicht hoffen, daß Ihre Unruhe von eben der Heftigkeit seyn solle; aber bey beyden scheint ein unbefriedigter Ehrgeiz, der sein Ziel nicht kennt, zum Grunde zu liegen.

Was Sie über den Lavater sagen, hat vollkommen meinen Beifall. Unverdaute Philosophie und schales empfindsames Modegewäsche machen freylich den größten Theil seines Werkes aus. Allein dieses abgerechnet, so bleiben doch immer mehr gute Anmerkungen zurück, als vielleicht noch jemals über die Physiognomik gemacht worden sind. Zwar ist für mich vieles darin noch unverständlich, und ich finde nach allen Proben, die Lavater vorschlägt, und die ich bey mir selbst angestellt habe, daß ich nicht die geringste Anlage zum Physiognomisten habe. Indessen schließeich von dem Wenigen, das ich verstanden habe und das mir so wohl gefallen hat, auf das übrige und wünsche das Gute aus diesem übermäßig kostbaren Werke öfter lesen zu können.

Meine Gesundheitsumstände betreffend, so befinden sich dieselben immer noch auf demselben Punkte, ohne im geringsten davon, weder zur Verbesserung noch zur Verschlimmerung abgewichen zu seyn. Ich befinde mich wohl, so lange ich weder schreibe noch lese. Schon dieser Brief, so kurz und gedankenleer er auch ist, ermüdet mich und ist Geistesarbeit genug für diesen ganzen Tag. Indessen kann ich doch mein tägliches Geschäft ohne Beschwerlichkeit verrichten, und mit dem Uebrigen mag es gehen, wie Gott will. Ich will deswegen nicht weniger zufrieden seyn. Warum sollte ich nicht so leben können wie mein Nachbar der Kuchenbäcker? Leben Sie wohl und vergnügt. Ich bin von ganzem Herzen

der Ihrige

Moses Mendelssohn.

30.

Strelitz, den 29. Juni 1779.

Ich bin auf einige Tage hieher gereiſt, einen Freund zu beſuchen. Ich habe hier keine Geſchäfte, keine Bücher, keine Zerſtreuung. Ich kann mich ſammeln und an die Angelegenheiten meines Herzens mit Muße denken, und Sie, mein Theuerſter! ſollen der erſte ſeyn, mit dem ich mich in dieſer Lage unterhalten will.

Die zärtliche Bekümmerniß für meine Geſundheit und Gemüthsruhe, die Sie gegen meinen Schwager Fürſt geäußert, hat mir viel Vergnügen verurſacht. Sie iſt mir ein Beweis Ihrer aufrichtigen Freundſchaft, an der ich zwar auch ſonſt nicht gezweifelt. Allein das Herz iſt hierin von dem Geiſte unterſchieden. Dieſer begnügt ſich mit Ueberzeugung, und jenes geizt immer nach neuen Beweiſen.

Im Grunde aber hat mir das kleine Ungewitter, welches ſich über mein armes Buch zuſammengezogen, nicht die mindeſte Unruhe verurſacht. So leicht ſoll es keinem Zeloten gelingen, mein kaltes Blut in Bewegung zu ſetzen. Ich ſehe das Spiel der menſchlichen Leidenſchaften als eine Naturerſcheinung an, die beobachtet zu werden verdient. Wer bei jedem elektriſchen Funken zagt und zittert, taugt nicht zum Beobachter. Ueberhaupt hat mein Herz wenig Reizbarkeit zum Zorn, Verdruß, Reue u. dgl. unangenehmen Affekten. Ich bin nur noch empfindſam gegen Liebe und Freundſchaft und auch hierin in einem ſo gemäßigten Grade, daß mich meine Freunde ſehr oft der Lauigkeit beſchuldigen. Allein ich kann mir keine Empfindungen geben, die ich nicht habe, und lügen mag ich ſie nicht, ſo ſehr die Ziererei der Mode es zu fordern ſcheint.

Der Rabbi zu Altona läßt vor der Hand ſeine Donnerkeile ruhen. In welcher Abſicht weiß ich nicht. Vielleicht um ſie bei einer günſtigern Gelegenheit, wenn er erſt das ganze Werk vor ſich haben wird, mit mehrerem Gepolter auszuſenden. Mag er! Ich wünſchte, daß er ſich ſelbſt überlaſſen bliebe, und daß von außen her durch nichts auf ihn gewirkt würde, um zu ſehen, was die Wahrheit ſelbſt, frey von aller andern Rückſicht, bei meiner Nation auszurichten vermag. Sobald äußere Dinge, Drohungen, Verbote und dgl. mitwirken, ſo werden die Zirkel verrückt, und die Beobachtung iſt verloren. Vielleicht daß eine kleine Gährung

zum Besten der Sache, die mir eigentlich am Herzen liegt, dienlich sey, und ich würde dieser schaden, wenn ich jene zu stören suchte.

Nach dem ersten Plane meines Lebens, so wie ich ihn in meinen besseren Jahren entwarf, war ich weit entfernt, jemals ein Bibelherausgeber oder Uebersetzer zu werden. Ich wollte mich blos darauf einschränken, des Tages seidene Zeuge verfertigen zu lassen und in Nebenstunden der Philosophie einige Liebkosungen abzugewinnen. Es hat aber der Vorsehung gefallen, mich einen ganz andern Weg zu führen. Ich verlor die Fähigkeit zu meditiren und mit ihr anfangs den größten Theil meiner Zufriedenheit. Nach einiger Untersuchung fand ich, daß der Ueberrest meiner Kräfte noch hinreichen könne, meinen Kindern und vielleicht einem ansehnlichen Theil meiner Nation einen guten Dienst zu erzeigen, wenn ich ihnen eine bessere Uebersetzung und Erklärung der heiligen Bücher in die Hände gebe, als sie bisher gehabt. Dieses ist der erste Schritt zur Cultur, von welcher meine Nation leider! in einer solchen Entfernung gehalten wird, daß man an der Möglichkeit einer Verbesserung beynahe verzweifeln möchte. Ich hielt mich indessen für verbunden, das Wenige zu thun, was in meinem Vermögen stehet, und das Uebrige der Vorsehung zu überlassen, die sich zur Ausführung ihres Plans mehrentheils mehr Zeit nimmt, als wir übersehen können. Je mehr Widerstand nun dieser schwache Versuch findet, desto nothwendiger scheint er mir und desto eifriger werde ich ihn auszuführen suchen. Aber zu unanständigen Maaßregeln werde ich mich auf keine Weise durch den Zelotismus verleiten lassen. Jenes jugendliche Feuer, das uns öfters in der besten Absicht von der Welt über Maaß und Ziel hinweg zu treiben pflegt, hat mich sehr frühe verlassen, und ich habe mich kaum nach demselben umgesehen. Jetzt, da ich so nahe am Ufer bin, würde es Thorheit seyn, meine Segel jedem Ungestüm Preis zu geben.

Jedoch genug von mir und meinen großen Thaten gesprochen. Im Grunde habe ich noch lange nicht für meine Mitbrüder gethan, was „Olavides“[1]) für die Seinigen, und kann daher so viel Undank nicht zum Lohne erwarten. Sie haben das Schicksal dieses Mannes, wie mich dünkt, sehr gut genutzt, mein theuerster Hennings, dem kleinen Zirkel, wie Sie es nennen, ersprießliche

---

1) S. Anhang, Nr. 2.

Wahrheit ans Herz zu legen; Sie haben vollkommen Recht. Man muß ſeinen Wirkungskreis enger einziehen, ſonſt ſchwebt man wie ein Meteor in den oberen Regionen herum, von Neugierigen beſchauet und genoſſen, ohne Wärme und merkliches Licht von ſich zu geben. Hiervon habe ich ſoeben ein Beiſpiel in Händen. Ich habe des Abbé Mably [1]) Principes des Lois zu mir geſteckt und verſprach mir von einer ſpätern Production des Verfaſſers der „Entretiens de Phocion“ ſehr viel Vergnügen. Allein ich finde ihn in Abſicht auf die Grundſätze ſo chimäriſch, ſo hyperplatoniſch, daß mir die Anwendung davon auf die Welt, die wir vor uns haben, auf Schweden und England beynahe ins Lächerliche zu fallen ſcheint. Von Alt-Griechenland oder Thom. Morus' Utopien läßt ſich ſo was ſehr behaglich träumen; aber mit offenen Augen müſſen wir den ſchönen Morgentraum nicht fortſetzen wollen. Man irret ſich, wie ich glaube, in Plato ſehr und mißdeutet ſeine Abſicht, wenn man glaubt, er habe eine wirkliche Republik nach ſeinem grillenhaften Ideal einrichten wollen.

Was ich von Ihrer Schrift geſagt, mein Freund, verſteht ſich von der Proſa in derſelben. Dieſe ſcheint, ſowohl dem Inhalte als dem Vortrage nach, gut, ſo gut daß Sie wohl verdienten, ein wenig Verfolgung darüber auszuhalten. Aber Ihre Poeſie will mir nicht gefallen. Ob man vielleicht in meinen Jahren überhaupt den Geſchmack an der Dichtkunſt verliert? Ich argwohne beynahe ſo etwas: denn ich liebe die beſten poetiſchen Werke jetzt bey weitem nicht ſo ſehr als ich ſonſt zu thun pflegte. Selbſt „Nathan der Weiſe“ würde mir, wie ich glaube, noch beſſer gefallen, wenn er proſaiſch wäre, wie Emilia Galotti; ob ich gleich ſonſt glaube, daß ſich der Leſſing'ſche Vers im Nathan ſehr gut declamiren laſſen mag.

---

[1]) Gabriel Bonnet de Mably, Abbé, geb. zu Grenoble 14. Mai 1709, Bruder des Philoſophen Condillac. Er ſtarb zu Paris den 23. April 1785. Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Entretiens de Phocion sur le rapport de la morale avec la politique, 1763.

Observations sur les Romains. Genève 1751.

Observations sur les Grècs. 1759.

Observations sur l'histoire de la Grèce. 1767.

Observations sur l'histoire de la France. 1765, neue Ausgabe von Guizot, 1823, 1840.

De la législation, ou Principes des Lois, Amsterdam 1776.

Eine vollſtändige Ausgabe der Schriften Mably's in 15 Bänden beſorgte Arnoux, Paris 1795; in 6 Bänden 1818.

Jedoch mein Bogen ist voll. Leben Sie wohl, bester Hennings! fahren Sie fort in dem Kreise, in welchem Sie hingestellt sind, Gutes zu säen, Sie mögen Dank oder Undank dafür einernten. Ich will in dem Meinigen das Meinige thun, und so verdienen wir, daß wir uns einander lieben.

Moses Mendelssohn.

31.

Berlin, den 13. Juli 1779.

Von Strelitz aus habe ich mir die Ehre gegeben, Ihnen zu schreiben, und itzt bei meiner Zurückkunft finde ich Ihre Zuschrift vom 22. des vorigen Monats. Was Sie über die Grenzen der Toleranz gegen Intolerante bey Gelegenheit des Altonaer Rabbinen sagen, scheint mir sehr richtig, und verdiente wohl allgemein ausgeführt zu werden. Die Frage hat mir allezeit etwas verwickelt und von schwerer Entscheidung zu seyn geschienen: In wie weit ist ein Staat verbunden oder berechtigt, auch solche Menschen bürgerlich zu hegen und zu dulden, von denen vorausgesetzt werden kann, daß sie herrschsüchtig und unduldsam sind? Wie hätten sich die Peruaner verhalten müssen, wenn ihnen die Gemüthsart der Spanier bekannt gewesen, und diese zu ihnen gekommen wären, freien Aufenthalt bey ihnen zu suchen? Die Menschlichkeit wird erfordert haben, sie aufzunehmen, aber die Klugheit und Pflicht der Selbsterhaltung würden gewisse Einschränkungen nothwendig gemacht haben, die meines Erachtens nicht leicht zu bestimmen sind.

Ich danke Ihnen abermals herzlich für Ihr freundschaftliches Anerbieten, mich für bürgerliche Verfolgung auf alle Weise zu schützen. Noch ist es soweit nicht, und ich denke auch nicht, daß es bis dahin kommen soll; wiewohl den ruhig scheinenden Gewitterwolken nicht sonderlich zu trauen. Könnte es, wie mir Herr Fürst Hoffnung gemacht hat, dahin gebracht werden, daß im Namen seiner Majestät des Königs oder einiger Großen des Reichs auf das Werk gezeichnet würde, so wäre dieses ein Wink für den Rabbiner zu Altona, in der Folge regelmäßiger zu verfahren, und mehr als einen solchen finde ich vor der Hand unedel und auch überflüssig.

Tauſendfachen Dank für die Nachricht von dem kleinen, aber in meinen Augen ſehr wichtigen Schritte, welchen die bürgerliche und Religionsfreyheit in Ihren Gegenden gethan hat. Da man ſelbſt unter der Regierung eines philoſophiſchen Königs über dieſe Materie noch ſehr ſchwankende Grundſätze zu haben ſcheint, wovon ich die kränkendſten Beyſpiele täglich vor Augen habe, ſo werde ich ſo frey ſeyn, dieſe mir gütigſt mitgetheilte Nachricht, jedoch mit Verſchweigung Ihres Namens, öffentlich bekannt zu machen. Verzeihen Sie, theuerſter Freund, daß ich Ihre Erlaubniß dazu nicht abwarte. Die Gelegenheit iſt dringend und in Zeit von vierzehn Tagen hätte ſie mir leicht den kahlen Nacken zuwenden können. So viel man menſchlicher Weiſe abſehen kann, läßt ſich gar nicht vermuthen, daß Ihnen die mindeſte Ungelegenheit daraus zuwachſen könnte, und wie würde ſich Ihr patriotiſches Herz freuen, wenn Dänemark andere Staaten zur Nachahmung reizen ſollte! Der erſte Schritt iſt in ſolchen Dingen allezeit der ſchwerſte und der wichtigſte. Ich kann leicht begreifen, daß Sie, edler Menſchenfreund, zu dieſer trefflichen Verordnung nicht nur mittelbar, durch die Ausbreitung vernünftiger Grundſätze, ſondern auch unmittelbar durch den bürgerlichen Einfluß, den Ihnen Amt und Beruf ertheilet, vieles beygetragen, wo nicht Alles veranlaßt haben, ſo wenig Ihre Beſcheidenheit dieſes hat merken laſſen.

Leben Sie wohl, beſter Hennings! Ich bin

mit aufrichtiger Hochachtung und Freundſchaft

Moſes Mendelsſohn.

32.

Berlin, den 29. Juli 1779.

Sie erhalten hiermit das Schreiben des Miniſters, meine Ueberſetzung der Bücher Moſes betreffend, zurück. Die Beſchwerlichkeit, die der Staatsmann äußert, ein Werk zu befördern, das als irreligiös angeklagt worden, macht ihm in meinen Augen wahre Ehre. Allein ich hoffe, Sie werden ohne Anſtand die Gewähr übernommen haben, daß Ihr Freund Mendelsſohn kein ouvrage scandaleux herauszugeben im Stande ſey, und daß ſeine Ueber-

setzung der H. S. nichts weniger zur Absicht habe, als die Majestät und Wahrheit derselben herunter zu setzen. Was der Ausdruck Religion de Berlin betrifft, so halte ich dieses blos für ein façon de parler; denn wenn Ihr in der That (wie mich Alles, was ich von ihm höre, versichert) edel denkender Minister Berlin von Innen, und mehr, als vom Hörensagen kennt; so muß er wissen, daß in Berlin, wie in allen großen Städten, Glauben und Unglauben, Schwärmerey und Vernunft, Enthusiasmus und Kaltsinn u. s. w. unter einander vermengt sind, und daß die Großen des Reichs sogar mehr zur Schwärmerey, als zum Unglauben hinneigen. Ich kenne keinen Ort, wo man sich durch ärgerliche Werke weniger Ansehen geben kann, als Berlin. Man wird ihn vielleicht nicht verfolgen, man wird ihm erlauben, Luft zu schöpfen, Wasser umsonst und Brod für Geld zu genießen; aber er wird wie Edelmann, Damm, u. A., vielleicht als unschuldige Opfer ihrer altdeutschen Aufrichtigkeit verkannt und verlassen, unter seinen Nebenmenschen wie Schatten herumwandern und am Ende vergessen werden. Ich habe Edelmann,[1]) der unter einem anderen Namen hier leben mußte, noch gesehen und gesprochen. Ich kenne keine erbärmlichere Figur, als die, unter welcher er sich schüchtern ins Zimmer schlich, als er befürchtete, gekannt zu werden.

Die K. K. Bibliothek zu Wien und einige Große daselbst haben auf das Werk vorausbezahlt, und dagegen einen Schein erhalten. Da Sie die Gütigkeit haben wollen, sich dem Vorausbezahlungsgeschäfte zu unterziehen, so nehme ich mir die Freyheit, Ihnen zu diesem Behufe zwanzig von meiner Hand unterzeichnete Scheine zu übersenden; nämlich 10 auf Groß-Median zu 7 ½ fl. holl. Cour. und 10 auf Groß-Royal zu 9 fl. in derselben Währung. Das Werk wird mindestens 100 Bogen halten und ich lasse es auf meine Kosten zum Besten einiger armen Gelehrten, die den Commentar und die kritischen Noten dazu schreiben, allhier drucken. Gegen Ostern hoffe ich die erste Hälfte des Werkes abzuliefern und ich denke, die Kenner unter meiner Nation sollen darmit zufrieden seyn.

Die Uebersetzung wird auch mit deutschen Lettern abgedruckt werden, und es hat sich Jemand gefunden, der einen Auszug aus dem Commentar im Deutschen liefert und auf Einzeichnung drucken lassen will. Es wird aber Zeit erfordern, bevor er damit wird zu Stande kommen können. Die Arbeit ist nicht

[1]) Siehe S. 143.

leicht und im Grunde etwas undankbar. Wie gut oder wie ſchlecht er ſein Vorhaben ausführen wird, muß ich gänzlich dahingeſtellt ſeyn laſſen, denn ich habe kaum die Zeit meine eigene Correcturbogen ein einziges flüchtiges Mal durchzuſehen und muß mich auf Andere verlaſſen. Ich bin indeſſen ſo glücklich geweſen in gute Hände zu gerathen und hoffe einen Text zu liefern, der gewiß einer der correcteſten ſeyn ſoll.

Was Sie über die Duldung der Unduldſamen ſagen, hat meinen völligen Beyfall. Nur ſcheint mir die Frage einen Fall zu enthalten, den Sie nicht ausführlich genug behandelt und den ich hauptſächlich zum Ziele hatte: In wie weit nämlich eine geſunde Polizey der geduldeten Partey erlauben darf, die Menſchen durch Ueberredungsgründe zu überführen? Von der einen Seite ſcheint es hart und der natürlichen Freyheit des Menſchen zuwider, daß man ſeinen Fähigkeiten Schranken ſetze, und man ſollte glauben, die Obrigkeit müſſe dem Schwärmer ſowohl die Freyheit laſſen, durch Meteore zu blenden, als dem Rationaliſten, durch Vernunftgründe zu überzeugen. Allein von der andern Seite ſiehet man, welcher Gefahr man hierdurch ausgeſetzt wird. Die Erfahrung hat auch gezeigt, daß die mindermächtige Religionspartey mehr Bekehrungseifer zeigt und die Zugänge zu den Gemüthern der Menſchen beſſer ausſpähet als die herrſchende und mächtige Partey, die ihre Ueberlegenheit geſichert glaubt. In wie weit hat in dieſem Falle die herrſchende Religionspartey die Befugniß, auf ihre Vorrechte mit Strenge zu halten und bey der mindeſten Anmaßung der Mindermächtigen ſich ihrer Obermacht zu bedienen.

Verzeihen Sie, theuerſter Freund, daß ich meine Gedanken nicht gehörig auseinander ſetze. Faſt ſchäme ich mich der Verwirrung, in welcher ich ſie hingeworfen. Allein ich ſchreibe hier am „Geſundbrunnen", wo ich ſeit einigen Wochen die Abend- und Morgenſtunden zubringe. Dieſe erquickende Morgenſtunde hatte ich Ihnen gewidmet und zu meinem nicht geringen Verdruſſe bin ich heute etwas unheiter aufgeſtanden.

Leben Sie wohl, beſter Freund! Ich komme vielleicht ein ander Mal auf dieſelbe Materie zurück, und wenn auch dieſes nicht ſeyn ſollte, ſo ſind Sie ſo gütig, in meinem Gedankenknaul ſelbſt den Faden zu ſuchen und ihn abzuwinden.

Moſes Mendelsſohn.

33.

Berlin, den 14. März 1780.

Ich bin sehr begierig zu sehen, wie Sie sich als Polemiker nehmen werden? grimmig oder launisch?

Herr Fürst wird die Ehre haben, Ihnen in meinem Namen die erste Ablieferung der 5 Bücher Moses, aber nur 3 Exemplare auf Groß-Royal für den König, den Erbprinzen K. M. u. H., wie auch für den Minister zu überreichen. Ich habe sie nicht können binden lassen, weil noch die zweite Ablieferung, welche nächstens erfolgen soll, mit dazu gehört. Die übrigen Exemplare sollen, die Kosten zu ersparen, mit dem aufgehenden Wasser besorgt werden. Dieses Werk wird stärker, kostbarer und macht mir weit mehr zu schaffen, als ich geglaubt. Meinem itzigen Ueberschlage nach wird es an die 120 Bogen halten.

Zur Messe wird auch das erste Buch mit deutschen Lettern abgedruckt, bey Nicolai zu haben seyn. Vielleicht findet meine Arbeit auch unter Christen Beifall. Ein brauchbarer Auszug aus dem weitläuftigen hebr. Commentar wird veranstaltet und von einem christlichen Gelehrten besorgt.

Leben Sie wohl, bester Hennings! Der liebe Gott behüte Sie und mich ferner für allen Streit mit Ketzermachern. Sie haben einen gar zu starken Haufen auf ihrer Seite. Ein Loth gesunden Menschenverstandes wiegt zwar den ganzen Klumpen auf, aber nur auf jener geistigen Wage des Homers, nach welcher die Schale der Sieger gen Olymp empor steigt, die Schale der Besiegten aber gen Orkus sinkt. Das Volk aber kennet nur seine gemeine Käsewage, sagte mein alter Rektor Damm[1]), als er uns den Homer erklärte.

Moses Mendelssohn.

34.

Berlin, den 20. Juni 1780.

Sagte ich's Ihnen nicht gleich Anfangs, bester Freund, daß Ihnen der Streit mit den Theologen bald lästig werden wird?

---

[1]) Ueber Damm s. S. 69.

Man muß, wie Lessing, ein abgehärteter Kämpfer seyn, um es mit ihnen auszuhalten. Ich für meinen Theil wäre eher geduldig und standhaft genug, einen erbosten Bienenschwarm von meiner Haut abzuwehren als diese streitsüchtigen Friedensverkündiger.

Indessen machen Ihnen Ihre Streitschriften, so viel mir noch davon zu Gesichte gekommen, in den Augen Ihrer Freunde noch immer Ehre. Bis auf einige Ausdrücke in Ihren ungedruckten Briefen an Dr. Münter sind sie noch immer in den Schranken der Mäßigung geblieben. Aber für das Künftige? Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen, wo nicht meinen Rath, doch wenigstens meinen freundschaftlichen Wunsch mittheile. Zum Rathe weiß ich zu wenig von Ihrem Plan und Vorhaben, kann ich mich also zu wenig in Ihre Umstände versetzen; aber wünschen darf ein Freund einem Freunde, was ihm gut dünkt.

Ich halte dafür, ein Mann wie Sie, dessen thätiges Leben von solchem Einflusse seyn kann und zum Theil schon ist, muß selbst wenig schreiben, am wenigsten in dem Fache, in welchem er arbeitet, und zur Vertheidigung seiner gewagten Unternehmung, muß vielmehr schreiben lassen, verfechten lassen, Anlaß, Gelegenheit und Aufmunterung dazu verschaffen; sich selbst aber bloß aufs Thun einschränken, in Thätigkeit leben und weben. Wollen Sie wie Marcus Tullius zur Erholung auch Schriftsteller seyn, so wünschte ich, Sie wären es in einem Felde, das nicht so dicht an Ihrem Tagewerke grenzte, und ließen nur durch Winke und Fingerzeige Ihre Grundsätze merken. Leben Sie recht wohl!

Moses Mendelssohn.

35.

Berlin, den 8. Mai 1781.

Wie ich von meinem Schwager Gugenheim[1]) vernehme, sind Sie verdrießlich über die Anzeige Ihrer Schriften in der

[1]) Joseph Gugenheim, der Bruder von Mendelssohns Gattin, (vgl. Anhang 57) ließ sich in Kopenhagen nieder. „Ihr Schwager Gugenheim wird Ihnen geschrieben haben", heißt es in einem Briefe Hennings an Mendelssohn vom 27. April 1782, „wie viel Mühe es ihm gekostet hat, hier Schutz zu finden, und diese Schwierig-

Bibliothek und unwillig über mich, daß ich den Recenſenten nicht auf gewiſſe Localgründe aufmerkſam gemacht, die Sie veranlaßt haben, gerade ſo und nicht anders zu ſchreiben. Alles dieſes, mein theuerſter Hennings, wundert mich nicht. Sie denken ſich noch immer zwiſchen Nicolai, ſeiner Bibliothek und mir dieſelbe Verbindung, die zwiſchen ſeinen Literaturbriefen und mir, und vielleicht auch in den erſten Paar Stücken zwiſchen der Bibliothek und mir geweſen ſein mochte. Allein die Sachen haben ſich, wie alle ſublunariſche Dinge, ziemlich verändert. Nicolai ſehe ich des Jahres kaum ſo oft, als Theile von ſeiner Bibliothek erſcheinen. Unſere Freundſchaft iſt noch immer dieſelbe, allein unſer Hausſtand und unſere Geſchäfte haben zugenommen, und letztere liegen zu weit von einander. Unſer Geſchmack und unſere Neigungen, denen man in Erholungsſtunden nachzugehen pflegt, mögen ſich auch zum Theil verſchiedentlich modificirt haben, und was ſonſt für kleine Urſachen hinzuzukommen pflegen, warum man in zwanzig, dreißig Jahren nicht immer denſelben Zeitvertreib liebt. Nicolai iſt ein Mann von überhäuften Geſchäften und die Beſorgung der Bibliothek iſt eine ſo weitläuftige und mühſame Arbeit geworden, daß er ſie einem andern hat auftragen müſſen. Er ſelbſt beſieht die einlaufenden Recenſionen etwa wie ich die abgelieferten ſeidenen Waaren, mit flüchtigem Auge, eine und die andere Lage, ob die Arbeit regelmäßig ſei. Denken Sie ſich hiernächſt achtzig, neunzig Gelehrte in ganz Deutſchland zerſtreut, jeder mit ſeiner Hypochondrie und Laune, Eigenliebe und Eitelkeit, der ſich lieber einen Fetzen aus ſeinem beſten Sonntagsrock ausſchneiden, als eine Zeile in ſeinem Manuſcript ausſtreichen läßt; ſo werden Sie ſich's erklären, wie von meiner Ueberſetzung der fünf Bücher Moſes in einem der letzten Stücke der Bibliothek ſo ſchale Kritiken haben Platz finden können, denen ich noch kaum am Ende eine Note habe anhängen können, um eine gar zu ſchnöde verdammte Stelle zu retten; ſo werden Sie es begreiflich finden, wie allen Ihren und meinen

---

keit rührte bloß von den Juden her, welche aus Handelsneid ſich jedesmal der Niederlaſſung eines ihrer Glaubensgenoſſen widerſetzen." Ueber ähnliche Chikane hatte ſich dort zu gleicher Zeit ein gewiſſer Jacob Lewin aus Frankfurt an der Oder zu beklagen, für den ſich Herzog Leopold von Braunſchweig bei ſeiner Tante, der Königin von Dänemark, in ſo liebenswürdiger Weiſe verwandte. Ein Mehreres hierüber in meiner Abhandlung „Herzog Leopold von Braunſchweig und die Juden", in Hirſch's Jeſchurun, IV, 311.

Protestationen ungeachtet, Ihre gute Absicht hat erkannt und selbst Ihr Talent als Schriftsteller so unbillig, so einseitig hat beurtheilt werden können. Geben Sie Acht, mein bester Hennings, am Ende geht es den Recensenten wie den Zöllnern, königlichen Accise-Beschauern, Tobaksreitern, Caffeeriechern. Rechtschaffene Männer entsetzen sich, mit ihnen in öffentlicher Verbindung zu stehen, und man wünscht bey einer gesetzmäßigen Besichtigung lieber mit Strenge als mit Nachsicht untersucht zu werden, um den feilen Männern keinen Dank schuldig zu seyn.

Was ich Ihnen noch zu sagen habe, gehet blos mich an. Mich beschäftigt itzt der einzige Gedanke: Lessing's Tod. Er macht mich nicht traurig, nicht tiefsinnig; aber er ist mir immer gegenwärtig, wie das Bild einer Geliebten. Ich schlafe mit ihm ein, träume von ihm, wache mit ihm auf und danke der Vorsehung für die Wohlthat, die sie mir erzeigt hat, daß ich diesen Mann so frühzeitig habe kennen lernen, und daß ich seinen freundschaftlichen Umgang so lange genossen habe. Die Welt kennt seinen schriftstellerischen Werth, wenige aber kennen seinen freundschaftlichen Werth; ja ich finde, daß sein moralischer Werth überhaupt von vielen sogar mißkannt werde. Auch die Begriffe von Tugend und Sittlichkeit sind der Mode unterworfen, und wer sich nicht nach den Modebegriffen seines Jahrhunderts schmiegen kann, der wird von seinen Zeitgenossen verkannt und verschrien. So viel scheint mir indessen außer allem Zweifel zu seyn: Wenn irgend ein Mensch besser war, als er sich in seinen Schriften zu erkennen gab, so war es Lessing. Die am meisten wider ihn eingenommen waren, wußte er in einer Stunde persönlichen Umgangs zu gewinnen, und gleichwohl ist ihm meines Wissens nie eine gefliſſentliche Schmeichelei aus dem Munde gegangen; ja er hatte sogar die — wie soll ich es nennen? — Bizarrerie, ein abgesagter Feind von der äußern Höflichkeit zu seyn. Seine gesellschaftlichen Tugenden bestanden vielmehr in ächter Theilnehmung, aufrichtiger Dienstbefliſſenheit, in der äußersten Entfernung von Eigennutz und Eigendünkel, und in der milden Bereitwilligkeit, einem jeden mit seinem Reichthum an Begriffen so zuvorzukommen, daß man sich in einer Unterredung mit ihm allezeit scharfsinniger glaubte, als man wirklich war, ob man gleich nicht unterlassen konnte, dessen Ueberlegenheit innerlich recht sehr zu fühlen. Sarkastisch und bitter gegen jeden Geck, der sich die Wahrheit allein gefunden zu haben einbildete, war er liebreich

und beſcheiden gegen jeden, der Wahrheit ſuchte, und zu allen Zeiten bereit, ihm mit ſeinem Vorrathe zu dienen.

Ich habe mich übrigens recht ſehr gefreut, von meinem Schwager zu vernehmen, daß Sie, mein Freund, itzt in einer häuslichen Glückſeligkeit leben, die allein Ihnen bisher gefehlt zu haben ſcheint. Am Ende iſt dieſe doch die wahre Beſtimmung des Menſchen und die bewährte Glückſeeligkeit des Weiſen. Auch Leſſing iſt dieſes nach langem Widerſtreben inne geworden, aber aber leider zu ſpät, und zu einem ſehr kurzen Genuſſe.

Moſes Mendelsſohn.

36.

Der Schluß des Schr. V, 597 bereits abgedruckten Briefes Mendelsſohn's an Hennings vom 25. Juni 1782 lautet:

Und alſo wäre ich auf einmal aus dem Geleiſe gehoben und hätte gute Gelegenheit hier zu ſchließen. Ich komme wohl ein andermal wieder auf die Materie zurück, wenn mich ein heiterer Morgen wie dieſer wieder zu dergleichen Unterſuchungen weckt. Bis dahin leben Sie wohl und lieben Sie Ihren

Moſes Mendelsſohn.

37.

Wenn Maurer[1]) auf das erhaltene Mſc. noch nicht geantwortet hat, ſo iſt es ſicherlich nicht meine Schuld. Unſerer Abrede nach hätte dieſes ſchon vor der Leipziger Meſſe geſchehen ſollen, denn kurz vor der Meſſe erhielten wir die Schriften. Nunmehr aber verſichert er mich, mit der vorigen Poſt geſchrieben zu

[1]) Maurer war in den letzten Jahren Mendelsſohn's Verleger. In einem früheren Briefe an Hennings vom 9. September 1783 heißt es: „Maurer hat meine ‚Pſalmen' und meinen Traktat ‚Jeruſalem' verlegt, und ich bin ſowohl mit dem Aeußerlichen des Druckes als mit ſeiner Art der Behandlung ziemlich wohl zufrieden."

haben. Er will Ihre überaus wichtige und leſenswerthe Briefe allſofort ſauber, in dem Format wie Moritzens Reiſen, wenn Ihnen dieſe zu Geſichte gekommen ſind, abdrucken laſſen und erwartet von Ihnen noch einige Auskunft über das größere Werk, welches er aber nicht eher als nach Oſtern zu drucken verſprechen kann. Ueber die Bedingungen werden Sie hoffentlich mit ihm fertig werden. Er iſt noch nicht Buchhändler genug, um unbillig ſeyn zu können. Sobald er ſich auf Unkoſten der Schriftſteller wird reich verlegt haben, wird er wahrſcheinlicher Weiſe in die Denkungsart ſeiner Zunft einſchlagen. Wenn Sie Bedingungen machen, ſo laſſen Sie ihn über das was er an baarem Gelde bezahlen ſoll, Wechſel ausſtellen. Denn mit dem baaren Gelde ſieht es bey ihm, wie aus dem Vorigen erhellet, mehrentheils mislich aus.

Ich ſetze für dieſes Mal weiter nichts hinzu, als daß ich den letzten Sommer [1]) das Vergnügen gehabt, Mademoiſelle Reimarus in Perſon kennen zu lernen, daß ich ſeitdem mit ihr in einen nähern Briefwechſel gerathen und daß ich ſie ungemein hochſchätze.

Ich bin mit der aufrichtigſten Hochachtung und Freundſchaft ganz

der Ihrige
Moſes Mendelsſohn.

Berlin, 5. Dezember 1783.

N. S. Einliegender Aufſatz iſt mir von einem großen Handlungshauſe zugeſchickt worden und die Belehrung über die darin enthaltene Anfrage kann von wichtiger Folge ſeyn. Vielleicht entſchließen Sie ſich ſelbſt auf ein oder die andere Weiſe Theil zu nehmen oder mit rechtſchaffenen Compatrioten hierin zu dienen.

38.

Theuerſter Freund!

Sie haben vollkommen recht, und in meinem Aufſatze [2]), dünkt mich, (denn ich habe die Monatsſchrift jetzt nicht zur Hand)

---

[1]) Mendelsſohn iſt hier nicht ganz genau, inſofern Eliſe Reimarus im März 1783 in Berlin war.

[2]) Ueber die Frage: was heißt aufklären? Geſ. Schr. III, 399—403.

habe ich es selbst gestanden, daß der Sprachgebrauch meine Unterscheidung nicht völlig gut heiße. Cultur ist ein Fremdling in der Sprache. Wollen wir seinen Werth kennen, so müssen wir in seiner Heimath selbst nachforschen. Seine Herkunft mag dabey mit untersucht werden, aber sie entscheidet nicht alles. Mancher ist mehr werth als eine lange Reihe seiner Vorfahren.

Colere und Cultur, sagen die lateinischen Schriftsteller, sind Wörter einer so vielfachen Bedeutung, daß sie in keiner anderen Sprache mit gleichviel bedeutenden Wörtern gegeben werden können. Die erste Bedeutung ist wahrscheinlicher Weise vom Feldbau hergenommen, und bedeutet den Anbau und die Bearbeitung eines Feldes, um der Früchte willen, die man sich davon verspricht. Sodann auch, jeden Dienst den man einem Menschen erzeigt, jede Mühe, die man sich um eine Sache giebt, damit sie Nutzen oder Vergnügen gewähre. Sogar die Sorge, die man für Verzierung des Kopfputzes und der Kleidungsstücke überhaupt trägt, wurde colere genannt. Endlich auch die Verehrung, die man einem Menschen oder einer Gottheit erzeiget, damit das höhere Wesen uns günstig werde. Cultur setzt also allezeit Bearbeitung des Nutzens willen zum voraus, Mühanwendung, damit eine Absicht erreicht werde, scheint also etwas Vorsätzliches zu seyn; da hingegen Aufklärung den Begriff des Vorsatzes wenigstens nicht voraussetzt. Aufklärung kann auch eine Wirkung der Bearbeitung, oder eine Folge des vieldeutigen Wortes Cultur seyn; aber es hat mir geschienen, als wenn Aufklärung mehr auf das Theoretische, Cultur hingegen mehr aufs Praktische sich anbringen lassen wollte. Gesetzt, ich wollte nach Schweden reisen, um allda Manufacturen anzulegen, oder astronomische Beobachtungen anzustellen. Ich wäre aber in Zweifel, ob ich daselbst die gehörige Aufnahme, die mir zur Nothwendigkeit gewordene Pflege, die Künstler und Instrumente, die ich brauche, und die Gelehrten und Bücher, die mir Hülfe leisten sollen, finden werde. Sie antworten mir: Sein Sie unbesorgt, die Nation hat Cultur; Sie finden allenthalben gutgeartete Menschen, die einen Fremden freundlich aufnehmen; Sie finden reichlichen Ueberfluß an allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens; es fehlt nicht an geschickten Künstlern und Handwerkern. Die Nation hat aber auch Aufklärung; Sie finden allenthalben Männer von Einsicht, die Sie unterstützen und mit nützlichen Kenntnissen an die Hand gehen werden; die Zeiten sind vorbey, da man einen astrono-

mischen Beobachter für einen Zauberer hielt, und den zum Scheiterhaufen verdammte, der eine Finsterniß vorhersagt. An den äußersten Grenzen Schweden's ist man aufgeklärt genug, diese Vorurtheile zu belachen. Mich dünkt, daß hier die Worte Cultur und Aufklärung in ihrer gehörigen Bedeutung gebraucht werden, und ich wünsche, den Sprachgebrauch nach dieser Maasgebung festsetzen zu können. Wenn ich dann in einer Provinzialstadt viele Magister der sieben Künste und alle periodischen Schriften Deutschland's, aber lauter menschenscheue Einwohner, armselige Wirthshäuser und nicht einen einzigen Bartputzer fände, so würde ich sagen: das Städtchen hat verhältnißmäßig zuviel Aufklärung und zu wenig Cultur.

Räumen Sie mir diese, im Grunde willkürliche, Wortbedeutungen ein, so ist das Verhältniß, welches ich zwischen Nürnberg und Berlin, England und Frankreich angegeben[1]), so auffallend nicht als es Ihnen scheint. Wollen Sie aber die Grenzen der Worte anders bestimmen, so streiten wir bloß um den Sprachgebrauch, nicht um die Sache. Indessen scheinen Sie mir in Ihrer Vorliebe für England zu weit zu gehen und die Franzosen zu tief herunterzusetzen. Ich habe beide Nationen nicht selbst in ihrer Heimath gesehen, aber so wie ich sie mir beide vorstelle, haben die Franzosen an sanften menschlichen Sitten, an wohlgebildetem Umgange zwischen Menschen aller Stände und Geschlechter, an milden Gesinnungen gegen Fremde, in ihrer Heimath wenigstens, einen großen Vorzug. Die falsche äußerliche Politur, den unechten Glanz, den wir ihnen zuschreiben, haben wir blos von den herumschweifenden Franzosen abstrahirt; der Nation selbst scheinen diese Eigenschaften nicht so allgemein zugeschrieben werden zu können. Die bekannte Maxime scheint richtig zu seyn. Der Franzose ist geselliger zu Hause, und der Engländer in der Fremde. Und vollends mit den Griechen in ihren glänzendsten Jahrhunderten verglichen, scheinen Sie mir den Engländern viel zu viel einzuräumen. Nicht nur in den schönen Künsten, auch in den schönen Wissenschaften, dünkt mich, lassen die Engländer den Griechen noch einen großen Vorschritt. Und in den höheren Wissenschaften? Wenn hierin die Engländer einen Vorzug haben, so haben sie ihn mehr der Zeit als dem Genie zu verdanken. Sie konnten in der Aufklärung dasjenige benutzen, was ihnen die Griechen vorgearbeitet hatten. Denn Erkenntniß reifet mit der

[1]) Schr. III, 400.

Zeit. Auf Cultur scheint die Zeit weniger Einfluß zu haben. Jedes Jahrhundert erfordert seinen eigenen Anbau; die Vorarbeit kann zur Aufklärung sehr viel, zur Cultur aber vergleichungsweise weit weniger beitragen.

Was außerwesentliche Bestimmung des Menschen sey? Wenn ich mich hierüber nicht erklärt habe, so ist es freylich meine Schuld. Indessen dünkt mich, der Mensch sey bestimmt, alle seine Geistes- und Leibeskräfte und Fähigkeiten auszubilden, sich auch z. B. in Werken des Witzes und der Einbildungskraft, so wie in allen Künsten der Schönheit und Verzierung des Leibes sowohl als der Seele zu üben und vollkommener zu machen. Diese aber können zu Sparta mit den Pflichten des Bürgers in Collision kommen und müssen alsdann hintangesetzt werden. So wie in jedem kleinen Staate, in welchem die nothwendigen Bedürfnisse noch die gehörige Befriedigung nicht finden. Die wesentlichen Bestimmungen des Menschen gehen aufs Dasein, die außerwesentlichen aufs Bessersein; jene erzeugen Vollkommenheit, diese Schönheit; und wenn sie nicht beide zu erhalten sind, so müssen jene allerdings vorgehen.

Kann Aufklärung schädlich sein? An und für sich freylich nicht, aber zufälliger Weise, so wie das Sonnenlicht blöden Augen. Ich bleibe immer noch bei meiner Worterklärung. Aufklärung geht bloß auf das Theoretische, auf Erkenntniß, auf Wegschaffung der Vorurtheile; Cultur hingegen auf Sitten, Geselligkeit, Künste, Thun und Lassen. Wenn Aufklärung der Cultur zu sehr voreilt, so kann sie allerdings schädlich seyn und sogar zufälliger Weise den Fortgang der Cultur auf eine Zeit lang unterbrechen, so wie ein üppiger Auswuchs dem Baum schädlich seyn kann, ob er gleich an und für sich selbst Wirkung des regen Wachsthums ist. Wenn ich es auch in meiner Macht hätte, so würde ich mich gleichwohl sehr hüten, alle Vorurtheile mit einem einzigen Federstriche aufzudecken. Der Aufklärer, der nicht unbedachtsam zufahren und Schaden anrichten will, hat sorgsam auf Zeit und Umstände zu sehen und den Vorhang nur in dem Verhältnisse aufzuziehn, in welchem das Licht seinem Kranken heilsam seyn kann. Aber die Entscheidung muß ihm selbst überlassen werden, und keine öffentliche Anstalt darf hierin Maaß und Ziel setzen. Die Zeloten haben Recht, wenn sie zuweilen die Folgen der Aufklärung für bedenklich halten. Der Trugschluß liegt bloß darin, daß sie euch bereden wollen, den

Fortgang derselben zu hemmen. Aufklärung hemmen, ist in aller Betrachtung und unter allen Umständen weit verderblicher als die unzeitigste Aufklärung. Sie rathen also zu einem Mittel, das schädlicher ist als die Krankheit. Das Uebel, welches zufälliger Weise aus der Aufklärung entstehen kann, ist außerdem von der Beschaffenheit, daß es in der Folge sich selbst hebt. Lasset die Flamme nur recht auflodern, so wird sie den Rauch selbst verzehren, den sie hat aufsteigen lassen.

Ich habe diesen Brief von fremder Hand müssen schreiben lassen, weil meine Augen mir seit einigen Wochen zu versagen anfangen. Leben Sie wohl und lieben Sie Ihren

Moses Mendelssohn.

Berlin, den 21. September 1784.[1])

39.

Da ich vermuthe, daß Sie, mein theuerster Freund! nunmehr von Ihrer Reise zurückgekommen seyn werden, so gebe ich mir die Ehre, hierbei ein Exemplar von meinen Morgenstunden zu übersenden. Die scholastischen Grübeleien, in die ich mich habe einlassen müssen, dürften zwar, bei Ihrem thätigen Leben, Ihre Sache nicht seyn. Auch ich bin itzt nicht mehr dafür, ob ich sie gleich vormals außerordentlich liebte. Es ist aber die Schuld der Skeptiker und Vernunftfeinde in und außerhalb der Religion, die die Sache so fein zu spinnen angefangen und dadurch dem Vertheidiger die Pflicht auferlegt, ihren Faden zu verfolgen, und die feinen Knoten, die sie mit künstlicher Hand geschlungen, mit eben so künstlicher Hand wieder aufzulösen. Die folgenden Theile sollen hoffentlich schon mehr für den schlichten Menschenverstand seyn.

Mein Sohn Joseph, der sich einige Wochen zu Hamburg aufgehalten, hat sehr gewünscht, Ihre von mir so sehr empfohlene Bekanntschaft zu machen. Allein Sie waren damals auf einige

---

[1]) Diesen Brief schickte Mendelssohn an Elise Reimarus, mit der Bitte, denselben für Hennings zu verwahren. „Unser Freund Hennings wird vermuthlich entweder bereits bei Ihnen seyn, oder wenigstens in einigen Tagen bei Ihnen eintreffen." Schr. V, 710.

Zeit verreiſet, und er kehrte zurück, ohne Sie geſehen zu haben. Dieſes that mir herzlich leid. Sie hatten vormals die Güte unſer Hausfreund zu ſeyn, und ich wünſchte dieſes Band von Neuem durch meinen lieben Sohn zu befeſtigen. Leben Sie indeſſen wohl! Ich ſchicke ihn vielleicht künftigen Sommer wieder nach Hamburg, und er kann das Unterbliebene nachholen.

Ihr
aufrichtiger Verehrer und Freund
Moſes Mendelsſohn.

Berlin, den 5. November 1785.

Mendelsſohn's Briefe an Eliſe Reimarus in Hamburg.

40.

Berlin, den 20. September 1779.

Da Sie ſo gütig ſind, verehrungswürdige Reimarus, zwiſchen Herrn Hennings und mir die Spedition zu beſorgen, ſo nehme mir die Freiheit, Ihnen einliegendes Schreiben an denſelben zur weitern Beſorgung zuzuſenden. Was ich ihm über die Vorurtheile ſchreibe, hat die Abſicht ihn von einer allzu hitzigen Beſtreitung derſelben abzuhalten. Er iſt von den Gemüthern, die, wie man zu ſagen pflegt, mehr des Zügels als des Spornes bedürfen, und mich dünkt, in der Laufbahn, die er betreten, kann man nie behutſam genug ſeyn. Insbeſondere würde ich dem praktiſchen Staatsmann rathen, in Schriften noch behutſamer zu ſeyn als in Handlungen, um ſeine Grundſätze nicht zu ſehr blos zu geben.

Für die Bemühung, die Sie gütigſt übernommen, zu meinen Büchern Moſes Pränumeranten zu ſammeln, ſage ich Ihnen, meine wertheſte Reimarus, den verpflichtetſten Dank. Darf ich ſo frey ſeyn, mich bey Anführung der Pränumeranten Ihres Namens zu bedienen? Empfehlen Sie mich noch Ihrem Herrn Bruder, den ich von ganzem Herzen hochſchätze und verehre.

Moſes Mendelsſohn.

41.

Berlin, den 11. April 1780.

Unser Freund H. hat sich in seiner Streitsache meines Erachtens wie ein rechtschaffener Mann aufgeführt, dem die Sache, die er führt, von Ernst ist, nicht sowohl weil es *seine* Sache ist als um ihrer selbst willen, von deren strengstem Rechte er also nichts vergeben darf. Eine einzige Vergleichung hätte ich aus seinem Schreiben an M(ünter) weggewünscht, nämlich die mit Ravaillac. Sie ist Carricatur und zwar en laid, so wie die Münter'sche Vergleichung des Kopenhagner Friedens mit dem Joseph'schen eine Carricatur ins Schöne ist, die mich ein lautes Gelächter hat aufschlagen lassen.

Im Grunde hat H. das Glück gehabt, einen gar armseligen Widersacher zu finden, der ihm den Sieg fast zu leicht gemacht hat. Welche Kleinfügigkeit! Eine solche Niedrigkeit erregt mehr Ekel als Zorn, kann mehr den Magen als die Galle in Bewegung setzen. Wenn die Schlange vollends so gift- und kraftlos ist, daß sie sich zu zischen fürchtet, so kann der Säugling auch in dem bleiernen Weltalter auf ihrem Loche spielen. Das moralische Böse muß mit einiger Kraft verbunden sein, wenn es Gutes wirken soll.

Meine Gesundheits-Umstände sind noch immer nicht gut zu nennen, ob sie gleich meiner Aussicht nach wohl in diesem Leben schon für mich die bestmöglichen bleiben werden. Ich gebe alle Hoffnung auf, jemals zum speculativischen Leben zurückzukehren, und muß mich nun bloß auf das thätige Leben einschränken, davon mir ein sehr eingeschränkter fast unbemerklicher Zirkel zugetheilt worden. Es thut der Eigenliebe wehe, sich so eingeengt zu sehen, allein auch dieses scheint mir Zweck der Vorsehung zu seyn. Meine Eigenliebe soll noch diese Demüthigung erfahren, ehe ich von hinnen gehe.

Moses Mendelssohn.

Moſes Mendelsſohn an Rector Fiſcher in Berlin [1]).

42.

P. P.

Dem Herrn Mag. Fiſcher Wohlgeboren diene hiermit zur freundlichen Beantwortung Seines an mich ergangenen, für mich und meinen Sohn ſehr ſchmeichelhaften Billets, wie es im Grunde wider meinen Willen und ohne meine Veranlaſſung geſchehen, daß Ihm ſo ſchlechterdings das Monatsgeld gereicht worden. Meine Abſicht war, nach geendigtem erſten Monate Ihn ſelbſt den Preis beſtimmen zu laſſen, den Er dem Unterrichte ſetzen will und alsdann mich darüber zu erklären.

Verzeihen Sie alſo, theuerſter Herr Magiſter! wenn Ihnen etwas zu nah geſchehen, und haben Sie die Gewogenheit, mich wiſſen zu laſſen, was ich Ihnen für 16 Stunden zu bezahlen habe. Ich weiß wohl, daß die Zeiten ſich geändert haben. Vormals habe ich dem ſel. R. Damm, meinem Lehrmeiſter, für den Monat nicht mehr bezahlt, als Ihnen gegeben worden iſt. Allein damals waren alle Lebensmittel auch um geringere Preiſe zu haben, als jetzt. Ich bitte alſo um die Freundſchaft, mich hierüber nicht in Zweifel zu laſſen.

Mit Ihrem Unterricht, mein Herr Magiſter! hatte ich im Geringſten nicht Urſache, unzufrieden zu ſeyn. Wenn ich etwas wünſchte, ſo wäre es vielleicht, daß in der Stunde mehr exponirt würde. Ich glaube, es kömmt anfangs hauptſächlich darauf an, daß Joſeph mit lateiniſchen Worten und Redensarten bekannt werde. Die Erläuterungen aus der Geſchichte u. ſ. w. ſowie das Grammatiſche müſſen und werden ſich alsdann ſchon finden, wenn er erſt ſeinen Autor geläufig leſen kann. Jedoch hiervon mündlich ein Mehreres. Bis dahin bitte ich von der wahren Achtung überzeugt zu ſeyn [2]), mit welcher ich bin

Ew. Wohlgeboren
dienſtwilligſter ergebenſter

den 15. November 1782.

Moſes Mendelsſohn.

---

[1]) Das Original befindet ſich im Beſitze des Herrn Muſikdirectors Jähns in Berlin.

[2]) Im Originalbriefe heißt es irrthümlich „bin" ſtatt „zu ſeyn".

Mendelsſohn's Correſpondenz mit Herder.

Mendelsſohn an Herder.

43.

c. 1769.

Mendelsſohn ſchreibt an Herder einen langen, leider nicht vollſtändig erhaltenen Brief, in dem er ſich in liebenswürdigſter Weiſe gegen mehrere, wie aus Mehrerem hervorgeht, nicht beſonders glückliche Einwürfe vertheidigt. Wir laſſen aus dieſem Briefe, deſſen ſchöne Schreibart und lebhafte Federzüge mit der traurig verblaßten Dinte und dem vergilbten Papiere ſchmerzlich contraſtiren und welcher vor mehreren Jahren von Herrn J. A. Stargardt in Berlin verkauft wurde, als Probe folgende Stelle für das Ganze ſprechen:

Das mitgerechnet, was Verſtand und Vernunft an dem Sinnlichen verbeſſern und berichtigen, halte ich in der menſchlichen Natur vielmehr für die Blume ihrer Vollkommenheit, und würde es tröſtlich ſeyn, wenn mir ein Philoſoph demonſtriren könnte, daß ich ſie niemals verlieren würde. Eine von aller Sinnlichkeit befreiete Seele! Wie Spalding davon denkt, weiß ich nicht; aber ich halte ſo wie Sie dafür, daß ein ſolches Ding in jenem Leben ſo wie in dieſem eine bloße Chimäre ſei. Wie die Platoniker überhaupt den allgemeinen Begriffen ein wirkliches Daſeyn zuſchrieben, ſo war es ihnen leicht, Geiſt und Sinnlichkeit, die man in Gedanken unterſcheidet, auch in der Natur für getrennt zu halten. Allein man iſt es ſeit der Zeit ziemlich gewahr geworden, daß ſich die Natur an kein Compendium binde.

Herder an Mendelsſohn.

44.

Verzeihen Sie, hochgeſchätzter Herr, daß ich Sie mit dieſem chriſtlichen Buche [1]) beſchwere. Es geſchieht nicht, Sie zu bekeh-

---

[1]) *MAPAN AΘA.* Das Buch von der Zukunft des Herrn.

ren, noch mir von Ihnen als Kunstrichter, wenn Sie noch einer sind, ein gnädiges Urtheil zu erkaufen; ich übergebe es dem rechtschaffenen Israeliten, den ich von Herzen hochschätze, als ein Zeichen dieser Hochachtung und als ein Buch in seiner Sprache, in den Bildern seiner Propheten und Lehrer geschrieben. Sie können, mein Herr, der beste Richter sein, ob die Bilder, rein und klar, das bedeuten, was ich sie bedeuten lasse, und ob ich den Zusammenhang des Buches, der eben auch aus den Ideen Ihrer Nation ist, getroffen. Was bei uns in diesem Fache kahle, leicht zu verdeutelnde, weithergeholte Gelehrsamkeit ist, ist bei Ihnen, wie mich dünkt, angenommene heilige Sprache. Nehmen Sie das Buch in dieser reinen, stillen Absicht, als von einer guten Hand gegeben, auf, setzen sich beim Lesen in meine, eines christlichen Lehrers, Stelle und verbinden mich etwa, wenn Sie's werth finden, einmal im Stillen mit Ihrer unpartheiischen Meinung. Wenn man die Schrift auch nicht als Weissagung, sondern nur als Gedächtniß der Zerstörung und Trost Israel's betrachtet, ist sie, dünkt mich, nicht unschätzbar; mir indessen schien sie, auf ihrer Stelle und Alles zusammengenommen, mehr zu sein, wenigstens fand ich nicht Ursache genug, sie meiner Kirche bloß als jenes zu geben. Ich verbinde indessen Niemand zu meiner Meinung. Leben Sie herzlich wohl nach Seel' und Leibe!

Weimar, den 10. October 1779.

Herder.

(Aus Herder's Nachlaß, herausgegeben von Düntzer und von Herder, II. 217 ff.)

Mendelssohn an Herder.

45.

Berlin, den 20. Juni 1780.

Den verbindlichsten Dank, den ich Ihnen, mein verehrungswürdiger Herr, für die Mittheilung Ihrer Schrift über die „Offenbarung Johannis" schuldig bin, habe ich so lange verschoben, bis ich das Vergnügen haben kann, mir einen ähnlichen zu verdienen. Wenigstens hat das Werk (die Uebersetzung der fünf

Bücher Moses), davon ich Ihnen die erste Lieferung hierbey zu übersenden die Freyheit mir erlaube, mit dem Ihrigen eine ähnliche Veranlassung gehabt. Auch ich habe Kinder, die ich erziehen soll. Zu welcher Bestimmung? Ob im Sachsen-Gothaischen bey jeder Durchreise ihren jüdischen Kopf mit einem Würfelspiel zu verzollen, oder irgend einem kleinen Satrapen das Märchen von den nicht zu unterscheidenden Ringen zu erzählen, weiß nur Der, der uns all unsere Pfade vorgemessen. Meine Pflicht ist, sie so zu erziehen, daß sie in jeder Situation sich von ihrer Seite keine Schande zuziehen, und die ihnen ihre Nebenmenschen unverdient zuwerfen, mit Resignation zu ertragen. Hierauf war es mit der Uebersetzung, bei der ersten Unternehmung wenigstens, abgesehen. Das Uebrige haben die Umstände veranlaßt, als ich mich zur Herausgabe entschloß. Aus diesem Gesichtspunkte wünsche ich von weisen Männern beurtheilt zu werden. Der große Theil des Publikums mag denken, was ihm beliebt.

Sie, mein Herr, haben gezeigt, daß Sie das Hebräische sehr gut verstehen. Vielleicht haben Sie auch einige Kenntniß des Rabbinischen. Wenigstens scheinen Sie es nicht ganz zu verachten. Sie besitzen auch die Gabe, sich, so oft Sie wollen, in die Lage und Denkungsart Ihres Nebenmenschen zu versetzen, um ihn zu richten. Sie sind also befugter Richter und Beurtheiler dieser meiner gedruckten Bogen; gewiß mehr als ich von den Ihrigen über die „Offenbarung Johannis". Ein Anderes ist, wenn Ihnen daran gelegen, mein Urtheil über Ihre „Urkunde" und über das unschätzbare Büchlein, die „Lieder der Liebe" zu wissen.

Moses Mendelssohn.

Herder an Mendelssohn.

46.

Ohne Zweifel, lieber theurer Mendelssohn, wissen Sie, so gut wie ich, Lessing's Tod; ich kann aber nicht umhin, da ich mich schon seit zwei Tagen damit trage und gegen Niemand mein Herz darüber recht ausschütten und losmachen kann, an Sie, liebster Mendelssohn, zu schreiben, an Sie, dessen Freund er so

sehr war, und den ich mir in meinen ersten Jahren so gern und oft mit ihm zusammen dachte. Die Vorsehung hat auch hiebei, wie bei allem, ihre weisen, guten Zwecke und Wege: er ist bald und frühe des unvollkommenen Wirrwarrs los geworden, in und mit dem wir uns hier schleppen, um nun die ersten Blicke der Wahrheit und festen Seelenfreiheit thun zu können; Ihnen aber brauche ich's gewiß nicht zu sagen, was Deutschland, was die Wissenschaften, was die edle männliche Bestrebung in den Wissenschaften an ihm verloren und lange nicht wiederfinden werden. Mir ist's noch immer, so entfernt wir von einander arbeiteten und dachten, so leer zu Muth, als ob Wüste, weite Wüste um mich wäre.

Lassen Sie sich, lieber Mendelssohn, erbitten, gewissermaßen seinen Platz in mir auszufüllen und mir etwas näher zu sein, als Sie es sind. Eine Reihe von Zufällen und Umständen, an denen ich zum Theil, doch nicht ganz Schuld bin, hat Sie, wie ich lange wenigstens gedacht habe, entfernter gegen mich gemacht, als ich's wünschte. Der unglückliche Zeitpunkt, in dem wir uns zu Pyrmont einander sahen und so wenig genossen, mit dem, was durch Nicolai darauf folgte, hat dazu beigetragen; und es ist mir oft ein schmerzliches Andenken gewesen, daß sich das Alles so schicken, so zusammen schicken mußte. Ich begehre nicht Ihre Freundschaft, die sich nicht antragen läßt, die ich auch meiner Gemüthsart nach Niemanden in der Welt je angetragen habe; aber Ihre Gutmüthigkeit, Ihr unverhohlenes Wohlwollen in Sachen, wo wir doch einerlei Zwecke in großem Ganzen, wenn gleich in so verschiedenen Sphären zu befördern haben, dies wünsche, dies erbitte ich mir, da ich Sie so innig und aufrichtig hochschätze und liebe, auch mit jedem Jahre des Lebens lieber gewinne.

Es war Thorheit von mir, daß ich in meinem letzten Briefe Ihr Urtheil über die „Urkunde" ablenkte. Ich vergaß dabei den weisen, unbestochenen gütigen Mendelssohn, und dachte an das große Geschwirr, das insonderheit von Berlin aus, mir über dieses Buch, bei dem der eigentliche Zweck nur noch immer bei mir ist, so viele, zum Theil gewiß unnöthige und ungerechte Händel und bösen Leumund gemacht hat, das mancherlei Unangenehme, das ich darüber insonderheit mündlich erfahren, das Buch auf Jahre zu vergessen, um einmal mit neuem Gemüth und ohne Spuren der Bitterkeit daran zu gehen, und es kurz und gut, wenigstens da

ich es wollte, zu enden. Vielleicht habe ich Unrecht, wenn ich überhaupt von dieſer Zeit an Herrn Nicolai durch ſeinen großen Einfluß in die mancherlei Provinzen Deutſchland's für den Urheber eines großen Theils von Urtheilen über mich und meine ſpätern Schriften halte; ganz Unrecht kann ich indeß kaum haben. Meine erſten, unſtreitig ſchlechteren, ſind durch ſeine damalige — Freundſchaft kann ich's nicht nennen, aber Zuthat mag's heißen, viel zu ſehr erhoben worden, damit die anderen um ſo tiefer herabgeſetzt würden; wie ich dieſes Rad der Wiedervergeltung, das zuletzt Alles doch eben macht, mehrmals erfahren habe. Es iſt alſo auch nicht mein Zweck, je mit einer Silbe oder einem Beſtreben dahin einzugreifen; ich komme hier nur darauf, weil es zur Geſchichte meines Herzens gehört, die mich auch von Ihnen, aus Scham und Beſcheidenheit wenigſtens, eine Reihe von Jahren entfernter gemacht hat. Vergeſſen Sie Alles, lieber Mendelsſohn, wenn Ihnen auch durch dieſe unreinen trüben Röhren Widriges von mir, zumal, wie es oft ſogar öffentlich geſchehen, auch von meiner Perſon zu Ohren gekommen iſt. Ich begehre Herrn Nicolai's Freundſchaft oder Gelindigkeit nicht; er fahre fort auf dem Wege, der ihm recht dünket. Sie aber, lieber Mendelsſohn, möchte ich gern davon abgetrennt betrachten, und ſofern es ſein kann, den Meinen nennen.

Freilich ſtehen Sie ungemein freier und reiner als ich in meinem Stande, wo ich ſo viel tragen, ſchonen muß, um nicht größere, weſentlichere Pflichten des Lebens zu verderben; allein auch in dieſe weiß ſich ein weiſer, billiger Mann, wie Sie, zu ſetzen, und mich dünkt, Sie werden auch aus meinen Briefen und vielleicht Schriften wahrgenommen haben, daß ich hierin mit Beſcheidenheit, und ich kann gewiß ſagen, mit Verſetzung in des andern Perſon denke: von Ihnen bin ich's gewiß, daß Sie auch ſo denken werden. Unſer armer Erdball dreht ſich nach der reinen Sonne ſo fern und ſo abwechſelnd in Witterungen und Jahreszeiten, daß wir uns in Meinungen einander nicht quälen oder verfolgen ſollten. Auch in verſchiedenen Gängen oder Irrgängen kommen wir gewiß, früher oder ſpäter, zu einer Burg der Wahrheit.

Ich weiß, lieber Mendelsſohn, Sie nehmen dieſen Brief ſo gut und menſchlich auf, als ich ihn ſchreibe! Eine Antwort hat er nicht zum Zweck; er iſt nur dazu, daß Sie ihn leſen, ins Herz

nehmen und verbrennen. Ich habe mir nur Luft gemacht und zu Ihnen geſprochen, wie ich ſchon lange wollte.

Und nun auf den Anfang des Briefes. Tragen Sie doch auch dazu bei, daß Leſſing's Nachläſſe gerettet werden und in gute Hände kommen. Sie können's durch ſich und Ihre Freunde vorzüglich. Der brave Freund und Ringer für helle Wahrheit!

Leben Sie wohl, liebſter Mendelsſohn, und ſparen Sie ſich, ſo viel an Ihnen iſt, unſerer Erde. Da Leſſing hin iſt, hat Deutſchland Sie, wenn Sie auch nur ſtillwirkender Zeuge ſind, vor ſo vielen Anderen nöthig.

Noch am Ende v. M. hat mir Leſſing geſchrieben.

Ihr
Weimar, den 21. Februar 1781. herzlich ergebener
Herder.

Mendelsſohn's Antwort vom 15. März iſt abgedruckt Schr. V, 582 ff., wo freilich einige Veränderungen vorgenommen ſind.
(Note von Düntzer und von Herder.)

Mendelsſohn an Herder.

47.

Berlin, den 18. Mai 1781.

Ich ſetze als ausgemacht zum Voraus, theuerſter Herder, daß der vertrauliche Ton, den ich in meinem vorigen Schreiben angenommen und in dieſem noch immer beibehalte, Sie unmöglich beleidigen könne. Moſes, der Menſch, ſchreibt an Herder, den Menſchen, nicht der Jude an den Superintendenten. Jenes Verhältniß ſetzt Sie wahrlich nicht unter Ihren Stand; aber ich bin eitel genug zu glauben, daß es mich in etwas über den meinigen erhebe. Halten Sie mir dieſe Eitelkeit immer zu Gute; ſie iſt das, was mich in dieſem Gewirre menſchlicher Schickſale und Ereigniſſe noch aufrecht erhält.

Ich bin Willens, dieſen Sommer, wenn es meine Geſundheitsumſtände erlauben, etwas über Leſſing's Charakter zu ſchrei-

ben. Mich dünkt, daß er von dieſer Seite noch immer allgemeiner verkannt und zum Theil mißkannt wird. Nur ſeine vertrauteſten Freunde kennen ihn als einen von den ſeltenen Menſchen, die beſſer ſind als ſie ſcheinen wollen. Die Gleißnerei der Modeſitten und der ſogenannten guten Lebensart iſt ihnen ſo zum Ekel, daß ſie in ihrem Aeußerlichen lieber das Gegentheil davon annehmen und eine Art von Ungeſelligkeit zur Schau tragen, daran ihr Herz nicht den mindeſten Antheil hat. Ich finde in Leſſing's Briefen, die ich bei dieſer Gelegenheit wieder durchgelaufen, daß er auch mit Ihnen welche gewechſelt, die von der vertraulichſten Art geweſen ſeyn müſſen, in welcher er nur mit wenigen zu correſpondiren pflegte. Sollte ſich in dieſen etwas finden, das zur Beleuchtung ſeines ſittlichen Charakters dienen und den Augen des Publikums vorgelegt werden kann, ſo bitte ich bei gelegener Stunde ſolches auszuziehen und, da ich einmal beym Bitten bin, einige Anmerkungen von Ihrer Art hinzuzuthun. Erlauben es Ihre Umſtände nicht, daß man Sie nenne, ſo ſeyen Sie immer von meiner Verſchwiegenheit verſichert. Ich verſpreche, wenn Sie wollen, allenfalls Ihre faſt nicht zu verkennende Schreibart ſo herabzuſtimmen, daß ſie nicht zu errathen ſeyn ſoll, wenn Sie mir nur Ihre Gedanken über die Sitten unſeres Freundes zu meinem Gebrauche ſchenken wollen.

Einige Proben rabbiniſcher Weisheit, die letztlich allhier in einer ziemlich unbekannten periodiſchen Schrift eingerückt worden, lege ich hiermit bey. Leben Sie übrigens wohl, und wenn meine Bitte zu dreuſte geweſen, ſo ſchlagen Sie mir ſolche mit eben der runden Freimüthigkeit ab, mit welcher ich ſie gethan.

Der Ihrige
Moſes Mendelsſohn.

Mendelsſohn an Herder.

48.

Haben Sie tauſendfachen Dank, beſter theuerſter Herder, für die guten Empfindungen, die Sie dieſen Morgen bei mir erregt haben. Meine Hochachtung haben Sie ſchon ſeit vielen Jahren,

aber dieſer Aufſatz über Leſſing [1]) macht, daß ich mich näher an Sie ſchließe, daß ich Sie liebe und ſehnlichſt wünſche, von Ihnen wieder geliebt, Ihr Freund genannt zu werden; denn die Freundſchaft eines ſolchen Mannes kann den Verluſt eines Leſſing's auf den Ueberreſt meiner Tage erſetzen.

Ja, Freund, Sie haben nunmehr den wichtigen Schritt gethan, der bisher zur Abründung Ihres ganzen Charakters gefehlt hat. Sie ſehen die Menſchheit nicht mehr mit tadelfrohen, pädagogiſchen Augen an; der Menſch ſammt ſeiner Bemühung um Wahrheit iſt Ihnen nicht mehr bloß ein Gegenſtand der Satire und Geringſchätzung. Sie betrachten ihn ſammt allen ſeinen Fehltritten und Schwachheiten als ein Produkt des ewigen Künſtlers, der bewundert und geliebt, zurecht gewieſen, aber nicht gemeiſtert ſein will. Sie haben Ihr Herz mit Ihrem Geiſte, und wo mir recht iſt, Ihren Stil mit beiden in beſſere Harmonie gebracht. Dieſes habe ich Ihnen ſchon vor vielen Jahren zugetraut und von Ihnen vorhergeſagt, und es iſt nicht wenig ſchmeichelhaft für meine Eigenliebe, meine Prophezeiung ſo eintreffen zu ſehen.

Auch der Aufſatz über Winkelmann [2]) hat meinen völligen Beyfall, aber ich muß es Ihnen geſtehen, Winkelmann ſelbſt nicht. Ich kann ihm das nicht vergeben, daß er ſich auf den Umgang mit Cardinälen ſo kindiſch viel zu Gute that und auf jeden deutſchen Profeſſor mit ſolcher ſchnöden Verachtung herabſah. Wo blieb da die Empfindung des Sittlicherhabenen, die ihm doch ſonſt nicht fremd zu ſeyn ſchien.

Auch die Ueberſetzung der Klagelieder will mir nicht ſonderlich gefallen. Die kritiſchen Anmerkungen des Herrn Börmel ſind von keiner Bedeutung, und auf Ausdruck haben Sie in ſeinem Namen mit Recht Verzicht gethan. [3]) Im Anfange des dritten Klageliedes überſetze ich:

Ich, der Mann, ich ſah das Elend (den Jammer)
Mit der Geißel ſeines Grimmes.
Mich trieb es fort u. ſ. w.

---

[1]) Wieland's Merkur, 1781, abgedruckt in Herder's Werken zur Litteratur und Kunſt, Band 15.

[2]) Merkur, 1781.

[3]) Herder hatte eine Vorrede zu Börmel's Ueberſetzung der Klaggeſänge Jeremias (1781) geſchrieben, abgedruckt in den Werken zur Religion und Theologie, Band 4, S. 145 ff.

Auf das perſonificirte Unglück paſſen die folgende Ausdrücke weit beſſer als auf Gott.

Sie erhalten in einem Pakete folgende hebräiſche Sachen:

1) Das dritte Buch Moſes mit meiner Ueberſetzung und einem Commentar von meinem gelehrten Freunde Herrn Weſſely, der zu meinem Schaden und zu manches Leſers Langeweile viel zu gelehrt gerathen iſt;

2) Examen Mundi [1]), hebräiſch und lateiniſch, eins der ſchönſten unſerer neueren Lehrgedichte, das Ihnen vielleicht ſchon bekannt iſt;

3) Ein allegoriſches Drama [2]). Der Verfaſſer hat vor funfzig Jahren zu Amſterdam gelebt, war ein großes Genie in mancher Betrachtung, ward aber von der Eiferſucht einiger Rabbiner abgeſchreckt, ſich zu entwickeln, ward gemißhandelt, zog ſich in die Einſamkeit zurück und ſtarb gar frühzeitig. Seine cabbaliſtiſchen Manuſcripte werden nunmehr in Polen fleißig ſtudirt. Er ſoll auch neue Pſalmen geſchrieben haben, die mir aber nicht zu Geſichte gekommen ſind.

Wie es um meinen Aufſatz über Leſſing's Charakter ſtehet, fragen Sie? Ich warte noch immer auf meine Correſpondenz, die mir der Bruder aus der Verlaſſenſchaft zuzuſchicken verſprochen. Und wenn ich nun dieſe erhalten, werde ich auch etwas hervorbringen können, das dem Ihrigen an die Seite geſetzt zu werden verdient? Wir wollen ſehen! Leben Sie wohl, beſter Freund, und lieben Sie mich!

Ihren
aufrichtigen Freund und Verehrer
Moſes Mendelsſohn.

Berlin, den 24. September 1781.

Daß ich nicht der Verfaſſer der „Fragmente" ſei, darf ich Ihnen wohl nicht lange betheuern. Wenn ich auch ſo was ſchreiben könnte und wollte, ſo würde ich es ſicherlich nicht ohne

---

[1]) בחינת עולם, deſſen Verfaſſer, Jedaja ben Abraham Bedarſchi, auch Jedaja Penini genannt, ein Provençale, lebte zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Einzelne Stücke dieſes Lehrgedichtes hat Mendelsſohn ins Deutſche übertragen.

[2]) Dieſes Drama führt den Titel לישרים תהלה. Der Verfaſſer Moſes Chajim Luzzatto aus Padua wurde 1707 geboren und ſtarb 1747 im gelobten Lande.

Namen thun. Aber dieſes werden Sie vielleicht Mühe haben zu glauben, daß ich dieſes berufene, berühmte, verſchriene, widerlegte und doch noch nicht genug widerlegte „Fragment“ bis auf dieſe Stunde nicht geleſen habe. Und gleichwohl iſt dieſes im genaueſten Verſtande wahr. Leſſing's Zänkereien habe ich niemals um der Sache willen geleſen; bloß ſeine Art und Weiſe macht, daß man ihn leſen mußte, wenn auch die Sache ſonſt nicht intereſſant war.

Herder an Mendelsſohn.

49.

Mit größeſtem Danke ſchicke ich Ihnen, wertheſter Mendelsſohn, Ihre jüdiſchen Schriften wieder. Das Lehrgedicht beſitze ich ſelbſt und habe es längſt geſchätzt und geliebt; von dem andern habe ich wenig Gebrauch machen können, weil es mir an Muße gefehlt hat, es mit dem Wörterbuche in der Hand ganz durchzugehen. Schöne Stellen ſind in demſelben, und ich danke Ihnen für die Mittheilung beſtens.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen ein Exemplar meiner „Philoſophie der Geſchichte“ beizulegen, die aber jetzt in einer ganz andern Geſtalt erſcheint. Ich wünſche, daß Ihnen Etwas davon gefiele.

An Ihrem „Jeruſalem“ habe ich mit Geiſt und Herz viel Antheil genommen und Sie über die mancherlei Chikane beklagt, die man hie und da dagegen erhoben. Aber, lieber Mendelsſohn, rechnen Sie nicht mit zwei ungleichen Größen? Den Staat ſetzen Sie ſo vollkommen, als er ſein ſollte und — wo iſt? und zu einem ſolchen fügen Sie die Kirche. Ich gebe es zu, auch nach Ihren reinen Grundſätzen; ſo lange aber jener, wie Sie ſelbſt nicht läugnen, mit der äußerſten Unvollkommenheit behaftet iſt, ſo lange wird auch ſein pflegbefohlenes Kind, als corpus betrachtet, an ſeinen ungeſunden Säften Antheil nehmen. Und da mag's immer noch gut ſein, wenn dieſes einigen Halt für ſich hat und nicht ganz von ſeiner Nahrung abhängt. Im Jeruſalem droben oder im zukünftigen — freilich da wird Niemand an Ihrer Theorie zweifeln.

Leben Sie wohl, lieber Weiſer, und lieben mich, wie ich Sie liebe.

Weimar, den 4. Mai 1784.

Herder.

Moſes Mendelsſohn an den Grafen Hoym [1]).

50.

Hochgebohrner Graf!
Gnädiger Herr!

Als Ew. Excellenz die Frage aufwarfen: durch welche philoſophiſche Merkmale ſich Enthuſiaſt, Viſionair und Fanatiker unterſcheiden? hatte ich einen flüchtigen Einfall, der mir damals der Sache Genüge zu thun ſchien. Nunmehr aber (da ich ihn auf Ew. Excellenz Befehl zu Pappiere bringen ſoll) finde ich die Idee viel zu ſchwankend, die Grenzen dieſer Wörter genau zu beſtimmen. Ich wage es, in beykommendem Aufſatze, die Begriffe etwas tiefer herauf zu holen, und gebe mir die Ehre ſolche Ew. Excellenz gehorſamſt zu überreichen. Ich bin mit ehrfurchtsvoller Hochachtung

Ew. Excellenz
unterthäniger
Moſes Mendelsſohn.

Berlin d. 12. Febr. 1778.

---

[1]) Vorſtehender Brief nebſt nachfolgender Abhandlung wurde von Herrn Dr. Th. Oelsner in Frankfurt a. M. aus dem Autographenſchatze des Herrn R. Weigelt in Breslau zum erſten Male in Prutz' „deutſchem Muſeum" (1858, 12. Auguſt, Nr. 33.) veröffentlicht. Das Exemplar, bemerkt Oelsner, iſt mit voller Vor- und Zunamensunterſchrift, Ort- und Datumangabe, wohlerhalten, geſchrieben auf einer Papierſorte, welche man ſeinerzeit Poſtpapier zu nennen beliebte, und mit mehrfachen Verbeſſerungen und Ausſtreichungen von Mendelsſohn's eigener Hand verſehen; ein Umſtand, welcher erweiſt, daß der Gelehrte, trotz des Begleitſchreibens im ſteifſten Curialſtile, doch mit dem Grafen und Miniſter nicht die Umſtände machte, welche manche heutige Gelehrtendevotion nicht ohne das Hofgewand einer kalligraphiſchen Abſchrift auftreten laſſen würde.

Abhandlung

über

„Enthusiast", „Visionär", „Fanatiker".
(Begeisterter) (Erscheinungsseher) (Schwärmer)[1])

51.

Alle Ideen und Vorstellungen der Objecte vermehren unsere Erkenntniß, oder setzen uns in Bewegung, oder thun beides. Sie besitzen Licht, oder Wärme, und in den mehrsten Fällen beides zugleich. Die Sätze der reinen Mathematik erleuchten, aber lassen das Herz unbewegt. Sie wirken auf die Erkenntniß, aber nicht auf die Begehrungskräfte. Die dunkeln Triebfedern der Seele setzen sie in Bewegung, ohne sie zu erleuchten. Die Beispiele von Ideen, die beides thun, sind häufig, und ist unnöthig solche anzuführen.

Die Ideen sind aber auch in ihrer Wirksamkeit, dem Grade nach, unterschieden. Die abgezogenen Begriffe wirken mit weniger Nachdruck als die concreten; die Zeichenbegriffe weniger als die anschauenden. Eine Partitur kann den Virtuosen, der sie zu lesen versteht, in Bewegung setzen; aber viel weniger als die Musik selbst, weil die Partitur eine bloße Zeichenerkenntniß gewährt, die Musik selbst aber eine intuitive. Die Verhältnisse 2 : 3 und 6 : 7 scheinen, als Zeichen betrachtet, weder Wohlgefallen noch Misfallen zu erregen, d. i. völlig kraftlos zu sein. Man bringe sie aber zur Anschauung, durch Schwingungen der Saiten z. B. oder durch Längen und Breiten in Oeffnungen und Feldern in der Baukunst; so wird das Wohlgefallen oder Misfallen, das

---

[1]) Diese Abhandlung, welche bereits 1775 geschrieben war, überschickte Mendelssohn auch dem Grafen von Schaumburg-Lippe, vgl. V, 535: „Der Graf von Lynar ersuchte mich, meine Gedanken über die Geschichte des berüchtigten Schröpfer zu Papier zu bringen. Bei dieser Gelegenheit fiel man auf die Bestimmung der drei Wörter: Enthusiast, Visionär und Fanatiker, die mehr als bloß dem Grade nach unterschieden zu sein scheinen. Ich wagte es in dem Aufsatze Nr. III Erklärungen abzugeben, die, wo ich nicht irre, den Unterschied deutlich anzeigen und von fruchtbaren Folgen sind." Dieser bisher unbekannte Aufsatz ist der hier mitgetheilte, welches Herr Oelsner leider nicht beachtet hat.

sie erregen, sich gar bald erkennen lassen. Daher auch die Regel des Horaz für den dramatischen Dichter:

Segnius irritant animos demissa per aurem,
Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus, et quae
Ipse sibi tradit spectator.

Sie findet aber nur da statt, wo das Gesicht anschauende, das Gehör hingegen blos Zeichenerkenntniß gewähren kann. In andern Fällen ließe sich die Regel umkehren, wie oben von der Musik ist angemerkt worden.

Dieselben Ideen wirken nicht auf alle Subjecte, und auf dasselbe Subject nicht unter allen Umständen mit gleicher Gewalt. Dieses lehrt die tägliche Erfahrung, und aus der Psychologie läßt sich auch Grund davon angeben. Man kann sagen: die Kraft der Ideen, mit welcher sie wirken, richtet sich subjective 1) nach dem Grade und Verhältnisse unserer Fähigkeiten, Neigungen, Fertigkeiten u. s. w., mit einem Worte, nach unserm Genie, und 2) nach den zufälligen Beschaffenheiten und Umständen, in welchen sich unser Gemüth zu der Zeit befindet, da der Eindruck geschehen soll, d. h. nach unserer Laune. Die kraftlosesten Ideen können in gewissen Seelen die stärkste und außerordentlichste Bewegung hervorbringen, wenn ihnen Genie und Laune günstig sind.

Man nennt denjenigen einen Enthusiasten, auf dessen Gemüth minder kräftige Vorstellungen von einer gewissen bestimmten Gattung (die nämlich seinem Genie entsprechen) mit solcher Energie wirken, daß sie alle seine Geisteskräfte aufregen und zu Einem Endzwecke thätig machen. Wir sind alle mehr oder weniger empfindsam gegen Tugend, Religion, Vaterland, Freundschaft, ob sie gleich als allgemeine Ideen und als bloße Zeichen minder kräftig sein müssen. Wenn aber das Genie eines Menschen danach gestimmt und die Laune günstig ist, so kann bei Anhörung bloßer Worte ein Enthusiasmus in seiner Seele entstehen und ihm eine Thätigkeit verleihen, die ihm selbst eingehaucht scheinen wird, weil sie ihren sichtbaren Ursachen so wenig entspricht.

Mancher ist gegen Vorstellungen von einer gewissen Gattung so quik [1]), so leichtbeweglich, daß seine Erfindungs- und Einbildungskraft durch die bloßen Zeichen derselben in Bewegung

[1]) Es ist interessant, dieses uns als selbständiges jetzt ganz verloren gegangene Wort unserer Muttersprache hier, am Ende des 18. Jahrhunderts, in dem Schriftstücke eines Gelehrten noch wiederzufinden.

gerathen, die Zeichen in Bilder, und die Bilder oder Phantasmata in gegenwärtige Empfindungen verwandeln. Diesen nennen wir einen Visionär, Erscheinungsseher.

Auf den Schwärmer oder Fanatiker wirken die Ideen, welche seinem Genie analogisch sind, mit mehr Wärme als Licht. Sie setzen die verborgensten Triebfedern seines Herzens in heftige, anhaltende Bewegung und lassen sie in wirkliche Handlungen, und zwar in starke und außerordentliche Handlungen ausbrechen, die mehrentheils böse sein werden, weil sie aus einer unreinen Quelle fließen, und nicht Wahrheit, sondern Wahn und Träumerei zum Grunde haben.

Ueber die Begeisterung in den schönen Künsten und Wissenschaften hat Sulzer (Artikel Begeisterung) eine Abhandlung, die überaus lesenswerth ist. Eine Vergleichung dieses Artikels mit dem Artikel Enthusiasme in der „Encyclopédie" kann einem Freunde der deutschen Philosophie nicht anders als sehr angenehm sein.

Moses Mendelssohn an Moses Fürst und Joseph Gugenheim in Kopenhagen.

52.

Berlin, den 15. Juni 1784. (26. Siwan 5544.)

An meine guten Brüder in Kopenhagen Herren Moses Fürst und Joseph Gugenheim meinen brüderlichen Segen und Gruß zuvor.

Brüder, liebe Getreue!

Wenn ich Euch Jemand empfehle, so ist es, verlaßt Euch auf mein Wort, gewiß kein Mann, der Euch um Euer Geld oder um Euren guten Namen bringen, Keiner, der in Eurem Hause, oder in Eurer Küche, oder in Eurem Weinkeller (wenn Ihr einen habt), oder in Eurem Schlafzimmer wird den Meister spielen wollen; Keiner, der Euch ein Buch verehrt, das Ihr nicht braucht, und Euch dafür Geld abnimmt, das Ihr gar wohl braucht, sondern ein Mann, der mehr Eure Thüre als Euren Beutel beständ-

dig offen zu finden wünſcht, der Euch höchſtens ein Stündchen Zeit abfordern wird, mit der man ohnehin nicht ſehr karg umzugehen pflegt, und bei dem dieſes Stündchen ſelbſt nichts weniger als verloren iſt, denn ſeine Unterhaltungen ſind ſo nützlich und lehrreich, daß ſie den Verluſt zweifach erſetzen, — ein ſolcher Mann iſt nun der Herr Iſaak Euchel [1]), der Ihnen dieſes Handbillet oder dieſen Cabinetsbefehl vorzeigt von Ihrem guten

Bruder

Moſes Mendelsſohn.

(Dieſer in jüdiſch-deutſchen Lettern geſchriebene Brief wurde zuerſt von dem ſel. Dr. B. Beer in Dresden veröffentlicht in Frankel's Monatsſchrift für Geſchichte und Wiſſenſchaft des Judenthums, VIII, 265.)

53.

Aus der „Hamburgiſchen Neuen Zeitung".

In dem zweiten Stücke der „Hamburgiſchen neuen Zeitung" finde ich eine Anzeige und Beurtheilung meines Schreibens an Herrn Lavater [2]). Letztere war mir in der That einigermaßen unerwartet. Wir haben das Publikum vor der Hand nur als Zuſchauer, noch nicht als Richter herbeigerufen. Wollen die Recenſenten bei unſerm Kampfſpiele Secundanten abgeben, ſo ſollen ſie ſich nicht zu früh einmiſchen, beſonders da ich nicht erwarten kann, daß Einer von ihnen auf meine Seite treten werde. Indeſſen muß ich mir das Urtheilen gefallen laſſen und bitte nur um die genaueſte Richtigkeit in Anſehung meiner Worte. Ich ſage S. 11 meines Schreibens [3]): „Die Entfernteit von Ihrer Religion, die ich Ihnen und Ihren Freunden zu erkennen gegeben, hat ſeit der Zeit nicht [4]) abgenommen und die Hochachtung für den moraliſchen Charakter des Stifters? Sie hätten die Bedingung nicht verſchweigen ſollen, die ich ausdrücklich hinzugethan

---

1) Freund, Schüler und Biograph Mendelsſohn's.
2) Vom 12. Dezember 1769. (Geſ. Schr. III, 37—50.)
3) Schr. III, 42.
4) Im Schreiben ſelbſt ſteht: nichts.

habe, so hätte ich auch diese noch jetzo einräumen können." Der Recensent verschweiget den Umstand wegen der ausdrücklich hinzugethanen Bedingung und begnügt sich zu sagen: „Seine Hochachtung für den moralischen Charakter des Stifters unserer Religion hätte er schon Herrn L. persönlich eingestanden." Was für Ursache hat man meine Gesinnungen anders vorzustellen, als ich sie angebe? Der Recensent wußte ja nicht, wie wichtig oder unwichtig die Einschränkung war, die ich hinzugethan, und konnte immer noch voraussetzen, daß ich sie wenigstens für sehr nothwendig halten müsse, weil ich Herrn L. darüber in Anspruch nehme.

Ich sage in meinem Schreiben[1]), daß mir das Werk des Herrn Bonnet selbst in seiner Art, als Vertheidigung der christlichen Religion, den Werth nicht zu haben dünkte, den Herr B. darauf setzte, und ich hätte manche Vertheidigung derselben Religion gelesen, die mir gründlicher und philosophischer geschienen. Der Recensent führt diese Stelle an, und am Ende sagt er, ich hätte selbst eingestanden, daß die christliche Religion noch besser vertheidigt werden könnte, als es im Buche des Herrn Bonnet geschehn. Die kleinste Wendung, die man meinen Worten giebt, läßt auf meine Gesinnung ein falsches Licht fallen, in welchem ich sie mit gutem Gewissen nicht kann erscheinen lassen. Ich kann nicht eingestehen, daß eine Sache *noch besser* vertheidigt werden kann, wenn ich nach meinen Religionsgrundsätzen glaube, daß sie *gar nicht* vertheidigt werden könne, aber ich kann gestehen, von einer Sache, die ich keiner Vertheidigung fähig halte, Vertheidigungen gelesen zu haben, die mir philosophischer und gründlicher geschienen, als eine gegebene.[2])

Moses Mendelssohn.

Berlin, den 10. Januar 1770.

(Aus der „Hambnrgischen neuen Zeitung" vom Jahre 1770, No. 11, den 19. Januar, von mir mitgetheilt in Frankel's Monatsschrift, VII, 279.)

---

[1]) S. 28; Schr. III, 47.

[2]) Lavater nimmt in seiner Antwort an Mendelssohn vom 14. Februar 1770 auf diese Erwiderung Bezug und führt sogar eine ganze Stelle derselben wörtlich an; vgl. S. 11, Schr. III, 56.

Mendelsſohn an die Gemeinde zu Schwerin.

54.

Ihre angenehme Zuſchrift vom vergangenen Monat habe ich wohl erhalten. Ich ſehe daraus, daß Ihr Landesherr Ihnen befohlen, die Todten drei Tage aufzubewahren, ehe Sie ſie unter die Erde bringen laſſen. Sie, meine Herren! ſcheinen darüber ſehr bekümmert und gekränkt zu ſein, als wenn der Landesherr Sie zwingen wollte, die Religion unſrer Väter zu verlaſſen, oder ein moſaiſches Recht, oder eine Vorbauungsregel der Rabbiner zu übertreten. Ich geſtehe gern meine Unwiſſenheit, daß ich das nicht einſehen, und die Urſachen zu den großen Anſtalten, die Sie darüber treffen wollen, nicht begreifen kann. Ob ich nun ſchon weiß, daß Ihr Rabbi ſelbſt ein Geſetz-Gelehrter, und auch mit Geſetzlehrern hinlänglich umgegangen iſt, um ſelbſt die Sache zu entſcheiden: ſo will ich doch nicht unterlaſſen, Ihnen meine Meinung darüber zu eröffnen. Wenn ich irre, nehme ich Zurechtweiſung gerne an. Nach meinem Dafürhalten liegt in der Folgeleiſtung dieſes landesherrlichen Befehls nicht die mindeſte Geſetzübertretung, wie Sie zu finden glauben.

Unſere Weiſen lehren zwar, daß derjenige, der einen Todten bei ſich übernachten läßt, ein verneinendes Geſetz übertritt (ein verneinendes Geſetz iſt ein Geſetz, das etwas zu unterlaſſen befiehlt). Allein dieſe Lehrer erlauben doch auch das Uebernachten des Todten, wenn es zur Ehre des Verſtorbenen geſchieht, oder wenn es der Zeit bedarf, um für ihn Sarg und Sterbekleider oder wehklagende Weiber, die die Bahre begleiten ſollen (eine morgenländiſche Sitte, die jedoch im Judenthume ſo unweſentlich iſt, daß ſie ſchon längſt unter uns abgeſtellt worden iſt), holen zu laſſen, oder es ſeinen Verwandten und in den großen Städten bekannt zu machen (ſiehe Jore Dea §. 357). Haben ſie nun das Uebernachten des Todten ſolcher geringfügigen Urſachen halber nachgegeben, um wie viel weniger darf er weggeſchafft werden, wenn der entfernteſte Zweifel vorhanden iſt, daß er noch zu ſich kommen und wieder aufleben könne. Iſt es doch fundamental bei uns, daß kein Geſetz ſtattfindet, wo Lebensgefahr dabei obwaltet.

Wenn indeß unſre Lehrer die Beſorgniß, daß der Abgeſchiedene wieder aufleben könne, nicht mit den das Begräbniß aufſchiebenden Urſachen angeführt haben, ſo muß uns das nicht wundern, denn der Fall: Jemanden lebendig zu begraben, konnte

bei ihnen nicht eintreten, war ganz unmöglich. Sie setzten nämlich ihre Verstorbenen in unterirdischen Höhlen und Gewölben bei, und ließen sie da drei Tage bewachen, um zu sehen, ob sie etwa noch lebten, oder dann wieder erwacht wären. So heißt es ausdrücklich in dem Tractate Semachoth: „Auf dem Begräbnißorte bewacht man die Todten drei Tage, ohne zu besorgen, daß man dadurch den Sitten der Emoriter nachahme. Einst bewachte man einen vermeinten Todten, der wieder auflebte und erst nach 25 Jahren starb. Auch von einem andern weiß man, daß er wieder zu sich kam, hernach fünf Kinder zeugte, und alsdann erst starb." Auf diese Weise konnten unsre Gesetzlehrer wohl verordnen, daß, wer mit der Wegschaffung des Abgeschiedenen aus dem Hause eilte, lobenswerth sei, da bei ihnen nicht die mindeste Gefahr vorhanden war. Wir aber, die wir unsere Todten auf eine Art bestatten, die keine Bewachung zuläßt, müssen sie freilich so lange unbeerdigt lassen, bis wir von ihrem wirklichen Ableben die überzeugendsten Beweise haben. Wenn uns der Fall begegnete, daß wir hinterher, und wenn es schon zu spät ist, das Wiederaufleben eines vermeinten Todten (dessen Möglichkeit uns doch die angeführten Fälle beweisen), womit könnten wir unsre Sorglosigkeit verantworten?

Ein bewährtes Kennzeichen eines wirklich erfolgten Todes giebt es nach dem einstimmigen Zeugniß der weisesten Aerzte nicht; der Mensch kann oft in eine solche Ohnmacht versinken, daß Pulsschlag und Athemholen gänzlich mangeln, so daß die Umstehenden ihn für todt halten, obschon er demungeachtet noch lebt, und man muß also durchaus warten, bis der Körper wirklich zur Verwesung übergegangen, um vor dessen Nichtwiederaufleben sicher zu sein. — Daß unsere Gesetzlehrer mit den Aerzten einerlei Meinung gewesen, erhellet nicht nur aus dem schon oben Angeführten, wo sie ausdrücklich Fälle erzählen, da man vermeinte Todte in den Gewölben beigesetzt, die hernach aufgelebt sind, sondern auch aus anderen Stellen des Talmuds. — [1])

Ich sende Ihnen also beiliegend ein Schema zu einer Vorstellung, [2]) die Sie meines Bedünkens Ihrem Landesherrn zu überreichen hätten. Wahrscheinlicher Weise wird er mit dem Vorschlag zufrieden sein, und jeder Sterbliche wird dadurch in Frie-

---

[1]) Besonders ist hierüber zu vergleichen Talmud Babli Joma 85 a.
[2]) Abschrift dieser Vorstellung ist nicht vorhanden.

den zu ſeinen Vätern verſammelt werden. Sollte aber der Landesherr auf ſeine Befehle beſtehen, ſo können Sie nichts Beſſeres thun, als nach dem Beiſpiele unſerer Vorfahren auf Ihrem Begräbnißplatz ein Gewölbe bauen, wo die Abgeſchiedenen nach hergebrachter Sitte können gereinigt, drei Tage lang bewacht und alsdann erſt begraben werden. Dieſes zu thun iſt nach meiner Meinung die Pflicht einer jeden frommen Gemeinde, nicht aber von jenen Verordnungen, die vernünftig ſind, abzugehen. Die Rabbiner unſrer Zeit ſollten ſie dazu anhalten und die Sache befördern.

Ich weiß zwar auch, daß Sie mir nicht folgen werden, denn die Macht der Gewohnheit iſt ſtark, ja vielleicht werde ich Ihnen gar als ein Irrlehrer durch meinen Vorſchlag erſcheinen. Immerhin! Habe ich doch mein Gewiſſen von der Schuld befreit. Ich bin u. ſ. w.

Berlin, im Mai 1772.

Moſes Mendelsſohn.

(Sammler, 1785, 170 ff.)

Plan und Einrichtung einer Heirathsgeſellſchaft,

welche mit dem Beginne des Jahres 5537 (September 1776) ihren Anfang nehmen ſoll [1]).

55.

Es verbinden ſich eine Anzahl Familienväter unſerer Gemeinde in Kraft ihrer Unterſchrift, ſich einander die Laſt und ſchweren Ausgaben bei der Ausſtattung und Verheirathung ihrer Töchter zu erleichtern und ſo oft einer von ihnen, ſo Gott will, eine Tochter verheirathet, ihn durch einen unten zu beſtimmenden Beitrag gemeinſchaftlich zu unterſtützen. Um nun dieſen Beitrag auf eine leichte und ſichere Art zu leiſten, wird Folgendes feſtgeſetzt:

1) Zahlt ein jedes Mitglied jedes Mal, daß ein Mitintereſſente eine Tochter ausgibt, einen Beitrag, der nicht weniger als

---

[1]) Mendelsſohn war mit Iſaak Deſſau, Zacharias Veitel u. A. Vorſteher dieſer Geſellſchaft.

sechszehn Groschen und nicht mehr als einen Reichsthaler in Courant sein soll, wie unten Artikel 13 hierüber das Nähere bestimmt und festgesetzt werden wird.

2) Damit die Gesellschaft einen Vorschuß habe, die erste vorfallende Auszahlung ohne Zeitverlust bestreiten zu können, so zahlt jedes Mitglied, sobald die Gesellschaft zu Stande kömmt, einen Reichsthaler zum Antrittsgeld. Dieses Antrittsgeld soll

3) sobald eine Summe von zweihundert Reichsthalern beisammen sein wird, dergestalt sicher ausgethan werden, daß auf Erfordern die benöthigte Summe sogleich ausgezahlt werden könne; damit aber

4) dieses Alles in gehöriger Ordnung und mit zuverlässiger Sicherheit der Theilhaber behandelt werden möge, so übernehmen vor der Hand die fünf ersten Mitglieder der Gesellschaft, deren Namen unten genannt sind, als Vorsteher die Direction und machen sich anheischig, Alles der Vorschrift gemäß zu besorgen, welche dahero auch für jetzt, so lange die Gesellschaft noch nicht geschlossen ist, sich die Befugniß vorbehalten, die sich zu dieser Gesellschaft meldenden Personen dem gemeinschaftlichen Befinden nach, entweder anzunehmen oder abzuweisen, sobald aber die Gesellschaft geschlossen sein wird, müssen sie mit zehn Mitgliedern, die durch das Loos gezogen werden, über wichtige Vorzüge deliberiren und nach Stimmenmehrheit beschließen.

5) Sollte einer oder mehrere dieser Vorsteher abgehen, so wählen die noch übrigen Vorsteher nach Stimmenmehrheit andere tüchtige Subjecte von den Mitgliedern an deren Stelle und haben sie hierbei besonders dahin zu sehen, daß vorzüglich bewährte und gottesfürchtige Männer dazu erwählt werden, welche das Zutrauen der Gesellschaft verdienen. Diese Wahl ist den Vorstehern umsomehr zu überlassen, da sie unentgeltlich wegen richtiger Berechnung der Einnahme und Ausgabe am Solidum haften müssen.

6) Ein jeder Vorsteher muß das Amt wenigstens ein Jahr übernehmen, bevor er um dessen Entledigung antragen kann.

7) Einer dieser Vorsteher, nämlich Herr Isaak Dessau, übernimmt für dieses Mal die Einnahme und Ausgabe und sorgt dafür, daß das Geld sicher untergebracht wird. Wenn eine Tochter ausgestattet werden soll, so besorgt er den Beitrag von den Interessenten und die Auszahlung an denjenigen, der solchen haben soll, weshalb diejenigen Mitglieder, welche ihre Töchter wirklich

werden verlobt haben und im Laufe des Jahres Hochzeit machen wollen, es zu Anfang des Jahres den Vorſtehern zu melden haben, die dann das Erforderliche beſorgen, und bekömmt der Vater der Braut ſogleich eine von den Vorſtehern unterſchriebene Anweiſung, gegen welche ihm acht Tage nach der Hochzeit die fixirte Summe ausgezahlt werden ſoll.

8) Wenn Jemand zehn Jahre contribuirt hat und ſich nicht im Stande findet, den Beitrag fortzuſetzen, ſo ſoll ihm ſolcher auf die Hälfte heruntergeſetzt und nach Befinden ganz erlaſſen werden, ohne daß deshalb ſein Beneſiz aufhören ſoll.

9) Ein jedes Mitglied, welches in dieſe Geſellſchaft aufgenommen wird, empfängt ein Buch, auf deſſen erſtem Blatt die ſämmtlichen Vorſteher und im Namen Aller genannter Herr Iſaak Deſſau ſchriftlich atteſtiret, daß der Inhaber zum Beſten einer von ihm mit Namen anzuzeigenden jüdiſchen Jungfrau in die Geſellſchaft getreten, einen Reichsthaler zum Eintrittsgeld und zwei Groſchen bei Empfang des Buches zu allerhand nöthigen Ausgaben, als Drucker-, Buchbinderlohn u. dgl. erlegt habe. In dieſes Buch wird auch der jedesmalige Beitrag von einem der Vorſteher atteſtirt, und da es nöthig iſt,

10) daß die Geſellſchaft einen Boten habe, ſo ſoll ſolcher von dem Vorſteher angenommen und von den eingehenden Intereſſen nach Billigkeit bezahlt werden.

11) Der Beitrag der ſich hierbei intereſſirenden Mitglieder geſchieht Sonntag und Mittwoch Nachmittags von 2—4 Uhr nach jedesmaliger Ankündigung zu Händen des genannten Herrn Iſaak Deſſau, welcher die Einnahme hat, und müſſen die Bücher von den Intereſſenten mitgeſchickt werden, damit dieſer den Empfang atteſtiren kann.

12) Da ferner aber ein Mitglied in Entrichtung ſeines jedesmaligen Beitrages nachläſſig ſein möchte, ſo ſoll Solches zwar einmal umſonſt durch den Boten erinnert werden, und wenn er nach Verfließung von acht Tagen mit ſeinem Beitrag noch zurückbleibt, ſo ſoll ſolches zum letzten Male gegen Bezahlung von zwei Groſchen an den Boten erinnert werden, und wenn er dieſer Erinnerung ungeachtet mit ſeinem Beitrag aufs Höchſte noch acht Tage zurückbleibt, ſo verliert ſolches Mitglied ſein Recht an dieſe Geſellſchaft, geht ſeines Beitrages bis dahin verluſtig und wird nicht anders angeſehen, als wenn er niemals zur Geſellſchaft gehört hätte.

13) Die Anzahl der Mitglieder ist vor der Hand auf dreihundert und der jedesmalige Beitrag auf sechszehn gute Groschen Courant festgesetzt, damit jedes Mitglied bei Verheirathung einer Tochter, seinen eigenen Beitrag miteingerechnet, die Summe von zweihundert Reichsthalern zu genießen habe. Sollten sich nur zweihundert oder weniger Mitglieder melden, so wird der Beitrag auf einen Reichsthaler festzusetzen sein, welches den Interessenten um so weniger lästig werden kann, da in diesem Falle nach Verhältniß auch weniger Heirathen vorfallen können. Es versteht sich aber von selbst, daß im Falle die Anzahl der zweihundert Mitglieder nicht beisammen ist, keinem Theilhaber ein Mehreres gereicht werden kann, als von den wirklichen Mitgliedern à ein Reichsthaler zusammengebracht wird. Ist die Anzahl zwischen zweihundert und dreihundert, so wird der Beitrag von den Vorstehern pro Rata zu 18, 20 oder 22 Groschen ausgeschrieben und zum Heirathsgeld gegeben.

14) Da man zum Wohle unserer Gemeindemitglieder diese Gesellschaft zur Wirklichkeit zu bringen gedenkt, so wird man sich zur Aufnahme der Mitglieder, ohne Unterschied und Ausschließung, arm wie reich, bis zum Neumond des Tebeth 5537 (Januar 1777) willig finden lassen, und können auch Witwen für ihre Töchter, und Waisen für sich selbst mit eintreten, jedoch müssen die Töchter hiesige Stadtkinder sein. Es wird auch bei der ersten Aufnahme auf keinen Unterschied des Alters gesehen, nur werden wirkliche Bräute hiervon ausgeschlossen, vom Neumondstage des Tebeth aber an wird keine Aufnahme für eine Tochter angenommen, die über zehn Jahr alt ist, jedoch hat derjenige, welcher vor diesem Termine eingetreten, den Vorzug, daß er nach Verheirathung seiner ältesten Tochter alsofort für eine der folgenden eintreten kann, wenn sie nicht über achtzehn Jahr alt ist, worüber er bei Empfang des Heirathsgeldes zu erklären und bei den Vorstehern die nöthige Anzeige zu thun hat.

15) Wenn ein Mitglied stirbt, so hat diejenige Tochter, welche der Vater dazu ernannt hat, bei ihrer Verheirathung den Betrag zu genießen, wenn sie gleich nach dem Tode ihres Vaters nicht continuiren kann, jedoch hängt es von der Dispension des Verstorbenen ab, ob der Beitrag nicht sofort nach seinem Tode seiner Witwe oder den Waisen zum Lebensunterhalt gegeben werden soll; wenn aber die von dem Vater ernannte Tochter, sei es bei seinem Leben oder nach seinem Tode, unverheirathet mit Tode

abgehen sollte, so fällt das Benefiz auf die nächst folgenden Töchter, und im Falle er keine mehr hat, so cessirt solches völlig, wenn sie bei Lebzeiten des Vaters verstorben; ist sie aber nach dem Tode ihres Vaters ihm unverheirathet gefolgt, so verbleibt das Benefiz den Waisen oder der Witwe, wenn er keine Kinder hinterlassen hat.

Zu mehrerer Beglaubigung ist die in funfzehn Punkten verfaßte Einrichtung der etablirten Heirathsgesellschaft von den zeitigen fünf Vorstehern eigenhändig unterschrieben.

Berlin, am Neumondstage des Elul 5536.

(Aus einem Quittungsbuche [§ 9] im Besitze des Hrn. Flatau in Berlin.)

56.

Bald nach dem Tode Lessing's faßte Mendelssohn den Plan, das Leben und den Charakter seines Freundes zu beschreiben. Wiewohl von mehreren Verehrern Lessing's, wie Herder, Nicolai u. A. ermuntert, ließ er die Arbeit doch wieder fallen. Folgendes ist der Entwurf zu der Charakteristik, der Karl Lessing in die Hände fiel und den dieser „von Wort zu Wort, wie er sich auf einem besondern halben Bogen befindet", in der Lebensbeschreibung seines Bruders (Gotthold Ephraim Lessing's Leben nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlasse [Berlin, 1795], II, 14 ff.) einschaltete.

„Hauptzüge."

„Liebe zum Forschen. Dieser konnte er alle seine übrigen Neigungen aufopfern. Lieblingsneigung sich der schwächern Seite anzunehmen. Scharfsinn, der an Sophisterei gränzte. Scharfsinn mit reichhaltigem Witze verbunden. Dieser führte ihn durch alle Fächer der Literatur mit gleichem Fortgang, und machte sie ihm alle gleich angenehm. Das Jagen behagte ihm mehr als das gejagte Wildbret.

Vernünftige nicht sinnliche Einbildungskraft. Mehr Fähigkeit sich in Leidenschaft zu denken, als zu versetzen. Daher das Gekünstelte, fast Verkünstelte, seiner verliebten Auftritte. Daher sein aufrichtiges Geständniß, er habe mehr Kritik als Genie. Am glücklichsten war er in solchen Charakteren, die an den seinigen gränzten. Tellheim und der Tempel-

herr werden mit den Jahren Odoardos. Juſt wird durch Religion zum Kloſterbruder.

Beſcheiden in einem hohen Grade. Mangel an äußerlicher Höflichkeit. Unfähigkeit mit den Großen umzugehen. Eindruck den d'Alembert's Abhandlung Sur le commerce de gens de lettres avec les Grands auf ihn machte. Entfernung von aller Gleißnerei, von Eigennutz und Eigendünkel. Nahm Tadel und Verbeſſerung von Freunden mit der größten Bereitwilligkeit an. Mildthätigkeit mit äußerlichem und innerlichem Vermögen. Unverdroſſenheit ſich zu allen Zeiten in Unterſuchungen einzulaſſen und von ſeinen Einſichten mitzutheilen. Ohne Ruhmredigkeit, ſo daß man ſich ſelbſt weiſer dünkte, ob man gleich deſſen Ueberlegenheit nur allzuſehr empfand.

Iſt es Reichthum oder Beſcheidenheit, daß er es ſich nie merken ließ, wenn er beſtohlen ward? Ein Exempel hiervon ſeine Gedanken vom Lachen und Weinen:

„„Ich hatte die Abſicht nicht zu plündern, ſondern war vielmehr einem ordentlichen Hauswirthe zu vergleichen, der Sachen in Verwaltung nimmt, ohne Buch darüber zu führen, und daher in Gefahr kommt, ſich fremdes Gut anzumaßen.

Beſtimmung des Menſchen mehr Forſchen als Finden. Das Finden ſoll Abſicht ſeyn, aber die Mittel ſelbſt ſind Endzweck: ſo wie beim Wohlwollen. Wahrheit wie Münze zugezählt, ohne Unterſuchung des Schrots und Korns, iſt ſchädlich. Daher der beſtändige Zirkel in Wiſſenſchaften und Künſten. Weg der Vorſehung! Nutzen der Vorurtheile. Die Vorſehung, ſagt man, habe den Menſchen Wohlwollen ins Herz gelegt, damit ſie ſich bei ihrer Schwachheit behülflich ſeyn mögen. Ich würde ſagen, die Vorſehung hat den Menſchen Schwäche zugetheilt, damit Wohlwollen einen Gegenſtand habe.

Alles Beſtreben der Menſchen hat das Erlangen eines gewiſſen Guts zur Abſicht und den Beſitz deſſelben zum Ziele. Der Beſitz aber macht ſelten ſo glücklich, als das Erlangen. Auch kann das Beſtreben ſelbſt unſere Kräfte zuweilen auf eine unſeren Neigungen angemeſſene Weiſe beſchäftigen, daß wir uns dabei wohl befinden; und in dieſem Falle kann ſogar Beſtreben ohne zu erhalten, glücklicher machen, als Beſitz ohne Beſtreben. Nur muß die Hoffnung des Erhaltens mit in Anſchlag kommen; indem ſie den Genuß vermehrt. Zuweilen aber

giebt uns der Beſitz mehr Gelegenheit unſere Kräfte thätig zu erhalten, oder auf eine unſeren Neigungen angemeſſene Weiſe zu beſchäftigen als das Beſtreben. In dieſem Falle kann das Beſtreben bloß als Mittel begehrlich ſeyn, und, in Ermangelung des Endzweckes, als ein Uebel angeſehen werden: z. B. der Bau eines Hauſes, die Cur einer Krankheit.

Gefundene Wahrheit hat einen doppelten Nutzen; einen theoretiſchen und einen praktiſchen. Die überlieferte Wahrheit iſt ſteril an theoretiſchem Nutzen. Daher kann der ſpekulative Kopf ſie gar wohl dem Forſchen nachſetzen.

Mit der Stelle aus dem Spinoſa haben Sie recht, ſchreibt er den 14. Septbr. 1757. Ein abermaliger Beweis, wie obenhin ich alles anzuſehen gewohnt bin. Wenn Ihnen mehr aufſtoßen ſollte, was mit meiner (oder vielmehr Ihrer) Erklärung des Lachens u. ſ. w.

(Decbr. 1760.) Sie gehen auf Ihrem Pfade fort u. ſ. w. Welche Beſcheidenheit! Und vollends der vom Aug. 1761. Wahrer Ausdruck ſeiner innern Empfindungen!

Derſelbe Inhalt im ſchaurigen Tone an Herrn Nicolai Octbr. 1762.

Klopſtock und Gerſtenberg (Auguſt 1767).

Wohlthätigkeit und Milde (October 1768).

Forſchen nach Wahrheit — Vorurtheile — (Januar 1771).

Ueber Emilia Galotti (April 1772).

Ueber Leibnitz und das Geheimniß der Dreieinigkeit (May 1774).

Beſſer eine unphiloſophiſche Sache philoſophiſch vertheidigen.

Ueber Phyſiognomik (Julius 1776).

Ueber Bunkle (März 1779).

57.

Grundartikel des Judenthums,

nach R. Moſche Maimonsſohn, von Moſes Mendelsſohn.

Daſeyn Gottes.

1. Ich erkenne für wahr und gewiß, daß ein Gott ſey, nehmlich ein höchſtes Weſen, welches all-

mächtig, allwissend und allgütig ist, welches alle Dinge außer ihm hervorgebracht hat und beim Daseyn erhält. Was dieses Wesen außer sich nicht erschaffen hat, kann nicht vorhanden seyn, und was nicht von seiner unendlichen Güte erhalten wird, kann nicht einen Augenblick bestehen. Dieser Gott allein ist ein selbstständiges unabhängiges Wesen, das zu seinem Daseyn keines andern Dinges bedarf, alle übrigen Wesen aber sind abhängig von ihm und seinen göttlichen Eigenschaften.

Einheit.

2. Ich erkenne für wahr und gewiß,
daß dieser Gott, der Schöpfer und Erhalter aller Dinge, ein einfaches, einiges und einziges Wesen sey; einfach, ohne Theile und Glieder; einig, von welchem keine Vielheit sich denken läßt, und einzig, dem kein anderes Wesen außer ihm gleichen kann. „Höre Israel! Der Ewige unser Gott ist ein einziges ewiges Wesen!"

Geistigkeit.

3. Ich erkenne für wahr und gewiß,
daß dieses selbstständige und einige Wesen ein Gott sey, d. i. ein unkörperliches Wesen, dem keine Eigenschaft, Zufälligkeit und Beschaffenheit der Materie zukommen kann.

Ewigkeit.

4. Ich erkenne für wahr und gewiß,
daß dieses selbstständige, einige und geistige Wesen ewig sey, d. i. von Ewigkeit her da gewesen und in Ewigkeit seyn wird, und daß sein Nichtseyn oder Aufhören unmöglich und undenkbar sey.

Anbetung.

5. Ich erkenne für wahr und gewiß,
daß wir verbunden sind, diesen einigen Gott allein und kein anderes Wesen außer ihm anzubeten, d. i. seine unendliche Größe, Güte und Barmherzigkeit von allen unseren Kräften anzuerkennen, unser zeitliches und ewiges Wohl einzig und allein von ihm zu erwarten, und ihn allein und kein anderes Wesen außer ihm darum anzuflehen und in der Noth anzurufen.

Eingebung.

6. Ich erkenne für wahr und gewiß,
daß Gott einigen Menschen, die ihm wohlgefallen, die Gabe der Prophezeiung verleihet, d. i. ihnen Dinge durch göttliche Hingebung bekannt macht, die anderen Menschen unbekannt sind, und durch sie zuweilen seinen göttlichen Willen und seine Befehle zu erkennen giebt und zusendet.

Vorzug Mosche's.

7. Ich erkenne für wahr und gewiß,
daß Mosche, unser Lehrer, der größte aller Propheten gewesen, die je gewesen sind und sein werden, und daß kein Sterblicher in der Gabe der Prophezeiung ihm gleich zu setzen sey.

Gesetzgebung.

8. Ich erkenne für wahr und gewiß,
daß das Gesetzbuch, welches uns Mosche hinterlassen, ihm auf eine übernatürliche Weise eingegeben worden und keinen einzigen Vers oder Spruch enthalte, den Mosche von selbst, ohne göttliche Eingebung, niedergeschrieben haben sollte, und daß ferner die uns überlieferte Erklärung und Auslegung dieser von Mosche niedergeschriebenen Gesetze gleichfalls göttlichen Ursprungs sey.

Unveränderlichkeit der Gesetze.

9. Ich erkenne für wahr und gewiß,
daß dieses von Gott selbst überlieferte Gesetzbuch niemals eine Veränderung gelitten, auch niemals die mindeste Veränderung leiden werde.

Vorsehung.

10. Ich erkenne für wahr und gewiß,
daß Gott auf alle Handlungen und Gedanken der Menschen achte, daß seiner Allwissenheit nichts unbekannt bleibe, daß sich seine göttliche Vorsehung über Alles erstrecke und daß es ihm wohlgefalle, wenn wir das Gute thun und befördern, das Böse unterlassen und zu verhindern suchen.

Vergeltung.

11. Ich erkenne für wahr und gewiß,
daß Gott in diesem oder in jenem zukünftigen Leben diejenigen belohnen wird, welche seine Gebote halten, diejenigen aber bestrafen wird, die sie übertreten.

Messias.

12. Ich erkenne für wahr und gewiß,
daß die Kinder Abraham's, Isaac's und Jacob's nicht immer von dem gelobten Lande entfernt und unter anderen Nationen zerstreut leben werden, sondern Gott wird zu einer Zeit, die ihm allein bekannt ist, aus dem Hause David's ein gesalbtes Haupt erwecken, das dieses Volk wiederum zu einer freien Nation machen und in dem Lande ihrer Väter über sie regieren wird.

Auferstehung.

13. Ich erkenne für wahr und gewiß,
daß Gott nach dieser Zeit die Tugendhaften, welche sich seiner höchsten Gnade würdig gemacht, vom Tode erwecken und auferstehen lassen wird, damit sie Theil nehmen an der Glückseligkeit ihrer Kinder und Nachkommen.

(Handschriftlich.)

58.

Ueber die erzwungenen Verträge.

1) Der Krieg ist ein Zustand, in welchem die Menschen ihre streitigen Rechte nicht die Vernunft sondern die Gewalt entscheiden lassen.

2) Der Sieg giebt dem Sieger die Rechte des beleidigten Theils.

3) Der Sieger kann also Entschädigung verlangen, Ersatz für Schaden und Gefahr.

4) Ihm allein kommt es zu, die Gränzen der Schadloshaltung zu bestimmen, denn ihm allein sind die Collisionsfälle bekannt.

5) Indeß ist er innerlich verbunden, die wahren Gränzen nicht zu überschreiten.

6) Und wenn er dieses thut, so beleidigt er wiederum von seiner Seite, wiewohl nur innerlich.

7) Wenn aber offenbar und über alle Zweifel hinweg ist, daß er die Gränzen überschritten und sich nichts einräumen lassen,

als ihm Schaden und Gefahr verurſacht worden; wenn kein Colliſionsfall zu erdenken, der ſeine Schätzung der Beleidigung rechtfertigen könnte, ſo hat der Beſiegte ein vollkommenes Recht, den Ueberſchuß zu reclamiren.

8) Es giebt alſo Fälle, wo erzwungene Traktate aufhören, verbindlich zu ſein, und aufgehoben werden können.

(Aus einem handſchriftlichen Collegienhefte Wilhelm von Humboldt's im Beſitze der Königl. Bibliothek in Dresden.)

59.

Aus einem Stammbuche.

Die Geſchichte der Menſchenduldung.

Auch ſie entſprang wie ihre Mutter, die Weisheit, aus dem Haupte Jupiter's,
Aber nicht in voller Rüſtung; Berlin ſah ſie geboren werden, ſah ſie auf
Der Mutter Schooß kindlich tändeln und kindlich weiſe Thaten beginnen.
Wien hörte aus dem Munde dieſes Fremdlings noch nie gehörte liebevolle
Sprüche und erwartet nun auch bald weiſe Thaten:
Ihr irdiſches Bild nennt ſich Fanny Arnſtein und ihr irdiſcher Geſchichtſchreiber
Moſes Mendelsſohn.

(Aus Jedidja von J. Heinemann. 3. Jahrg., S. 112.)

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.